

Nach der Natur gezeichnet von E.T. Compton

Mezzotinto Bruckmann

## ZWILLINGE IM VALGRAGIS

ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN  
UND ÖSTERREICHISCHEN  
□ ALPENVEREINS □

BAND XXXXI  
JAHRGANG 1910

# ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN □ ALPENVEREINS □

REDIGIERT VON HEINRICH HESS

□ BAND XXXXI □  
JAHRGANG 1910

*M. 20 J. 1910*



MÜNCHEN 1910 :: VERLAG DES DEUTSCHEN  
UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS  
HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.G. IN MÜNCHEN  
:: IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER ::  
J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN

---

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

---



## INHALTS-VERZEICHNIS

	Seite
1. <i>A. von Guttenberg</i> : Johann Fischbachs Bilderzyklus „Bäume Deutschlands“ .....	1
2. <i>Th. Künkele</i> : Der Hochgebirgswald .....	6
3. <i>Professor Dr. Otto von Zwiedineck-Südenhorst</i> : Einige Betrachtungen über die Kosten der Turistik einst und jetzt .....	18
4. <i>Dr. Gustav Kuhfahl</i> : Die Photographie in den Alpen .....	30
5. <i>L. Wunder</i> : Gletscherturen in Island .....	46
6. <i>Robert Liefmann</i> : Aus den Gebirgen der Vereinigten Staaten von Amerika .....	59
7. <i>Oskar-Erich Meyer</i> : Zwischen Sixt und Barberine (Die Berge vom Mont Buet bis zur Tour Sallière) .....	85
8. <i>M. Zeller</i> : Die Reiteralpe .....	137
9. <i>Dr. Karl Blodig</i> : Aus dem Gebiete der Tübinger Hütte (Garneratal, Vorarlberg) ..	183
10. <i>Dr. Hermann Schwarzweber</i> : Die Durreckgruppe. Ein Beitrag zu ihrer Erschließung	202
11. <i>Dr. Günter Dyhrenfurth</i> : Aus der Ofenpaßgruppe. Beiträge zur Erschließung der Engadiner Dolomiten .....	241
12. <i>Viktor Baumann u. Friedrich Berger</i> : Schneeschuhfahrten in den Münstertaler Alpen	284
13. <i>K. Plätschinger</i> : Erschließende Nachlese im Nordzuge der Palagruppe .....	304

## VOLLBILDER

	Seite
1. <i>Zwillinge im Valgragis</i> . Zeichnung von E. T. Compton. Mezzotinto von F. Bruck- mann A.-G. ....	Titelbild
2. <i>Matterhorn</i> . Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl. Autotypie von C. Angerer & Göschl	32
3. <i>Mount Rainier von Longmire Springs</i> . Aufnahme von Dr. R. Liefmann. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	64
4. <i>Powells Plateau im Colorado-Cañon</i> . Aufnahme von Dr. R. Liefmann. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	74
5. <i>Eau Noire mit Mont Ruan und Mur des Rosses</i> . Naturaufnahme von G. Zindler. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	98
6. <i>Tour Sallière (Grand Revers) vom Glacier de Plan Nèvé</i> . Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	126
7. <i>Auf der Reiter Alpe: Blick von der Bodenrainalm auf die Gruppe der Häuslhörner</i> . Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	142
8. <i>Das Stadelhorn vom Wagendröschelhorn</i> . Naturaufnahme von Dr. F. Benesch. Licht- druck von F. Bruckmann A.-G. ....	150

	Seite
9. <i>Die Randabstürze des Großen Weitschartenkopfes.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	158
10. <i>Die „Drei Brüder“ von Reit aus.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	170
11. <i>Der Hirschbühelkamm von der Mairbergscharte.</i> (Im Hintergrund die Leoganger Steinberge). Naturaufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	178
12. <i>Hochmaderer und Valgragiskamm vom Kleinen Seehorn gesehen.</i> Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	186
13. <i>Umgebung der Tübinger Hütte</i> (Garneratal). Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	194
14. <i>P. 3053, Durreck und Zwieselnöckl</i> (bei Neuschnee). Aufnahme von Dr. K. Dörrer. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	210
15. <i>Sauwipfl und Hirbernock</i> (bei Neuschnee). Aufnahme von Dr. K. Dörrer. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	218
16. <i>Großer Mostnock aus dem Bojertal</i> (bei Neuschnee). Naturaufnahme von Dr. K. Dörrer. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	226
17. <i>Sesvennagletscher.</i> Verlag von J. Feuerstein in Schuls. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	244
18. <i>Scarl mit der Pisocgruppe.</i> Verlag von J. Feuerstein in Schuls. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	256
19. <i>Piz Cranz von Norden.</i> Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	264
20. <i>Tavrügruppe vom Piz Mingèr.</i> Aufnahme von H. Cranz. Autotypie von C. Angerer & Göschl .....	272
21. <i>Fuldera d'Ora mit Piz Lad.</i> Aufnahme von Friedrich Berger. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	292
22. <i>Paß Dössradont. Übergang von Santa Maria nach San Giacomo</i> (Oberitalien). Aufnahme von Friedrich Berger. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	300
23. <i>Umrahmung des Mulazkessels.</i> Aufnahme von Wilh. Lass-Wien. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	310

## BILDER IM TEXTE

	Seite		Seite
1. Tanne. Zeichnung von Johann Fischbach .....	2	5. Alpenfichte. Zeichnung von Johann Fischbach .....	4
2. Bergahorn. Zeichnung von Johann Fischbach .....	2	6. Lärche. Zeichnung von Johann Fischbach .....	4
3. Weißföhre. Zeichnung von Johann Fischbach .....	3	7. Arve oder Zirbelkiefer. Zeichnung von Johann Fischbach .....	5
4. Österreichische oder Schwarzföhre. Zeichnung von Johann Fischbach .....	3	8. Krummholzkiefer. Zeichnung von Johann Fischbach .....	5

	Seite		Seite
9. Blick auf Mount Hood vom Südgrate des Mount Tacoma. Aufnahme von Prof. R. Liefmann...	81	25. Grundübelturm (Westgrat des Grossen Grundübelhorns) Naturaufnahme von M. Hartmann .....	167
10. Glacier Point (Yosemitetal). Aufnahme von Prof. R. Liefmann...	81	26. Gruppe der Grundübelhörner. Naturaufnahme von M. Zeller .....	167
11. Partie aus dem Göttergarten (Colorado Springs). Aufnahme von Prof. R. Liefmann .....	82	27. Die Südabstürze des Hauptkammes vom Hirschbübelkamm aus. Naturaufnahme von M. Hartmann..	168
12. Partie aus dem Göttergarten (Colorado Springs). Aufnahme von Prof. R. Liefmann .....	82	28. Südwand des Wagendrischelhorns. Naturaufnahme von M. Zeller ..	168
13. Die Berge zwischen Sixt und Barberine. Kartenskizze von O.-E. Meyer	86	29. Höhle in der Südwand des Wagendrischelhorns. Naturaufnahme von M. Hartmann .....	169
14. Pic de Tenneverge von der Pointe des Rosses. Naturaufnahme von O.-E. Meyer .....	115	30. Mühlsturz- und Grundübelhörner von Südosten (mit Großem Mühlsturzgraben). Naturaufnahme von Georg Weiß .....	169
15. Mont Buet von der Pointe des Entrèves. Naturaufnahme von O.-E. Meyer .....	115	31. Kleiner Bruder vom Alpatal. Naturaufnahme von M. Zeller .....	170
16. Haute Pointe und Pointe Centrale des Perrons. Naturaufnahme von O.-E. Meyer .....	116	32. Gipfel des Kleinen Bruders vom Mittleren Bruder. Naturaufnahme von W. Deimler .....	170
17. Ostflanke der Pointe de la Feniva. Naturaufnahme von O.-E. Meyer	116	33. Garnerasee. Zeichnung von E. T. Compton .....	185
18. Südsüdwestgrat des Mur des Rosses vom Glacier des Rosses. Naturaufnahme von G. Zindler .....	117	34. Kartenskizze der Durreckgruppe. Zeichnung von Herm. Schwarzweber .....	204
19. Grat zwischen Tour und Pointe des Rosses. Naturaufnahme von G. Zindler .....	117	35. Längenprofil der Durreckgruppe: Luttach—Durreck—Ochsenlenke. Zeichnung von Herm. Schwarzweber .....	206/7
20. Tour des Rosses vom Ostgrat der Pointe des Rosses. Naturaufnahme von G. Zindler .....	118	36. Klausensee mit Gr. Löffler. Aufnahme von Dr. Karl Dörrer ....	235
21. Tour Saillière, Ruan, Mur und Tour des Rosses. Naturaufnahme von G. Zindler .....	118	37. Blick von P. 2103 in den Abschluß des Groß-Klausentals mit Klausenkees (Sonnenuntergang bei Neuschnee). Aufnahme von Dr. Karl Dörrer .....	235
22. Kartenskizze der Reiteralpe. Zeichnung von M. Zeller .....	138	38. Auf dem Grat zum Zwieselnöckl. Aufnahme von Herm. Schwarzweber .....	236
23. Grundübelturm von Westen. Zeichnung von L. Schmidkunz .....	166	39. Blick vom Zwieselnöckl auf Groß-	
24. Grundübelhörner von Norden. Zeichnung von L. Schmidkunz .....	166		

	Seite		Seite
Mostnock und Taufers. Aufnahme von Hermann Schwarzweber . . .	236	54. Kartenskizze der Starlergruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth .	282
40. Kartenskizze der Ofenpaßgruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth . .	242	55. Westliche Ortlergruppe im Winter, vom Monte Livrio. Aufnahme von Friedrich Berger . . . . .	289
41. Kartenskizze der Pisocgruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth . . . . .	248	56. Ortler vom Turettaspasse. (Blick gegen Südosten). Aufnahme von Friedrich Berger . . . . .	289
42. Plavnagruppe und Laschadurellagruppe vom Piz Stragliavita. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . .	253	57. Oberes Münstertal und Ofenpaß. Aufnahme von Friedrich Berger . . . . .	290
43. Piz Mingèr dadora vom Piz della Crappa. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . . .	253	58. Santa Maria. Aufnahme von Friedrich Berger . . . . .	290
44. Blick vom Crap Putèr auf Piz Plavna dadaint und Piz Nair. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . . .	254	59. Pforzheimer Hütte. Aufnahme von Adolph Witzemann . . . . .	291
45. Piz Plavna dadaint vom Plattas. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . . .	254	60. Montpitschen und Piz Forratrida von der Fuorcla Sesvenna aus. Aufnahme von Adolph Witzemann . . . . .	291
46. Piz Plavna dadaint vom Mingèrgrat. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . . .	255	61. Sesvennagruppe von der Raßasspitze aus. Aufnahme von Adolph Witzemann . . . . .	292
47. Piz Stragliavita und Piz Nuna. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . . .	255	62. Untere Abseilstelle am Vierfingerturm. Aufnahme von A. Blattmann . . . . .	309
48. Piz dels Lais und Piz della Baseglia vom Macunplateau. Aufnahme von G. Dyhrenfurth . . . . .	256	63. Torre di Farangole (Vierfingerturm und Wienerturm) und Campanile di Val Grande. Aufnahme von W. Laß . . . . .	309
49. Piz Murtèra. Aufnahme von A. Spitz . . . . .	256	64. Cima di Val Grande (N.W.-Wand) und Cima di Bureloni. Aufnahme von A. Blattmann . . . . .	310
50. Kartenskizze der Plavnagruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth . . . . .	266	65. Campanile Lastei und Cima Zopel vom Nordgrat der Cima del Mulaz (im Hintergrunde Monte Agnèr). Aufnahme von A. Blattmann . . . . .	310
51. Kartenskizze der Nunagruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth . . . . .	272		
52. Kartenskizze der Laschadurellagruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth . . . . .	278		
53. Kartenskizze der Tavrùgruppe. Zeichnung von G. Dyhrenfurth . . . . .	280		

## JOHANN FISCHBACHS BILDER- ZYKLUS „BÄUME DEUTSCHLANDS“

□ VON A. V. GUTTENBERG □

In den Jahren 1865 bis 1869 ließ der damals in München tätige Landschafts- und Genre-Maler Johann Fischbach eine Reihe von Baum- und Waldbildern unter dem Titel „Bäume Deutschlands“ erscheinen, die in weiten Kreisen große Anerkennung fand und schon damals als „ein geradezu klassischer Bilderzyklus, der an Poesie und einfacher GröÙe der Konzeption an die besten alten Meister erinnert“, bezeichnet wurde.<sup>1)</sup>

Dem Hauptausschuß unseres Deutschen und Österreichischen Alpenvereines ist es nun durch das freundliche Entgegenkommen des Eigentümers dieser Bilder, des Herrn Oberinspektors Beringer in Tutzing bei München, möglich geworden, photographische Wiedergaben derselben in nahezu Originalgröße für das im Entstehen begriffene „Alpine Museum“ anfertigen zu lassen, und es werden diese schönen Bilder unstreitig einen erfreulichen Schmuck für unsere neue Schöpfung bilden. Es mag daher auch berechtigt sein, ihnen hier einige Worte zu widmen.

Der genannte Bilder-Zyklus besteht aus 28 Kohlezeichnungen, welche nicht nur die einzelnen Baumarten in ihrer Wuchsform und der Wirkung ihres Baumschlages außerordentlich naturgetreu und charakteristisch zur Anschauung bringen, worin sie jedem Landschaftler als Vorbild dienen können, sondern die den Beschauer auch durch die poesievolle Auffassung und durch die Übereinstimmung des ganzen Landschaftsbildes sowie der es belebenden Staffage mit den Heimatsbedingungen der betreffenden Baumart in hohem Maße erfreuen.

So finden wir die Weiden, die Schwarzpappel und die zartbelaubte Esche am Seegestade oder am Ufer sanft fließenden Wassers, die Erle und Birke am rauschenden Gebirgsbache; die Zitterpappel, der Maßholder (Feldahorn), die Hainbuche sind in eine sanfte Tallandschaft gestellt, die von arbeitendem oder ruhemdem Landvolk oder auch von Viehherden belebt ist; andere Bilder, wie jene der Fichte, Lärche und Zirbe, bieten dagegen Ausblicke auf die Felsen- und Gletscherwelt des Hochgebirges. Um die Linde am Dorfplatz ist die ländliche Jugend zu munterer Kurzweil versammelt, wogegen die alte Ulme mit ihrem kräftigen Stamm und der weitausgelegten, zartbelaubten Krone im vornehmen Park (Englischer Garten in München) ihren Platz gefunden hat. Das Bild der Edelkastanie versetzt uns sofort in eine südliche Gegend und Bevölkerung (Südtirol); jenes der Roßkastanie dagegen in die Stadt mit prächtigem architektonischem Hintergrund. Die Bilder der Eiche und der Buche sind von Hoch- oder Schwarzwild belebt, andere führen uns in die Nähe ländlicher Gehöfte mit den zugehörigen Gruppen von Menschen oder Haustieren. Im Kiefernwalde der Ebene, der uns neben dem Fichtenwald das meiste Nutzholz liefert, sind Holzarbeiter und Fuhrleute in Tätigkeit, welche der am Weg im Vordergrund gelagerte alte Förster überwacht, der dabei geruhsam sein Pfeifchen raucht.

In dieser Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Umgebung und der Staffage er-

<sup>1)</sup> Deutscher Wald und Hain in Bild und Wort. Von J. Fischbach und H. Masius. München 1871, Friedrich Zeltschrift des D. u. Ö. Alpenvereines 1910

Bruckmanns Verlag. Das Werk ist längst vollständig vergriffen; die Negative der Bilder existieren nicht mehr.



Abb. 1. Tanne

weist der Schöpfer dieser Bilder neben hohem künstlerischen Können auch einen seltenen Ideenreichtum und ein liebevolles Studium der Natur.

Mit gutem Verständnis hat der Künstler auch unsere eigentlichen Waldbäume, wie Fichte, Tanne, Buche und Kiefer, in ihrem gesellschaftlichen Bestande als Wald, andere, wie die Ulme, den Bergahorn, den Nußbaum usw. in ihrer Erscheinung als frei erwachsene Einzelbäume wiedergegeben.

Für die erst der neuesten Zeit angehörige Lehre der Forstästhetik oder des Schönen im Walde und dessen Pflege bilden demnach diese Bilder eine vortreffliche Illustration; ihre Aufnahme in das Alpine Museum des Alpenvereins dürfen wir unsomermehr mit Freude begrüßen, als gerade in der gegenwärtigen Zeit die Bestrebungen auf Erkenntnis und Erhaltung der Waldesschönheit immer mehr Verbreitung finden. Sie können durch Betrachtung dieser Bilder nur gefördert werden.

Seine Vorbilder hatte sich Fischbach aus verschiedenen Gebieten, hauptsächlich wohl aus Bayern, zum Teil aber auch aus seiner Heimat Österreich und einzelne auch aus der Schweiz geholt. So ist das Bild der Silberpappel dem Wiener Prater, jenes der Schwarzföhre der Gegend von Baden-Vöslau entnommen; für andere sind die Studien in der Umgebung von Salzburg und München oder vom Chiemsee, für die Lärche, Zirbe und Bergföhre in Tirol und der Schweiz gemacht worden. Die berühmten Eichenwälder des Spessarts lieferten ihm das Bild einer mächtigen Traubeneiche mit ihrem mehrere Meter umfassenden Schaft und den kraftvoll ausstreichenden Ästen.

Das reizende Bild des Tannenwaldes (Abb. 1) führt uns in die Steiermark und zwar in jene Zeit zurück, in welcher noch in jedem „Graben“ dieses eisengesegneten Landes der schwere Eisenhammer eines Sensenwerkes pochte. Ganz vorzüglich sind hier an der im Vordergrund stehenden Tanne die Stammbildung und Beastung dieser Holzart, in den weiter zurückstehenden Bäumen aber die den alten Tannen eigentümliche Gipfelbildung wiedergegeben.

Leider mußte die Wiedergabe dieser Bilder für unsern Zweck, die Leser der „Zeitschrift“ mit denselben bekannt zu machen, auf wenige Vertreter beschränkt werden;



Abb. 2. Bergahorn

es wurden hierzu vorwiegend Bilder derjenigen Holzarten ausgewählt, welche dem Hochgebirge angehören.

Von den Laubhölzern ist darunter nur der Bergahorn (Abb. 2, S. 2) vertreten, welche Holzart, abgesehen von ihrem Nutzwerte, vielfach eine der schönsten Zierden in der Landschaft unserer Alpenländer darstellt. Das Bild ist aus der Ramsau bei Berchtesgaden geholt, wo noch heute prächtige Exemplare des Bergahorns zu finden sind, und zeigt uns den



Abb. 3. Weißföhre

Baum mit seinem kurzen aber kräftigen Stamm und seiner breitblättrigen Krone in der Nähe einer Alpwirtschaft mit dem Ausblick auf einen Gebirgssee.

Auch die Buche würde wohl zu den auch der alpinen Region noch angehörigen Bäumen zu rechnen sein, wenn sie auch ihre schönste Entwicklung nur in den tieferen Lagen aufweist. Das Bild Fischbachs führt uns auch nicht in die hochschäftigen Säulenhallen des Buchenwaldes, wie wir sie z. B. im Wienerwalde und in vielen Buchenwäldern Deutschlands finden, sondern es zeigt uns diese Baumart in der mehr gedrungeneren, tiefbeasteten Form, wie sie der Buche an der oberen Grenze ihrer Verbreitung zu eigen ist. Auch der schäumende Wildbach, ein Rudel Hochwild auf der Lichtung im Vordergrund und der Ausblick auf entfernte Hochberge zeigen uns, daß wir es hier mit der Buche des Hochgebirges zu tun haben. Leider konnte dieses Bild in unsere beschränkte Auswahl nicht aufgenommen werden.

Des Bildes der gemeinen Kiefer oder Weißföhre (Abb. 3) haben wir schon früher gedacht; die Wuchsform dieser Holzart mit ihrer abgewölbten Krone, den hängenden, graugrün benadelten Ästen, sowie der Charakter der Landschaft, in welcher wir ausgedehnte Föhrenwaldungen vorfinden, sind ganz vorzüglich wiedergegeben. Dasselbe gilt von dem nächsten Bilde (Abb. 4), welches uns die in Niederösterreich einheimische

Schwarzföhre vorführt mit ihrem kurzen, meist etwas krummen Schaft und der breit ausladenden Schirmkrone, die mit ihren langen, dunkelgrünen Nadelbüscheln sich wirksam vom Horizonte abhebt. An Nutzwert geringer als die meisten übrigen Nadelhölzer ist sie gleichwohl sehr hoch zu schätzen, da sie noch auf sonst fast sterilem Felsboden gedeiht und denselben beschirmt, andererseits aber mit ihren oft bizarren Formen wesentlich zur Verschönerung der



Abb. 4. Österreichische oder Schwarzföhre

Landschaft beiträgt und dieser, wenn sie — wie im Rax- und Schneeberggebiet — die steilen Kalkwände mit ihren pinienartigen Silhouetten bekrönt, einen besonderen Charakter aufprägt.

Der Fichte, als der wichtigsten und verbreitetsten Holzart vieler Gebiete Deutschlands und Österreichs, sind zwei Bilder gewidmet, deren eines den geschlossenen Fichtenwald der tieferliegenden Gegenden mit der heute schon fast der Romantik angehörenden Figur des Köhlers bei seiner



Abb. 5. Alpenfichte.

Waldkohlung in sehr feiner Ausführung, das andere aber die „Alpenfichte“ (Abb. 5) aus der Höhenregion zeigt. Es sind Veteranen ihrer Art, die, von Wind und Wetter zerzaust, bereits Jahrhunderte diesem Ansturm der Elemente trotzen. Der Blick auf die im Hintergrunde liegenden Almhütten, zu welchen soeben die Viehherde aufgetrieben wird, und der schäumende Gletscherbach lassen erkennen, daß wir uns bereits auf der Höhe der oberen Waldgrenze befinden. Der Auftrieb der Viehherde, den wachsamen Spitz voran, dann die Sennerin mit ihrem „ledigen“ Buben, am Schluß der Bauer mit seinem Ackergaul, der das Sennereigeräte trägt, das alles bringt naturwahres Leben in das sonst düster gehaltene Bild.

In noch höhere Regionen führen uns die beiden folgenden Bilder der Lärche (Abb. 6) und der Zirbe (Abb. 7, S. 5) mit schnee- und gletscherbedeckten Hochbergen im Hintergrunde. Auf der unwirtlichen Höhe des ersten Bildes, über welche eben ein Schwärzer seine Ware auf verbotenen Pfaden trägt, scheint Sturm zu herrschen, denn die weiche, lichte Benadelung der alten Lärchen erscheint wie flammend aufwärts gepeitscht und auch die zum Teil bereits dürren Wipfel der weiter zurückstehenden Bäume lassen die gewaltsame Einwirkung des Sturmes erkennen. Dagegen herrscht auf dem Bilde der Zirbe oder Arve, welches dem



Abb. 6. Lärche

an Arvenbeständen reichen Engadin entstammt, vollkommen ruhige Luft, so daß auch der Charakter der Baumform und der mit ihren dichten, blaugrünen Nadelbüscheln sehr zart wirkenden Belaubung dieser „Königin der Alpenwälder“ bestens zum Ausdruck kommt. Die Entlegenheit der Gegend, in der wir uns befinden, von menschlichen Wohnsitzen hat der Zeichner durch das heute auch dort bereits seltene Wild der beiden Bären



Abb. 7. Arve oder Zirbelkiefer

Künstler ebenso verstanden hat, die gewaltige Natur des Hochgebirges wie die lieblichen Landschaften des Gebietes der edleren Laubhölzer darzustellen.

Noch sei es gestattet, einiges über die Person des Künstlers, dem wir diese Bilder verdanken, beizufügen.

Johann Fischbach war wie Meister Schwind, mit dem er befreundet und gleichzeitig in München tätig war, ein Österreicher, und zwar zu Grafenegg in Niederösterreich am 5. April 1797 geboren. An der Wiener Akademie hatte er sich hauptsächlich für das Landschaftsfach ausgebildet. Er hat aber nicht nur auf diesem, sondern auch auf dem Gebiete der Genremalerei sowie in der Kunst des Radierens Bedeutendes geleistet, wie einige Bilder, die von ihm in der kaiserlichen Gemäldesammlung in Wien und in der Neuen Pinakothek in München zu finden sind, erweisen. Nachdem er zunächst einige Stellungen als Zeichenlehrer und Direktor einer privaten Kupferstichsammlung in und bei Wien eingenommen hatte, schlug er im Jahre 1840 sein Heim in Salzburg und später in dem schönen Aigen bei Salzburg in der Nähe des berühmten Aigner Parkes auf, von wo er im Jahre 1860 nach München übersiedelte. Hier entstanden unsere Bilder der „Bäume Deutschlands“ sowie eine zweite Reihe von Kohlezeichnungen als „Künstlerische Wanderungen durch das Salzkammergut“. Der am 19. Juni 1871 eingetretene Tod setzte seiner reichen künstlerischen Tätigkeit vor der Vollendung des letzt-erwähnten Zyklus ein Ende.



Abb. 8. Krummholzkiefer

angedeutet, die sich hier ein Stelldichein geben.

Das letzte Bild endlich (Abb. 8) führt uns zuhächst hinauf in die Urheimat der Gemse und des Adlers, wo nur mehr das niedere Gestrüpp der Legföhre oder Krummholzkiefer die Geröllhalden und sonst unwirtlichen Hänge bedeckt. Mächtige Höhen ragen im Hintergrunde auf und zwischen diesen ist ein Gletscher eingebettet, dessen Zunge bis tief unter unseren Standpunkt herabreicht. Wir sehen daraus, daß es der

## DER HOCHGEBIRGSWALD

□ VON TH. KÜNKELE □

### □ PHYSIOGNOMIE DES HOCHGEBIRGSWALDES

Die Waldungen der Ebenen, der Hügelländer und der meisten Mittelgebirge Deutschlands stellen sich in ihrem heutigen Zustand als Forste dar, die durch den Einfluß der Bewirtschaftung zwar in einzelne Teilflächen aufgelöst, innerhalb dieser aber im allgemeinen gleichaltrig und geschlossen sind und nicht selten aus nur einer Holzpflanzenart bestehen.

Einen ganz andern Charakter haben sich die Waldungen des Hochgebirgs bewahrt. An den unteren, mäßig geneigten Hängen freilich hat auch hier der jahrhundertelange, gleichmachende Einfluß des Menschen die alten, unregelmäßigen Waldbilder oft von Grund aus zerstört. Sobald aber die Steilheit der Hänge zunimmt, zeigt sich der Wald ungleichartiger und zugleich lichter, weil Felswände, Geröllhalden, Runsen, Lawingänge und Holzriesen die Hänge durchfurchen, so daß der Wald, statt in zusammenhängender, geschlossener Masse, schließlich nur noch in Form von schmalen Streifen, von Bändern und Dreiecken auftritt, die vom Tal gegen den Berg emporklettern.

In den sonnigen Lagen ist die Waldfläche unterbrochen von ausgedehnten Matten oder von räumig bestandenen Hutweideflächen und der Wald ist auf die steileren Partien zurückgedrängt. Die schattseitigen Lagen dagegen sind meist ganz dem Wald überlassen, sagen ihm vielfach auch besser zu.

Steigen wir höher hinauf, so verläßt uns die Weißtanne, später auch die Buche und noch später der Bergahorn und weithin bleibt die Fichte fast Alleinherrscherin; in den alsdann folgenden Höhen finden sich Lärche und Arve ein, vermögen aber hier nur noch Bestände von lockerem Schlusse zu bilden, die den Boden nur teilweise decken. Und wenn wir zur Waldgrenze kommen, dann finden wir zwischen den mit allen Unbilden der Witterung kämpfenden Bäumen und solchen, die bereits im Todeskampf liegen, gar manchen alten Recken, der ihn ausgekämpft hat, aber noch im Tode seinen Platz behauptet.

In der Zusammensetzung des Hochgebirgswaldes ist besonders bemerkenswert seine verhältnismäßige Armut an Holzarten gegenüber dem gemischten Walde des Flachlandes (Föhre, Birke, Hainbuche, Schwarzerle, Aspe, Linde, Esche, Flatterulme, Spitzahorn, und besonders die Eiche treten ganz zurück, dafür erscheinen Eibe und Zirbe). Auch im Flachland treffen wir vielen Orts Holzartenarmut, die aber dann fast stets durch künstliche Eingriffe des Menschen verursacht ist; dieser Prozeß der Verarmung des Waldes an Holzarten ist im Flachland dank den heutigen Anschauungen der Forstwirte als beendet anzusehen, und im Hochgebirge hat er und wird er nirgends so wirksam werden können, weil die natürlichen Lebensbedingungen des Hochgebirgswaldes dem uniformierenden Prozeß der Verarmung an Holzarten und an Altersunterschieden viel mehr Widerstand entgegensetzen als jene des Flachlandwaldes.

Die allgemeine Frage nach den Gründen des Unterschiedes zwischen Hochgebirgs-

und Flachlandswald deckt sich also — von den Eingriffen des Menschen zunächst abgesehen — mit der Frage nach den

**LEBENSBEDINGUNGEN DES HOCHGEBIRGSWALDES** □ □

im Gegensatz zum Flachland.

Bei der Frage, ob den chemischen oder den physikalischen Eigenschaften des BODENS jeweils mehr Bedeutung beizulegen sei, kann man im Einzelfalle oft im Zweifel sein. Sicher aber ist, daß alle beide, insbesondere der Kalkgehalt, also auch die geologische Abstammung des Bodens, für den Haushalt des Waldes von Bedeutung sind. Wo sich in den Alpen die Keuperkalke zur Hauptfelsart erheben, wie in den bayerischen Alpen, finden wir im allgemeinen einen steinig, meist flachgründigen Kalkboden, der nur wenn mit Humus angereichert, einen fruchtbaren Waldboden abgibt, aber gegen Entblößung empfindlich ist; manchmal ist er mit Tonstreifen oder tonigem Sand gemengt und da sehen wir dann mit Vorliebe die Zirben auf ihm erscheinen. Einen geradezu ausgezeichnet guten Waldboden liefern: der Flysch der Voralpen, der Lias, die Rauhacken und meist auch die Gesteinsarten der Zentralkette. Daß die Holzpflanzen von der geologischen Abstammung des Bodens abhängig sind, sehen wir am ausgeprägtesten an dem Verhalten der Legföhre (Latsche) und der Bergerle. Die Bergerle bevorzugt die mergeligen, silikatreichen Böden des Schiefers und Urgebirgs, die Latsche dagegen die Kalkböden reiner Dolomitgebirge; die beiden Straucharten vertreten sich somit gegenseitig.

Um den Einfluß des HOCHGEBIRGSKLIMAS auf Bau und Haushalt der Alpenpflanzen zu erforschen, sind gerade in neuerer Zeit eingehende und zum Teil schon erfolgreiche Kulturversuche auf hochgelegenen Versuchsstätten, den sogenannten Alpengärten, vorgenommen worden. (Einer der bekanntesten ist der unter Leitung von Professor Göbel auf dem Schachen angelegte.) Die so gewonnenen Forschungsergebnisse kommen uns hier wesentlich zu Hilfe.

Eine gegenüber dem Klima der Ebene und der Mittelgebirge besonders auffällige Erscheinung in den Alpen ist die kurze Übergangszeit zwischen Winter und Sommer (nur wenige Tage) und die nur 2—4 Monate dauernde kurze Vegetationszeit im Hochgebirge. Da gilt es denn für die Pflanzenwelt, sich zu sputen und die Zeit zu nützen, und wenn der Sommer kommt, auch gleich bereit zu sein. Das können die Pflanzen nicht, welche im Herbst ihre Blätter und Nadeln abwerfen, wie das die Laubbäume und die Lärche tun, und deshalb sind die immergrünen Bäume und Sträucher hier von vornherein im Vorteil. Tatsächlich ist denn auch der Prozentsatz der Alpenflora an immergrünen Gewächsen ein besonders hoher.

Wenn nun im Sommer der Schnee geschmolzen ist und Wald und Weiden aper sind, so treffen die jungen Triebe der Bäume ein Klima an, das in ausgesuchter Weise geeignet ist, ihr Längenwachstum zu hemmen. Im Flachland wachsen die Pflanzen hauptsächlich nachts in die Länge, da das Licht dem Längenwachstum ungünstig ist. Aber im Hochgebirg sind die Nächte mit ihrer starken Ausstrahlung selbst im Hochsommer den Pflanzen meist viel zu kalt zum Wachsen, und tagsüber vermag die Pflanze unter dem Einfluß der so sehr gesteigerten Besonnung erst recht nicht das Versäumte wett zu machen; so bleibt zum Wachsen nur die kurze Zeit des Spätmittags und Abends und die Zeit trüber Tage. Zu dieser wuchshemmenden Wirkung des Hochgebirgssommers kommen noch die Fröste, denen beim Vegetationsbeginn die Endknospen und ihre jungen Triebe ausgesetzt sind und deren unausbleibliche Wirkung in dem gedrunghenen, oft sogar zwerghaften Wuchs der Hochgebirgsbäume zum Ausdruck kommt.

Die forstlichen Versuchsanstalten haben gerade diesen Fragen und besonders der Vererblichkeit des Zwergwuchses ihr besonderes Augenmerk gewidmet, zumal die Frage der Erbllichkeit von Standortseinflüssen von hoher allgemein wissenschaftlicher Bedeutung für die Theorie von der Fortentwicklung der Arten und von großer praktischer Wichtigkeit ist; und soviel wissen wir bereits, daß der langsame Wuchs und die kräftige Wurzelbildung der Hochgebirgsfichten von deren Nachkommen in der Ebene in der ersten Generation ebenso beibehalten wird, wie die lange Vegetationsdauer der Flachlandsfichte von deren Nachkommen im Gebirge.

Daß der Strauchwuchs die alpinen Vertreter von Föhre, Erle, Birke, Weide und Wacholder auch gegen allzugroße nächtliche Abkühlung schützt, indem die ganze Pflanze dadurch dem warmen Boden näher bleibt, und daß er auch einen Schutz gegen zu frühe Entblößung von der Schneedecke bildet, ist leicht zu erkennen. Und wer die ungeheuren Schneemassen kennt, die den größeren Teil des Jahres hindurch zentnerschwer auf der alpinen Pflanzenwelt ruhen, der weiß auch, woher die hundertfältigen Krümmungen, Windungen und Verschlingungen dieser Strauchbäume kommen, der weiß auch, warum ihr Holz so zäh, ihre Zweige so elastisch sind: auch bei ihnen hat Übung den Meister gemacht. Und wenn einmal ein Zweiglein so naseweis ist, über seine Genossen und über die Schneedecke hinauslugen zu wollen, so kommt die Strafe bald: beim Frostwind erfriert und in der Wintersonne vertrocknet es. So kommt es, daß die Höhe der Latschenwälder genau der Mindesthöhe der jährlichen Schneedecke entspricht.

Nicht selten findet man in den Latschenbeständen größere Plätze, die aussehen, als habe hier ein Feuer die Pflanzen verkohlt. Bei näherem Zusehen findet man die Nadeln büschelweise durch ein Gewebe schwarzbrauner Pilzfäden zusammengebacken und getötet. Das hat dann der Weberpilz getan, der uns in unsern Forstgärten fast alljährlich Millionen junger Fichten zugrunde richtete, bis wir beobachteten, daß er in feuchtigkeitsgesättigter Luft besonders gut gedeiht, wie sie unter dem Schnee besonders bei Tauwetter gegeben ist. Seitdem ziehen wir unsere jungen Fichten auf freien, tieferen Lagen mit mäßiger Schneedecke und stärkerer Luftbewegung. Aber in den jungen Schlägen droben in den höheren Lagen haust der rauchschwarze, schmutzige Schmarotzer immer noch in schnee-reichen Jahren. Er ist eine Geißel des Hochgebirgswaldes.

Doch alle diese Unbilden des langen alpinen Winters vermögen dem Wald weniger anzuhaben, als die übermächtige Wirkung des Windes, jenes scheinbar harmlosen, luftigen Gesellen, der aber zuzeiten mit unwiderstehlicher Gewalt über Berg und Tal, Baum und Strauch hereinbricht und, dem wilden Heere gleich, alles in seinen Bann schlägt.

In unseren von Taifun, Schirokko und Bora verschonten Breiten vermögen, neben den Forstleuten, im allgemeinen nur die Bewohner und Besucher der Alpen einerseits, der Meeresküste andererseits ein richtiges Bild von der Macht des Windes zu gewinnen. Wie groß die Gefahren sind, die dem Walde vom Wind drohen, mag daraus hervorgehen, daß bei Waldeinteilung und Hiebführung von den Forstleuten stets in allererster Linie auf die Hauptsturmrichtung Rücksicht genommen wird. Zwei gewaltige Sturmkatastrophen der siebziger Jahre haben aber gezeigt, daß auch diese Maßnahmen nicht immer genügen, besonders nicht in Fichtenwäldungen mit gleichmäßig alten Beständen. Da wir im Hochgebirge noch vorwiegend unregelmäßig bestockte Wäldungen haben, ist es von solchen gewaltig und plötzlich auftretenden Sturmschäden verschont geblieben, aber es leidet — ungleich mehr als die Ebenen und Hügeländer — unter der steten, nahezu unausgesetzten Kleinarbeit des Windes. Denn im Hochgebirge gibt es gar windgefährdete Stellen auf den Graten und Rücken, auf Nasen, Schneiden und Türmen; da weht jahraus

jahrein eine starke Luft und für den Baum, der hier erwächst, heißt es: biegen oder brechen. Und so verneigt er sich denn, wenn der Wind kommt, so gut er es über sich bringt. Aber das genügt dem Wind nicht immer, er peitscht ihm seine Krone und bricht ihr die schönsten Triebspitzen, Zweige und Äste aus, schlägt die verbleibenden Zweige aneinander und reibt die Nadeln ab, so daß die Zweiglein kahl in die Luft ragen, oder der Wind führt ein Schleifpulver mit in Gestalt von Eisnadelchen und poliert die Schutzschichte von der Baumoberfläche.

An Standorten, auf denen infolge der Geländebildung der Wind fast immer von der gleichen Seite herkommt, wirkt er natürlich einseitig auf die sich ihm darbietenden Bäume; auf der Stoßseite verkürzt er die Zweige, die hier teils ganz absterben, teils auffallend dicht werden, auf der geschützten Seite dagegen entwickelt sich die Krone des Baumes ungestört oder gar in gesteigertem Maße weiter und so nimmt sie denn bald eine fahnenförmige Gestalt an, sie hängt schließlich wohl oder übel den Mantel nach dem Wind: eine lebendige Wetterfahne.

Das allergefährlichste aber ist für das Pflanzenleben des Hochgebirgs die austrocknende Wirkung des Windes. Wenn im Spätwinter und im Frühjahr vor der Schneeschmelze ein Ersatz des von der Pflanze verdunsteten Wassers wegen des noch gefrorenen Bodens ausgeschlossen ist, da wirken die trockenen Winde auf die Pflanze schlimmer als die heißesten Sommertage. Wenn da der Föhn einsetzt, der beim Überschreiten der Alpen seine Feuchtigkeit verliert und als Urheber des Münchener Frühjahrsdurstes erhalten muß, dann verdursten auch Millionen von Pflanzenteilen, die der schützenden Schneedecke entbehren.

Zu diesen Schädigungen des Hochgebirgswaldes durch Frost, Schnee und Wind kommen noch die verheerenden Wirkungen der Schneelawinen und Steinschläge. Von den Felswänden, Weideflächen und sorglos entwaldeten Abhängen schiebt und stürzt sich allwinterlich das Heer der Lawinen herab, bricht in den Schutzgürtel des Waldes ein und vernichtet, was ihm im Wege steht. Das sind Fährlichkeiten, von denen der Flachlandswald naturgemäß völlig verschont bleibt.

Auch unter den schädlichen Wirkungen des Blitzes hat der Wald des Hochgebirgs ungleich mehr zu leiden als jener der Ebenen, da er ungleich mehr ausgesetzte Geländepartien, Kämme und Vorsprünge einnimmt und gerade diese hervorragenden Geländepunkte vom Blitz bevorzugt werden.

Wir haben nun eine ganze Reihe von schädigenden Einflüssen kennen gelernt, unter denen der Wald als solcher oder seine einzelnen Glieder gerade im Hochgebirge als Folge von dessen meteorologischen Verhältnissen zu leiden haben. Jede dieser Gefährdungen tritt zumeist nicht einzeln und allein auf, sondern in der Regel stürmen mehrere oder alle gleichzeitig auf Wald und Baum ein, sodaß wir es nicht mehr mit Einzelercheinungen, sondern meist mit einer ganzen Gefahrengruppe zu tun haben, der das Baumleben des Hochgebirgs ausgesetzt ist.

Aber so ganz schutzlos, wie es scheinen möchte, sind die Bäume doch nicht im Kampfe mit der Wettergunst der Alpen. Entweder ziehen sie sich in geschützte Lagen zurück, deren gerade das Hochgebirge auch wieder viele dem Walde bietet, oder sie nehmen ihre Zuflucht zur Bildung kurzer Triebe und zum Zwergwuchs, der ohnehin an so gefährdeten Orten durch natürliche Zuchtwahl begünstigt wird, oder sie erfinden besondere Kunstgriffe im Kampf ums Dasein. So kennen wir alle die ungeheure Wurzelentwicklung, mit der sich die alten, sturmgefährdeten Wetterbäume an den Boden klammern, und die Forstleute wissen auch, wie besonders tief in die Gesteinsspalten hinunter die Wurzeln der Hochlagenbäume eindringen und so den Baum verankern. Und wenn wir uns den Fuß solcher Bäume, insbesondere von Fichten, näher ansehen, dann finden wir, daß die Wurzeln über den Boden an dem Baumstamm heraufgreifen und an ihm ansetzen

in ähnlicher Weise wie die Muskeln und Sehnen an den Knochen, oder wie die Strebepfeiler an gotischen Bauwerken. Besonders stark sind diese Wurzeln an den Bergseiten, da sie hier besonders beansprucht werden, und wenn wir nun noch den kurzschäftigen, kegelförmigen Wuchs betrachten, der den Schwerpunkt möglichst tief und möglichst senkrecht über den Fußpunkt legt, so erkennen wir, wie genau sich der Baum nach den Gesetzen der Statik aufbaut. Dem entspricht sogar der Bau der feinsten Teile des Holzkörpers, die ebenfalls auf Zug und Druck konstruiert sind.

Das wirksamste Schutzmittel der Bäume im Kampf mit dem Klima ist ihre Vergesellschaftung zu Wald. Da hilft dann einer dem andern, der gegenseitige Nadel- und Laubabfall hält den Boden frisch und kräftig, das Kronendach schützt Boden und Waldluft vor austrocknenden Winden und allzu greller Besonnung, die fest verankerten Randbäume am Waldessaume nehmen dem anprallenden Winde seine Stoßkraft und leiten ihn über die Kronen der übrigen, geschlossener erwachsenen Genossen gefahrlos hinweg und diese letzteren erzeugen durch ihre Verdunstung jenes mildfeuchte Waldklima, das dieser Vegetationsform ebenso typisch wie förderlich ist.

Das ist ja das Grundgesetz der Pflanzengesellschaften, deren höchstentwickelte der Wald ist, daß die einzelnen Bürger dieser Pflanzenstaaten zwar miteinander ums Dasein kämpfen, aber auch einander helfen zum Wohle des Ganzen, soweit das Ganze gefährdet ist.

Wo die Vegetationszeit zu kurz und somit das Lichtbedürfnis des Einzelbaumes zu groß und gleichzeitig die Bodengüte zu gering ist, um so viele Bäume auf engem Raum zu ernähren, daß ihnen die Vereinigung zu Wald möglich wäre, da löst sich der Wald in Gruppen und Vorposten auf und hier treten dann die geschilderten Schutzmittel des Einzelbaumes in Tätigkeit.

Wir kennen nun die ganze Gruppe von Gefährdungen, denen die Waldbäume des Hochgebirgs ausgesetzt sind, und bedürfen nur noch der Erwägung, daß die verschiedenen Baumarten unter diesen Gefahren in sehr verschiedenem Grade zu leiden haben. Am gefeitesten gegen die Gefahren sind offenbar die Holzarten, welche sich sowohl in Gesellschaft wie auch als „Alleingänger“ auf den am weitesten vorgeschobenen Posten zu halten vermögen: Fichte, Lärche und Zirbe.

Und so gehen denn auch bekanntlich die verschiedenen Holzarten in den Alpen sehr verschieden hoch:

Die Lärche bis zu	2300 m	durchschnittlich,
Zirbe	„ „	2200 m
Fichte	„ „	2000 m, waldbildend bis zu 1600 m,
Berg-Ahorn	„ „	1700 m, „ „ „ 1300 m,
Buche	„ „	1600 m, „ „ „ 1300 m,
Tanne	„ „	„ „ „ 1400 m,
Kiefer	„ „	1600 m, „ „ „ 1500 m.

Die Region des geschlossenen Waldes geht also bis 1500 m durchschnittlich, zwischen 1500 und 2000 m (ungefähr) liegt die Region des Kampfgrütel, der Alpenweiden und der Alpensträucher, zwischen 2000 und 2800 m liegt die Region des absoluten Strauchwuchses und über 2800 m vermag das Pflanzenleben nur in Form von Kräutern, Algen, Flechten und Pilzen sich dauernd und kümmerlich zu fristen. Bis in die gleiche Höhe hinauf sendet übrigens auch die Tierwelt ihre letzten Vertreter aus der Gruppe der Käfer, Spinnen, Milben und Schnecken.

Die soeben angegebenen Höhen gelten natürlich nur annähernd; in den Einzelfällen wird die Baumgrenze jeder Holzart und noch viel mehr ihre Waldgrenze mitunter erheblich auf- und abwärts verschoben.

So liegt die absolute Baumgrenze im Innern der Alpenkette überall um 500—800 *m* höher als in den Voralpen.

Ebenso verschiebt die Himmelslage (Exposition) die Baumgrenzen, so daß diese auf Südsüdwest im allgemeinen um 100—400 *m* höher liegen als auf Nordnordost. Allerdings kommt in Einzelfällen auch das Gegenteil vor; so insbesondere in den Kalkalpen, wo auf der sonnigen Südseite das Gestein schwerer verwittert, schroffer bleibt; auch drücken auf den beweideten Südseiten die waldfreundlichen Eingriffe der Alpwirtschaft die Waldgrenze oft herab.

Ein weiterer Umstand, der die Baumgrenzen beeinflußt, ist die Neigung des Geländes. Mit zunehmender Steilheit nimmt die Intensität der Sonnenstrahlen auf der Südseite zu, auf der Nordseite ab, so daß sich auch hierdurch erhebliche Verschiebungen der Waldgrenze (bis zu  $\pm$  500 *m*) ergeben können. In den Alpen (46—48° nördlicher Breite) wird die Nordseite eines 60° steilen Berges sogar im Hochsommer nicht mehr von der Sonne getroffen; an solchen Hängen kann die Waldgrenze bis gegen das Tal herabsinken. Auch die Tallagen selbst sind noch nicht so warm wie sonnige Hänge, an denen die Baumgrenzen etwa 200 *m* höher steigen, als in gleich hohen Tälern.

Wo auf Terrassen oder auf tonigem Untergrunde der Boden naß und deshalb kalt ist, sehen wir auch gleich die wärmeliebenden Holzarten kümmern und zurücktreten und finden dann alpine Strauchvegetation mitten in der Waldzone, so besonders auf Filzen, Naßgallen und versumpften Stellen.

Ähnlich ist es auch mit der Wirkung der Wasserläufe, längs deren Ufer die Latsche in die Waldzone herabsteigt.

Dazu kommt schließlich die schon besprochene übermächtige Wirkung des Windes, um uns erkennen zu lassen, daß die vorhin angegebenen Ziffern der Baumgrenze in der Anwendung auf den Einzelfall viele Änderungen erfahren müssen, so daß sie nur in der Allgemeinheit als richtig gelten sollen.

Wir finden also, daß die Verbreitungsgrenzen der einzelnen Holzarten durchaus keine scharfe Linie darstellen, sondern daß die Region jeder Holzart an ihrer Grenze von einem mehr oder minder breiten Gürtel umsäumt wird, in welchem sie nur kümmerlich gedeiht, und schließlich unterliegt im Kampf gegen Klima, Boden und Konkurrenz der andern Gewächse. Am ausgeprägtesten sehen wir diesen Kampfgürtel dort, wo der Baumwuchs überhaupt aufzuhören beginnt, wo Fichte, Lärche und Zirbe nicht mehr gegeneinander, sondern nebeneinander kämpfen gegen die Ungunst des Klimas oder auch gegen Lawinen und Steinschläge. Wo nur klimatische Gründe bestimmend sind, wie besonders in den höheren Mittelgebirgen, da ist der Kampfgürtel breit; wenn aber, wie das in den Alpen häufig ist, Felswände und Schuttfelder weit herab reichen und die Baumgrenze bestimmen, dann folgt auf Wald in voller Gesundheit oft unvermittelt die Strauch- oder gar die Flechtenregion.

Die Baumgrenze ist für den Hochgebirgsforstmann eine sehr wichtige Linie; seit einem Jahrhundert hat man sich deshalb mit ihr beschäftigt, umso mehr als man in allen Alpenländern sichere Beweise dafür hat, daß die Baumgrenze in vielen Fällen innerhalb kurzer Zeit um Hunderte von Metern herabgesunken ist. Stebler und Schröter geben eine ganze Reihe solcher sicher bewiesenen Fälle an. Und forscht man nach den Ursachen, so wird vielfach eine Verschlechterung des Klimas als Grund angegeben. Die zugunsten dieser Ansicht meist aufgestellte Behauptung vom Vordringen der Alpengletscher ist ja durch Ratzel auf die periodischen Klimaschwankungen zurückgeführt worden. Und so wird auch das Herabsinken der Baumgrenze von der überwiegenden Mehrzahl der Forscher nicht mehr auf die angebliche Klimaverschlechterung, sondern manchmal auf lokale

Naturereignisse, zumeist aber auf den Herrn der Schöpfung, in diesem Falle auf den Hochgebirgsbauer, und auf die von ihm gehaltenen Tiere zurückgeführt.

Vorhin haben wir gesehen, daß der Wald sich zu verteidigen weiß, teils in geschlossenen, teils in geöffneten Reihen, und daß er es seinen natürlichen Feinden doch recht schwer macht, ihn zu verdrängen. Wenn aber der Mensch kommt mit Axt und Feuer und von oben herab die natürliche Waldgrenze zerstört, um Weide zu gewinnen und Holz zum Bauen, Brennen und Zäunen, wenn überdies der Nachwuchs des Waldes vom Tritt und Zahn des Viehes leidet, dann vermag der Wald oft nicht mehr, seine durch Wind, Steinschläge und Lawinen ohnehin gefährdete, durch den Menschen aber erschütterte Stellung zu halten: er muß das Feld räumen. Aber seine Zeugen läßt er zurück, für den Kundigen als Ankläger gegen den menschlichen Unverstand. Solche Zeugen des Waldes sind die verwitterten Baumleichen und die knorrigen Strünke, die noch den Enkeln von den Sünden der Großväter erzählen; solche Ankläger sind aber auch die Alpenern und ganz besonders die Alpenrosen, die treuen Genossen des Alpenwaldes; sie bleiben, und wo immer wir auf einem jetzt waldlosen Orte oberhalb der derzeitigen Waldgrenze diese „Waldzeugen“ antreffen, wissen wir, daß hier einst Wald gestanden und daß an dieser Stelle der Versuch, ihn künstlich zu begründen, nicht ganz aussichtslos wäre.

#### □ DIE WIRKUNGEN DES HOCHGEBIRGSWALDES

Wir haben nun kennen gelernt, wie das Hochgebirge und die ihm eigenen Standortsverhältnisse auf den Wald einwirken und sowohl den einzelnen Bäumen, als auch der Art und dem Umfang ihrer Gesellschaftsbildung ein ganz bestimmtes Gepräge aufzwingen. Das so gewonnene Bild des Hochgebirgswaldes bedarf aber noch der Ergänzung durch die Darstellung der Rückwirkungen des Waldes auf das Hochgebirge.

Diese Wirkungen des Waldes, gewöhnlich als seine „Wohlfahrtswirkungen“ bezeichnet, sind seit zwei Jahrhunderten der Gegenstand von Untersuchungen mit anfänglich sehr widersprechenden Ergebnissen. Erst als man auch dieser Frage nicht mehr auf dem Wege historischer Vergleiche, sondern mit den zergliedernden Methoden der heutigen Naturforschung zu Leibe rückte, da erhielt man feste, sichere Einzelergebnisse und allgemeinere Gesetze. Ein Hauptverdienst dabei haben zweifellos die Anregungen des verstorbenen forstlichen Professors Ebermayer, denen zufolge die bayerische Staatsforstverwaltung der sechziger Jahre eine Reihe von Beobachtungsstationen errichtete, deren Resultate sie verarbeiten ließ.

Wir haben schon vorhin gehört, daß sich der Wald sein eigenes Klima schafft mit reicherer Luftfeuchtigkeit und geringeren Temperaturschwankungen, als die Umgebung sie hat. Die Waldluft ist im allgemeinen nachts wärmer, tags kühler als die Feldluft und im allgemeinen auch relativ feuchter; das Waldklima ähnelt also dem Küstenklima. Ob aber diese offenbare Wirkung des Waldes auf seine eigene Binnenluft das Klima einer ganzen Gegend meßbar beeinflussen kann, ist noch nicht festgestellt und muß besonders für die Verhältnisse des Hochgebirgs als unwahrscheinlich bezeichnet werden, weil hier die Luftströmungen und die Geländebildung noch ungleich ausgeprägter sind als in der Ebene. Wenn z. B. in manchen Gegenden der Zentralalpen der früher dort betriebene Weinbau verschwunden ist, (ebenso wie an der Isar bis über Landshut hinauf und an der Donau bis Regensburg), so ist daran wahrscheinlich nicht die Klimaverschlechterung durch Waldverwüstung schuld — wie gern behauptet wird —, sondern die durch verbesserte Transportverhältnisse ermöglichte Konkurrenz anderer Weingegenden im Verein mit der empfindlichen Zunge der Menschen neuerer Zeit, die nicht mehr mit solchen

„Rachenputzern“ sich zufrieden geben, wie sie dort gewachsen sein mögen. Immerhin spricht die Wahrnehmung der Luftschiffer, daß über Wäldern die Luftschiffe sinken, selbst wenn sie in Höhen von bis zu 1000 m darüber hinfliegen, dafür, daß klimatische Fernwirkungen des Waldes tatsächlich bestehen.

Zweifellos unbegründet ist die oft gehörte Behauptung, daß der Wald die Niederschlagsmenge seiner Umgebung erhöhe. Denn der Umstand, daß es im Gebirge viel mehr regnet und schneit als im Flachland, kommt bekanntlich nicht davon her, daß jenes vielleicht mehr Wald hat als die Ebene, sondern davon, daß die feuchte Luft, wenn sie an dem ihr entgegenstehenden Gebirge emporsteigt, sich verdünnt und abkühlt, und dabei ihren Sättigungspunkt überschreitet, wodurch Regen oder Schneefälle veranlaßt werden, gleichgültig ob das Gebirge Wald trägt oder nicht. Damit sind wir an der schwierigen und wichtigen Frage nach dem wasserwirtschaftlichen Wert des Hochgebirgswaldes angelangt.

Als vor einiger Zeit Major Donat seine vielumstrittenen Anregungen und Vorschläge zum Ausbau der Isarwasserkräfte allgemein bekannt machte, dachten nur wenige daran, daß auch dem Wald des Hochgebirgs eine wesentliche Rolle dabei zufalle. Und zwar ist diese Rolle eine doppelte: der Wald ist nicht nur ein Wassersammler, sondern auch selbst Wasserkonsument und in der Ebene läßt es sich oft kaum sagen, ob sein Einfluß günstig oder ungünstig wirkt auf Quellbildung und Flußwasserstand. Wir müßten, wollten wir die Bilanz des Wasserhaushaltes eines eben gelegenen Waldes exakt prüfen, das Aktivkonto, seine wassersammelnden Kräfte, und das Passivkonto, seinen Wasserverbrauch, Posten für Posten vornehmen.

Im Gebirgswald dagegen ist die Frage meist leichter zu lösen. — Versetzen wir uns in Gedanken in jene öden, steinigen Berghänge, wie sie in Südtirol nicht selten, in den Westalpen aber so häufig und in Istrien die Regel sind, wo Habgier und Unverstand die früher stolzen Wälder verwüstet und Wüsteneien geschaffen haben, in denen die Sommersonne unerträglich brennt, die Quellen versiegt, die Sträucher, Blumen und Gräser vertrocknet sind. Und während wir in dieser schwülen, schweigenden Landschaft des Todes wandern, bricht plötzlich ein Gewitter mit Wolkenbruch über uns herein. Die Wassermassen rieseln von Stein zu Stein herab, immer größer, rascher, reißen Erde und Steine mit, sammeln sich in den Runsen zu Wildbächen, stürzen zu Tal und tosen dahin, mächtige Geröllmassen mit sich fortwälzend. Die ergießen sich dann über das tiefer liegende Gelände, Boden und Bäume unter sich auf immer begrabend, immer weiter vorrückend in die vorher so fruchtbaren Gefilde. So rächen sich die Sünden der Väter an den Enkeln. — Aber die wilden Wasser stürmen weiter, ihrer schwersten Lasten ledig, hinunter in die lachenden Fluren der Ebene, überfüllen die Flußläufe, erhöhen mit ihrem Schotter deren Bett, treten deshalb aus den Ufern und strafen hier die Unschuldigen, so, wie sie in den Hochtälern die Nachkommen der Schuldigen heimsuchten.

Und nun wollen wir zum Vergleiche einen Wolkenbruch innerhalb gut gehaltener Gebirgswaldungen beobachten. Gelegenheit dazu werden wir im Sommer schon einmal ungesucht finden.

Den ersten Anprall des mit Wucht zur Erde strebenden Regens fängt das Kronendach über uns auf, und etwa ein Viertel der Regenmenge bleibt (wie man gemessen hat) darin hängen an den Nadeln, Blättern und Zweigen; auch der Rest erreicht nur mit gebrochener Kraft den Boden. Hier wartet seiner bereits sehnend die immer durstige Moosdecke, die sich selbst dick voll saugt, den Überschuß aber am raschen Abfluß hindert und zwingt, größtenteils im Boden zu versickern. Wenn bei langanhaltenden Regengüssen trotzdem auch noch ein Teil des Wassers auch oberflächlich abfließt, so geht das dann nur noch so langsam vor sich, daß

es dem Wasser unmöglich ist, Erdkrume oder gar Steine und Geröllmassen loszulösen und bergab zu führen. So bleiben die unterhalb des Waldes gegen das Tal liegenden Wiesen, Felder und Ortschaften verschont von Wildbächen und Murgang, das Wasser aber bleibt zum größten Teil dem Wald erhalten, sickert nur langsam zu Boden und im Boden zu Tal, und bis es hier als Quelle oder Grundwasser wieder hervortritt, vergehen Tage, Wochen und Monate. Denn die Aufnahmefähigkeit des Bodens, die durch den Wald noch gesteigert wird, ist so mächtig, daß in einer Bodenschichte von einigen Metern bereits soviel Wasser in den Zwischenräumen zwischen den Bodenteilchen Raum findet, als der gesamten Menge der durchschnittlichen Jahresniederschläge entspricht.

Das ist die quellbildende Wirkung des Gebirgswaldes, die natürlich von Geländeneigung, Niederschlagsart und geognostischen Verhältnissen wesentlich beeinflusst, zweifellos aber für Quellen, Wasserstand und Geschiebeführung der Gebirgsgewässer von höchstem Werte ist. Im Flachland ist diese den oberflächlichen Wasserabfluß hemmende Wirkung des Waldes entbehrlich, weil infolge der ebenen Lage ohnehin das Wasser zum Versickern gezwungen ist; im Gebirge aber ist sie von größter Bedeutung.

Wenn auch nicht übersehen werden darf, daß die Waldbäume durch die physiologische Verdunstung selbst wieder viel Wasser verbrauchen und zwar etwa ein zweites Viertel der Regenmenge, so leuchtet doch ein, daß es für die Quellbildung vorteilhafter ist, wenn ihr die verbleibende Hälfte der Niederschläge infolge der Bewaldung gesichert ist, als wenn infolge von Entwaldung  $\frac{2}{10}$  oder  $\frac{9}{10}$  der Niederschlagsmenge oberirdisch in Form von Hochwassern unheilbringend abwärts stürzt und nur  $\frac{1}{10}$  oder weniger als jahraus jahrein fließende Quellen zutage kommt. Und so machen wir denn die allgemeine Beobachtung, daß bei anhaltender Trockenheit die Quellen an bewaldeten Bergen längere Zeit ergiebig bleiben, als die Quellen unbewaldeter benachbarter Gebiete; es ist auch eine ganze Anzahl von Almen bekannt, denen mit dem Schwinden des Waldes oberhalb der Alm auch das Wasser entschwand und deren Weide, vom Wildbach verheert, vermurte.

Dazu kommt für die Hochgebirgswaldungen noch ein besonderer Umstand: die Verzögerung der Schneeschmelze durch den Wald. Wenn im Frühjahr der Schnee schwindet von den Matten, unter der vereinigten Wirkung von Sonne und Föhn, dann füllen sich leicht die Bäche und Flüsse des Gebirgs bis zum Übermaß. Da ist es denn ein gar günstiger Umstand, daß die Schneeschmelze im kühlen Schatten des windstillen Waldes viel langsamer vor sich geht als draußen auf den Weiden und Steinhalden, daß die hochgehenden Wasser der Gebirgsbäche Zeit finden, sich zu verlaufen, und daß sie die im Walde lagernden Schneemassen nur allmählich aufzunehmen brauchen. Alle die Schneemassen, die wir im Juni, Juli und sogar noch später in versteckten Waldorten finden, sind solche Sparbestände der Gebirgsbäche, die ihnen im Frühjahr entbehrlich waren, im Sommer und Herbst aber willkommen sind, um über die Zeit des Niederwassers hinwegzuhelfen. Und gerade diese Beihilfe des Waldes zur Ausgleichung der Extreme im Wasserstand der Flüsse ist für die wirtschaftliche Ausnutzung der Wasserkräfte von besonderem Werte. Die Bedeutung des Gebirgswaldes für die Wasserführung ist umso größer, als die Niederschlagsmengen in den Alpen durchschnittlich doppelt so groß sind als jene des deutschen Flachlandes.

Aus diesem wasserwirtschaftlichen Werte des Waldes geht hervor, daß bei der Bekämpfung der Hochwassergefahr die Sorge für den Schutz des Waldes und für die Wiederbewaldung entwaldeter Hänge mit in erster Linie steht. Kahlhiebe, Lichthauungen, Streunutzung und Viehweide müssen unterbleiben, Ödungen müssen mit großen Kosten wieder aufgeforstet und alles getan werden, um die natürliche

Waldgrenze wieder herzustellen. Denn an ihrem Entstehungsorte müssen die Wildbäche und Hochwässer bekämpft werden, also hoch oben am Waldrand, sonst sind alle die kostspieligen Verhaue, Verschaltungen, Talsperren und Flußregelungen weiter unten umsonst. Und wichtiger, leichter und billiger als die Verbauung der Wildbäche ist es, ihre Entwicklung zu verhüten durch sorgfältige Erhaltung und Ergänzung des Waldbestandes.

Das gleiche gilt von dem Schutz, den der Wald gegen Stein- und Schneelawinen bietet; auch hierin ist der Wald unersetzlich, auch hier gilt es, das Übel an der Wurzel zu packen, hoch oben an der Waldgrenze. Entstehen freilich die Lawinen noch oberhalb der Strauch- und Waldregion, dann vermag der Wald, besonders an Steilhängen, oft nicht zu widerstehen. Aber kleineren Lawinen stemmt er sich doch mit Erfolg entgegen, und immer wird er, wenn richtig bewirtschaftet, verhindern, daß sich innerhalb des Waldes selbst Lawinen zu bilden vermögen. Das gleiche gilt für die Strauchwälder der Latschen.

Jahrzehntelang haben die Regierungen und Landstände der Alpenländer nahezu untätig zugehört, wie die Entwaldungen zunahm und mit diesen die Schäden durch Wildbäche, Hochwasser, Steinschläge und Lawinen.

Mit Taten ging endlich in den 1850er Jahren das Volk der Schweizer voran und heute sind dank umfassender Aufforstungen mit Sträuchern und Baumpflanzen, dank trefflicher Verbauungen von Wildbächen, Lawinenzügen und Steinschlägen, endlich dank der Talsperren und Flußregulierungen die wilden Wasser der Schweizer Bergwelt größtenteils gebändigt und harren der produktiven Arbeit, die sie nun, in Rohrleitungen, Werkkanälen und Turbinen eingefangen, ihren Bezwingern zu leisten haben.

Später als von der Schweiz, aber in noch umfassenderer Weise wurde (seit 1861) von der ungehemmt wirkenden französischen Forstverwaltung die Wildbachbekämpfung in Angriff genommen und ungeheure Geldmittel darauf verwendet. Nicht weniger als 4 Millionen Franken werden alljährlich aufgebracht gegen die Wildbäche der Alpen, Sevennen und Pyrenäen; davon werden jährlich zirka 1½ Millionen für Aufforstungen entwaldeter und verkarsteter Berge, zirka 1½ Millionen für bautechnische Arbeiten der Forstverwaltung und der Rest für Grundankäufe in ehemaligen Waldgebieten verwendet. Und die Erfolge haben auch wirklich den Hoffnungen entsprochen.

In Österreichs Alpenländern kam die Frage in Fluß, als durch das Hochwasser von 1882 Werte im Betrag von zirka 45 Millionen Mark zerstört waren. Man übertrug nach dem Vorbild der Schweiz und Frankreichs die Wildbachverbauung den Forstbehörden, die hierin schon viele schöne Erfolge aufzuweisen hatten, und erließ eine Reihe wasserwirtschaftlicher Gesetze.

In den bayerischen Alpen sind die wasserwirtschaftlichen Verhältnisse von anders her günstiger gelagert, dank der an sich stärkeren Bewaldung und des dabei überwiegenden Staatswaldbesitzes. Während z. B. in Tirol nur 39 Prozent der Fläche bewaldet und nur 12 Prozent hiervon Staatswald sind, ist von der Fläche des bayerischen Hochlandes 50 Prozent bewaldet und zwar stehen 63 Prozent der Waldfläche im Eigentum oder unter Bewirtschaftung der Staatsforstverwaltung; ferner gehören zirka 7 Prozent der Waldfläche den Großgrundbesitzern und nur zirka 30 Prozent sind Bauernwaldungen. Aber auch diese letzterwähnte Besitzgruppe war dank einer verhältnismäßig waldfreundlichen Gesetzgebung verhindert, der Spekulantenvut in gleichem Maße wie anderwärts zur Beute zu fallen, und so kommt es, daß der Zustand der Gebirgswaldungen Bayerns ein unvergleichlich besserer ist als der anderer Alpenländer. Südbayern leidet denn auch ungleich weniger unter Vermurungen und Hochwässern als die übrigen Alpenländer; immerhin aber sah sich auch Bayern veranlaßt, im Jahre 1902 zwei eigene Wildbachverbauungsämter

zu errichten, die im Verein mit den Forstämtern neben der neugebildeten Zentralstelle für Wasserkraftausnutzung an der Regelung der Wasserwirtschaft des bayerischen Hochgebirgs arbeiten.

Ich muß hier noch kurz der hochalpinen Strauchvegetation gedenken, die gleich dem Wald ein starkes Gegengewicht gegen die von oben herniederdrängenden lebensfeindlichen Gewalten bildet. Dank ihrer ungemeinen Zähigkeit und vollendeten Anpassung sind die Sträucher die Pioniere des Waldes auf felsigem und schuttbedecktem Boden. Ihre Hauptbedeutung aber, besonders die der Legföhre, liegt auf dem Gebiete der Lawinenbekämpfung und der Bodenbefestigung. Für die Aufforstungen in Wildbachgebieten kommen sie in erster Linie in Frage.

Die Stellung des Waldes in der Volkswirtschaft der Hochgebirgsländer ist mit seiner wasserwirtschaftlichen Bedeutung noch keineswegs erschöpft. Es würde aber zu weit führen, auf alle diese Verhältnisse näher einzugehen und auch nur kurz zu besprechen, wie sich der heutige Besitzstand entwickelt hat, zu schildern, welchen Wert der Wald für den Hochgebirgsbauer hat, der sein Vieh darin weidet und seinen Bedarf an Holz und Streu daraus deckt, wie der Äpler bei der Holzhauerei, beim Schlitteln und bei der Flößerei schwere, aber lohnende Arbeit findet, darzulegen, daß der Wald das einzige Mittel bildet, um weite Flächen, auf denen jede andere Kulturart, selbst die Weide nicht mehr möglich ist, ertragsfähig zu gestalten; darzulegen, daß z. B. dem bayerischen Finanzetat aus dem Staatswald der Alpen jährlich einige Millionen Mark zufließen, und zu schildern, welchen stets steigenden nationalökonomischen Wert die Hochgebirgsjagden darstellen.

Von Interesse wäre es gewiß auch, noch näher zu erfahren, mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten die Forstbehörden aller Alpenländer zu kämpfen haben, Schwierigkeiten auf allen Gebieten forstlicher Tätigkeit; ebenso sehr nach der politischen und rechtlichen Seite hin, als nach der forsttechnischen und kommerziellen. Denn ein Haupthindernis für die Waldwirtschaft im Hochgebirge liegt in den ausgedehnten, in Geschichte und Herkommen begründeten Berechtigungen der Gebirgsbauern im fremden Walde, besonders in den Weideberechtigungen. Man wird Wege finden müssen und können, das wohlverstandene Interesse des Äplers, das der Forstmann natürlich nicht einseitig übersehen darf und will, mit dem Interesse der Allgemeinheit, zu dessen Wahrung der Forstmann in erster Linie berufen ist, in Einklang zu bringen. Dies würde erleichtert durch die Erkenntnis, daß die Pflege des Waldes das natürlichste und zugleich billigste Mittel ist zur Verbesserung der Alpenweiden. Der Wald düngt und schließt den Boden auf, und wenn die Waldbestockung auf den Weideflächen richtig verteilt ist, dann kommt diese Wirkung des Waldes allmählich der ganzen Weide zu gut. Außerdem regelt der Wald die Wasserverhältnisse der Almen und schützt sie vor Steinschlägen, Murgang und Lawinen. Seine Hauptwirkung auf die Almen aber ist die klimatische, indem er sie an seinem mildfeuchten Waldklima teilnehmen läßt und durch seinen Widerstand die Kraft der Sturmwinde bricht, die so verderblich auf Grasnarbe und Bodendecke einwirken.

Anstatt somit im eigensten Interesse den Wald im Umkreis der Almen als seinen unentbehrlichen Freund zu betrachten, treibt der Äpler sein Vieh oft mit Vorliebe in die Schonungen des Jungwaldes, während auf seinem Almboden einerseits Ampfer und Nesseln von der Jauchevergeudung und Überdüngung, andererseits das Bürstfingergas von der Bodenverarmung Kunde geben; so vernachlässigte Almen reichen freilich für den an Zahl und Größe des Rindviehs immer stärker gewordenen Viehstand des Äplers nicht aus und er sucht sich im benachbarten Wald schadlos zu halten.

Wenn der Forstmann im Gebirge das Recht des Waldes gegen den Äpler verteidigt, so kämpft er somit nicht nur zugunsten der großen Allgemeinheit des Volkes, sondern auch zugleich im eigensten Interesse der Gebirgsbevölkerung.

Und nun möchte ich, wenn auch kurz, erinnern an die Wirkung des Waldes auf das Landschaftsbild des Hochgebirgs. Man nehme unsern Bergen den Wald und sie werden wie die Steinwüsten des Karstgebirges in Istrien, diese kreidefarbene, verdurstete, trostlos öde, erstorbene Landschaft, dieses Strafgericht der Natur, den Kulturvölkern Europas zur ewigen Warnung vor Waldmißhandlung.

Man nehme unsern Bergen den Wald, und man beraubt sie eines herrlichen Schmuckes, man zerstört ein Gutteil ihrer Schönheit und damit ein riesengroßes Volksvermögen! Freundlich nimmt uns der im Sommer so lebhaft grüne, im Herbst in bunter Farbenpracht prangende Mischwald auf mit seinen von Schritt zu Schritt wechselnden Bildern. Und steigen wir höher, wo felsige Hänge beginnen, da deckt der düstere, ernste, schweigende Nadelwald die Halde, der so trefflich, so unmerklich sich einschmiegt in das immer hehrer, ernster und strenger werdende Landschaftsbild der Wände, Schrofen und Grate. Und dann beginnt der Wald sich aufzulösen in immer weiter gelockerte Gruppen, schließlich in Einzelbäume: wir sind im Kampfgürtel, in der Region der Wetterbäume. Und hier mögen wir nachsinnen über die Persönlichkeit der Baumgestalt, die in dieser Zone des ewigen Kampfes eigener und ausgeprägter wird als der Charakter Abertausender von Menschen, die, der Natur entfremdet und ohne die Größe der Alpenwelt erlebt zu haben, da unten im Tiefland ihr kurzes Dasein so rasch verleben und widerstandslos sich treiben lassen, wohin sie der Sturm des Lebens wirft. Die könnten lernen von unsern Wetterfichten hier oben! — Es gibt kaum etwas Ergreifenderes in der Natur als diese ewigen Schlachtfelder des Waldes!

So wirken die Vegetationszonen auf uns ein, jede hat ihr besonderes Wesen in Farbe, Zeichnung und Umrissen, jede dieser Zonen bildet ein notwendiges Glied in der Gesamtheit des Landschaftsbildes, wie denn die Schönheit der Alpenwelt nicht zum wenigsten in den Kontrastwirkungen der tiefdunkeln Wälder, der lichtgrünen Matten, der glänzendweißen Schneefelder und der schroffen Wände beruht, deren stets wechselndes Zusammenwirken jeder einzelnen alpinen Landschaft ihre individuelle Gestaltung verleiht.

Es ist ein treuer Freundschaftsbund, den die beiden machtvollen Naturwesen miteinander geschlossen haben, das ehern ernste, hochragende Gebirge in seiner stolzen, männlichen Schönheit und die schmiegsame, anpassungsfreudige Waldvegetation, die ersten Falten des Genossen verkleidend und glättend, seine wilden, starren Züge mildernd, und ihn so befähigend, einem tüchtigen Geschlechte frischer, kräftiger Menschen Land und Leben zu ermöglichen.

So wirken Wald und Gebirge aufeinander. Man nehme unsern Bergen den Wald und man nimmt ihnen ihre Schönheit, ihren Fremdenverkehr, ihre Bevölkerung!

Ich würde mich freuen, wenn es mir gelingen wäre, darzutun, mit welch außerordentlichen Schwierigkeiten der Wald im Hochgebirge zu kämpfen hat, mit Wind und Wetter, mit Mensch und Tier; darzutun, wie unbedingt notwendig sein gesicherter Fortbestand ist und wie man nun, dank dieser Einsicht, endlich überall von Staats wegen für ihn eintritt, wie wünschenswert es aber auch wäre, daß die berufenen Pfleger des Waldes bei ihrer Arbeit für den Wald und damit für die Allgemeinheit nicht so oft auf den aktiven und passiven Widerstand der Gebirgsbevölkerung stoßen würden, an der doch die Vorteile pfleglicher Waldbehandlung und die gefährlichen Folgen der Waldmißhandlung in erster Linie zur Wirkung kommen.

Ich würde mich freuen, wenn dieser kleine Beitrag es vermocht hätte, die Aufmerksamkeit künftig noch mehr als bisher auch dem Walde unserer Bergwelt zuzulenken, seinen Lebensbedingungen und seinen Wohlfahrtswirkungen.

## EINIGE BETRACHTUNGEN ÜBER DIE KOSTEN DER TURISTIK EINST UND JETZT. VON O. Ö. PROFESSOR DR. OTTO □ VON ZWIEDINECK-SÜDENHORST □

**ALLGEMEINE EINDRÜCKE** „Ach, das war eine feine Zeit, als die Wanderung in die Alpen noch wirklich billig war. Da war's doch noch viel schöner, als ich mit einem Gesamtvorrat von rund dreißig Gulden und einer Bahnkarte, die mich bis Lienz führte, eine Wanderung ins Glocknergebiet antreten und trotz des Aufwandes für einen Führer mich vierzehn Tage in den »höheren Regionen« herumtreiben konnte!“

So etwa lautete das Klagelied meines alten Freundes, eines trotz seiner Jahre immer noch bergbegeisterten patris familias, mit dem er eine Schilderung von Freud und Leid seiner letzten Bergfahrt abschloß, die er — besonders bemerkt! — nicht mit Kind und Kegel, sondern mit einem gleichgesinnten Wandergenossen unternommen und zwar wohl nach der touristischen Seite hin, aber nicht nach der ökonomischen so ganz befriedigend durchgeführt hatte. Selbstverständlich wandte sich mein Interesse der Feststellung zu, wann dieses goldene Zeitalter bestanden habe, und ich erhielt die richtig vermutete, vielsagende Antwort:

„Ja, das war freilich damals, als ich auf mein gutes Abiturientenzeugnis hin von meinem Onkel zwanzig Gulden zu einer Ferienreise geschenkt erhielt.“ Nun und das feierliche Ereignis war, wie sich unschwer feststellen ließ, etwa vor dreißig Jahren eingetreten.

Vor dreißig Jahren!? — Sollte es wirklich vor dreißig Jahren so viel anders gewesen sein in den Bergen? Mögen die Eindrücke meines Freundes so ganz verlässliche sein? Oder ist etwa ein gut Teil dieser Empfindung von der größeren Leichtigkeit, sich genußreich durchs Leben zu schlagen, „damals“ gegen heute, auf die durch das Milieu der Familiensorgen stets zur Kalkulierung genötigte und dadurch graulich übertünchte Seele meines Freundes zurückzuführen, der damals frau-, kinder- und sorgenlos, wohl im Gefühl unerschöpflichen Reichtums der dreißig Gulden in die Gletscherwelt gezogen sein mag? Sollte es also ein spezifisch psychologischer Zusammenhang sein, der zur Erklärung solcher Eindrücke von einer starken Verteuerung des Turistenlebens die wichtigste Grundlage schafft — oder liegen die Dinge wirklich so, daß die Touristik objektiv so viel teurer geworden ist?

— — — — —

Es dürfte die Mühe lohnen, diesen Dingen auch hier einmal nachzugehen.

**EINWENDUNGEN** Die Betrachtung über Verteuerung der Touristik in den Alpen könnte beinahe für überflüssig gehalten werden. Einmal besteht wohl über die Tatsache der Verteuerung kein Zweifel. Wenigstens dürfte einem selten jemand unterkommen, der die Behauptung aufstellte, die Alpenfahrten seien billiger geworden. Es wird sich der Ausdruck der Freude über die Beobachtung der Billigkeit wohl höchstens darauf erstrecken, daß der betreffende Kosten-Kritiker bezüglich einer ganzen Gegend den Eindruck gewonnen hat, die

Gegend sei billiger als eine andere, die nur vielleicht in landschaftlicher oder turistikischer Beziehung ähnliche Verhältnisse aufweist.

Dann aber wird manchem die Erörterung entbehrlich erscheinen, weil die Turistik überhaupt für das einzelne Individuum nur eine relativ kurze Spanne Zeit hindurch in Betracht kommt, da sich die turistische Betätigung nach Maßgabe der Aufgaben gestaltet, die der Betreffende physisch erledigen kann, die Veränderung der Aufgaben aber eben von den Kräften und diese von dem Alter abhängt. Manche meinen also wohl, der Zeitraum, innerhalb dessen ein Individuum dieselben Lebensverhältnisse im Gebirge zu beobachten vermag, sei zu kurz, als daß innerhalb dieses Zeitabschnittes erhebliche Verteuerungen der Lebenskosten für den Touristen bemerkbar werden könnten.

Endlich gibt es ja so viele, die nach dem praktischen Nutzen einer solchen Betrachtung fragen werden, wie bei allen ans Theoretische anklingenden Auseinandersetzungen. Diese werden sagen: nützen könne es doch nicht, wenn auch die Verteuerung festgestellt oder gar noch erklärt wird; billiger wird's darum schon gewiß nicht, also fort mit der den turistischen Unternehmungsgeist lähmenden Mahnung, die von einer solchen eventuell wissenschaftlich fundierten Erkenntnis ausgehen könnte. Nun ist gegenüber dieser letzteren Einwendung zunächst schon das eine zu bemerken, daß der Standpunkt schießlich zur Verneinung jeder Beziehung zwischen der Turistik und einer Wissenschaft überhaupt zu führen droht, auch zu den Naturwissenschaften, die ja auch vor allem die Erklärung des Seienden beziehungsweise des Werdenden, denn alles Sein ist ja ein Werden, bezweckt.

#### INHALT UND UMFANG DER „KOSTEN“ □ □ □ □

Aber diese verschiedenen Gruppen von Einwändern machen sich mindestens des einen Fehlers der Oberflächlichkeit schuldig, daß sie bei der Frage nach den Kosten der Turistik an nichts anderes als an die Aufwendungen für Unterkunft denken. Wollen wir zu einer ernsten Betrachtung der Fragen gelangen, die dann allerdings auch vielleicht etwas mehr als akustischen Zweck hat, so müssen wir einerseits über den Begriff der Kosten der Turistik uns etwas genauer orientieren, insbesondere den Umfang des Begriffes, dann aber andererseits auch klarstellen, was mit dem Gegensatz einst und heute gemeint sein kann. Es kann sich selbstverständlich in letzter Beziehung nur um Verhältnisse des 19. Jahrhunderts handeln. Und auch da nur um jene Spanne Zeit, in der die Turistik im Leben weiterer Kreise eine Rolle spielt.

#### Welche Aufwendungen umfassen die Kosten der Turistik?

##### AUSRÜSTUNG

Gewiß nicht bloß die Ausgaben nach dem Passieren der Grenze bei Basel, Lindau oder Kufstein! Denn schon bis man dahin gelangt, ist für die Alpenturistik gar manches Zehnmarkstück dem mehr oder minder reich ausgestatteten Portemonnaie entrollt. Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes in die Anzeigen-Umschläge unserer Alpenvereins-Mitteilungen, um sich von dem Umfang der Aufwandsgelegenheit vor Antritt der Reise eine Vorstellung zu machen. Und da genügt noch keineswegs jede Nummer der „Mitteilungen“, denn in mancher Nummer fehlen, um nur eines herauszugreifen, z. B. Ankündigungen der turistischen Literatur und der Karten, Dinge, die in den Güterkreis der turistischen Bedürfniskategorie ersten Grades absolut hineingehören, wenngleich sie da und dort auch nicht als notwendig empfunden werden.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesem Zusammenhang an solche Details heranzutreten, aber ich kann es auch nicht unterlassen, schon an dieser Stelle darauf hinzuweisen, welche ungeheure Steigerung der Aufwandsmöglichkeit in dieser Richtung zu konstatieren ist. Es unterliegt keinem Zweifel: schon ehe die Reise

angetreten ist, verausgabt der Tourist schon ungleich mehr als vor zwanzig und mehr Jahren. Bedeuten diese Mehrausgaben aber eine Verteuerung der Touristik-kosten, so dürfen wir den Grund hierzu nicht bloß außerhalb des Individuums suchen und dieses etwa nur als das geschraubte passive Element betrachten, sondern wir haben es in ihm selbst zu suchen. Die Ansprüche, die wir selbst an unsere Ausrüstung stellen, sind außerordentlich gewachsen, unsere Bedürfnisse sind eine treibende Kraft gegenüber unserem Touristen-Budget und es fragt sich nur weiter, welches sind denn die treibenden Kräfte für die Steigerung unserer Bedürfnisse?

#### ABHÄNGIGKEIT DER KOSTEN VON DEN ZIELEN

Diese Frage aber führt uns zu einer weiteren Frage, die gleichfalls im engsten Zusammenhange mit der Erklärung der Kostensteigerung steht: Wie weit gehen unsere touristischen Ziele? Denn es ist ohne weiteres klar, daß wir wahrscheinlich hierin mit einem Hebel für die Entwicklung unserer Ausrüstung zu erblicken haben werden. Die Ausrüstung ist bedingt durch die Aufgaben, die wir bewältigen wollen, durch die Natur-Einflüsse, denen gegenüber wir gewappnet sein, durch die natürlichen Hemmungen, die wir überwinden wollen. Freilich liegen die Dinge nicht so, daß die Entwicklung unserer Ausrüstung in proportionalem Verhältnisse mit der Steigerung der touristischen Aufgaben gewachsen ist. Davon kann keine Rede sein. Es gälte eine gewaltige Unterschätzung der touristischen Leistungen jener Männer, die vor allem bahnbrechend auf dem Gebiete der Alpengeschließung gewirkt haben! Die Durchkletterung der Pomagagnon-Westwand und dergleichen schwierige Probleme sind vor allem körperlich gewiß tüchtige Leistungen, aber sie stehen in keinem Verhältnisse zu den Energie-Aufwendungen, die die ältere Alpinistik in der Lösung der ihr gestellten Aufgaben zu leisten hatte, vor allem auch psychisch und dadurch mit auch wieder in höherem Ausmaße physisch. Ich will die Leistungen der modernen, der jüngeren Alpinistik nicht herabsetzen, sondern meine nur, daß die Steigerung der Leistungen nicht allzu hoch angeschlagen werden darf. Und dann bleibt als Ergebnis immerhin noch eine namhafte Erhöhung des Durchschnittsniveaus der touristischen Ziele: sie wird doch weit übertroffen durch die Steigerung in dem Raffinement unserer Ausrüstung. In deren Vervollkommnung und zwar der notwendigen Objekte sowohl als in dem Aufkommen neuer, die nur eine neue Waffe zur Abwehr von äußeren Einflüssen oder zur Schärfung unserer Sinne sind, haben sich die verschiedensten Industrien betätigt, selbstverständlich auch Bedürfnisse weckend und insofern wohl auch mitunter nicht nur für das Portemonnaie, sondern auch für das Kraft-Reservoir unökonomisch wirkend, da ja die Belastungs-Wirkung auf 3—4000 m Höhe beim Betreten des Ladens, in dem einem gewisse Dinge aufgeschwätzt worden sein mögen, leider wenig empfunden wurde.

Aber die vorhin erwähnte Frage: „Wie weit geht es heute und wie weit ging es vor 30—40 Jahren, wenn die Fahrt in die Alpen angetreten wurde?“ — diese Frage spielt doch auch herein. Ja, es ist wohl anzunehmen, daß die Aufgaben, die sich der Durchschnitts-Tourist heute stellt, höhere sind als einst, daß er im Zusammenhang damit auch schon weiter vordringt. Leider besitzen wir keine Statistik darüber, aber es wäre außerordentlich interessant, festzustellen, wie sehr die Entfernung des Zieles vom Ausgangspunkt für den Durchschnitt aller touristischen Alpenfahrten gewachsen ist. Die Entfernung wird immer weniger hemmend; das ist eine in der ökonomischen Entwicklung erkennbare allgemeine Tendenz. Wer von Berlin bis Innsbruck fährt, der überlegt sich schon recht wenig, ob er nicht auch über den Brenner „hinübereutscht“. Wie ist das zu erklären und welche Bedeutung hat es wohl für den Eindruck von der Verteuerung der Touristik?

Zunächst liegt es wohl nahe, anzunehmen, daß diese Erweiterung des touristischen Bewegungsraumes eine Steigerung der Ausgaben bewirken muß. Weitere Fahrt kostet mehr. Aber gerade in dem Punkte täuscht man sich vielfach sehr, wenn man glaubt, hier sei mit ein Hauptmoment der Verteuerung der Touristik zu suchen. Natürlich sprechen die Fahrtkosten mit, allein einmal haben wir es dem Gesagten zufolge in erster Linie wieder mit einem eminent subjektiven Verteuerungsgrund zu tun, mit dem Bedürfnisse des Individuums, in die entferntere Gegend zu kommen, und dann ist zu beachten, daß die Fahrtkosten eine abnehmende Quote der Gesamtausgaben ausmachen. Selbst wo die Eisenbahntarife etwas gestiegen sein mögen; gegenüber den übrigen Aufwandsteigerungen stellt sich der Preis für Bahnfahrten eher als verbilligt denn als verteuert dar.

#### BEDEUTUNG DER ALPENVEREINE

Über die Aufwendungen, die dem Betreten des Gebietes touristischer Tatenlust vorauszugehen haben, ist aber noch eine Bemerkung einzuschalten. Gerade wenn wir die Aufwendungen für unsere Ausrüstung und auch später noch für unsere eigentliche touristische Daseinsführung in Parallele zu dem setzen, was damit geleistet werden kann, so dürfen wir nicht unterlassen, der großstiligen gemeinwirtschaftlichen Organisationen zu gedenken, die unsere touristischen Unternehmungen so ungeheuer erleichtern. In erster Reihe kommt da die eine wirtschaftliche Bedeutung unseres Alpenvereins in Frage — ich sage „die eine“, denn unser Verein ist ökonomisch nach verschiedenen Seiten von Wichtigkeit —, jene Seite seiner Wirksamkeit, die ihn eben als eine gemeinwirtschaftliche Anstalt erscheinen läßt, durch die allen Gliedern der effektive Individual-Aufwand nicht nur für die Durchführung der Tour selbst, sondern auch für die Vorbereitung erheblich vermindert wird: Von dem Einkommen unseres Vereins werden Jahr für Jahr sehr bedeutende Anteile in Kapital umgewandelt. In Nutzkapital, also nicht in Kapital in dem landläufigsten Sinne von ersparten Geldbeträgen, die in irgend einem Leih-Institut, einer Bank oder Sparkasse zinstragend hinterlegt sind, sondern in reales Nutzkapital im wirtschaftswissenschaftlichen Sinne. Wie alle Kapitalscharakter tragenden Einrichtungen des einzelnen Haushaltes, maschinelle Produktivwerkzeuge in der Küche, konservierende Wirtschaftsobjekte (Eisschrank und dergleichen mehr), so sind auch die Vermögensobjekte unseres Alpenvereins zum größten Teil bestimmt, das wirtschaftliche Prinzip zu realisieren, das heißt, zu bewirken, daß der einzelne mit geringerem Aufwande den selben Erfolg oder mit gleichem Aufwande wenigstens höheren Erfolg zu erzielen vermag. Insofern jeder, der unsere Vereinseinrichtungen benützt, eine Förderung seiner touristischen Zwecke, eine Steigerung seiner Leistungsfähigkeit, seiner Annehmlichkeiten usw. ohne besondere Opfer erreicht, schaffen ihm diese Einrichtungen und Schöpfungen freilich unmittelbar nur einen Realertrag des aufgewendeten Vereinsbeitrages, aber er darf diesen Realertrag auch in Geld veranschlagen und wird dann in der Regel zur Feststellung eines geldwerten Ertragsüberschusses gelangen, den er, genau genommen, bei seinen touristischen Auslagen in Abzug zu bringen hätte. Konkret gesprochen: wenn wir eine Hütte des Alpenvereins benützen oder wenn wir einen Alpenvereinsweg begehen, so kommt der Kapitalaufwand, der in diesen Bauten steckt, jedem einzelnen in der Weise zugute, daß er sich entweder die selben Annehmlichkeiten (freilich auch Befriedigung von Luxusbedürfnissen) nur mit erheblich größeren Auslagen auf der einzelnen Reise oder daß er sie gar nicht beschaffen könnte. Er erspart z. B. den Aufwand für das Tragen von Zeiten, Schlafsäcken, den Kapitalaufwand für diese selbst, für das Tragen von Proviant, von Feuerungsmaterial, wenn seine Tour das Übernachten in bedeutenden Höhen notwendig macht. Und wir ersparen zweifellos

die Aufwendung für die Inanspruchnahme von menschlichen Arbeitskräften bei jeder einzelnen Tur nicht nur dadurch, daß wir ein behagliches Haus in diesen höheren Regionen vorhanden wissen, das uns gastlich aufnimmt, sondern ebenso häufig dadurch, daß wir beruhigt den gebahnten, markierten und mit Sicherungen versehenen Weg ziehen können, ohne einer Führung zu bedürfen.

Es ist eine sehr naheliegende Parallele zu der wachsenden Kapitalinvestition in allen Zweigen des Wirtschaftslebens, die überall dort vor sich geht, wo die Masse des Umschlages, die Häufigkeit der Kapitalbenutzung die Investition von Kapital rentabel erscheinen läßt. Freilich kommt es auf eine genaue Kalkulation dieser Rentabilität in diesem Falle unserer Alpenvereins-Leistungen nicht an. Und zwar vor allem schon deshalb nicht, weil für die Nutzwirkung derselben bestimmte Geldbeträge nicht eingesetzt werden können. Aber soviel steht fest, daß der Nutzen dieser Kapitalsanlagen es ist, der vor allem das Wachstum des Alpenvereins fördert, der ihm unablässig neue Mitglieder zuführt, damit aber auch neue Kräfte, und der mit diesen wieder neue Möglichkeiten zu umfassenderer Nutzung des Vereinsvermögens erschließt. Unser Verein ist in diesem Sinne eine große Wirtschaftsgenossenschaft, die ihren Mitgliedern die Vorteile der kapitalkräftigen Organisation eines Konsumgebietes ohne die Nachteile des kapitalistischen Betriebes bietet. Das aber ist ein Moment, welches bei der Frage, die wir aufgeworfen haben, leichter unter- als überschätzt werden kann. Es darf wohl gesagt werden, ohne daß uns der Vorwurf einer Übertreibung treffen wird, daß die Turistenmassen sich weit mehr auf einzelne wenige Gebiete konzentrieren, dort aber eben häufen und drängen würden, wenn nicht durch die in Rede stehende Wirksamkeit der Alpenvereine eine gewisse Dispersion, eine Verteilung der Turistenvölker auf weitere Gebiete bewirkt oder mindestens gefördert würde. Nun soll keineswegs daraus die unbedingte Schlußfolgerung gezogen werden, daß diese Verteilung der Turisten auf weitere Gebiete für den einzelnen die Betriebskosten einer Tur vermindern, die Erhöhung der Dichte, also die Turistenhäufung, sie erhöhen müsse. Denn, wo ein großer Turistenstrom fließt, dort beginnt wieder früher die Rentabilität größerer Kapitalsanlagen zur Bewältigung des Verkehrs, für billigere Massen-Personen-Transporteinrichtungen und dergleichen mehr. Aber abgesehen davon, daß es damit meist nicht schöner wird, treten dann wieder andere Momente in den Vordergrund, die die Betriebskosten der Tur steigern. Wo die Menschen sich dichter drängen, wirds im ganzen doch meist teurer. Wir kommen darauf gerade bei der nächsten Gruppe von Kosten, deren Änderung einer besonderen Erklärung bedarf.

#### VERGLEICHSMATERIAL ■■

Die dritte Gruppe von Ausgaben umfaßt dann die Bestreitung der Lebensführung während der touristischen Reise. Ehe ich auf sie, die uns am meisten interessiert, näher eingehe, erübrigt noch die schon aufgeworfene Frage zu beantworten, welche Zeitpunkte stellt man zweckmäßig einander gegenüber, wenn man über die Verteuerung, ihr Maß und ihre Ursachen ein Urteil gewinnen will? Es kann sich dabei, wie ich schon andeutete, nicht um Zeitspannen handeln, in deren Anfangspunkt die Touristik bedeutungslos war, oder genauer gesagt, nicht die Kosten der Touristik in jener Zeit kommen in Frage, da nur eine kleine Zahl auserwählter Begeisterter für die herrliche Größe der Bergwelt diese belebte, sondern erst jene verhältnismäßig recht wenig weit zurückliegende Zeit, da die große Masse jener Stadtbewohner, die auf eine bestimmte Dauer dem Stadtrubel alljährlich entfliehen können, in der Alpenwanderung die Kräfte wiederzugewinnen sucht, die sie im Berufsleben der Stadt aufzehrt. Also schätzungsweise veranschlagt etwa für Tirol, Kärnten usw. Anfang bis Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Denken wir an diese Zeit, so tritt der Gegensatz in den Kosten der Lebensführung im Gebirge gegenüber heute schon so scharf zutage, daß vor allem ein weiteres Zurückgehen mit Rücksicht auf die Problemstellung gewiß nicht erforderlich ist.

Wollten wir nun hineingreifen in das Tatsachenmaterial, um uns eine recht anschauliche Vorstellung von den Reisekosten in den Alpen selbst, wie sie für den Durchschnittstouristen etwa in Betracht kommen, zu schaffen, so stellt sich uns darin die große Schwierigkeit entgegen, daß wir Notizen über solche touristische Reisekosten nur außerordentlich spärlich erhalten können. Will man wirklich verlässliche Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellen, so müssen die Reiseaufwendungen bei demselben Individuum zu beobachten sein. Wir wollen ja wissen, ob die Kosten der Touristik als ganzes gestiegen oder gefallen sind. Es genügt uns nicht, wenn wir feststellen können, daß man am 19. August 1871 in Landeck um 56 Kreuzer ordentlich zu Mittag essen konnte, heute aber für gleiche Leistungen etwa 1 1/2 Kronen aufwenden muß; es genügt nicht, weil wir dem gegenüber feststellen müssen, daß der aus Baden kommende Tourist damals von Rorschach über Oberried nach Feldkirch und von da weiter bis Nenzig nur zu Fuß oder mittels Fuhrwerks gelangen konnte, also jedenfalls kostspieliger befördert wurde als heute.

Vor mir liegen die Wandernotizen eines altbewährten Alpenvereins-Mitgliedes, das seit 1871 Aufzeichnungen über die Ausgaben auf seinen Touren gemacht hat, die ihn ganz vorwiegend in das Ortlergebiet führten. Als der von Höhensehnsucht erfüllte Mann dem Ortlergebiete im Jahre 1871 zum ersten Male zustrebte, fuhr er Donnerstag, den 17. August dieses genannten Jahres, von Rorschach morgens ab und traf Samstag mittags in Landeck ein. Sein Aufwand bis dahin belief sich auf 4 1/2 Gulden badisch und 8 Gulden 70 Kreuzer österreichischer Währung, also zusammen nach dem heutigen Geldwert 22 Mark 45 Pfennig. Heute besteigt der über die Malser Heide ins Ortlergebiet einbrechende Tourist in Rorschach um 7 3/4 Uhr morgens den Zug und ist mittags 2 Uhr in Landeck und der Aufwand für die Fahrt dürfte einschließlich eines reichlichen Frühstücks im Speisewagen bei Benützung der zweiten Wagenklasse 12 Mark kaum erreichen. Das sind zweifellos schon recht wertvolle Details, die die Kostenänderung touristischer Unternehmungen in einem etwas angenehmeren Licht erscheinen lassen, als dies nach unseren einleitenden Bemerkungen erwartet werden durfte: Die Kosten vieler Touren sind durch die Bereicherung der Gebirgsgegenden mit Verkehrsmitteln für Massenverkehr unverkennbar nach einer Seite vermindert worden.

Wahrlich eine Binsenweisheit, über die bald jeder Tourist Bescheid weiß!

Forschen wir aber weiter, dann stellen sich der Eruiierung von Gesamtaufwendungen so bedeutende Schwierigkeiten entgegen, namentlich natürlich die außerordentliche Variationsfähigkeit von Touren, so daß wir von dieser Methode abstehen müssen. Es mag ein und derselbe Tourist vor 30 Jahren eine dreiwöchige Bergfahrt unternommen haben und etwa im Laufe der letzten Jahre wieder, so kommt es sehr darauf an, welche Gebiete, und sogar im selben Gebiete, welche Orte, welche Gasthäuser er aufgesucht hat. Eine Tour in das Ortlergebiet fordert andere Geldmittel als eine Wanderung in die Ampezzaner Dolomiten, diese wieder andere wie in den Karnischen Alpen oder in dem ganz wenig beachteten und besonders billigen Gebiet — das der Schreiber dieser Zeilen besonders in sein Herz geschlossen hat, dessen Namen er auch lieber nicht verraten würde, eben weil er die Gegend lieber vom großen Touristenstrom „verschont“ wüßte, den er aber doch bekannt gibt, wenn sich irgend ein Leser für eine idyllische Einsamkeit in einem Kranze von zahlreichen 2800 bis 3000 m hohen Spitzen besonders interessiert.

Aber auch das ist natürlich nichts Neues an sich, und was uns daran interessiert,

das sind die Ursachen so erheblicher Preisdifferenzen in mitunter einander recht nah gelegenen, ja oft ganz benachbarten Tälern. Wie kommt es denn, daß in dem Gasteinertal ein Wanderer mit einem bescheidenen Portemonnaie nur sehr ausnahmsweise so Unterkunft findet, daß durch den Preis, den er für sie zahlen muß, nicht alsbald sein Reiseplan einen Riß bekommt, während im Rauriser Tal sehr mäßige Preise ganz allgemein zu finden sind. Die Frage scheint von unserem Thema, von der Erörterung der Veränderung in der Kaufkraft des Geldes im Laufe der Zeit, abzuleiten. Aber das tut nichts zur Sache, denn es dienen, wie wir schon hier feststellen können, die Ursachen gleichzeitiger Preisverschiedenheiten in verschiedenen Gebieten größtenteils auch zur Erklärung von Preisverschiebungen im Laufe der Zeit an einem und demselben Ort. Es ist also gleich wichtig, daß wir uns darüber klar werden, weshalb wir in einer Sennhütte, in der wir vor vielleicht 12 bis 15 Jahren für eine Schüssel herrlich berühmter Milch 50 Rappen zahlten, heute für ein Glas abgerahmter Milch 40 Rappen zahlen müssen, wie darüber, daß man in dem einen Gebirgstale in einem ausgezeichneten Bette und netten Schlafraum um den billigen Preis von einer Krone untergebracht sein kann, während man im nächsten Ort des Nachbartals für eine weit ungünstigere Übernachtungsgelegenheit das Doppelte und Dreifache zu bezahlen hat. Und ähnlich bezüglich aller übrigen Zweige der touristischen Bedürfnisbefriedigung. Mancher Zusammenhang, der uns als Ursache von Preisverschiedenheiten an verschiedenen Orten klar wird, kann uns demzufolge auch die Preisverschiebungen an einem und demselben Orte im Laufe der Zeit erklären helfen.

#### BEDÜRFNIS- STEIGERUNG

Ehe wir auf diese Betrachtungen weiter eingehen, muß aber doch auch hier auf einen Umstand besonders aufmerksam gemacht werden. Wenn wir feststellen, daß Hunderte von Touristen zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wochenlang mit Tagesausgaben von einigen „Sechserln“ (Zehnkreuzerstücke), also nehmen wir an von einer bis ein und einhalb Mark im Ostalpengebiet ihre touristische Lebensführung bestreiten konnten, so muß freilich sofort auch darauf hingewiesen werden, wie diese Männer zwar quantitativ keineswegs Mangel zu leiden hatten, aber wie sehr bescheiden dort nach heutigem auch touristischem Maßstabe sie in qualitativer Beziehung gewesen sind. Da gab's, um nur eine solche Reminiszenz meines Vaters hier wiederzugeben, z. B. in einem Orte, etwa in Huben, wohl ausgezeichnete, wenn auch derbe Tiroler Knödel, die man sich wohl gefallen lassen konnte; aber die gab's auch in St. Veit in Deferegggen und die wurden in St. Jakob im selben Tale als Glanzpunkt angeboten und sie waren die unvermeidliche Hauptnahrung auch in St. Magdalena im Gsiesertal. Also überall dasselbe! Die Gelegenheit zu einer etwas lukullischeren Daseinsführung und damit zu größeren Geldausgaben war schon an sich äußerst rar. Kann man angesichts solcher Lebensweise der Touristen in früheren Zeiten ohne Schwierigkeit die Behauptungen glauben, daß die Alpinistik immer kostspieliger wird, so ist freilich die Steigerung des Bedürfniskreises, insbesondere die Entwicklung der Qualität der Lebensführung im touristischen Leben als Grundlage der Verteuerung nicht zu übersehen. Die Grenzen zwischen notwendigen oder auch nur zweckmäßigen Ausstattungen der Lebensführung einerseits und Luxusgenüssen andererseits hat eine gewaltige Verschiebung erfahren.

Es bedarf wohl kaum einer besser illustrierenden Tatsache als der von der Sektion Gmünd registrierten „Beschwerde“, daß auf ihrer Hütte „Kein Witzblatt aufliege“, nur „deutsche“ Tagesblätter und „keine österreichische“ Tageszeitung. Wer hätte sich doch Mitte der siebziger Jahre träumen lassen, daß er dreißig Jahre später im Großelendgebiet in einer geräumigen Hütte den Gedanken an eine Zeitung hegen

würde, begierig, dort oben so rasch als nur menschenmöglich über die letzten parlamentarischen Vorgänge, über die neuesten Tricks eines Rockefeller oder gar über die Börsenkurse orientiert zu werden! O diese Durstenden nach der Gedankenfabrik Zeitung!

Das ganze Hüttenwesen hat — das kann in dieser Erörterung nicht unterdrückt werden — bei allen großartigen, insbesondere touristisch wünschenswerten Nutzwirkungen, eine ebenso großartige Verwöhnung der Touristenvölker gezeitigt und, was das bedauerlichste dabei ist: die hüttenbesitzenden Sektionen sind in dieser Richtung nicht von der Schuld freizusprechen, daß sie über das Maß des nicht nur Notwendigen, sondern auch des Zweckmäßigen in dem Streben, einen Sektionsehrgeiz auszuleben, vielfach weit hinausgegangen sind. Das Hüttenleben ist selbstverständlich für die Leistungen, die geboten werden, nicht teuer, aber es verteuert das Touristenleben durch das Mehr des Gebotenen über das notwendige Maß hinaus. Eine Steigerung der Entwicklung in dieser Richtung könnte in absehbarer Zeit dazu führen, daß die pekuniär minder leistungsfähigen Bergführer manche unserer Hütten meiden müßten.

Da liegt nun auch der Einwand nahe: wie steht es denn mit den Lebenskosten, die außerhalb des Hüttenlebens aufzuwenden sind. Der Tourist, der sich heute abseits der Hütten hält — und das ist ja vielfach noch möglich — ja, wie angedeutet wurde, mitunter sogar auch notwendig —, der lebt dort auch teurer heute als vor drei Dezennien. Gewiß, und wenn er sich mit dem begnügt, was etwa vor 30 Jahren die Höhenwanderer und ersten Touristen in Bauernhöfen und Sennhütten zu genießen fanden, so muß er diese bescheidene Lebensführung jedenfalls in der Regel erheblich teurer bezahlen, als sie damals bezahlt wurde. Ja, nicht genug daran, auch die Unterkunft und die Lebensführung in Talgasthäusern ist wesentlich verteuert worden, ohne an manchen Orten gerade wesentlich besser geworden zu sein. Und in vielen Gebirgsgegenden stellt sich die Differenz der Preise einst und jetzt sogar nicht unbeträchtlich höher als die zeitlich analoge Differenz der Lebenskosten in der Stadt. Da liegt vor allem die Frage nahe: ob denn die Beschaffung der Güter allein, die in solchen Gegenden geboten werden, soviel kostspieliger geworden ist? Hat die Beschaffung früher soviel weniger gekostet? Kostet der Transport jetzt soviel mehr Arbeit, oder ist die Arbeit nur um soviel teurer geworden, soviel mehr wert?

#### GLAUBE AN DIE KOSTENTHEORIE

So naheliegend auch alle diese Fragen sind: ihre Beantwortung würde niemals eine hinlängliche Erklärung der Tatsache der Verteuerung liefern können, einfach schon aus dem Grunde, weil diese Fragen getragen sind von dem Glauben an die Erklärung der Preise mit den Kosten.

Diese so lange, auch von den hervorragenden Nationalökonomern vertretene Theorie, die auch heute noch mit unbegreiflicher Übertreibung fortlebt, daß die Preise nach den Kosten gestaltet werden, ist nur in sehr beschränktem Umfange überhaupt annehmbar. Die Gründe, die gegen sie geltend zu machen sind, können in diesem Zusammenhange nicht erörtert werden. Nur ein Beispiel, das mit der Alpinistik in einem gewissen Zusammenhange steht, möchte ich hier heranziehen, um die Irrigkeit dieses weitverbreiteten Glaubens darzutun, dessen Einschränkung auch in weiteren Kreisen äußerst zweckmäßig ist, und zwar gerade besonders auch in Touristenkreisen, da deren Verhalten zur Preisbildung nicht wenig beiträgt.

Der Fall, den ich als besonders drastischen Gegenbeweis gegen die Kostentheorie anführen möchte, ist der Bau eines Hotels in Sommerfrischorten und insbesondere in Touristenstationen. Wurde, wie das so häufig zu beobachten ist,

irgendwo einfach auf die Tatsache eines starken Fremdenzuzugs hin ein Hotel mit einem gewissen beträchtlichen Aufwand gebaut und wurden die dem Aufwande entsprechenden Preise gefordert, so ist nur zu oft das Unternehmen sehr bald, und zwar schon nach der ersten oder zweiten Saison, in Konkurs geraten, weil eben wegen der nach den Kosten, nach dem investierten Kapital, das verzinst werden muß, nach dem Betriebserfordernisse usw. festgesetzten Preise der entsprechende Zugang an Hotelgästen ausblieb, während der nächstbenachbarte Besitzer eines einfachen, schlichten Gasthauses gedeihen konnte. Kommt dann das Hotel zur Versteigerung, so erlangt es einen Preis, der dem bei mäßigen Preisen erzielbaren Reinertrag entspricht. Mitunter war es ein und der selbe Besitzer, der kapitalkräftig genug war, das zuviel investierte Kapital abzuschreiben, wenn er nach Ablauf von zwei Saisons, in denen er es mit verschiedenen Preissätzen versucht hat, erkannt hat, daß mit den mäßigen Preisen das Geschäft zu machen sei.

Wenn wir die örtlichen wie die zeitlichen Preisverschiedenheiten erklären wollen, reicht also die Annahme, die Kosten der Beschaffung aller jener Güter und Leistungen, die der Tourist genießt und fordert, seien gestiegen, nicht aus. Daß sie unzulänglich ist, erhellt namentlich aus der Beobachtung, daß auch Dinge, zu deren Gewinnung vom Verkäufer, z. B. von Sennhirten oder von der Bäuerin, fast keine Kosten aufgewendet werden, teurer geworden sind, z. B. das Glas Milch in der Sennhütte, das Nachtlager im Bauernhofe.

#### ANDERE URSACHEN

Wichtig ist es gewiß, an die numerische Entwicklung der Touristik zu denken. Die Nachfrage nach den für den Touristen in Betracht kommenden Bedarfsgütern ist mit der kolossalen Steigerung der Touristenmassen, die namentlich in den Ostalpen in den letzten Jahrzehnten eintrat, außerordentlich gewachsen und nicht entsprechend gestiegen ist die Produktionsfähigkeit der betreffenden Gebiete. Allein diese Verschiebung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage in einem für die Verkäufer günstigen Sinne kommt bezüglich des heutigen Konsumkreises der Touristen nur bei relativ wenigen Gütern zu beträchtlicher Bedeutung, gewiß in hohem Maße freilich dagegen bei einer wichtigen touristischen Ausgabepost: dem Führerlohn. Er ist zweifellos mit unter dem Einfluß der Nachfrage gestiegen. Und dennoch reicht dieser Erklärungsgrund auch für diese Preissteigerung nicht aus. Auch sie ist nur mit zwei anderen in das ganze Wirtschaftsleben der Alpen tief einschneidenden Vorgängen zu deuten, die wir als grundlegende Ursachen der Verteuerung des Lebens in vielen Touristengebieten bezeichnen müssen.

Das erste ist das Hineinwachsen der bäuerlichen Wirtschaft in den geldwirtschaftlichen Verkehrsorganismus der Volkswirtschaft und die zweite ist die so häufig zu beobachtende Anpassung der Preisbildung an die Kaufkraft der Kaufinteressenten, wenigstens immer, soweit der Verkäufer einer Ware diese Kaufkraft aus äußeren Symptomen glaubt vermuten zu dürfen.

#### UMGESTALTUNG DER ALPENLÄNDISCHEN BAUERNWIRTSCHAFT

Was zunächst die erste Ursache anlangt, so haben wir es hier mit einem Vorgang zu tun, der in der Hauptsache den Abschluß einer durch Jahrhunderte sich hinziehenden Entwicklung der menschlichen Wirtschaftsorganisation darstellt. Die bäuerliche Haushaltung verliert erst seit einem halben Jahrhundert in den meisten Teilen der Ostalpen ihren Charakter als geschlossene Hauswirtschaft und ist also erst innerhalb der Epoche des Aufschwungs der Touristik ein volkswirtschaftlicher Organismus geworden, das heißt, sie ist erst in den letzten Dezennien zum größten Teil in regelmäßigen, alle ihre Interessen

berührenden Wirtschaftsverkehr mit andern, insbesondere städtischen Konsumtions- und Produktionskreisen getreten.

Um das allgemein verständlich zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen und Dinge berühren, die für das Verständnis so mancher Erscheinung im alpenländischen Bauernleben von Bedeutung sind, an der der Tourist leider nur zu oft achtlos vorübergeht.

Das volle Verständnis für den Begriff der geschlossenen Hauswirtschaft, für ihr Wesen ist nicht zu gewinnen, ohne daß man einen Blick nach rückwärts in die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Wirtschaft tut. Das menschliche Wirtschaften in dem Sinne, daß wir darunter planmäßiges Handeln mit Beziehung auf die Bedürfnisbefriedigung verstehen, ist ein Produkt der Entwicklung und am Anfange dieser Bedürfnisbefriedigung — sofern wir überhaupt von einem Anfange reden können — steht Unwirtschaftlichkeit, Überfluß auf der einen, Darben auf der andern Seite, abwechselnd nach Zufällen in der Natur und Launen des Individuums. Der Mensch steht auf einer Stufe individueller Nahrungssuche mit Sorglosigkeit, Trägheit, schroffstem Egoismus als den charakteristischen Zügen der Psyche dieses primitiven Menschen. Erst wo Menschenverbände auftreten und vor allem dauernde Lebensgemeinschaften (gleichviel ob monogamische oder polygamische), sind auch die Elemente ökonomischen Handelns, eines Zuratehaltens, Überlegens, Vorsorgens, Planens, und vor allem auch zweckbewußter Wertschätzungen zu erkennen.

Der Rahmen aber, innerhalb dessen derartige Menschenverbände, vor allem die weitere oder engere Familie sich wirtschaftlich betätigen, ist die Hauswirtschaft. Ganz überwiegend ist es das ethische Element des Blutbandes, das auch die Abgrenzung für die Wirtschaftstätigkeit von selbst ergibt, indem es die Menschen zu wechselseitiger Fürsorge aneinander bindet.<sup>1)</sup>

Als geschlossene Hauswirtschaft haben wir uns daher den kleinen Wirtschaftsorganismus des einzelnen Haushaltes zu denken, der isoliert der Bedürfnisbefriedigung aller ihm zugehörigen menschlichen Individuen lebt. Isoliert, das heißt zunächst ohne wirtschaftliche Verkehrsbeziehung zu andern solchen Hauswirtschaften. Jede hat für sich den Kampf um die Nahrung, um Kleidung, um Obdach usw. zu führen und muß mit den Kräften, die die Haushaltsmitglieder bieten, das Auskommen finden. Die Grundlage der Wirtschaft dieses Organismus ist natürlich die Verfügung über fruchtrtragenden Grund und Boden, daher ist die alpenländische bäuerliche Wirtschaftshaltung bis vor kurzer Zeit noch auf dem Boden dieser Wirtschaftsorganisation gestanden. Festzuhalten ist der charakteristische Zug: fast alles, was im Hause verzehrt oder gebraucht, genossen und benutzt wird, ist zustande gekommen durch die Natur und die Arbeit gerade der Menschen, die dem betreffenden Haushalte mit ihrem ganzen Interessenkreis angehören. Nur wenig wird durch Verkauf veräußert, durch Kauf erworben.

Wer in die Gebiete des Orients eine Reise unternimmt, der wird dort das Vorkommen von Wirtschaftsformen, die mit der geschlossenen Hauswirtschaft zusammenhängen, leicht beobachten können. In den nördlichen Balkanländern, namentlich in Montenegro z. B. herrscht diese Organisation weitaus vor. Wie tief die alpenländische Bauernwirtschaft in dieser, weitgehende Autarkie bedeutenden Wirtschaftsweise noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befangen war, geht u. a. aus Roseggers Schilderungen von seiner Schneider-Wanderzeit hervor.

Während also im Laufe der Jahrhunderte die Bevölkerung insbesondere in den Städten zu einer Bedarfsdeckung auf der Grundlage vornehmlich tauschweiser Güter- und Leistungsbeschaffung gelangte und während im weitem Verlauf mit

<sup>1)</sup> Zur genaueren Orientierung über diese Entwicklungsvorgänge sei auf das jetzt in 7. Auflage vorliegende Werk „Entstehung der Volkswirtschaft“ des Leipziger Nationalökonomien Karl Bücher aufmerksam gemacht.

fortschreitender Arbeitsteilung und insbesondere mit unablässig neuer Berufsbildung die einzelnen Haushaltungen immer ausschließlicher dazu übergingen, durch Kauf von Gütern und Mietung von Dienstleistungen selbständiger Erwerbstätiger ihre Bedürfnisbefriedigung durchzuführen, ist der bäuerliche Hof der Alpenländer namentlich in dieser Entwicklung zurückgeblieben, er ist autark (selbstgenügsam) geblieben. Den fremden Wanderern, die in den Bereich solcher Wirtschaftsweise traten, kam das, obwohl sie die Nachteile der absolut bodenständigen Bedürfnisbefriedigung in Kauf nehmen mußten, vielfach dadurch außerordentlich zugute, daß die isolierte Bauernwirtschaft, die also dem regulären Marktverkehr noch recht fern stand, einen verhältnismäßig sehr hohen Geldwert bewahrt, das heißt, daß kleine Geldbeträge in der bäuerlichen Wirtschaft schon einen beträchtlichen Realwert, also namhafte Kaufkraft hatten. Und gerade das hat sich in den letzten Jahrzehnten ganz erheblich geändert. Die bäuerliche Wirtschaft produziert nunmehr auch in den entlegenern Alpentälern für den Markt, insbesondere Molkereiprodukte und Vieh, und ist damit in die Geldwirtschaft und in den Güterverkehr in ungleich höherem Ausmaße mit ungleich mehr Bedürfnissen einbezogen, als noch vor 20 und 30 Jahren. Sie hat jetzt viel mehr und regelmäßiger mit Geld zu tun. Selbstverständlich bedeutet das auch die Gewinnung einer andern Geldwertvorstellung und zunehmende Einsicht in den hohen Tauschwert der von ihr in der bäuerlichen Wirtschaft gewonnenen Produkte.

#### EINFLUSS DER KAUFKRAFT DES TURISTEN

Und dazu gesellt sich nun noch der zweite oben erwähnte Umstand: die Preisbildung oder wenigstens die Preisforderung seitens des Verkäufers nach dem Eindrucke, den er von der Kaufkraft der Kaufstigen gewinnt. Hat man in frühern Zeiten, wenn man vielleicht in einem Bauernhof übernachtete, auf die Frage nach der Schuldigkeit zur Antwort erhalten: „Na, was' halt moanen!“ und war die Bauersfrau hocheifrig, wenn man ihr einige „Sechserln“ gab, so wird man jetzt im selben Bauernhofe, der freilich heute seine Molkereiprodukte regelmäßig in die Stadt versendet, in dem aber der Bedarf an Geld auch eine ganz andre Bedeutung gewonnen hat wie vor 30 Jahren, als Geld gerade nur für Steuerzahlungen und für religiöse Zwecke regelmäßig, im übrigen aber sehr sporadisch notwendig gewesen sein mag, wahrscheinlich andre Erfahrungen machen. Eine recht bestimmte Geldforderung wird gestellt werden.

Allerdings sind das schon die etwas routinierteren Bauersleute, die dann allenfalls auch noch nach dem Sportanzuge und sonstigen Symptomen eine etwas höhere Summe fordern werden. Aber sie fehlen nicht. Hingegen lebt natürlich auch der alte Schlag noch fort. Und namentlich die Bewohner jener Gebiete unsrer Ostalpen, jener einzelnen Täler, die entweder infolge ungünstiger Lage oder aber infolge mangelnden Unternehmungsgelstes der Bewohner noch nicht zu stärkeren Beziehungen mit dem städtischen Markt, mit dem städtischen Konsum wie mit der industriellen Produktion gekommen sind, sie lassen in der Regel noch den alten, patriarchalischen Stil erkennen, nach dem der wandernde Fremdling mehr als Gast denn als Quelle des Gelderwerbs angesehen und behandelt wird.

Die Preisbildung für Dinge, die im Haushalte des Bauern gewonnen werden, ist abgeleitet, diese Dinge erhalten eine Verhältnismäßigkeit zum Geld erst durch den Markt. Vielfach kannte der alte patriarchalische Bauer den Preis seiner Erzeugnisse gar nicht. Und daher suchte er womöglich beim konsumierenden Touristen selbst die Werthöhe zu erfahren. Je besser die Orientierung bäuerlicher Kreise über die städtischen Marktverhältnisse vor sich geht, desto geschäftsmäßiger wird im allgemeinen die Behandlung des Touristen. Mit allen diesen Momenten ist aber

eben auch die Möglichkeit einer beträchtlichen Verschiedenartigkeit der Preisverhältnisse, die für die Turistik in Betracht kommen, gegeben, jener gleichzeitigen Preisdifferenzen von Tal zu Tal, aber allerdings auch innerhalb desselben Tals oder sogar innerhalb des gleichen Orts von Haus zu Haus.

### □□ EINFLUSS DER TURISTIK SELBST

Und da muß nun wohl auch noch hinzugefügt werden, daß es nicht nur die Beziehung zum städtischen Markt ist, die den wirtschaftlichen Sinn, den Gelderwerbstrieb der Bevölkerung schärft, sondern daß wir es hier auch mit Wirkungen der Turistik zu tun haben. Ein regelmäßiger Turistenverkehr hat auch die Bedeutung eines Marktes. Auch er wirkt damit auf die Geldwertvorstellungen der Bevölkerung in gewissem Sinn erzieherisch. Gerade der Turistenverkehr ist es denn auch selbst, der eine ganze Gegend außerordentlich verteuern kann. Wenn reichlich vermögende Leute heute die Gegend besuchen, aus deren Verhalten nur allzuleicht zu erkennen ist, welche geringe Rolle für sie das bißchen Geld spielt, das sie dort ausgeben, wie bedeutungslos für sie die Erhöhung der Zimmermiete um 50 Prozent sogar ist: dann kann es gar nicht ausbleiben, daß sich die Bevölkerung allmählich in diese Situation hineindenkt und sie auszunützen trachtet. Kann es aber wunderbarlich erscheinen, daß sich sogar im weitem Verlauf in einer solchen Gegend die Tendenz bemerkbar macht, überwiegend oder nur solche besonders zahlungsfähige Leute in die Gegend zu ziehen, weil an ihnen mehr verdient werden kann? Und kann diese Tendenz denn besser und sicherer verfolgt werden als durch hohe Preise? Die Besitzer der großen Hotels in den Turistenplätzen genau wie in den Großstädten rechnen nur mit Besitzern größerer Einkommen und sie machen ihre luxuriöseren Ausstattungen und Darbietungen, weil sie wissen, daß das Publikum, das ihre Etablissements aufsucht, nicht mit den Augen zwinkert, wenn das Glas Bier um 100 Prozent teurer ist als in dem benachbarten einfacheren Gasthofs. Kann es überraschen, wenn unter dem Eindruck der hohen Zahlungsfähigkeit der Turisten, die Leichtigkeit, mit der z. B. für irgendwelche extravagante Tur die oft schon recht ansehnlichen Führertaxen zugestanden werden, wenn die Führer, die solche Geringwertigkeit des Geldes in den Händen der Vermögenden beobachten, immer wieder höhere Führerlöhne und Taxen fordern und zu erreichen suchen?

Es unterliegt keinem Zweifel: die Turistik selbst und namentlich das Verhalten vermögender Turisten — besonders erwähnt seien noch die „Automobilturisten“ — ist mit ein wichtiger, die Turistik im großen und ganzen verteuern Faktor. Und je mehr unter dem Einflusse dieser Zusammenhänge, wie sie hier kurz erörtert wurden, eine Verdrängung der minder leistungsfähigen Turisten aus gewissen Alpengebieten einzutreten droht, desto näher rückt wohl der Zeitpunkt, in dem unsere Alpenvereine ihren Zwecken auch noch dieses Problem zugesellen werden: hintanzuhalten, daß die Turistik ein Privileg des Besitzenden wird, indem sie Maßnahmen zur Erleichterung von Turen in einem zu teuer gewordenen Turistengebiet treffen werden. Wohl zu bedenken ist aber, daß auch wir Bergfahrer selbst wesentlich dazu beitragen können, einen Zustand im Alpengebiet zu erhalten, der die veredelnde Wirkung der Bergfahrt auch weiteren Kreisen möglich erscheinen lassen wird: wenn wir über dem Genießen einer andern Umwelt und ihrer Körper und Psyche kräftigenden Eigenart (notabene auch bei schlechtem Wetter wirkt die Eigenart!) materielle Bedürfnisse wie in früherer Zeit mehr zurückstellen. Es gilt deswegen nicht geradezu Entbehrungen zu tragen, aber eine zeitweise Vereinfachung der Lebensführung ist nur überaus gesund für uns in Gewöhnungen nur allzuleicht erschlassende Stadtbewohner!

## DIE PHOTOGRAPHIE IN DEN ALPEN

### □      VON Dr. GUSTAV KUHF AHL      □

In den letzten Jahrgängen dieser Zeitschrift treffen wir auf eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit den verschiedenen Arten der Alpendarstellung und deren geschichtlicher Entwicklung befassen. Dem Bergfreunde wurde in Wort und Bild vor Augen geführt, wie die Künstler aller Zeiten mit Stift oder Pinsel die Alpen dargestellt haben, und wie sich mit der Ausbreitung der Bergsteigerei auch das Auge der Maler mehr und mehr geschärft hat, um Größenverhältnisse und Formen des Hochgebirges naturgetreu aufzufassen. Neben dieser künstlerischen Wiedergabe des Landschaftsbildes finden wir aber weiterhin auch einige Abhandlungen über die kartennmäßige Darstellung der Alpen und ihren Entwicklungsgang. Die Kartographie muß bei ihrer heutigen technischen Vollkommenheit nicht nur die Bewunderung jedes Gebildeten ohne weiteres in Anspruch nehmen, sondern das Interesse des Bergsteigers auch deswegen in ganz besonderer Weise fesseln, weil sie ihm für seine Reisevorbereitungen und seine Bergwanderungen ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel zur Verfügung stellt. Während sich die Malerei stets an das ästhetische Empfinden des Kulturmenschen wendet, dient die Kartographie — trotz aller Schönheit, die einem technisch vollendeten Kartenbilde gleichfalls innewohnen kann — doch in der Hauptsache rein praktischen Zwecken. Diese zwei altbekannten Darstellungsweisen der Alpenwelt, die sich einmal auf die freie Naturbeobachtung des Künstlerauges, das andere Mal auf die ziffernmäßigen Messungen neuzeitlicher Präzisionsinstrumente stützen, bedürfen zu ihrer Verwirklichung stets noch der menschlichen Handfertigkeit und sind infolgedessen auch mit Irrtümern, Unvollkommenheiten oder persönlichen Eigenheiten ihres Erzeugers unvermeidlich verbunden.

Zu ihnen hat sich nun seit etwa zwei Jahrzehnten die Photographie als ein selbständiges Ausdrucksmittel von gänzlich abweichender Art gesellt. Unabhängig von der üblichen manuellen Geschicklichkeit erbringt sie gleichsam automatisch und mühelos Augenblicksbilder in beliebiger Zahl von jedem Standorte aus und mit unbestechlicher Naturtreue. Die Grenzen der Photographie sind dadurch viel weiter gezogen, als die der übrigen Darstellungsweisen, und sie greift deshalb auch in deren verschiedene Gebiete vielfach hinüber. So bietet die Vielseitigkeit ihrer technischen Hilfsmittel nicht allein die Möglichkeit, Landschaftsbilder zu schaffen, die mit künstlerischen Erzeugnissen anderer Art sehr wohl in einen erfolgreichen Wettbewerb treten können, sondern sie vermag oft auch der bloßen Wiedergabe eines Geländeabschnittes weit besser gerecht zu werden, als jede Kartenzeichnung. Gerade in gebirgigen Gegenden, z. B. vor den senkrechten Felsbildungen der Dolomitwelt oder den Steilwänden der Aiguilles, wo die Mittel der Kartographie fast vollständig versagen und flüchtige Anstiegsskizzen zum Ersatz herangezogen zu werden pflegen, bietet die Photographie einen weit anschaulicheren und bequemeren Ausweg in Gestalt ihrer direkten Naturbilder. Ähnlich wie man als Führerloser von jedem Aussichtspunkte fleißig durchs Fernglas nach späteren Zielen hinüberschaut, um die Anstiegsverhältnisse festzustellen, kann man bereits daheim an Photographien die Angaben der Literatur oder die Geländedarstellung der Karten mit Sicherheit vergleichen und ergänzen. Zu den Auf-

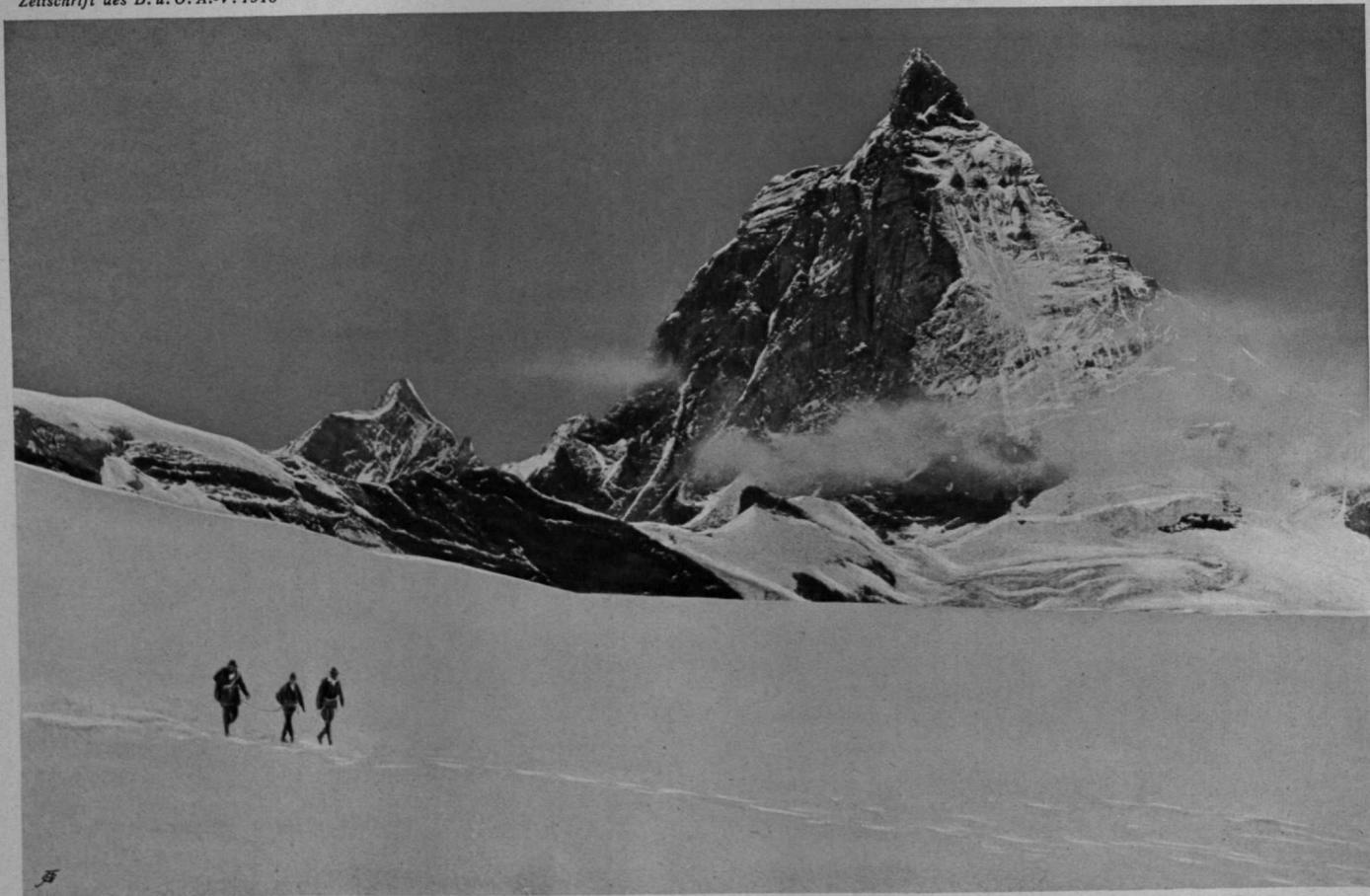
nahmen von festem Standpunkte aus kommen dabei in allerjüngster Zeit auch einige Bilderserien, die bei alpinen Luftschiffreisen gewonnen worden sind. Sie bieten außerordentlich lehrreiche Einblicke, und heute wird z. B. im Berner Oberland kein Führerloser mehr das Studium der prächtigen, großen Ballonaufnahmen unterlassen, die Gebhard Guyer bei der Alpenüberquerung des Ballons Cognac im Juni 1908 von Eiger, Mönch, Jungfrau, Aletschhorn, Finsteraarhorn usw. dutzendweise aus verschiedenen Höhen aufgenommen und in einem wohlfeilen Buche zum Nutzen der Bergsteigerei veröffentlicht hat.<sup>1)</sup>

Die Mehrzahl der grundlegenden Erfindungen auf dem Gebiete der Photographie sowie ihre praktische Anwendung für landschaftliche Aufnahmen reicht etwa bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück. Da die gebildete Welt erst fast zu gleicher Zeit den Wundern der Hochgebirgswelt ihr Interesse in lebhafterer Weise zuzuwenden begann, so erscheint es erklärlich, daß spekulative Köpfe schon frühzeitig mit den primitivsten photographischen Hilfsmitteln, sowie ohne jede bergsteigerische Erfahrung in die Hochregion vorzudringen versuchten, um eine möglichst sensationelle Ausbeute zu einem einträglichen Bilderhandel zu erjagen. Über diese ersten photographischen Entdeckerfahrten, an denen vornehmlich Pariser und später Wiener Kunsthändler beteiligt waren, ist in der deutschen Fachliteratur, und zwar selbst in dem großen Geschichtswerke der Photographie von J. M. Eder in Wien leider nichts zu finden. Nach persönlichen Mitteilungen aber, die ich dem achtzigjährigen deutschen Forscher, Hofrat Professor Hermann Krone in Dresden, verdanke, sind solche Versuche zur Hochgebirgsphotographie bereits um 1850 gemacht worden. Als Aufnahmematerial wurde Wachspapier oder auch Kollodiumpapier nach Le Gray benutzt. Im Sommer 1856 unternahmen die Gebrüder Bisson von Chamonix eine Expedition nach dem Montblanc, wobei sie Kollodiumplatten in der stattlichen Größe von  $32 \times 40$  cm mitführten. Man kann sich heute kaum noch vorstellen, welche Unsumme von Scharfsinn und Anstrengung nötig war, um damals — ohne eigentliche bergsteigerische Fertigkeit — einen solchen Troß in die Gletscherregion zu führen. Galt es doch, nicht nur die großen, unbeholfenen Apparate für die Aufnahme selbst zu tragen und zu bedienen, sondern obendrein noch eine vollständige Dunkelkammer mit Schalen und Bädern mitzunehmen; sie mußte vor jeder einzelnen Aufnahme stets von neuem betriebssicher aufgebaut werden, weil die alten Kollodiumplatten bekanntlich erst unmittelbar vor ihrer Belichtung zu silbern und nur im nassen Zustande zu verwenden waren. Dabei erlebten die Gebrüder Bisson schließlich nach Überwindung aller Strapazen und Gefahren noch das schmerzliche Mißgeschick, daß der Plattenkasten samt seinem Inhalt durch die Unachtsamkeit eines Trägers auf dem Rückwege rettungslos in Trümmer ging. — Etwas bequemer und glücklicher arbeitete Hermann Krone im Jahre 1857 in den Felsgebieten der Sächsischen Schweiz, und zwar gleichfalls mit nassen Kollodiumplatten der Größe  $32 \times 40$  cm, die auch erst an Ort und Stelle lichtempfindlich gemacht wurden. Eine Sammlung kleinerer Landschaften im Format  $18 \times 23$  cm hatte er bereits 1853 veröffentlicht. Während sich das Lebenswerk Krones seit kurzer Zeit wohlgeborgen in den Sammlungen der Dresdner Technischen Hochschule befindet, läßt sich über den Verbleib der ältesten alpinen Aufnahmen nichts feststellen. Gerüchtweise habe ich gehört, daß die Archive der Société Française de Photographie in Paris verschiedenes davon enthalten dürften; jedenfalls wäre es für einen unserer photographischen Fachgelehrten einmal eine dankenswerte Aufgabe, diesen Anfängen der alpinen Landschaftsphotographie systematisch nachzugehen und von dem interessanten, aber sehr vergänglichen Material so viel als möglich für die Nachwelt zu retten.

<sup>1)</sup> Guyer, Im Ballon. Verlag von Gustav Braunbeck in Berlin W. 35.

Infolge der großen Umständlichkeit, die das nasse Kollodiumverfahren im Gefolge hat, blieb die unwegsame Alpenwelt auch in den kommenden Jahrzehnten für die Photographie so gut wie verschlossen. Die Einführung der Bromsilbertrockenplatte um 1880 brachte dann aber einen raschen Aufschwung des photographischen Berufsgeschäftes mit sich, während schließlich die Erfindung des Rollfilms, mit der gleichzeitig eine wesentliche Verbilligung und Vereinfachung der Handapparate begann, zu der heutigen Verallgemeinerung des Photographierens bei Laien und Liebhabern den Anstoß gab. Wiewohl die Verwendung der photographischen Technik in der Landschaftsphotographie also erst auf eine recht kurze Zeitspanne zurückblickt, hat sie sich doch gerade der alpinen Darstellung in reichlichstem Maße bemächtigt, zumal sie wiederum mit der Ausbreitung des Alpinismus selbst zusammenfiel. Es bedarf zunächst keines besonderen Hinweises auf die Fülle von Bildern, die man heute aus allen Teilen der Alpenwelt in Form photographischer Originalkopien oder in verschiedenen photomechanischen Reproduktionsverfahren als Einzelblätter, Ansichtspostkarten, Buch-Illustrationen und dergleichen allerwärts im Handel angeboten erhält; zu einer solchen technisch vollendeten und dabei wohlfeilen Massenherstellung, wie sie das heutige Reisepublikum verlangt, hätte sich keine der älteren Darstellungsmethoden auch nur im entferntesten geeignet. Neben oder trotz dieser intensiven gewerblichen Ausbeutung der Kamerakunst hat sich die Photographie auch als Liebhaberbeschäftigung weite Kreise erobert und steht heute bei uns in Europa sicherlich noch nicht einmal auf der Höhe dieser Entwicklung. Die kleine, bequeme Handkamera ermöglicht es, daß jedermann ohne sonderliche Übung und Fachkenntnis mit leichter Mühe und geringem Geldaufwand die empfangenen Reiseeindrücke in verhältnismäßig befriedigender Weise aufzunehmen vermag. Wenn diese Tatsache zunächst auch für alle Reisegegenden gleicherweise gilt, so bieten gerade alpine Hochtouren mit ihren rasch wechselnden Szenerien, ihren schwierigen Wegverhältnissen, ihrem Erfordernis persönlicher Leistungsfähigkeit usw. vielfach besonderen Anlaß, die eigenen Erlebnisse selbst im Bilde festzuhalten. Selten dürfte heutzutage eine mehrköpfige Partie ohne einen Apparat ausziehen, und man wird deshalb nicht zu hoch greifen, wenn man im Hochsommer auf jeden vierten oder fünften Alpenbesucher eine photographische Kamera rechnet; für ernstere Studienreisen und größere Forschungsexpeditionen ist die Photographie ohnehin ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden.

Aber trotz dieses Massenverbrauchs von wertvollen Materialien, zu dem die Begeisterung für die Hochgebirgswelt zweifelsohne immer von neuem Anlaß gibt, pflegen die durchschnittlichen Ergebnisse, die man in Sammelmappen, bei Projektionsvorträgen oder sonstwie zu Gesicht bekommt, sowohl in rein technischer Hinsicht wie vor allen Dingen nach der Seite des guten Geschmacks und der ästhetischen Gestaltung meist recht mäßig auszufallen. Die Gründe hierfür sind verschiedenerlei Art. Wer sich um die Eigenschaften seines Apparats, um Belichtungsvorschriften, um das Entwickeln der Negative und die Anfertigung von Abzügen im allgemeinen wenig kümmert, wird nur ganz zufällig einmal allen Klippen entgegen und aus keiner Gegend einwandfreie Bilder heimbringen; aber auch der Fortgeschrittenere, der seine Kamera zwar unter den gewöhnlichen Verhältnissen seines Wohnorts richtig zu handhaben gelernt hat, pflegt in den Alpen schwere Enttäuschungen zu erleben, wenn er die besonderen Lichtverhältnisse, die klimatischen Schwierigkeiten und andere Eigenheiten der Hochgebirgslandschaft außer acht läßt. Je einfacher die Handkameras geworden sind, desto weniger nimmt sich die große Masse ihrer Erwerber die Mühe, etwas über die Grundbegriffe der Photographie selbst in Leitfäden nachzulesen,



*Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

*Matterhorn*

einen Lehrkursus mitzumachen oder gar ein Spezialwerk über Hochgebirgsphotographie in die Hand zu nehmen; man läßt sich beim Einkauf die drei bis vier Handgriffe zeigen, Blende- und Verschlussspannung aufschreiben oder gleich ein für allemal einstellen und macht dann einfach die schlechten Films oder die lüderliche Entwicklung für die naturgemäßen Folgen der eigenen Unerfahrenheit verantwortlich. Während aber heute bei den tadellosen Erzeugnissen der photographischen Industrie verhältnismäßig nur wenig Fleiß und Übung dazu gehört, um technisch fehlerlose Platten oder Films zu erzielen, läßt sich Geschmack und Kunstgefühl in der Photographie genau so wenig einlernen, wie auf anderen Gebieten. Dazu kommt, daß es der jungen photographischen Kunst trotz ihrer massenweisen Produktion an eignen guten Vorbildern aus der Alpendarstellung noch ziemlich mangelt, ja daß sogar die Malerei des eigentlichen Hochgebirgs gleichfalls nicht allzu viele Werke aufweist, die nach jeder Richtung als muster-gültiges Studienmaterial zu bezeichnen wären. Dies mag zum Teil seinen Grund darin haben, daß auch die Maler erst mit der fortschreitenden Entwicklung des Alpinismus vor wenigen Jahrzehnten in die wirklichen Hochregionen einzudringen vermochten und dort auf viele schwierige, neuartige Probleme stießen. Wenn man aber deshalb gelegentlich zu hören bekommt, daß die Hochgebirgslandschaft überhaupt nicht malerisch und künstlerisch verwertbar sei, so ist die Behauptung in dieser Allgemeinheit ebenso übertrieben, als wenn anderseits der Lichtbildneri schlechtweg jede Fähigkeit abgestritten wird, als künstlerisches Ausdrucksmittel zu dienen. Der vorurteilsfreie Betrachter wird zwar den Künstlerwahn, der in Amateurphotographen-Vereinen und Fachblättern vielfach großgezogen wird, durchaus nicht ernst nehmen, immerhin aber rückhaltslos anerkennen, daß ein Lichtbildner, der die technische Seite der Sache völlig beherrscht und über die Gaben des wirklichen Künstlers verfügt, mit photographischen Mitteln ebenso wertvolle Werke zu schaffen vermag, wie andre mit Stift oder Pinsel.

Die rein künstlerische Seite der Photographie mag aber bei den weiteren Betrachtungen ausscheiden, weil diese Frage naturgemäß für das Gesamtgebiet der Lichtbildneri und nicht für die Alpendarstellung allein zu prüfen und zu beantworten wäre; dagegen will ich versuchen, in diesem Aufsatz einen Überblick über alle die technischen und chemischen Hilfsmittel zu geben, deren Verwendung heutzutage für Zwecke der alpinen Photographie empfehlenswert erscheint. Der Zweck der Alpenvereinszeitschrift und der mir zugeteilte knappe Raum gestatten es nicht, die Aufgabe bis in alle Einzelheiten erschöpfend zu behandeln; ich beabsichtige darum auch nicht, etwa ein Lehrbuch für solche Alpenphotographen zu schreiben, denen die Erlangung von Lichtbildern das Hauptziel und die Bergsteigerei nur Mittel zum Zweck ist, wohl aber möchte ich der großen Zahl photographierender Alpinisten, die einen Apparat als nützlichen Reisebegleiter mit ins Gebirge nehmen, die notwendigsten Ratschläge zu dessen Verwendung geben. Für eingehendere Studien sei auf die Literatur verwiesen, die ich am Schlusse mit angeführt habe.

Die Vorbereitung und Ausübung derartiger Reisephotographie zerfällt naturgemäß in Arbeiten vor, während und nach der Bergfahrt, so daß der Stoff am zweckmäßigsten in dieser zeitlichen Reihenfolge dargestellt und in drei Hauptabschnitten nach den Gesichtspunkten der Ausrüstung, der Aufnahme sowie der Bearbeitung des belichteten Negativmaterials geordnet wird. Die beiden letzten Teile können dabei sehr knapp gehalten werden, da sich manches aus der Wahl der Ausrüstung von selbst ergibt oder mit den allgemeinen Vorschriften der photographischen Tätigkeit deckt.

Die wenigsten deutschen Liebhaberphotographen dürften in der Lage sein, sich für Landschaftsstudien mehrere photographische Apparate verschiedener Konstruktion zu halten und etwa gar wegen der einen kurzen Alpenreise im Jahre eines der angepriesenen Spezialmodelle für Hochgebirgsphotographie anzuschaffen. Zu einer derartigen besonderen Geldausgabe pflegt aber auch im allgemeinen gar kein zwingender Grund vorzuliegen, denn alle heutigen Handapparate sind in ihrer Verwendbarkeit so vielseitig, daß sie in der Hand des Geübten den Aufgaben der Alpendarstellung zumeist genügen werden. Im Gebirge spielt aber nicht nur die Leistungsfähigkeit der Kamera in rein photographischer Hinsicht eine Rolle, sondern die Eigenheiten des Fußwanderens, des Felskletterns, der Gletscherturen usw. stellen auch hinsichtlich der Bequemlichkeit und Sicherheit des Alpinisten verschiedenerlei Anforderungen, die bei Mitnahme oder Benützung eines photographischen Apparats berücksichtigt sein wollen. Dabei denke ich in erster Linie nur an solche Bergsteiger, die ihren gesamten Reisebedarf einschließlich der Kamera und des Negativvorrats im Rucksack für gewöhnlich selbst tragen und keinen Troß von Trägern oder Lasttieren mitführen, wie dies bei Berufsphotographen und auf Expeditionen größeren Stils notwendig wird. Ehe jedoch von bestimmten Modellen und Formaten einer photographischen Ausrüstung für Bergfahrten die Rede sein kann, mag ein kurzer Blick auf die äußerlichen Schwierigkeiten und Hindernisse der alpinen Photographie geworfen werden, die dem Landschaftsphotographen im Flachlande und Mittelgebirge entweder gar nicht oder doch nur in weit geringerem Maße begegnen. Aus dem bloßen Hinweis auf die tatsächlichen Verhältnisse werden sich dann eine ganze Reihe von Schlüssen und Wünschen für die Beschaffenheit der photographischen Hilfsmittel ganz von selbst ergeben.

Aller Reisebedarf des Alpinisten wird im Rucksacke verpackt und befördert. Als unzertrennlicher Begleiter folgt uns dieser auf allen Fahrten, Wanderungen oder Besteigungen. Groß ist die Zahl der Bedürfnisse und Annehmlichkeiten, die der Kulturmensch selbst in der Einfachheit alpiner Verhältnisse nicht meiden möchte, und endlos deshalb die Reihe der Gegenstände, die man daheim vor Antritt der Reise als unentbehrlich zusammenträgt. Über allen Wünschen steht aber der unerbittliche Zwang, die regelmäßige Traglast so zu beschränken, daß die Durchführung langer und schwerer Tagesmärsche nicht dadurch gefährdet und nach der Seite des wirklichen Genusses hin getrübt wird. Wenn man deshalb also schon den Ballast an nötigsten Bekleidungsstücken, Ausrüstungsgegenständen usw. auf das geringste Maß beschränken wird, so muß bei der photographischen Ausstattung gleichfalls Zuverlässigkeit mit größter Leichtigkeit Hand in Hand gehen. Trotz des knappen Raumes, den ein Rucksack bietet, kommt der Umfang höchstens beim Stativ in Betracht, dagegen spielt das Gewicht jederzeit die wichtigste und ausschlaggebende Rolle.

Festigkeit und sichere Verpackung steht sodann an zweiter Stelle. Bereits in Rohrplattenkoffern oder Faltskoffern, die auf Bahnen, Schiffen, Fahr- und Maultierposten von Beamten oder Hausknechten nicht gerade sanft behandelt werden, schweben die Apparate, Mattscheiben, dünnen Kassetten und Platten in beträchtlicher Gefahr. Nicht viel besser wird es beim Beginn der Fußwanderung, denn trotz der persönlichen Fürsorge des Besitzers drohen dem Rucksack ebenfalls schädliche Einflüsse. Das „unstarre System“ dieser Umhüllung, die Nachbarschaft harter Gegenstände, der eindringende Staub, die Feuchtigkeit gebrauchter Wäsche, durchnässter Seile, Handschuhe oder Mäntel, alles dies kann an zerbrechlichen Apparaten und Platten, sowie an leicht verderblichen Flach- und Rollfilms Unheil anrichten. Deshalb soll man alle photographischen Gegenstände in gut schlie-

senden Futteralen und die Negativvorräte außerdem in staub- und wasserdichten Umhüllungen unterbringen. Der trockne Wettermantel und der Wäschevorrat können obendrein bei Felsklettereien und anderen Gelegenheiten, wo eine erhöhte Gefahr des Stoßens und Quetschens besteht, als Polster Verwendung finden. Selbst auf harmlosen Wanderungen sollte man die Kamera nie frei am Riemen tragen, denn der unvermeidliche Staub bedeckt dann die Negative mit einem Netz feiner Löcher, die sie mindestens für Projektion und Vergrößerung unwendbar machen.

In dritter Linie muß man, wie von jedem alpinen Gebrauchsstücke überhaupt, so auch von der photographischen Ausrüstung die höchste Zuverlässigkeit und Gedicgenheit bei einfacher, klarer Gebrauchsweise verlangen. In den entlegenen Gebirgsorten sind Ersatzteile nicht zu beschaffen und Ausbesserungen undurchführbar; dabei pflegt die Behandlung der Kamera unter dem Eindrucke der alpinen Bergwelt, der Witterungsvorgänge, der körperlichen Ermüdung, der kameradschaftlichen Rücksichten usw. längst nicht so sorgsam zu geschehen, wie in bequemeren gewohnten Verhältnissen; ebenso bleibt zu langer Überlegung, zu umständlichen Berechnungen von Brennweite, Blende, Belichtungsdauer oder gar zu mühseligem Auseinanderschrauben eines Objektivsatzes auf ernsteren Hochtouren gar keine Zeit. Vor Mißgriffen und Irrtümern ist deshalb nur derjenige einigermaßen sicher, der die Bedienung seines Apparates aus hundertfältiger Übung so gut wie mechanisch erledigen kann, denn an seine Überlegung und Kopfarbeit stellen die besonderen Verhältnisse des Hochgebirgs trotzdem noch reichliche Anforderungen. Es erscheint darum leicht erklärlich, daß Neulinge mit ihren Rollfilmkameras einfachster Bauart oft gerade auf alpinen Hochtouren ganz gute Durchschnittsausbeute erlangen, während Geübtere die Überlegenheit ihrer komplizierten Spezialapparate und Plattenvorräte dort kaum zu voller Geltung bringen. Aus jahrzehntelanger eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß der wirkliche Gebrauchswert solcher Vorrichtungen, wie seitliche Objektivverschiebung, Neigbarkeit von Mattscheiben- und Objektivteil, dutzendfache Verschlüßstellung, von Zweiverschluß- und Dreiobjektivkameras, ja sogar von den gewöhnlichen verschraubbaren Objektivsätzen für die alpine Photographie ein höchst geringer ist und meist den Geld- und Gewichtsaufwand nicht verlohnt, nur die Verschiebung des Objektivs in der Vertikalrichtung ist für bergiges Gelände erwünscht. Dazu tritt ferner die Gefahr, daß jede derartige Veränderlichkeit zur Fehlerquelle wird, wenn man sie entweder irrtümlich und ungewollt benützt oder nach ordnungsmäßiger Verwendung die normale Lage herzustellen vergißt. Viele Handapparate werden deshalb neuerdings absichtlich so gebaut, daß sie sich nur schließen lassen, wenn alle Stellschrauben, Hebel oder dergleichen wieder an ihren gewöhnlichen Ort zurückgeführt worden sind; bei mehrmaliger Verwendung, die unmittelbar hintereinander erfolgt, schützt das aber natürlich auch nicht vor Fehlgriffen. Bei dieser Gelegenheit sei gleichzeitig davor gewarnt, abgenommene Teile der Kamera, wie Mattscheibe, Vorsatzlinsen, Gelbscheibe, Belichtungstabelle oder Notizbuch anders als in den eigenen Taschen oder im Rucksacke vorläufig aufzubewahren, denn wenn man sie auf Geröllfeldern, auf Alpenmatten usw. niederlegt und vergißt, so kann dies nicht nur zu ärgerlichen, ermüdenden Rückmärschen, sondern bei der Gleichförmigkeit solcher Bodenverhältnisse selbst zu völligem Verlust unentbehrlicher Dinge führen. Auch sonst ist es zweckmäßig, die kleineren photographischen Gebrauchsgegenstände von dem übrigen Inhalte des Rucksackes getrennt zu halten und womöglich immer in einer bestimmten, leicht erreichbaren Außentasche unterzubringen. Durch diese geringe Vorsorge erspart man sich im Bedarfsfalle das zeitraubende

Durchwühlen der anderen Sachen und kann die Vollzähligkeit der Ausrüstung stets schnell feststellen.

Die Kamera, als das wertvollste und hauptsächlichste Stück der photographischen Ausrüstung ist selbstverständlich bestimmend für deren weitere Zusammensetzung. Im allgemeinen taugt jeder leichte Handapparat, der sonst auf Reisen mitgenommen oder zu landschaftlichen Studien verwendet wird, auch für die alpine Photographie; dabei erscheint es gleichgültig, ob er für Rollfilms, Glasplatten oder irgendwelche Flachfilmpackung eingerichtet ist, denn tatsächlich bieten sich in den verschiedenen kultivierten und unkultivierten Höhenlagen der Alpenländer so vielerlei Gelegenheiten zum Photographieren, daß man mit jeder Kameraform und jedem Material wenigstens stellenweise auf gute Erfolge rechnen kann. Ich möchte gleich hier vorausnehmen, daß ich das hochmütige Lächeln, mit dem man in photographischen Amateurvereinen gewöhnlich die Besitzer von Rollfilmkameras bedankt, ebensowenig teile, wie die übliche Geringschätzung des Filmmaterials hinsichtlich seiner technischen Leistungsfähigkeit überhaupt. Zu Beginn der Filmfabrikation und bis vor wenig Jahren war allerdings ein absprechendes Urteil infolge mancherlei Mängel gerechtfertigt, wiewohl gerade durch die Einführung der bequemen Tageslichtspulen die Liebhaberphotographie erst zu ihrer heutigen Verbreitung gekommen ist; bei den gegenwärtigen Eigenschaften der Rollfilms sowie der flachen Filmtafeln kann aber einer derartigen unüberlegten Kritik nicht genug widersprochen werden. Zwar sei ohne weiteres zugestanden, daß dem massenhaften Roll- oder Packfilmverbrauche eine verschwindend geringe Ausbeute an leidlichen Bildern gegenübersteht; dies Mißverhältnis hat aber mit der Qualität des verwendeten Materials in den seltensten Fällen zu tun, sondern beruht fast ausschließlich auf der Vergnüglichkeit und Bequemlichkeit der Sache, die es selbst dem Unerfahrensten möglich macht, wahllos zu knipsen, weiter zu drehen und wieder zu knipsen. Einige nähere Erläuterungen hierzu werden unter dem Abschnitt über Negativmaterial folgen, hier sei nur kurz darauf hingewiesen, daß heute auch die Rollfilms, besonders die von Kodak und von Lumière, durchaus sichere Ergebnisse versprechen, wenn man sie innerhalb der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit sachgemäß behandelt.

Für Bauart und Größe der gewünschten Kamera gewinnt man einigen Anhalt, wenn man erwägt, daß kaum bei einer anderen Gelegenheit so verschiedenartige Anforderungen an den Photographen herantreten, wie im Laufe einer Alpenreise. Nahaufnahmen von bewegten Menschen- und Tiergruppen, von ruhig verharrenden Kunst- und Naturgebilden, von Hütten- und Kletterstellen wechseln mit Fernbildern entlegener Berggestalten. Wir interessieren uns am Ende der Bahnfahrt für die starke Berglokomotive oder die elektrische Vollbahnanlage, wollen vom altmodischen Postomnibus oder vom modernen Postautomobil ein Bild mitnehmen, begegnen auf dem Wege zum hochgelegenen Berghotel einem klingelnden Trupp schwerbepackter Postmullis und finden am Wege eine verlockende Auswahl prächtigster Alpenpflanzen, die gleichfalls einiger Platten für wert erachtet werden. Der nächste Tag erschließt uns beim Aufstieg zu Pässen oder Schutzhütten bereits Ausblicke auf weitere Fernen, er führt uns an Almen und Herden, an den letzten verkrüppelten und zerzausten Kämpfern der Baumwelt vorbei zu den kleinen aber farbenprächtigen Vertretern der glazialen Pflanzenwelt, zu zerklüfteten Gletscherenden und wildem Moränenblockwerk. In den höchsten Bergregionen schließlich tritt das Interesse an Einzelheiten, am Kleinen und Nahe- liegenden zurück; die Ferne und der Rundblick zieht das Auge immer wieder auf sich; alle räumlichen Verhältnisse, die Höhen, die Abstände, die Flächen erweitern sich ins Riesenhafte, eine Überfülle von Licht, oft gepaart mit sen-

gender Hitze, scharfem Frost oder lästigem Sturm erschweren das eigene Fortkommen und die photographischen Handgriffe insbesondere. Nun hat zwar eine hochentwickelte Technik heutzutage für die verschiedenartigsten Aufgaben Spezialapparate geschaffen, mit denen sich alle Schwierigkeiten im einzelnen überwinden lassen, der Alpinist und Liebhaberphotograph, der sein Gepäck auf eigenem Rücken trägt, kann sich aber unmöglich mit einer ganzen Serie solcher Kameras beladen und muß deshalb innerhalb der zulässigen Gewichtsgrenze einen Apparat wählen, der zunächst die am häufigsten wiederkehrenden Wünsche befriedigt und vielleicht noch durch kleine Veränderungen für einige Sonderzwecke hergerichtet werden kann. Geeignete Modelle hierzu sind als sogenannte Universalkameras in allen Preislisten zu finden. Gerade die deutschen Kamerafabriken bauen seit längerer Zeit eine so stattliche Auswahl gediegener und preiswerter Apparate für Reise- und Sportzwecke, daß man die amerikanische Einfuhr nach dieser Richtung hin nicht mehr zu fördern braucht.

Die Wahl des Formats dürfte mit Rücksicht auf das Gewicht von Kamera nebst Zubehör und Negativvorrat für den Bergsteiger ziemlich rasch zu erledigen und innerhalb der gangbaren Bildformen von  $8 \times 10,5$ ,  $9 \times 12$  und  $10 \times 12,5$  cm zu treffen sein. Die Größe  $9 \times 12$  cm ist im internationalen Verkehre besonders für Platten und die beiden anderen für Films allgemein eingeführt, so daß man das passende Negativmaterial nötigenfalls in jedem Gebirgsbazar ergänzen kann.

Auch die Entschließung wegen der Konstruktion des Apparates läßt wenig Zweifel zu, denn die Flachkamera mit einfachem oder doppeltem Auszug, die aus Leichtmetall und Holz für Films und Platten in verschiedenen Ausführungen vorhanden ist, kommt den Wünschen des Bergsteigers zweifellos am nächsten. Das schmale, geschlossene Kästchen vereint Festigkeit mit leichtem Gewicht und bequemer Bedienung. Der Deckel wird zumeist über seine Schmalseite aufgeklappt und dient sodann als Laufboden für das Objektivteil, das sich entweder beim Herausschlagen des Deckels von selbst mit aufrichtet oder mittels eines zweiten Handgriffes hervorgezogen werden muß. Leider sind alle Rollfilmapparate und auch die meisten Plattenkameras aus technischen Gründen im Hochformat gebaut, wiewohl dessen Verwendung in der Praxis durchaus nicht häufig vorkommt. Man sieht sich infolgedessen genötigt, den Apparat für die Mehrzahl der Aufnahmen umzulegen, wodurch vielfach ein unbequemes und unsicheres Arbeiten entsteht. Wer beim Einkauf zwischen Hoch- und Querformat zu wählen hat, mag sich darum unbedingt für letzteres entscheiden. Im übrigen braucht man als Anfänger nicht nach den möglichst vielseitigen und darum teuren Kameramodellen zu greifen; ein einfacher Apparat erleichtert die Lehrzeit und bringt zunächst auch befriedigende Bilder.

Für ziemlich entbehrlich erachte ich bei Rollfilmapparaten sogar den doppelten Bodenauszug, der zur Verwendung der Hinterlinse mit ihrer längeren Brennweite dienen und damit eine größere Wiedergabe ferner Gegenstände ermöglichen soll. Selbst der Geübtere wird selten von dieser Einrichtung Gebrauch machen, da die Veränderung des Bildausschnitts angesichts der fehlenden Mattscheibe nicht nachzuprüfen und mit bloßem Auge schwer zu schätzen ist. Mißerfolge werden aber noch wahrscheinlicher, weil man bei der Bestimmung der Blende völlig ratlos dasteht; die eingravierten Ziffern für das Doppelobjektiv ergeben nämlich für die Einzellinse falsche Öffnungswerte, und trotzdem erachtet es keine Fabrik für nötig, hierzu mit vier bis fünf Zahlen Abhilfe zu schaffen. Im allgemeinen wird man durch die Hinterlinse, die etwa die doppelte Brennweite des Gesamtoobjektivs aufzuweisen pflegt, viermal länger belichten müssen als gewöhnlich.

Für Leistungsfähigkeit und Kaufpreis der Kamera gibt hauptsächlich das gewählte Objektiv mit dem eingebauten, höchst sinnreichen Metallverschluß den Ausschlag.

Wer das Geld nicht allzu ängstlich anzuschauen braucht, sollte auch als Anfänger — im Gegensatz zur Konstruktion der Kamera — hier stets unter den teureren Linsensystemen eines auswählen. Erstlich ist der Preis bei der scharfen Konkurrenz, die gerade auf optischem Gebiete herrscht, ein sicherer Maßstab der Güte, und zweitens macht sich die einmalige höhere Ausgabe doch im Laufe der Zeit durch bessere Ergebnisse und deshalb durch Ersparnisse an kostspieligem Negativmaterial bezahlt; dabei verkenne ich freilich nicht, daß z. B. die teureren Doppelanastigmaten sicherlich von den wenigsten ihrer Besitzer bis zur völligen Leistungsfähigkeit ausgenützt werden. Das liegt aber zum großen Teil an der denkbar unhandlichen Verbindung der Linsen mittels feiner Schraubengewinde. Für Landschaftsphotographen, die mehrere Brennweiten benützen wollen, ist deshalb eigentlich nur ein Fabrikat, nämlich der Polyplastsatz von Dr. Stäble & Comp. in München zu empfehlen, der einschließlich des Weitwinkels und Fernobjektivs auch für kleinere Formate in einer zweckmäßigen Schnellfassung hergestellt wird. Die metallnen Zentralverschlüsse am Objektiv eignen sich für landschaftliche Zwecke in der Hand des Amateurs besser als andere Modelle, die teils umständlicher, teils unsicherer zu behandeln sind. Die Auslösung des Verschlusses nimmt man entweder unmittelbar mit dem Finger an einem dazu bestimmten Hebel oder besser indirekt durch Übertragung des Druckes mittels Gummiballs oder Drahtspirale vor. Während die dünnen Drahtauslöser zwar bei ungeschickter Behandlung zerknicken, sonst aber sehr sicher und zuverlässig arbeiten, wird der Gummi durch Lagerung oder Kälte hart; durch seine Ausdünstungen schwärzen sich außerdem die schönen blanken Nickelteile an der Kamera.

Von andrem Zubehör am Apparat selbst sei der Sucher erwähnt, mit dem man bei Augenblicksaufnahmen den gewünschten Bildausschnitt verfolgt. Zwei Systeme sind an Flachkameras zu finden; erstlich kleine Spiegelsucher, die man von oben betrachtet, indem man den Apparat fest an den Körper andrückt, und ferner sogenannte Newtonsucher, die man in der Durchsicht verwendet. Die zweite Arbeitsweise, bei der die Kamera vor das Gesicht gehalten werden muß, gibt zwar naturwahrere Bilder, weil die Aufnahme aus der Augenhöhe erfolgt und den Vordergrund nicht in übertriebener Weise aufnimmt, sie erfordert aber größere Übung in der Beobachtung des Suchers sowie in der ruhigen und wagrechten Haltung des Apparates während der Aufnahme. Als überflüssige Spielerei sind zumeist die üblichen Libellen und Wasserwagen zu bezeichnen, denn sie besitzen weder eine hinreichende Größe und Präzision in der Herstellung, noch gibt ihre Befestigungsart an dem beweglichen Sucher irgendwelche Gewähr für wirkliche Horizontalstellung.

Eine der wichtigsten Vorbedingungen für das Gelingen der Aufnahmen sowie für Gewicht und Preis der ganzen Ausrüstung ist die Unterbringung des Negativmaterials in Kassetten oder Sonderpackungen. Die einfachste Lösung ergibt der Rollfilmapparat, der ja das Magazin für die Filmspulen unmittelbar mit umschließt und damit auf kleinstem Raume bei geringstem Gewicht ein zweckmäßiges, zuverlässiges und lichtsicheres Wechseln gestattet. Wenig eingebürgert haben sich die besonderen Rollfilmkassetten, die zu Plattenkameras zwecks wahlweiser Verwendung beider Negativträger geliefert werden; sie nehmen viel Platz weg und sind sehr kostspielig, auch pflegt aus technischen Gründen das Filmband nicht straff zu liegen und darum verschwommene Negative zu geben. Nach dem Vorbilde der Filmspulen hat man auch für Flachfilms Tageslichtpackungen geschaffen; ihre Behandlung ist gleichfalls bequem, und den natürlichen Schwächen und Fehlerquellen der Konstruktion wird mit allen erdenklichen Mitteln der Technik wirkungsvoll entgegengearbeitet. Diese Filmpacks für Tageslichtwechslung empfehlen sich daher zur Mitnahme auf Alpenreisen als Reservematerial, wenn der Bergsteiger

einmal keinen schweren Plattenvorrat schleppen will oder keine Möglichkeit gefunden hat, die Kassetten im Dunkeln frisch zu laden. Der zugehörige Filmpackadapter wird von den Kamerafabriken mitgeliefert und an Stelle der Mattscheibe in deren Falz eingeschoben. Der Abstand des Objektivteils pflegt dabei für Platten und Films gleich zu sein, so daß Irrtümer in der Einstellung nicht vorkommen können.

Mit allen übrigen Negativsorten ist man an die Benutzung von Dunkelkammern oder sonstigen Wechselvorrichtungen gebunden. Zur Unterbringung von Platten und gewöhnlichen Flachfilms dienen einfache, Doppel- oder Magazinkassetten aus Holz oder Metall, sowie eine Reihe origineller Einzelpackungen aus Papier und Karton. Den flachen Klappkameras werden gewöhnlich einige Einzelkassetten aus geschwärztem Blech beigegeben; sie sind preiswert, zuverlässig und einfach in der Behandlung, sowie stets in beliebiger Menge nachzubehalten, jedoch schon bei mäßiger Anzahl macht sich ihr großes Gewicht im Rucksacke höchst lästig bemerkbar. Teurer, aber zweckmäßiger für alpine Reisen sind daher hölzerne Doppelkassetten, während die Magazinkassetten mit ihrer oft unsicheren, komplizierten Wechseleinrichtung höchstens dann den Vorzug verdienen, wenn es sich um rasch aufeinanderfolgende Sportaufnahmen handelt; für den Alpinisten dürfte das aber kaum in Frage kommen.

Eine größere Beachtung in Bergsteigerkreisen als bisher verdienen die verschiedenen Einzelpackungen aus Papier, die durchaus lichtsicher schließen, nichts wiegen, wenig kosten und ziemliche Haltbarkeit besitzen. Verwendet werden sie sämtlich in besonderen Ansatzrahmen oder Adaptern, die kassettenartig an jede Kamera angepaßt werden können. Als vollkommenste Erfindung dieser Art, die allerdings nur für Films 9×12 cm angefertigt wird, erachte ich die Agfakassette der Berliner Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation. Das leichte, flache Kästchen wird an Stelle der Mattscheibe an die Kamera angeschoben und mit den orthochromatisch-lichthoffreien Flachfolien der Gesellschaft beschriftet. Die Films erhält man hierzu in einer aus schwarzem Papier bestehenden Einzelpackung geliefert, bei der zwei Taschen, wie bei einem Zigarrenetui, von links und rechts her übereinandergreifen. Durch einen schmalen Schlitz der Kassette wird die ganze Packung eingeschoben, bis sie jenseits wieder herausragt, dann lassen sich die Papiertaschen beiderseits abziehen und zu weiterer Verwendung gegebenenfalls mit heimehnehmen, während der Film auf dem vorderen Neusilberschieber der Kassette zur Belichtung frei aufliegt. Nach der Aufnahme hat man nur nötig, diesen Blechdeckel kurz heraus- und wieder hineinzuschieben, um den Film in das dahinterliegende Magazin zu befördern. Bei einer lichten Weite von 9—10 mm ist hier Platz, um etwa 30 Films aufzuspeichern, ehe man einen Dunkelraum zur Entnahme des belichteten Vorrats nötig hat. Diese sichere Verwahrung eines recht reichlich bemessenen Tagesbedarfs ist für Bergsteiger höchst wertvoll, denn die Aufnahmen werden dadurch den Gefahren der Doppelbelichtung, Verwechslung, Beschädigung usw. nahezu ganz entzogen; man spart das eigene Laden und Entladen der Taschen und hat nebenbei bemerkt ein tadelloses Filmmaterial zur Verfügung, das die gleiche Emulsion trägt, wie die Agfa-Chromo-Isolarplatten. Ein Nachteil ist der hohe Preis der Kassette und der Spezialfilms.

Für Glasplatten bewährt sich der von der „Ica“ in Dresden hergestellte Reickaadapter. Er besteht aus einem Kassettenrähmchen mit federnder Mattscheibe, das an Stelle der gewöhnlichen Mattscheibe gesetzt wird. Platten beliebiger Größe und Herkunft schiebt man selbst in die Papierhüllen, die für wenig Geld zu kaufen und öfters verwendbar sind. Nach der Prüfung des Bildes auf der Mattscheibe hat man diese nur aufzuklappen, nach Einlegung einer Papierpackung

wieder anzudrücken und den oberen Schieber der Papiertasche bis zu einer Widerstandsleiste herauszuziehen; nach der Belichtung drückt man den Schieber wieder hinein, was trotz lichtdichten Abschlusses leicht vonstatten geht, und nimmt die Packung aus dem Rahmen heraus. Der Vorteil des Systems liegt darin, daß die Mattscheibe dauernd am Apparat bleibt, daß das Einlegen der Papiertaschen leichter und schneller vonstatten geht wie das Anschieben von Kassetten, und daß schließlich große, gebrauchsfertige Plattenvorräte ohne sonderliche Belastung oder Geldausgaben mit auf Reisen genommen werden können. Die Taschen lassen sich öfter benutzen, doch muß man ihr Inneres gelegentlich mit einem Blasebalg vom Staub reinigen; auch bilden sich — ebenso wie in der Agfakassette — beim Wegziehen der Schutzaschen manchmal Kratzer auf der Schicht; im allgemeinen arbeitet es sich mit diesem Reickamaterial aber zu allen Jahreszeiten sicher und angenehm.

Die Mitnahme eines Stativs dürfte sich für Rollfilmapparate kaum verlohnen, da das hochempfindliche Negativmaterial unter allen Verhältnissen der Gebirgslandschaft kurze Augenblicksaufnahmen nicht bloß gestattet, sondern zur Vermeidung von Überlichtung sogar erfordert. Wer dagegen seine Bilder auf weniger empfindlichen Landschaftsplatten mit jedesmaliger Prüfung der Mattscheibe aufnehmen will, findet unter den neuesten Modellen der Metallstative einige Stücke aus Messing oder Aluminium, die den Anforderungen an geringes Gewicht, schnelle Verwendbarkeit und leidliche Standhaftigkeit genügen. Gute Holzstative, die im Rucksack Platz hätten, sind zwar etwas billiger und unter Umständen auch dauerhafter und belastungsfähiger, aber sie erfordern zum Aufbauen und Einpacken mehr Zeit, als der Alpinist im allgemeinen zur Verfügung hat.

Über die Verwendung der Gelscheiben auf Hochgebirgsturen findet man in Preislisten und photographischen Anleitungen häufig die verkehrtesten Ratschläge. Bei der guten Farbwertwiedergabe unserer heutigen orthochromatischen Films und Platten wäre es durchaus falsch, auf Gebirgsreisen etwa gleich mit festgeschraubtem Gelbfilter auszuziehen. Zwar wird es dann und wann notwendig sein, den blauen Dunstschleier einer Fernsicht oder die großen Lichtunterschiede zwischen einem dunkelgrünen Talboden und dem vergletscherten Hintergrunde oder von einer rotgelben, beschatteten Felswand und einer benachbarten grellbelegten Schneefläche durch Vorschaltung einer mittleren oder dichten Gelscheibe abzumindern; im allgemeinen soll man sich aber während der hellen Tagesstunden mit einem schwach bräunlichen Kompensationsfilter begnügen oder besser noch eine orthochromatische Plattensorte wählen, die den vom Auge geschauten Farbwerten ohne jeden Filter am nächsten kommt. Entbehrlich wird die Gelscheibe in höheren Gebirgslagen zur Darstellung des Himmels, weil dessen dunkler und dunkler werdende Blaufarbe ohnehin mit steigender Höhe an photochemischer Wirksamkeit verliert, so daß die Überlichtung wie im Tiefland nicht mehr eintritt und weiße Wolken, ferne Gletscher oder Firnfelder sich von selbst genügend abzeichnen. In den Morgen- und Abendstunden schließlich, wo die Atmosphäre selbst über und über in rötlichem und gelbem Lichte erstrahlt, läßt man in allen Höhenlagen die Gelbfilter außer Gebrauch. Beim Einkauf von Gelscheiben suche man sich soviel als möglich über deren spektroskopische Eigenschaften zu unterrichten, denn da die verschiedenen orthochromatischen Plattenfabrikate mit gänzlich verschiedenen Gelbfarben sensibilisiert sind, so ist es für das Zusammenpassen natürlich gar nicht gleichgültig, ob der Filter einen kaffeebraunen oder kanariengelben Ton aufweist; zu jeder Plattensorte gehört also eigentlich für ganz genaue Wiedergabe der Farbwerte ein eigener Filter. Derartige Präzisionsgläser fertigt die Firma Voigtländer in Braunschweig für die

besseren Plattensorten an, während die Agfagesellschaft in Berlin jedem Film- und Plattenpaket eine passende Gelbfolie gleich selbst beilegt.

Die Bestimmung der richtigen Belichtungsdauer, diese Quelle tausendfältigen Zweifels und Ärgers bei allen Liebhaber- und Berufsphotographen, wird im Hochgebirge durch eine Reihe fremdartiger und vielfach gar nicht bemerkbarer Einflüsse außerordentlich erschwert. Die Belichtungstabellen, die für das flache Land gelten, weichen mit steigender Höhe weit von der Wahrheit ab und geben viel zu lange Zeiten, so daß man bei 2000 *m* Seehöhe höchstens ein Viertel, bei 3000 *m* höchstens ein Sechstel und über 4000 *m* höchstens ein Zehntel der normalen Belichtungsdauer anwenden darf. Auch die verschiedenen Belichtungsmesser pflegen unter der Fülle ultravioletten Lichtes zu versagen; von ihnen gibt der für Hochgebirgsverhältnisse eingerichtete Aktino III von Georg Heyde in Dresden bei richtiger Behandlung noch die treffendsten Angaben. Die wirkliche Belichtungsdauer richtet sich je nach der Wechselbeziehung von Plattenempfindlichkeit, Blendenöffnung und Verschlußgeschwindigkeit; da von diesen drei Faktoren aber nur die beiden ersten feststehend bleiben, während die Arbeitsweise der Verschlüsse mit der Temperatur und der Abnutzung wechselt und die eingravierten Schnelligkeitsbezeichnungen von vornherein höchst fragwürdiger Natur sind, so helfen derartige Fehler die Unsicherheit der Belichtungsfrage noch vermehren. Vielfach muß man sich also auf die eigene Erfahrung oder das Glück verlassen und darum wenigstens durch genaue Aufzeichnungen an Ort und Stelle möglichst viel sicheres Studienmaterial für spätere Alpenreisen beschaffen.

Über das Negativmaterial, als den Hauptteil der Ausrüstung, brauche ich nach den vorstehenden Ausführungen nur wenig hinzuzufügen. Für alle Landschaftsaufnahmen ist heute die Benutzung orthochromatischer Emulsionen auf Films oder Platten selbstverständlich, weil nur auf diese Weise eine Wiedergabe der natürlichen Helligkeitsunterschiede so möglich ist, wie sie das menschliche Auge wahrnimmt. Bei Rollfilmen und Packfilmen in Tageslichtpackung fällt jede Wahl weg; hier findet man auf der ganzen Welt die gleichmäßig guten Fabrikate der Kodakgesellschaft. Ihre Empfindlichkeit ist so hoch, daß sie im Gebirge stets für kürzere Augenblicksaufnahmen ausreicht. Größere Auswahl nach Gattung und Preis gibt es dagegen für Platten. Angesichts der Mühe und Anstrengung bei Hochtouren wird man stets nur von den besten und zuverlässigsten Sorten mitnehmen und billige, namenlose Ware verschmähen. Für rein landschaftliche Aufnahmen eignen sich dabei orthochromatisch-lichtstofffreie Schichten von mittlerer Empfindlichkeit besser als sogenannte Rapidplatten. Da eine angesehene Fabrikmarke jedoch nicht allein ausschlaggebend für die Güte des Negativmaterials ist, sondern Alter und Aufbewahrungsart daran sehr viel verschlechtern können, so wird man den mutmaßlichen Reisebedarf an Films oder Platten stets auf einmal in einer zuverlässigen Handlung kaufen, und sich nicht der Gefahr aussetzen, von der Fremdenindustrie kleiner Bade- und Reisestationen betrogen zu werden. Auf Zollämtern gibt es wegen eines Dutzends Filmrollen oder Platten-schachteln keinen Anstand, auch kann man zur Verminderung der Gepäcklast mit etwas Preisaufschlag fast alle besseren Plattensorten auf Salinglas beziehen, denn die Zerbrechlichkeit dieser dünnen Scheiben ist nicht größer als die der normalen Glasstärken, dagegen spart man nahezu die Hälfte an Gewicht.

Den Schluß der Reisevorbereitungen bildet endlich die Sorge um sachgemäße Verpackung der verschiedenen Ausrüstungsteile. Die handelsüblichen Taschen aus Segeltuch oder Leder genügen zur Unterbringung der Kamera, der Kassetten und des Stativs. Die Negativvorräte läßt man am besten vor und nach der

Belichtung in den Originalpackungen, wickelt diese aber im Rucksack oder im Reisekoffer zur Abhaltung jeglicher Feuchtigkeit noch besonders in wasserdichte Stoffe wie Wachstuch, Regenhaut, Mossettig- oder Billrotbattist ein; für die kleinen Filmspulen eignet sich dazu auch gutes Pergaminpapier.

Eine derartig sorgsam zusammengestellte, gediegene Ausrüstung verkörpert bei der alpinen Photographie mehr als anderwärts schon den größeren Teil des erreichbaren Erfolges, denn die eigentliche Aufnahmetätigkeit auf Fels- und Gletscherturen pflegt sich selten mit derjenigen Aufmerksamkeit und Ruhe abzuspielen, die man bei bequemen Wanderungen anderwärts genugsam zur Verfügung hat. Alle Bergsteiger, mögen sie nun Photographen sein oder nicht, haben an sich selbst und anderen schon beobachtet, wie auf Bergfahrten jede Ruhepause im Aufstieg wie auf dem Gipfel schleunigst benützt wird, um die Kamera hervorzuziehen; dagegen scheut sich der Amateur gewöhnlich mit Recht während ernsterer Kletter- oder Stufenarbeit, bei Steinschlag- oder Lawinengefahr, bei drohenden Witterungsaussichten oder ähnlichen Umständen, die Aufmerksamkeit oder Eile erfordern, eines schlichten Bildchens halber die Gefährten zum Anhalten selbst zu veranlassen. Ebenso selten wird man in der Lage sein, zur Auswahl des geeignetsten Standpunktes erst lange Zeit umherzusehen oder Umwege zu machen, denn die Begehbarkeit von Fels- und Gletschergebieten ist räumlich und zeitlich nicht unbeschränkt; so wird zum Beispiel niemand daran denken, einer photographischen Aufnahme zuliebe, die sich vielleicht erst bei Abendbeleuchtung zu voller Schönheit entwickelt, in der Hochregion auszuharren und ein Freilager zu riskieren. Das Photographieren in den Hochalpen bleibt also immer, auch wenn es einmal den Selbstzweck einer Unternehmung ausmacht, den allgemeinen bergsteigerischen Regeln für Leben und Sicherheit der Begleitung in erheblicher Weise unterstellt und deshalb wird auch selten ein gutes alpines Bild mit der vollen, zielbewußten Absichtlichkeit geschaffen werden, wie irgendwelches andere photographische Kunstwerk. Nach alledem kommt es für den Bergsteiger darauf an, jede sich bietende Gelegenheit schnell, sicher und gründlich auszubenten und dabei lieber einmal eine Platte mehr aufzunehmen, statt eine Möglichkeit des Erfolgs aus der Hand zu geben. Man kann gerade darum auch für gewerbsmäßige Gebirgsphotographen nur raten, lieber einen möglichst reichlichen Plattenvorrat von kleinem Format mitzunehmen, als wie das gleiche Gewicht in einer größeren Kamera mit wenigen Kassetten anzulegen, zumal sich jedes scharfe Negativ unbegrenzt vergrößern läßt.

Die bequemste Arbeitsweise auf Reisen hat natürlich der Besitzer einer Rollfilmkamera, denn wenn er auch noch so verschwenderisch mit dem Material umgeht, so kann er doch an jeder Stelle die belichteten Spulen dem Apparate entnehmen und neue einsetzen. Auch bei den Flachfilmpackungen für Tageslichtwechslung fällt die Abhängigkeit vom Dunkelraum weg, dagegen muß man Plattenvorräte stets vorsichtig einteilen, um nicht plötzlich mit leerer Hand dazustehen. Das Neuladen von Kassetten gibt in Hotels, auf Schutzhütten oder bei Zeltbiwacks immer neue Gelegenheit zur Entwicklung von spaßhafter Erfindungsgabe, pflegt aber mit dieser Komik meist nur die Unbeteiligten zu belustigen. Wer zu dem äußersten Mittel greifen und unter Lodenmänteln oder Schlafdecken seine Platten umlegen muß, mag sich außer vor Lichteinfall besonders vor Verstaubung der neuen Platten hüten; die glatten, modernen Battiste oder Regenhäute sind trotz ihrer Lichtdurchlässigkeit deshalb ganz geeignet, um die unmittelbare Berührung mit den fasernden Wollstoffen abzuhalten; zum Lichtabschluß kann man dann unbedenklich allerlei noch darüber ausbreiten.

Völlig überflüssig erscheint es mir, an dieser Stelle ausführliche Beispiele in

Wort oder Bild dafür zu geben, was man photographieren und wie man den Bildausschnitt wählen soll, denn hierzu findet der Einzelne je nach seinem Geschmack und seinen Sonderinteressen gerade in alpinen Ländern den allerweitesten Spielraum. Nur gelegentlich möchte ich die Aufmerksamkeit der Photographen auf die noch bestehenden echten Volkstrachten und Volksbräuche hinlenken, deren Dasein ja mit der fortschreitenden Kultur auch in den Alpentälern immer mehr gefährdet wird. Hier kann jedermann wenigstens an ihrer urkundlichen Erhaltung mithelfen, und namentlich der Photographie in den natürlichen Farben eröffnet sich ein äußerst dankbares Arbeitsfeld. Bei solchen Trachtenbildern, ebenso wie bei jeder menschlichen Staffage in der Landschaft sollte man jedoch jenen gezierten, puppenhaften Aufbau der Personen vermeiden, der bisher fast alle derartigen Bilder charakterisiert. Auch die eigenen Begleiter nützen dem Photographen viel mehr, wenn sie nicht sämtlich das Gesicht nach dem Apparat richten oder sonstwie malerische Posen einnehmen. Viel ungezwungener sieht es z. B. aus, wenn am Rastplatz der eine am Brot herumschneidet, andere sich mit einer Blechdose abmühen oder in die Landschaft hinausschauen; es braucht doch nicht auf jeder Platte jedes liebe Gesicht immer bis zur vollen Breite und Deutlichkeit wiederzukehren. Dieser Trieb, die Kamera wie einen gefährlichen Gegner unentwegt anzuklotzen, ist dem Menschen scheinbar unausrottbar angeboren, und mancher empfindet es direkt als Kränkung, wenn man versucht, ihn in einer vernünftigen, andren Stellung aufzunehmen; deshalb mag man gerade bei Bauersleuten vorsichtig zu Werke gehen, um nicht ihr Mißtrauen zu erwecken. Augenblicksaufnahmen bewegter Bergsteigergruppen im Hochgebirge pflegen stets eine Bereicherung des landschaftlichen Motivs zu bilden, weil sie nicht nur einen Anhalt für die turistische Begehbarkeit, sondern vor allem auch einen Schluß auf die alpinen Größenverhältnisse zulassen, der bei kleinen Bildformaten zur richtigen Beurteilung unbedingt nötig wird. Nicht überall wird sich solche Staffage gleich vorfinden oder beschaffen lassen und deshalb kann man auch nachträglich kleine Kunstgriffe benutzen. So sei als Beispiel hiefür nebenbei erwähnt, daß ich auf meinem Bilde des Matterhorns vom Theodulgletscher (siehe Vollbild) die drei Gestalten aus einem andren Negativ hereingenommen habe, das ein paar Jahre später einmal am Alphubeljoch aufgenommen wurde. Derartige Hilfsmittel sind in der photographischen Kunst durchaus üblich und notwendig. Erinnert sei dabei z. B. an das bekanntere Einkopieren von Wolkenbildern. Die einzigen Voraussetzungen dafür sind nur die, daß die Zusammensetzung in technisch geschickter und unmerklicher Weise vorgenommen wird und daß alle sonstigen Eigenschaften der Natur dabei gewahrt bleiben. Wenn man also gelegentlich auf Lichtbildern einen prächtigen Wolkenhimmel sieht, der von andrer Seite und aus andrer Höhe durch die Sonne beschienen ist, wie die darunterliegende Landschaft, so fehlt da jede Glaubhaftigkeit. Bei jener Matterhornaufnahme galt es, den allzu eintönigen Vordergrund sachgemäß zu beleben und dazu eine Partie zu wählen, die nicht allein die entsprechende Größe und Beleuchtung besaß, sondern auch in ihrer Personenverteilung und Marschrichtung genau zu den von uns selbst hinterlassenen und im Bilde sichtbaren Fußspuren paßte.

Je höher man selbst den Wert der auf Alpenfahrten gemachten Aufnahmen einschätzt, um so weniger wird man sich dazu entschließen, das Entwickeln der Negative sofort bei flüchtigen Reiseaufenthalten im Hotel vorzunehmen oder gar dem ersten besten Photographen oder Händler anzuvertrauen. Ausnahmen hiervon können jedoch zweckmäßig sein, wenn man wegen der Beschaffenheit größerer Negativvorräte oder wegen der gewählten Durchschnittsbelichtung Zweifel hegt und darum ein paar Probepfatten entwickeln will. Hierzu lassen sich ein paar

leichte Schalen aus Zelluloid nebst den nötigen Chemikalien in Patronenform leicht im Koffer mitnehmen.

Bei den außerordentlich großen Gegensätzen von hellster, sonnenbestrahlter Ferne und tiefdunklem Vordergrund, die bei der Mehrzahl alpiner Bilder zu finden sind, sowie bei den Mißgriffen in der Belichtung, denen dort auch der Geübteste selten ganz entgehen wird, empfiehlt sich zur Hervorrufung der Reiseausbeute ein weich arbeitender, langsam wirkender Entwickler, wie man ihn bei der Standentwicklung verwendet. Sehr ausgiebig und haltbar ist hierfür der Glycinderwickler nach dem bekannten Hüblschen Rezept; auch die abgekürzte Standentwicklung mit Pyrogallussäure, die neuerdings in luftdicht schließenden Metall Dosen lediglich nach Zeit auszuführen ist, kann zur Erlangung weicher, detailreicher Platten empfohlen werden. Die Standtröge bieten außerdem die Möglichkeit, eine große Anzahl von Platten oder Films mit größter Sicherheit gleichzeitig zu behandeln, das selbe gilt von den Entwicklungsmaschinen für Roll- und Packfilms, die von der Kodak-Gesellschaft in den Handel gebracht wurden. Wenn sich auch nicht bestreiten läßt, daß Kenner, die über viel Zeit und große Erfahrung im Entwickeln verfügen, manches fehlerhaft belichtete Filmbblatt durch sorgsame Einzelhervorrufung besser ausarbeiten würden, so dürfte gerade die große Schar der Rollfilmphotographen mit jener automatischen Tageslichtentwicklung günstigere Durchschnittsergebnisse erzielen, als mit der eigenen ungeübten Hand im ungewohnten Dunkelraum.

Es erscheint selbstverständlich, der mühsam erworbenen Ausbeute einer Alpenfahrt bei der chemischen Behandlung, beim Wässern und Kopieren in jeder Weise die erdenklichste Sorgfalt angedeihen zu lassen und deshalb die üblichen Vorschriften, die in den allgemeinen Lehrbüchern der Photographie zu finden sind, womöglich vor Beginn der Arbeit nochmals zu überfliegen. Ihre Erwähnung gehört zwar im einzelnen nicht in den Rahmen dieser Sonderbetrachtung, jedoch möchte ich auf einen Fehler hinweisen, zu dem die Behandlung großer Plattenmengen sehr leicht verleitet, das ist die Verwendung laufenden kalten Wassers aus Rohrbrunnen oder Leitungen. Abgesehen von der unnötigen Wasserverswendung ist die Temperatur meist so niedrig, daß sich Fixiernatron nur höchst unvollkommen darin auswäscht. Außerdem besteht aber die Gefahr, daß Platten mit dickgegoßener Schicht, die vorher in Bädern von Zimmertemperatur behandelt wurden, unter der plötzlichen Abkühlung sich mit einem maschenartigen Netze dunkler Linien überziehen und so massenweise wertlos werden. Man mag sich also lieber noch die kleine Mühe machen und temperiertes Wasser in den Standtrögen ein paarmal wechseln, ehe man zuguterletzt die ganze Ernte aufs Spiel setzt.

Das kleine Format der Originale bringt gerade bei der Riesenhaftigkeit alpiner Größenverhältnisse den Gegenstand in seltensten Fällen zu entsprechender Geltung, deshalb sollte man sich von allen gut gelungenen Aufnahmen im Wege der Projektion oder der Vergrößerung eine bessere Wirkung verschaffen.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die Förderung der alpinen Photographie hinweisen, die unser Alpenverein seit dem Jahre 1904 durch die Einrichtung der Leipziger Sammelstelle für Laternbilder bewirkt hat. Nahezu aus allen Teilen der Ost- und Westalpen sowie von vielen Punkten anderer europäischer Gebirgsländer sind dort Bildervorräte für Projektionszwecke aufgespeichert und den Sektionen oder Mitgliedern zur freien Verfügung gestellt.

Da unter das Sammlungsmaterial bei Schaffung des ersten Grundstocks naturgemäß manche Platte hineingenommen werden mußte, die nicht den höchsten technischen und künstlerischen Anforderungen entsprach, so wird nunmehr mit Recht eine strengere Auslese getroffen, um nach jeder Richtung hin mustergültige Bilder-

reihen zusammenzustellen. Das rasche Zustandekommen der Sammlung sowie die Nachahmung des Gedankens durch andre alpine Vereine zeigt, wie zeitgemäß und praktisch das Vorgehen des Alpenvereins damals war. Auch heute könnte der Hauptausschuß für diese Leipziger Bildersammlung, die in mancher Hinsicht einen viel größeren praktischen Gebrauchswert besitzt, wie die von der Allgemeinheit verhältnismäßig wenig benützte Münchner Bibliothek, von den reichen Geldmitteln eigentlich etwas mehr Jahreszuschuß auswerfen, um stets das allerbeste der alpinen Photographie zu erwerben. Vor allem aber bedarf die Sammelstelle der dauernden Mitarbeit aller photographierenden Vereinsgenossen und bergsteigenden Berufsphotographen, so daß jedermann in der Lage ist, mit den eigenen Erfolgen gleich zeitig auch Hunderten von andren Alpenfreunden eine Freude zu bereiten und den Liebhaberphotographen unter ihnen nachahmenswerte Vorbilder zu schaffen.

#### FACHLITERATUR

- I. In Buchform erschienen:
  - Kuhfahl, Hochgebirgs- und Winterphotographie. Verlag von W. Knapp in Halle.
  - Mazel, Künstlerische Gebirgsphotographie. Verlag von Gustav Schmidt in Berlin W.
  - Terschak, Photographie im Hochgebirg. Derselbe Verlag.
- II. Aufsätze und Abschnitte u. a. in folgenden Werken:
  - Dent, Hochtouren.
  - Deutscher Kamera-Almanach, Jahrgang I, III, V. Verlag von Gustav Schmidt in Berlin W.
  - Jahrbuch des S. A. C. 1908.
  - Spemanns Goldenes Buch des Sports. Verlag von W. Spemann in Stuttgart.
  - Wenzel und Paech, Photogr. Reisehandbuch. Verlag von Gustav Schmidt in Berlin W.

## GLETSCHERTUREN IN ISLAND

□                      VON L. WUNDER                      □

Die Schönheiten der Insel Island sind in Europa nicht mehr unbekannt, seitdem das Reisebureau Cook mit den Dampfern der dänischen Dampfschiffahrtsgesellschaft in Kopenhagen und der Thor-Linie jährlich etwa zehn Gesellschaftsfahrten nach Reykjavik veranstaltet. Die Sportleute werden von der Aussicht gelockt, in den von Fischen strotzenden Gewässern Lachsforellen von ungeheurer Größe angeln zu können, der abenteuerlustige Tourist freut sich auf tagelange Ritte durch weggelose Landschaften voll wilder Naturschönheiten, quer durch reißende Gletscherbäche und über endlose Lavafelder; der Naturfreund aber, besonders der Geologe, findet in den Hunderten von heißen Quellen, Schwefelquellen, tätigen und erloschenen Vulkanen, klaffenden Erdrissen und Verwerfungen, Kesselbrüchen, Kraterseen, in den großen Binneneismassen mit ihren zahllosen Schreitgletschern und Moränenlandschaften, endlich in den interessanten Wüstenbildungen mit den Spuren der Arbeit des Windes ein wahres Museum aller geologischen Vorgänge. So überraschend ist die Fülle der neuen Eindrücke, daß die meisten der in den letzten Jahren häufig gewordenen Reisebeschreibungen über Island unzweifelhaft in den Ton der Übertreibung verfallen.

Das Ziel der Cookschen Reisegesellschaften und der meisten Einzeltouristen bilden die bekannten Geysire und der Hekla, Punkte, welche nur wenige Tagesreisen von der Südwestküste entfernt sind. Die etwa 100 000 km<sup>2</sup> große Insel ist nur in einem Viertel von Menschen (insgesamt 80 000) bewohnt, und zwar längs der Küsten und der den Küsten benachbarten Flußtäler.

Das ganze innere Hochland von 600—800 m Meereshöhe ist von Lava, Sand- und Eiswüsten bedeckt und wird nur wenig besucht. Aber die isländischen Gletscher verdienen reicheren Besuch; sie haben zwar bei weitem nicht so schöne Gipfformen und Talbildungen als unsere Alpengletscher, aber sie sind weit größer und haben trotzdem in der Sommerzeit nicht die heimtückischen Gefahren der Alpengletscher. Während diese nur 3000 km<sup>2</sup> bedecken, nehmen die isländischen Gletscher einen Raum von über 13 000 km<sup>2</sup> ein und gleichen in vieler Beziehung schon den Binneneismassen der Polarländer. Aber die Nähe des Golfstroms und die geringe absolute Höhe der Gletscher, die nur an wenigen Stellen 1000 m übersteigt, bewirken, daß die Temperaturen nicht jenem schroffen Wechsel unterliegen, wie in den Alpen. Ich hatte auf drei Gletscherturen, während welcher ich insgesamt eine Woche auf dem Eis verbrachte, kaum ein paar Stunden lang eine Lufttemperatur unter 0° beobachtet. Dies war auf dem 1700 m hohen Eyafjallajökull. Man kann daher in warmer Kleidung und mit Schlafsack und Zelt sehr wohl auf dem Gletscher übernachten. Am meisten aber werden diese Turen dadurch erleichtert, daß es in den Nächten der Sommermonate nicht dunkel wird, sondern etwa so hell bleibt, wie in Deutschland an einem Regennachmittag im Herbst: man kann um Mitternacht auch die feinsten Zahlen und Buchstaben auf der Karte ohne Mühe lesen.

Den Vorzügen stehen einige Schwierigkeiten, die zu Gefahren wachsen können, gegenüber. Die isländischen Binneneismassen (jökull, Plur. jökjar) teilen sich in vier große und mehrere kleine. Die vier großen sind (in der Richtung von Westen

nach Osten gezählt) der Langjökull, Hofsjökull, Eyafjallajökull und Vatnajökull. Obwohl die letzten beiden nahe der Südküste liegen, müssen sie doch meist von der Westküste (Reykjavik) aus besucht werden, da nur wenige Schiffe an der Süd- und Ostküste anlegen. Der Hofsjökull liegt in der Mitte von Island, der Langjökull 2—3 Tagereisen von der Westküste entfernt, eine Tagereise von der nächsten bewohnten Stätte. Die Schwierigkeiten liegen in der Überwindung solch großer Entfernungen mit viel Gepäck, zumal es keine Wege gibt und die spitzkantige Lava, welche auf größere Strecken zu überschreiten ist, die Pferde sehr anstrengt. Tourist und Gepäck werden auf gemieteten Pferden befördert, welche durch den Führerobersten Gudmundsson in Reykjavik vollständig reisefertig, mit Sattel und Zaum, zu 3 Kronen für das Pferd und den Tag beschafft werden. Jeder Tourist muß ein Reservepferd mitnehmen, ferner ist für je 6—8 Pferde ein Führer erforderlich, dessen beide Pferde gleichfalls der Tourist mietet. Der Führer kostet für den Tag 6 Kronen. Das Futter kostet für das Pferd und den Tag etwa 25 Öre. Zwei Touristen mit zwei Packpferden und einem Führer haben also täglich zu rechnen:

für 8 Pferde . . . . .	24 Kronen
für 1 Führer . . . . .	6 „
für Futter . . . . .	2 „
im ganzen . . . . .	<u>32 Kronen,</u>

also für die Person und den Tag 16 Kronen. Dagegen wird man unterwegs entweder ganz vom Konservenproviand leben, den man ganz billig und vorzüglich in dem Kaufladen Edinburgh in Reykjavik erhält (für die Person und den Tag nicht mehr als 1 Krone) oder, wenn in Farmen eingekehrt wird, von der meist hohen Gastfreundschaft der Bauern reichliche Ernährung um höchstens 2—3 Kronen für den Tag erwarten dürfen.

Die Kosten einer zwölftägigen Tour von Reykjavik in das Innere des Landes und zurück betragen also für die Person ca.  $12 \times 18 = 216$  Kronen = 242 Mark. Die Rückfahrkarte Kopenhagen-Reykjavik kostet II. Klasse 80 Kronen = 90 Mark, die Verpflegung für 20 Tage II. Klasse 40 Kronen = 45 Mark, die Fahrt von Berlin nach Kopenhagen III. Klasse und zurück 32 Mark, so daß man bei einfacher Lebensweise, aber ohne Entbehrungen, eine Sommerferienreise nach Island um 450 Mark machen kann, falls man in der Kleidung ausgerüstet ist. Ich habe auf meiner ersten Reise 405, auf der zweiten 420 Mark gebraucht.

Zur allgemeinen Orientierung über Island dient am besten das Buch von Paul Herrmann, *Island*, Leipzig 1906, zur geologischen Einführung das Buch von Th. Thoroddsen, *Island*, Gotha, J. Perthes, Teil I und II, 1906 (ca. 20 Mark). Dem geologischen Werk ist eine geologische und eine Höhengschichtenkarte der Insel, sowie eine kleine Karte der Oasen und Grasplätze für die Pferde beigegeben. Wenn man von den wenigen, nur die bekannteren Gegenden enthaltenden Blättern des dänischen Generalstabs absieht, enthalten diese Thoroddsenschen Karten so ziemlich alles, was man von Islands Geographie weiß.

Bei Gudmundsson bestellt man die Pferde und den Führer nebst Angabe des Reiseziels zweckmäßig fünf bis sechs Wochen vorher mittels Brief, da man sonst in Reykjavik einige Tage warten muß, bis die Pferde zusammengetrieben sind. Gudmundsson spricht nicht deutsch, aber englisch und französisch. Auch beschafft er deutsch sprechende Führer.

In Reykjavik wohnt man billig (volle Pension mit Wohnung 3—5 Kronen täglich) im Hotel Island, das dem Guttemplerorden gehört, oder in der Pension und Konditorei Skjaldbreid. Das wichtigste über die isländische Sprache erfährt man aus dem Sprachführer von Erkes.

Es scheint mir auch angebracht, einige Worte über den Verkehr mit den Isländern zu sagen. Viele der modernen Reisebeschreibungen, auch die von Herrmann, scheinen mir den Charakter des Isländers zu optimistisch zu beurteilen. Es ist einfach selbstverständlich, daß in einem kleinen Volk von 80000 Seelen die raffinierten Methoden des Betrugs und der Übervorteilung nicht üblich sind, und ich kann ihr Fehlen durchaus nicht als einen besonderen Vorzug achten.

Man begegnet dieser relativen Ehrlichkeit sogar bei den Inselvölkern des Südens, z. B. auf den äolischen Inseln. Auch muß man bedenken, daß die Preisangebote der Isländer nicht nach europäisch-großstädtischem Maßstab, sondern nach den einfachen isländischen Verhältnissen beurteilt werden müssen. Ich fand isländische Bauern, als ich von ihnen Pferde kaufte, reichlich ebenso verschmitzt und auf ihren Vorteil bedacht, als dies oft in Deutschland der Fall ist. Und dies war weit weg von den Gebieten des regeren Fremdenverkehrs. Auch die vielgerühmte isländische Gastfreundschaft rechnete in den von mir besuchten Gebieten stets von vornherein auf Bezahlung, wenn auch in den meisten Fällen auf ganz mäßige. Immerhin betragen die Ausnahmen von dieser Regel etwa zehn Prozent, in welchen eine mehr oder minder grobe Übervorteilung geübt wurde. Geradezu skandalös sind die Verhältnisse im Geysirgasthaus. Der dortige Wirt, ein verschmitzt blickender Bauer, bietet für den in Island ungeheuren Preis von 7 Kronen für die Person und den Tag ganz schlechtes, zuweilen unzureichendes Essen und schmutzige Matratzenlager. Von einer Bedienung der Gäste ist kaum zu reden. Dieser Mann verdient erstaunliche Summen. Auch beutet er in gewissenloser Weise die Notlage der Reisenden aus. Wir mußten z. B., als zwei Pferde etwas aufgedrückt waren, für den achtstündigen Ritt von Geysir nach Thingvellir zwei Ersatzpferde mieten. Während in Island (z. B. in Thingvellir) im allgemeinen 2 Kronen für den Tag und das Pferd bezahlt werden müssen, verlangte der Geysirbauer aber — 35 Kronen für zwei Pferde! Und dies trotz energischer Vorstellungen unseres Führers. Ich rate jedem Reisenden, der die Geysire besucht, dringend, sein Quartier lieber in einer der benachbarten Farmen aufzuschlagen, die südlich und südöstlich liegen, wenn man nicht vorzieht, überhaupt im Zelt zu wohnen und vom Proviant zu leben. Freilich hüte man sich, in die benachbarte Farm Haukadalur zu geraten; deren Besitzer ist fast noch raffinierter auf den Gelderwerb von Fremden bedacht.

Ich muß diese Mißstände hier offen tadeln, um sie abzustellen, aber ich verkenne nicht, daß sie Ausnahmen sind. Unsere Führer — ich habe in Island schon über zehn Führer gemietet — waren ausnahmslos kräftige, bescheidene und fleißige Menschen von großer Gewissenhaftigkeit. Und mancher Gastgeber, z. B. der Pfarrer von Hrúni, läßt sich für treffliche Bewirtung nur lächerlich kleine Beträge zahlen.

In Reykjavik erkundige man sich zuerst, bevor man einkauft, etwa bei dem Kaufmann Braun oder bei Herrn Jón Thorsdaron in Laugavegur.

Es möge nun der Bericht über meine beiden Reisen folgen.

#### I. EYAFJALLA, TINDFJALLAJÖKULL UND HEKLA VON SÜDEN

Der Dampfer „Sterling“ der Thor-Linie brachte uns Anfang Juli 1908 in siebentägiger Fahrt nach den Westmännerinseln, wo er in einer Bucht angesichts des Vulkans Helgafell vor Anker ging. Die schroffen, nur von wenig Menschen bewohnten Klippen dieser Inseln liegen einige Kilometer südlich von der Südküste Islands, die bei klarem Wetter mit ihren weißen Gletschern ganz nahe erscheint. Bei Nord- und Ostwind, wenn die Südküste keine starke Brandung hat, kann man sie von den Westmännerinseln mit einem Petroleummotorboot, das hier liegt, in

einstündiger Fahrt erreichen. Allerdings ist dies oft wochenlang unmöglich. Da aber Kapitän Nielsen den Wind noch für gut hielt, beschloß ich, mit meinen fünf Begleitern an die Südküste überzusetzen. Die von der Regierung genehmigte Taxe für die einstündige Fahrt betrug 40 Kronen, woraus zu schließen ist, daß hier wohl auch die Gefahr mitbezahlt werden mußte. Das Motorboot, von zwei Isländern gelenkt, setzte uns und unser 150 kg schweres Gepäck auf einen völlig nackten, unbewohnten Strand und fuhr zurück. Die Stelle heißt Rangársandr und besteht, soweit das Auge reicht, aus feinstem, grauschwarzem, glitzerndem Sand. Nur vor uns ragten die Felswände des Eyafjallagebirgs. Unser Plan, den wir nun auszuführen hatten, war, zu Fuß die nächste Farm, die etwa zwei Stunden entfernt war, zu erreichen und dort Pferde zu kaufen, die wir nach Beendigung der Tur in Reykjavik wieder verkaufen wollten. Trotzdem wir kein Wort Isländisch verstanden, glückte auch alles ganz gut, da die Bewohner dieser Farm Kroß einen Knaben herbeibrachten, der etwas Englisch konnte. Nach zweistündigen Verhandlungen, wobei uns sämtliche Bewohner der Farm umstanden, erreichten wir soviel, daß wir zunächst auf das reichlichste mit Milch, Käse, Hafergrütze, Hammelfleisch, Kaffee und Kuchen bewirtet wurden. Nach abermals drei Stunden wurden uns viele inzwischen gesammelte Pferde vorgeführt. Wir einigten uns mit dem Besitzer, daß wir zunächst unter seiner Führung auf diesen Pferden an den Fuß des Eyafjallagletschers reiten wollten, um dann die Pferde, falls sie uns gefielen, zu kaufen. Inzwischen sollte er für den Tag und für das Pferd 2 Kronen Miete erhalten.

Bei dem nun folgenden Ritt lernten wir schon die meisten Freuden und Leiden, welche den Touristen auf einem isländischen Pferde erwarten, kennen. Reiten gelernt zu haben ist, so lange es nicht scharfen Trab gibt, kaum erforderlich. Doch empfindet natürlich der des Reitens ganz Unkundige die Stöße, beziehungsweise den „harten“ Gang mancher Pferde auf die Dauer stärker und er wird rascher müde als der geübte Reiter. Hinter dem Rangársandr folgten sumpfige Wiesen, in welche ganz schmale Schaf- und Reitpfade sehr tief, bis 75 cm, eingeschnitten waren. Da klemmte sich manchmal der Fuß des Reiters schmerzhaft zwischen Pferd und Wegrand. Nach einer Stunde wurde abgesehen, um den Pferden Wasser geben zu lassen. Hierbei wurden die Zügel über den Kopf des Pferdes geworfen, so daß sie vorn auf dem Boden schleiften. Vergaß einer diese Vorsicht, so lief sein Pferd weg und ließ sich nur mit großer Mühe wieder einfangen. Die anderen Pferde konnten nicht weglaufen, da sie sich dabei mit den Vorderbeinen in den Zügeln verwickelt hätten. Die Bäche und Flüsse, auch die tiefen, reißenden Gletscherströme, werden einfach durchritten. Sie haben meist eine seichtere Stelle von nicht über 1 bis 1,20 m Wassertiefe, welche die ortskundigen Leute mit großer Vorsicht aufsuchen. Die Pferde betreten das kalte Wasser meist ungerne, das erste muß oft mit Gewalt hineingetrieben werden. Steht aber das Tier erst einmal ganz im Wasser, so tritt es mit großer Vorsicht und Sicherheit auf und neigt sich geschickt gegen den Strom, um das Gleichgewicht zu halten. So kamen wir durch die mehrfachen Arme der Alar nach der ärmlichen Farm Stordalr am Westabhang des Eyafjallajökull. Da sich die Pferde bewährt hatten, kauften wir sie in der nun folgenden Nacht, und zwar fünf Reitpferde und ein Packpferd, für durchschnittlich 120 Kronen. Das ist der landesübliche Preis eines Pferdes im Südländ. Der Verkäufer zog mit dem Gelde ab und wir standen mit den nackten Pferden — Sattel, Bügel und Zäume konnten und wollten wir nicht mitkaufen — und fast ohne weitere Geldmittel (wir besaßen insgesamt noch etwa 200 Kronen) am Fuß des Gletscherberges.

Am nächsten Tag (wir hatten den Rest der Nacht in der Kirche geschlafen)

blieben die Pferde unter Aufsicht eines Kameraden in der Farm Storidalr und die anderen bestiegen zu Fuß den Eyafjallajökull. Nach der Karte steht der Gipfel dieses Berges 16 km östlich von Storidalr, der Gletscher beginnt 5 km östlich. Bis zum Fuß des Gletschers stiegen wir in gerader östlicher Richtung über die aus Palagonitbreccie bestehenden Felsen steil an und kamen nach zwei Stunden auf eine fortan nur mäßig steigende Hochebene, die in vier weiteren Stunden zum Gletscherrand führte. Die ganze Hochebene war früher Gletscherbett und zeigte nördlich und südlich bedeutende Anhäufungen von Moränenschutt.

Der Gletscher war gut gangbar und hatte nur wenige, allerdings stark ausgebildete Spalten, wovon die größte unterhalb des eisfreien Felsgipfels liegt. Dieser Gipfel ist ein Stück der Wand eines vom Eis überdeckten Kraters. Die Aussicht von diesem hohen Punkt ist eine überaus großartige, sowohl westlich und südlich auf das Stromgebiet des Markarfljóts und die fernen Westmännerklippen, als auch nach Osten über die weiten Eisfelder des Myrdallsjökull. Dieser zeigt sich als eine fast halbkugelige Eiskuppel, welche von einer ungeheuren, selbst in dieser großen Entfernung noch auffälligen Kluft gespalten ist. Ich glaube kaum, daß diese außerordentliche Spalte als einfache Gletscherspalte gedeutet werden kann. Sie dürfte vulkanischen Ursprungs sein.

Nachdem wir in Hlidarendi und Barkarstadir fotografische Aufnahme gefunden hatten, bestiegen wir von dieser Farm aus den genau nördlich 8 km entfernten Tindfjallajökull, der etwa 1600 m hoch ist. Barkarstadir liegt nur 134 m über dem Meere. Daher ging es anfangs, bis die 4 km zum Gletscherrand zurückgelegt waren, sehr steil, aber ohne Kletterei über die Felsen hinan, über viele alte Gletscherschliffe und Schrammen, wozu vier Stunden erforderlich waren. Am Gletscherrand boten zwei mächtige, trichterförmige Krater mit kleinen, blauen Eisseen auf dem Grund einen merkwürdigen Anblick. Sie sind bisher unbekannt gewesen. Mühelos erreichten wir in vier weiteren Stunden unter Umgehung einiger größeren Spalten den sehr spaltenreichen, ganz vergletscherten Gipfel. Der ganze Gletscher hat nur 25 km<sup>2</sup> Oberfläche, ist also im Vergleich zum Eyafjallajökull (1200 km<sup>2</sup>) nur klein. Trotzdem ist die Tour lohnend wegen der schönen Aussicht in die südöstliche Gletscherwelt der Thorsmoerk und gegen Hekla, Torfa- und Vatnajökull. Vom Gipfel erblickten wir am nordwestlichen Gletscherrand, gegen den Hekla gewendet, einen dritten Kratertrichter mit kleinem Eissee auf dem Grund. Auch dieser ist bisher unbekannt gewesen.

Die nun folgende Besteigung des Hekla von der Farm Selsundr, sowie die Tour über die heißen Quellen von Hruni und Geysir nach dem Verwerfungsgebiet von Thingvellir und nach Reykjavik, unterscheiden sich nur unwesentlich von den bekannten Touren, wie sie von Kahle, Küchler und andern vielfach beschrieben worden sind. Ich verzichte daher auf eine Schilderung an dieser Stelle.

Reykjavik, die Hauptstadt Islands, liegt an der Westküste und zählt jetzt 10000 Einwohner. Dort sind fast alle Reisebedürfnisse ebenso billig oder noch billiger zu bekommen als in Europa, da viele ausländische Geschäftsleute die Zollfreiheit ausnützen und dort Niederlagen betreiben. Ölzeug, welches man für alle Touren als einzigen Schutz gegen Regen anzieht, bestehend aus Hose, Jacke und Südwester, kauft man z. B. für 8 Kronen in vorzüglicher Qualität in der Reykjaviker Filiale des Hamburgischen Kaufmanns Braun. In Kopenhagen mußten wir für weit schlechtere Ware 10 Kronen bezahlen. — Als wir ankamen, konnten wir eben noch unsere Pferde, die natürlich durch die Lava etwas beschädigt waren, um 475 Kronen an einen Amerikaner verkaufen; dann war es Zeit, die „Ceres“ zu besteigen, die uns in achttägiger Fahrt nach Kopenhagen zurückführte.

## II. EINE ÜBERSCHREITUNG DES LANGJÖKULL

Die gute Beschaffenheit und Gangbarkeit des Eya-fjalla- und Tindfjallajökulls legten den Gedanken nahe, die Überschreitung einer der großen Binnen-eisflächen zu versuchen. Nach mancherlei Erwägungen wurde der Langjökull in Aussicht genommen. Die Überschreitung mußte vom Kaldidalur im Westen nach dem Hvitárvatn im Osten mehrere Tage in Anspruch nehmen. Es waren also ein Zelt, Schlafsäcke und reichlich Proviant mitzunehmen und es entstand die Frage, wie diese Last von etwa 200 kg über den Gletscher transportiert werden sollte. Watts und Howell, welche 1875 den Vatnajökull und die Mitte des Langjökull überquert hatten, hatten den Transport zuerst mit Pferden vergeblich versucht, dann mit Schlitten ausgeführt. Ich ließ, um einen leichten, belastungsfähigen und möglichst vielseitigen Anforderungen entsprechenden Schlitten zu gewinnen, zwei Freiburger Schneeschuhe durch vier etwa 12 cm hohe Brücken aus Flachstahl von 12×8 mm Querschnitt verbinden. Die Stahlbügel waren jederseits durch drei Schrauben auf den Schneeschuhen befestigt und wurden für den Transport bis an den Gletscher abgenommen. Dieser Schlitten hat sich in der kurzen Zeit, während deren er benutzt werden konnte, vortrefflich bewährt und den größten Anforderungen gewachsen gezeigt.

Die „Laura“ der Allgemeinen Dampfschiffahrtsgesellschaft brachte uns Anfang Juli 1909 nach Reykjavik. Die 17 Pferde, die wir telegraphisch vorbestellt hatten, waren schon reisefertig und unser von Gudmundsson gewählter Führer, stud. med. Konrád R. Konrádsson, war bereit, uns über Thingvellir nach Kaldidalur an der Westseite des Langjökull zu bringen. Waren wir dort, so sollte er, während wir den Gletscher überschritten, mit den Pferden nach Reykjavik zurück. Indessen sollte ein anderer Mann mit drei Pferden und frischem Proviant von Reykjavik aufbrechen und uns vom dritten Tag nach dem Betreten des Gletschers ab am See Hvitárvatn am Ostrand des Langjökull erwarten. Trafen wir nach zwei weiteren Tagen nicht ein, so sollte er 50 km nordöstlich nach den heißen Quellen Hveravellir reiten und dort 20 Dosen Konserven deponieren für den Fall, daß wir uns zu weit nördlich verirren sollten. Dann sollte er nach Hause reiten. Nach einer gewissen Zeit sollte dann Konrádsson mit den 17 Pferden uns über den Geysir entgegenreiten.

Mitten im Langjökull sollte ein geheimnisvolles, allseitig von Gletschern umschlossenes Tal liegen, das Thorisdalur. Nur nach Westen sollte es einen schmalen Ausgang nach dem Kaldidalur haben. An dieses Tal knüpfen sich viele Sagen der besten isländischen Sagenzeit. Die Ächter, das heißt die in Thingvellir vor allem Volk wegen Totschlags Geächteten sollen in dieses Tal geflohen sein und hier gehaust haben. In den einsamen Hochweiden verirren sich jährlich viele Schafe und kommen in der Lavawüste um. Man hatte und hat wohl in ganz einsamen Gehöften heute noch die Ächter in Verdacht, daß sie die vermißten Schafe gestohlen und mit sich in das „Ächtertäl“ genommen hätten.

Als wir in Thingvellir ankamen, erzählte mir Konrádsson, daß die Bauern dieser Gegend nicht das in der Gunnlaugson-Thoroddsenschen Karte angegebene Thorisdalur für das richtige hielten, sondern daß sie sagten, es liege südlich vom Langjökull, zwischen diesem und den Felsen Hrúdurkarlar.

Da das in der Karte verzeichnete Tal im Laufe der letzten drei Jahrhunderte nur ein einziges Mal von einem Menschen besucht und beschrieben worden war (siehe Thoroddsen, Island, Seite 176), und zwar 1835 von dem isländischen Kartographen Björn Gunnlaugson, dem Verfasser der ersten Karte von Island, so interessierte mich die Frage und ich nahm von der Farm Hrauntún einen Lokalführer mit, der unsern beiden Führern das Thorisdalur der Bauern finden helfen sollte.

Nach einem beschwerlichen Ritt bei Regen und Wind erreichten wir spät abends das große, dreieckige, von Felsen umschlossene Tal, das in der Tat beachtenswert erschien. Wir schlugen sofort das Zelt auf und bereiteten aus Hafergrütze, Tee und Konserven unser Abendbrot. Die Führer traten nach kurzer Rast mit den müden Pferden den Rückweg an, um möglichst bald den letzten Grasplatz, der einige Stunden entfernt war, zu erreichen. Dort sollten die Pferde einige Stunden ruhen und grasen. Wir waren jetzt noch acht Mann, da einige von uns wegen körperlichen Unwohlseins hatten zurückbleiben müssen. Eine Stunde später lagen wir leidlich warm in den Schlafsäcken, während der Regen auf das Zelt über uns klatschte.

Am anderen Morgen kämpften Sonne, Nebel und Regen mit wechselndem Erfolg; wir beschlossen, das Tal auszumessen und am Nachmittag den Anstieg zum Langjökull zu untersuchen.

Das große, die Form eines gleichschenkligen Dreiecks zeigende Tal wendete seine Spitze nach Süden. Ein starker Gletscherbach, der in der Karte gleichfalls fehlt, kam von zwei Schreitgletschern im Norden und Osten und floß durch die südliche Spitze in die Ebene ab. Dort im Süden ragte breit die flache Kuppel des Vulkans Skjaldbreid empor. Die weißen Firmmassen der nördlichen Schreitgletscher leuchteten, von Spalten durchzogen, verlockend herüber.

Nachdem eine Standlinie abgesteckt war, wurde der Theodolit aufgestellt und zur Vermessung einiger Punkte benützt. Die Ergebnisse dieser und einiger späteren Vermessungen gedenken wir an anderer Stelle zu veröffentlichen.

Am anderen Tag wurde es nachmittags 3 Uhr, bis das Wetter und die Verpackungsarbeiten den Aufbruch gestatteten.

Zunächst mußte der Schlitten zusammengeschraubt und dieser, sowie das ganze Gepäck an den Fuß des Gletschers getragen werden. Dazu wurden drei Stunden gebraucht, obwohl die Entfernung nur 2 km betrug. Dann wurde der Schlitten gepackt und mit dem 90 m langen Gletscherseil über den sehr steilen Schreitgletscher emporgezogen. Dies geschah in einzelnen Absätzen, da das Ziehen unsere ganze Kraft forderte. Nach sechsständiger, schwerer Arbeit standen wir oben am Beginn des Firnplateaus. Nun seilten wir uns in gleichen Abständen an und zogen in langer Reihe den Schlitten hinter uns über das Firnfeld. Es war so hell, daß wir kaum merkten, daß Mitternacht vorüber war. Rasch wurde mitten auf dem Eise zwischen eingestoßenen Schneeschuhestöcken ein Zelttuch als Windschutz aufgespannt, dann Kakao und Konserven gekocht und in die Schlafsäcke gekrochen. Die Zelteile wurden nicht aufgeschlagen, sondern zu einem großen Sack verknüpft, in welchen wir alle mit den Schlafsäcken hineinkrochen. Inzwischen fiel Nebel ein und feiner Schneegruß, mit Regen vermischt, rieselte auf unsre Schutzhüllen. Doch verhütete der Windschutz, daß wir zugeweht wurden, und die meisten von uns schiefen warm und gut. Das Aneroidbarometer ließ eine Höhe von mehr als 1000 m vermuten.

Nord- und Ostwind bringen im Westen Islands in der Regel gutes Wetter. Wir hatten seit einigen Tagen vorherrschend nordöstlichen Wind, und wirklich hellte sich am Morgen der Himmel auf und ließ sogar auf einige Stunden die Sonne sehen. Wieder setzte sich unser langer Seilzug (er maß über 60 m) in Bewegung, um in mäßigem Schritt, mit etwa  $3\frac{1}{2}$  km in der Stunde, nach Ostnordost vorzurücken. Nun mußten wir bald auf den südlichen Winkel des Thorisdalur von Gunnlaugson stoßen. Wir gedachten, es südlich zu umgehen, da hier die Karte ununterbrochenen Firn verzeichnete. Unsre Richtung brauchten wir dazu kaum zu ändern. Mittags gegen 1 Uhr hatten wir die größte Höhe von 1118 m erreicht und erblickten nun vor uns schwarze Felsenzacken, welche von

links — Norden — her in den Gletscher einschnitten. Es wurde Halt gemacht und ich ging mit zwei Begleitern mit einem kurzen Seil weiter, um die Gegend zu untersuchen. Bald erblickten wir genau östlich vor uns ein schönes Tal mit flachem Boden, in welchem ein stiller See lag. In den See reichten von Westen zwei Schreitgletscher herab. Von Süden kam ein Bach in den See, der keinen Abfluß zu haben schien. Nach Westen verengte sich das Tal zu einer felsigen Schlucht, vor welcher wir den schneebedeckten Berg Ok erblickten. Nach Osten zog ein schmaler Felsengrat weit in den gegenüberliegenden Gletscher hinein. Aber von dem Gletscher, auf dem wir südlich um das Tal gehen wollten, war nichts zu sehen. Auch südlich zeigte sich ein tiefer Einschnitt mit vorgelagerten felsigen Abhängen. Ein mächtiges und breites Tal, dessen nordwestlicher Teil als Thorisdalur bekannt, dessen südöstlicher Abschnitt noch von keinem Menschen geschildert worden war, trennte den Langjökull in zwei völlig isolierte Teile. Der südwestliche Teil, auf welchem wir mit dem Schlitten standen, hatte etwa die Größe des Eyriksjökull.

Auf solche Überraschungen waren wir nicht vorbereitet. Wie sollten wir mit dem schweren Überschitten dieses tiefe Tal, mit seinem 3—4 km breiten Boden weichen, lehmigen Sandes überschreiten? Aber die Hauptsache sollte noch kommen. Es war 1 Uhr mittags und der See lag greifbar nahe vor uns. Wie hätten wir ahnen können, daß es einer 13stündigen Anspannung aller Kräfte bedurfte, das Gepäck bis zum See hinabzubringen!

Noch hatte keiner von uns einen Bissen gegessen; wir wollten unser erstes Frühstück unten am See einnehmen. Es kam dann auch so, und es schmeckte uns umso besser, als inzwischen ein Tag harter Arbeit verstrichen war.

Ich ging mit zwei Begleitern voraus, um den besten Weg über die Spalten, welche nun wieder in bedrohlicher Breite auftraten, zu finden. Die andern sollten mit dem Schlitten nachkommen. Als wir den Weg für die erste halbe Stunde gesichert hatten, wollten wir das Nachkommen des Schlittens erwarten. Dies dauerte zwei Stunden. Am vordersten Stahlbügel waren drei Holzschrauben gebrochen und das am Bügel befestigte Gepäck hatte sich gelockert und mußte nach Erneuerung der Schrauben neu aufgepackt werden. Dann kam eine mächtige, wegen ihrer Länge nicht umgehbare Gletscherspalte, die mit unsäglich Mühe auf einer schmalen Schneebrücke überschritten wurde. Zuletzt folgte ein von kleineren Spalten wild zerrissenes Gebiet. Die Holzkufen des trefflichen Schlittens bogen sich manchmal fast rechtwinkelig in die Höhe, wenn es über kleine Berge und Täler ging, aber sie brachen nicht. Dann war noch ein 300 m langer, unten etwas vereister Firnhang von 40—43° Neigung zu nehmen. Der Schlitten mußte abgepackt und die derberen Gepäckstücke hinuntergeworfen werden. Die empfindlicheren wurden mit den Menschen zusammen abgeseilt. Ein Rucksack fiel in eine Gletscherspalte und sein Besitzer wurde am Seil hinabgelassen und holte ihn wieder herauf. Das letzte Stück des Hanges, ungefähr 100 m, war zu hart vereist, der Leiter konnte die Seilversicherung nicht bis zum Schluß halten. Er wurde aus seinem Stand herausgerissen und mit wachsender Geschwindigkeit glitt die ganze Gesellschaft hinab, den starrenden Steinen entgegen. Der Eispickel schnitt klirrend Bremspuren, die blutenden Hände versuchten mitzuhelfen, aber vergebens. Endlich klatschten die vordersten Ölhosen und Bergstiefel auf die Steine und dumpf fielen die Nächstfolgenden den Vordermännern auf die Rücken. Erfreulicherweise waren alle, von kleinen Schrammen abgesehen, unverletzt. Es war nachts 2 Uhr. Das bewegte Finale hatte die schläfrigen Geister geweckt. Man spürte nichts von Müdigkeit. Das Zelt wurde hoch und behaglich aufgeschlagen, ein zwischenhinein verabreichtes belegtes Brot hob die rasch erlahmenden Kräfte. Dann

wurden Kaffee, Tee, Hafergrütze, Konserven gekocht. Endlich ging die Sonne auf und um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr legten wir uns schlafen. Als wir erwachten, war es 1 Uhr mittags.

Das Thorisdalur Gunnlaugsons ist ohne Zweifel das echte. Fünf Schreitgletscher ragen von Westen, Norden und Osten in das Tal herab und verleihen ihm ein außerordentlich reizvolles Aussehen. Mächtige Schutt- und Moränenmassen sind von ihnen herabgeschafft worden und umlagern zum Teil noch als halbmondförmige Stirnmoränen die Gletscherzungen. Der Boden des Tals liegt 580 m über dem Meer, also über 500 m tiefer als der vorher von uns überschrittene Gletscher und ungefähr ebenso hoch wie das den Langjökull umgebende Hochland.

Es war Montag, 19. Juli, geworden. Um Mitternacht lief die Frist ab, welche der Sendbote am See Hvitárvatn auf uns warten sollte. Es galt, ihn womöglich noch zu erreichen, da der Proviant zu Ende ging. Den Schlitten über dieses breite Tal zu schaffen, war unmöglich. Ich beschloß, mit den beiden stärksten Kameraden zu Fuß über den Gletscher zu wandern und die anderen im Zelt zurückzulassen. Sie sollten drei Tage ausruhen und bei dem Rest des Proviantes — vier Pfund Konservenfleisch und drei Laibe Brot — auf Hilfe warten. Kam sie dann nicht, so sollten sie zu Fuß nach Süden wandern, bis sie Geysir erreichten. Ich nahm zwei kleine Büchsen potted beef, zusammen etwa 150 g, und für jeden ein halbes Pfund Brot mit, sowie unsre drei Rucksäcke, in denen sich die Schlafsäcke und der Photographenapparat befanden. Die zurückzulegende Entfernung betrug noch etwa 40 km. Um 3 Uhr brachen wir auf. Durch den schlammigen Sand ging es anfangs langsam. Nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden hatten wir den Fuß des gegenüberliegenden Gletschers erreicht. Nun ging es langsam hinan, in ostnordöstlicher Richtung. Vier Stunden nach unserem Aufbruch fanden wir mitten im Gletscher einen „Nunatak“, das heißt einen isoliert herausragenden Felsgipfel aus schwarzer, doleritähnlicher Lava, von dem aus eine förmliche Zwischenmoräne über den Gletscher herabläuft. Nach einer kurzen Rast ging es weiter, in der Stunde 3 km. Immer weiter dehnte sich das ungeheure Schneefeld. Nur rechts hinter uns ragte der Hagafell als schwarzer Felszacken empor. Um 11 Uhr abends schwand auch er und eine endlose weiße Wüste umgab uns. Die Sonne war untergegangen und eine blauviolette Abendfärbung umschloß den ganzen Himmelskreis und ließ nur über uns einen tiefblauen Fleck frei. Die Färbung verschwand allmählich, aber die Nacht blieb hell. Da, um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr, fiel dichter Nebel ein. Nun kam der Kompaß zu Recht. Wenn man das Nordende der Nadel auf Nordwest spielen ließ, zeigte die Windrose richtig. Ich nahm die Richtung ab, merkte mir in dem grauweißen, vom Staub der östlichen Wüsten beschmutzten Schnee einen Flecken vor mir als Ziel und schritt darauf zu. Bevor ich ihn erreicht hatte, nahm ich in der gleichen Richtung weiter vorn einen andren Flecken als nächstes Ziel, und so konnte ich wohl 15 bis 20 Minuten gehen, bevor der Kompaß von neuem zur Prüfung hervorgezogen werden mußte. Das Starren durch den Nebel in den einförmigen Schnee strengte aber die Augen an und erzeugte im Wachen Wahnvorstellungen, die nach einstündigem Gehen kaum mehr zu bändigen waren. Der weiche, graue, griesige Schnee war zu unserer Freude vollkommen spaltenfrei, solange wir auf der Hochfläche blieben.

Da wich der Nebel. Wir standen am Nordfuß des schwach gewölbten Bláfellsjökulls, der etwa 955 m hoch ist, mitten im Langjökull. Rechts neben uns, aber in weiter Entfernung, ragten die kleinen, blauen Spitzen der Felsen Jarlhettur auf. Wir mußten also südlicheren Kurs nehmen und die Wanderung näherte sich dem Ziele.

Um 4 Uhr morgens neigte sich der Gletscher gegen Süden, beträchtliche Spalten kreuzten unseren Weg, doch waren sie von guten Schneebrücken überwölbt. Der

Gletscher wurde bald aper und zahllose Gletschermühlen und Löcher, zum Teil bis an den Rand voll blaugrünen Wassers, wechselten mit Schmutzkegeln von 20 bis 100 cm Höhe, die im Innern aus blasenfreiem, kristallklarem Eis bestanden. Um 6 Uhr morgens waren wir am Fuß des Gletschers, bei den steinigten Höhen Lambafell, angelangt. Um 9 Uhr erst hatten wir uns, sehr müde, bis zum Seeufer geschleppt.

Das Wetter war klar, man konnte die grünen Weideplätze am anderen Seeufer erkennen. Dort sahen wir Pferde und ein spitzes, braunes Zelt, auf dem eine kleine schwarze Fahne wehte. Wir gaben aus der Browningpistole die vereinbarten Signalschüsse ab und lauschten gespannt. Keine Erwidderung folgte. Es war alles Täuschung gewesen: die Pferde und die Fahne und das Zelt entpuppten sich als ein brauner, spitzer Stein. Unsere sehnlich erwarteten Retter waren also pünktlich gewesen, sie waren nicht mehr da. Nun legten wir uns sofort auf den Boden und fielen in einen tiefen Schlaf. Regen klatschte auf unsere Öljacken und weckte uns schließlich auf. Es war erst 10 Uhr, wir hatten also nur eine Stunde geschlafen. Langsam und müde schritten wir dann eine halbe Stunde lang weiter, bis der Regen aufhörte. Dann schliefen wir abermals ein paar Stunden lang.

Als wir am Nachmittag aufwachten, waren wir uns nach kurzer Beratung darüber klar, daß wir zu Fuß südwestlich wandern mußten, bis wir die Farm Haukadalur, die etwa in 25 km Luftlinie lag, erreicht hätten. Für rüstige Fußgänger war dies in dem wellenförmigen, von Bächen durchschnittenen Geröllboden eine Leistung von acht Stunden. Die Lambafell bestehen aus sehr langen, durch Senkungen voneinander getrennten Rücken, welche parallel zueinander von Norden nach Süden verlaufen. Der Boden weist lose Steine auf, die tief in feinen, braunen Palagonitstaub eingebettet sind, in welchen die Schuhe etwas einsinken.

Um 10 Uhr abends waren wir 5 km vom Seeufer entfernt. Wir legten uns in die Schlafsäcke und schliefen bald ein, doch ließ uns ein Frieren, das zum Teil durch den Wärmeverlust bei der vorangegangenen Anstrengung bedingt war, nicht zu ruhigem Schlaf kommen.

Um 6 Uhr morgens wurde aufgebrochen und wir schritten langsam weiter. Nach fünf weiteren Stunden wurden die Rucksäcke als entbehrlich auf dem Rücken einer Bodenwelle abgelegt und zum Schutz gegen die Witterung in je eine Ölhoose verpackt. Der Eispickel und ein Schneeschuhstock, an welchem ein Taschentuch als Fahne wehte, blieben als Merkzeichen daneben im Boden. Als wir weiter wanderten, ahnte keiner, daß uns diese Rucksäcke noch so unsägliche Mühe und Gefahr bringen sollten, und daß wir sie trotzdem nie wieder sehen sollten.

Vor uns am Horizont erkannte ich in einem nach Süden vorspringenden Bergabhang den Uthlidarbjörg, vor dessen Fuß die Farm Haukadalur liegen mußte. Wir wußten, daß man in Islands klarer Luft ungeheuer weit sehen kann, aber die erkannte Richtung gab uns Trost und Hoffnung.

Aber wir waren schon zu weit südlich gekommen. Mehrere Bäche und zwei nicht unbedeutende Flüsse mußten durchschritten werden. Das Wasser reichte bis an die Oberschenkel. Nun wurde der Boden grün, Birken- und Weidengestrüpp wechselte mit dürrtigem Gras. Da sah einer im Süden an zwei Stellen Dampf in die Luft steigen. Das mußten heiße Quellen, das mußten die Geysire sein. Aber die Abweichung von der vorhin erkannten Richtung war zu groß. Sollte es eine neue, in der Karte nicht angegebene heiße Quelle südlich vom Geysir sein? Noch einmal wurde die Karte genau geprüft. Wir blieben bei der ursprünglichen Richtung. Endlich, gegen 4 Uhr nachmittags, erblickten wir von

einem Felsen aus die Farm Haukadalur. Endlich um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr waren wir dort und vergönnten uns eine wohlverdiente Stärkung.

Diese Tur hatte fünf Tage und Nächte beansprucht. Vom 17. bis zum 21. Juli hatten wir keine volle Nacht geschlafen und waren wir fast ohne Ruhepause unterwegs gewesen.

Auch jetzt sollte die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen sein. Als wir nach dem zehn Minuten entfernten Geysirgasthaus gingen, kamen uns die vier zurückgelassenen Kameraden und unser Führer Konráðsson, welche mit 16 Pferden gekommen waren, um uns abzuholen, entgegen. Die heißen Quellen dampften, und während ich mit Konráðsson die weiteren Schritte beriet, machte der große Geysir einen Ausbruchversuch, der Strahl erreichte aber nur wenige Meter Höhe.

Wir beschlossen, daß ich mit dem ältesten Kameraden und mit Konráðsson am nächsten Morgen mit 13 Pferden die Kameraden und das Gepäck aus dem Thorisdalur holen sollte, während der dritte von uns Gletscherwanderern mit einem der Reykjaviker Kameraden die zurückgelassenen Rucksäcke zu Pferde suchen sollte. Dann genossen wir die lang entbehrte Ruhe.

Am 22. Juli richtete sich unser Ritt zuerst nach dem See Hagavatn, der nach achtstündigem Ritt erreicht wurde. Das Überschreiten der Lavaergüsse der Vulkanreihe Hloedufellsggir macht diese Tur beschwerlich. In der Tat scheint sie noch nicht oft ausgeführt worden zu sein, sonst hätte es als ein bedeutender Irrtum der Gunnlaugson-Thoroddsenschen Karte bemerkt werden müssen, daß der See Hagavatn im Vergleich zu dem anstoßenden Felsen Hagafell viel zu klein gezeichnet ist. Denn in Wirklichkeit hat Hagavatn eine solche Länge, daß die beiden riesigen Schreitgletscher östlich und westlich vom Hagafell in ihn fallen. Er ist also mindestens doppelt so lang, als die Karte angibt. Dieser See ist allseitig von Lavafelsen umgeben und von herrlich blaugrünem Wasser erfüllt, in welches der östliche Hagafellgletscher, wenn man ihn so nennen darf, mit mächtigem Abbruch stürzt. Eisstücke schwimmen wie kleine Eisberge in dem spiegelklaren Wasser. Der See macht den Eindruck eines Kratersees.

Der Ritt ging weiter, dem Südrand des Langjökull entlang, zu einem zweiten in der Karte verzeichneten See, dem kleinen Sandvatn. Schon vom Hagavatn aus konnte man den schneefreien Zugang zum Thorisdalur, dessen nördliche Felswand deutlich erkennbar war, sehen.

In schöner Wölbung senkte sich der gewaltige Gletscher, an dessen Rand wir nun stundenlang ritten, zur Lava herab. Wie muß der Eisriese mit dem Feuerriesen einst gerungen haben, bis er ihn zum Erstarren brachte! Hier ist der Gletscher sehr geeignet zum Anstieg. Die apere Oberfläche zeigt große Schmutzkegel von 1 bis 3 m Höhe, reihenweise und den Spalten parallel geordnet. Kurz vor dem Sandvatn zeigte sich noch ein kleiner See mit schönem Gletschersturz, dann konnte man das Ende des Lavaergusses sehen, auf dem wir reiten mußten.

Es war Abend geworden, die Pferde hatten elf Stunden harten Wegs hinter sich, die Führer begannen zu murren. Am Westrand des kleinen Sandvatn, kurz bevor die Lava aufhörte, fanden wir in ihr eine größere Anzahl kraterartiger Trichterlöcher von 20 bis 40 m Durchmesser und 5 bis 10 m Tiefe. Endlich senkte sich der letzte Lavawall hinter uns und wir freuten uns für die Pferde auf den angenehmeren Untergrund der gelben Palagonitbreccie. Aber was kam da zum Vorschein? Ein langer, tiefer See sperrte unsern Weg. Noch ein paar Schritte vorwärts und wir konnten sehen, daß er vom Gletscher aus etwa 3 bis 4 km südwestlich reichte und die tiefe, spaltengleiche Einsenkung zwischen der Lava und der Palagonitbreccie mit seinem grünen, im Winde rauschenden Wasser füllte. Rauschend stürzten auch die Schmelzwasser des Gletschers in den See und vom

Gletscher selbst brach gerade bei unserer Ankunft eine größere Menge Eis mit beträchtlichem Getöse in das Wasser.

Langsam ritten wir, den Blick von dem schönen Bild nicht wendend, dem spitzen, südwestlichen Ende zu, um die gegenüberliegende Höhe mit dem Zugang zum Thorisdalur zu gewinnen. Der See hatte, so bedeutend auch seine Zuflüsse waren, keinen Abfluß. Am anderen Ufer fand sich eine ziemlich große, aber magere Oase. Die beiden Führer besprachen sich und teilten mir dann mit, daß man mit den Pferden nicht mehr weiter könne. Sie müßten hier bleiben und dann wieder zurück. Ich gab mich mit diesem Bescheid nicht zufrieden, da ich die Kameraden und das teure Gepäck nicht einem ungewissen Schicksal überlassen wollte. Ich forderte, daß ein Führer mit mir und drei Packpferden zu Fuß in das Thorisdalur gehen sollte, der andere Führer mochte das Zelt aufschlagen und mit dem Kameraden und den übrigen Pferden in der Oase am See bleiben, bis wir zurückkämen. Der Vorschlag wurde erst nach einigem Zögern angenommen.

Nach drei Stunden, um 12 Uhr nachts, 15 Stunden nach dem Aufbruch vom Geysirgasthaus, hatten wir den Lagerplatz in Thorisdalur erreicht und damit den Beweis erbracht, daß man den Langjökull von Süden nach Norden durchreiten kann.

Aber die Kameraden waren nicht mehr da. Schon kurz hinter dem neuen See hatten wir ihre Fußspuren gefunden. Nun fand ich auch einen Brief, der auf dem Lagerplatz wohl verwahrt war und der mir sagte, daß die Begleiter schon am Abend vorher aus Mangel an Proviant aufgebrochen waren.

Während die Pferde gierig von dem mitgebrachten Heu (wir hatten 40 Pfund mitgenommen) fraßen, packte Konrádsson die Zelteile und Apparate zusammen, und ich kochte mittels einer zerschnittenen Stearinkerze und mit dem Holze eines Zeltherings einen Topf voll Kakao. Die Kerze reichte noch für einen zweiten Topf voll Fleischbrühe, insgesamt drei Liter.

Um 2 Uhr war alles gepackt und wir traten den Rückweg an, den wir bis zum neuen See in der gleichen Zeit von drei Stunden zurücklegten.

Zehn Stunden später hatten wir wieder das Geysirgasthaus erreicht, wo uns die Freudenbotschaft erwartete, daß die vermißten Kameraden nach langem Umherirren um Mittag angekommen waren. Sie hatten in einer Farm, die sie nach 25stündigem Wandern in sehr ermüdetem Zustand erreicht hatten, genächtigt. Vorher hatten sie, um ihren Hunger zu stillen, einen Brachvogel geschossen und in rohem Zustand aufgegessen. Auch sie hatten in der Ferne den Dampf jener vermeintlichen heißen Quellen gesehen und waren darauf zugegangen. Da stellte sich heraus, daß es der über 100 m hoch in die Luft geschleuderte Wasserstaub des berühmten Wasserfalls Gullfoß war. Die Hvitá stürzt hier tausend über 40 m hohe Felsen in eine Schlucht. Unverrichteter Dinge waren auch die beiden Kameraden zurückgekommen, welche nach den Rucksäcken gesucht hatten.

Der nächste Tag, 24. Juli, sollte für uns und die Pferde ein Ruhetag sein. Dann wollten wir versuchen, in zwei Tagen nach Reykjavik zurückzureiten, um das Schiff „Laura“ noch zu erreichen, das am 26. Juli, nachmittags 6 Uhr, nach Kopenhagen abgehen sollte.

Leider hatten wir die im Sandfell zurückgelassenen Rucksäcke noch nicht aufgegeben. Der ältere von meinen Begleitern über den Gletscher und ein allzu frisch ins Zeug gehender jüngerer Kamerad benützten den Ruhetag der anderen, um nochmals mit zwei Pferden das Suchen aufzunehmen. Um 9 Uhr morgens ritten sie fort; um 12 Uhr nachts waren sie noch nicht zurück. Ich lag im schwülen Halbschlummer, als um 4 Uhr morgens der jüngere von beiden staubbedeckt vor mein Bett trat und mit müder, einförmiger Stimme kurzen Bericht gab. Sie seien vor einen Fluß

gekommen, über den die Pferde nicht gehen wollten. Da sei Herr K., der ältere Begleiter, zu Fuß hindurch gegangen und habe ihn mit beiden Pferden warten heißen, bis er mit den Rucksäcken wieder käme. Aber nach neun Stunden sei er noch nicht zurückgekommen. Da hätte er nicht mehr länger warten können vor Hunger und Müdigkeit. Er habe Herrn K.'s Pferd abgesattelt und ihm die Vorderbeine mit einem Riemen gebunden. Den Sattel habe er mit Brot und einer Konservendose an das Flußufer gelegt und einen Brief dazu, daß er gehe, um Hilfe zu holen. Als er aber zurückgeritten sei, habe sich das gefesselte Pferd losgerissen und sei ihm anfangs gefolgt; später hätte er es nicht mehr gesehen, da er vor Müdigkeit selbst fast vom Pferde gefallen sei.

Dieser Bericht veranlaßte mich, den Führer Konrádsson zu beauftragen, dem Vermißten rasch entgegenzureiten. Ein weiterer Mann aus der nächsten Farm sollte helfen, das entlaufene Pferd einzufangen, wofür ich 5 Kronen Belohnung setzte. Die Hauptsache aber war, daß sie uns noch vor Reykjavik einholten, wohin wir trotz dieser Hindernisse aufzubrechen gedachten.

Glücklicherweise gelang die Durchführung dieses Plans. Der Vermißte, welcher sich zu weit in die gefährliche Sandwüste vorgewagt hatte, wurde in sehr erschöpftem Zustand gefunden. Er mußte sich im Geysirgasthaus einige Zeit erholen und konnte dann erst mit dem nächsten Dampfer „Ceres“ nach Europa zurückreisen.

Die Rucksäcke aber, mit ihrem wertvollen Inhalt, von dem ich besonders den teuren Photographenapparat schmerzlich vermisse, liegen fern im Nordwesten, in der Wüste Sandfell begraben. Der Sandsturm, welcher uns beim Rückweg vom Thorisdalur empfing und alle Poren mit dem glitzernden, beißenden Staub füllte, so daß die müden Pferde einen unruhigen Trab anschlügen, wird wohl die drei Rucksäcke für immer im Palagonitstaub begraben haben.

Mögen meine kleinen Schilderungen gezeigt haben, welche eigenartiges und von Gefahren nicht freies Reisen die Durchstreifung Islands erfordert. Vielleicht regen sie zu einem Besuch dieser seltsamen nordischen Insel an, die so viel des Fremdartigen bietet, daß kein Freund einer ganz urwüchsigen Natur unzufrieden zurückkehren wird.

---

## AUS DEN GEBIRGEN DER VER- EINIGTEN STAATEN VON AMERIKA

□      VON ROBERT LIEFMANN      □

Die folgenden Blätter sollen vor allem dem europäischen Touristen, der nach den Vereinigten Staaten kommt, einige Angaben darüber liefern, was er dort in bergsteigerischer Hinsicht unternehmen kann und zu erwarten hat. Es ist kein Zweifel, daß die Vereinigten Staaten trotz ihrer gewaltigen Ausdehnung und zahlreicher hoher Gebirge dem Alpinisten verhältnismäßig wenig bieten. Immerhin lassen sich eine Anzahl schöner Bergfahrten unternehmen, die gerade dadurch, daß sie von dem aus den Alpen Gewohnten so verschieden sind, für manchen europäischen Hochtouristen, der das Land bereist, von Interesse sein werden.

Ich selbst konnte während meiner achtmonatlichen Studienreise, die mich durch den größten Teil der Vereinigten Staaten führte, nur wenig Zeit hochtouristischen Unternehmungen widmen und die von mir ausgeführten Touren, die in folgendem beschrieben werden, stellen daher diejenigen dar, die für den größten Teil der Reisenden zunächst in Betracht kommen würden, weil sie den verhältnismäßig geringsten Zeitaufwand erfordern. Fast alle anderen großen Bergtoure (vom Pikes-Peak, auf den man hinauffahren kann, abgesehen) kosten mehr Zeit als die hier beschriebenen.

Voraussetzung ist natürlich, daß der Reisende überhaupt bis in den fernen Westen vordringt. Wer nicht mindestens bis Colorado (Denver) zu reisen beabsichtigt, mag Bergschuhe und Eispickel ruhig zu Hause lassen (letzteren hatte auch ich nicht mit). Wer dagegen viel Zeit zur Verfügung hat, kann in allen Gebirgen des Westens noch Entdeckungsreisen machen; zahllose Berge sind noch unerstiegen, viele Gebirgstäler noch wenig oder gar nicht erforscht. Was der europäische Alpinist an technischen Schwierigkeiten in den Gebirgen der Vereinigten Staaten in der Regel vermissen wird, das wird meiner Meinung nach hundertfach aufgewogen durch den Reiz des Neuen, Unberührten, der einen umfängt, sobald man im fernen Westen die Verkehrswege — und das sind dort allein die Eisenbahnen — verläßt. Den Reiz, den die Vorstellung verleiht, in noch unerforschte Gegenden einzudringen, Gebiete zu betreten, in denen alles Natur ist, wo menschliche Kultur noch gar nichts geleistet hat, einen Reiz, den man in Europa nirgendwo mehr, weder im hohen Norden, noch im Kaukasus genießen kann, bietet der Westen Amerikas noch in reichem Maße.

Zu längeren Ausflügen in die entfernteren Gebirgsteile gebraucht man natürlich entsprechende Ausrüstung, mindestens einen Schlafsack. Selbstverständlich ist die Benutzung von Reitpferden fast überall nötig, um überhaupt tiefer in die Gebirge hineinzukommen. Bei mehr als zwei- bis dreitägigen Expeditionen wird ein besonderes Packpferd unentbehrlich sein. Vor allem braucht man für längere Expeditionen einen Gefährten, während ich meine Touren fast alle allein machte. Im Lande selbst wird man natürlich einen solchen nicht leicht finden. Für größere Unternehmungen in Gebiete, für die noch keine topographischen Detailkarten existieren (siehe am Schlusse), wird einem die Mitnahme eines ortskundigen Führers, sofern ein solcher überhaupt aufzutreiben ist, mindestens viel Zeit und Mühe ersparen.

Die schönsten und größten bergsteigerischen Aufgaben in Nordamerika liegen allerdings außerhalb des Gebiets der eigentlichen Vereinigten Staaten, in Canada und in Alaska. Die kanadischen Rocky Mountains in der Nähe der Bahnlinie der Canadian Pacific-Eisenbahn sind, obgleich nicht besonders hoch (bis zu 3700 m ansteigend), doch in Bezug auf Schönheit der Formen, Vergletscherung und Schwierigkeit der Besteigung am meisten den Alpen gleichzustellen. Aber ihr Gebiet ist räumlich ziemlich beschränkt; nur einer der Hauptgipfel, Mount Robeson, ca. 13,000 Fuß, der nördlichste und deshalb von der Bahnlinie am schwersten erreichbare, wahrscheinlich auch der höchste, ist noch unerstiegen. Die Riesengebirge Mount Hooker, Mount Murchison, Mount Brown, bis zu 4800 m sich erhebend (Mount Murchison ist auf den Karten 4810 m hoch, also in Konkurrenz mit dem Montblanc), figurieren noch auf vielen Karten; in Wirklichkeit existieren Berge von dieser Höhe südlich des 58. Breitengrads nicht. Nördlich des Mount Robeson scheint sich vielmehr das Gebirge abzufachen, um erst ganz im Norden an der Grenze von Alaska wieder zu großen Höhen anzusteigen.

Über die in der Nähe der kanadischen Pacificbahn liegenden Berge und die dort zu unternehmenden Turen existiert eine recht erhebliche Literatur. In deutscher Sprache sind drei Aufsätze vorhanden: die Berichte der Schweizer Alpinisten E. Huber und C. Sulzer im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs, 1890—91; der Aufsatz des Reisenden Jean Habel, der jedoch keine Hochturen in jenem Gebiete gemacht hat, im Jahrgang 1900 dieser Zeitschrift, und derjenige von E. T. W. es, Aus den Alpen von Britisch-Columbia, ebenda Jahrgang 1905.<sup>1)</sup> Dagegen gibt es über die in den Vereinigten Staaten selbst befindlichen Gebirge meines Wissens gar keine turistische Literatur, abgesehen von der Beschreibung einer Ersteigung des Mount Shasta, des zweithöchsten der pacifischen Vulkane in dem eben genannten Berichte von C. Sulzer. Der Aufsatz von Professor v. Zittel: „Vulkane und Gletscher im nordamerikanischen Westen“ im Jahrgang 1890 dieser Zeitschrift enthält in der Hauptsache eine Schilderung des Kaskadengebirges, aber keine größeren Turen in diesem Gebirge. Sehr viele dortige Angaben sind veraltet. Ferner kommt noch in Betracht ein Aufsatz von Professor Joh. Koenigsberger-Freiburg i. Br.: Bergfahrten in Mexiko und Colorado, Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs 1906. Der Verfasser hat jedoch in dem letztgenannten Gebiete keine größeren Turen beschrieben.

Die Gebiete nördlich des 53. Breitengrades, das ist etwa die Höhe von Bremen, sind noch vollständig unerforscht und von den hohen Bergen des Nordens sind nur zwei erstiegen worden, der Mount St. Elias, 5517 m hoch, 1897 vom Herzog der Abruzzen, und der Mount Mac Kinley, ca. 6200 m hoch, 1906 von Dr. Cook. Hinsichtlich des Mount Mac Kinley, der als der höchste Berg Nordamerikas gilt, wurden mir aber von mehreren Mitgliedern des American Alpine Club in Boston und des Explorers Club in New York Zweifel geäußert, ob Dr. Cook wirklich den höchsten Gipfel bestiegen habe.<sup>2)</sup> Auch ist noch zweifelhaft, ob der Mount Mac Kinley wirklich der höchste Berg Nordamerikas ist und ob nicht diese Ehre dem Mount Logan in Canada, nahe der Grenze von Alaska, gebührt, der sich hinter dem Mount St. Elias erhebt und dessen Höhe jetzt mit 5948 m angegeben wird. Alle diese Erhebungen gehören zweifellos zu den großartigsten Gebirgen der Erde. Sie sind bis zum Fuße mit Gletschern bedeckt, die um ein mehrfaches die der Alpen an Größe übertreffen. Die am leichtesten zugäng-

<sup>1)</sup> Ebenda ist die wichtigste Literatur in englischer Sprache angegeben.

<sup>2)</sup> Dieser Aufsatz wurde im Frühjahr des Jahres 1908 geschrieben, als von den selbsterhaltenen „Taten“ Dr. Cooks am „Nordpol“ noch nichts bekannt war. Auch die

neuesten Nachrichten (April 1910), wonach eine zur Nachprüfung von Cooks Angaben ausgesandte Expedition durch einen 1000 m hohen Kamin (!) wirklich den Gipfel erreicht habe, sind ohne allen Zweifel als Humbug zu bezeichnen.

liche Gruppe mit Mount Crillon, 4850 m, Mount Fair-Weather, 4663 m, und anderen, die sich an der Glacier Bay unter dem 59. Breitengrade direkt vom Meere aus erhebt und den gewaltigen Muirgletscher bis in den Ozean herabsendet, bietet vielleicht die gewaltigste Vereinigung von Hochgebirgs- und Meeresszenerie, die sich auf der Welt findet.

Alle diese Berge kommen für den gewöhnlichen Touristen nicht in Betracht. Sie lassen sich nur durch mehrmonatliche Reisen erreichen. Ihre Besteigung, die größtenteils noch nicht einmal versucht wurde, erfordert die Ausrüstung eines eigenen Schiffes und würde, wie die Expedition des Herzogs der Abruzzen, Hunderttausende kosten. Das Innere des Landes, ganz mit Gletschern bedeckt, ist durchaus unbewohnt und noch von keinem Menschen betreten. Die Witterungsverhältnisse sind für alpine Exkursionen die denkbar ungünstigsten. Der Forschungstrieb der Amerikaner findet hier noch für viele Jahrzehnte die größten und dankbarsten Aufgaben.

Aber selbst im eigenen Lande gibt es für die Amerikaner zur Erforschung der Gebirge des Westens noch genügend zu tun. In den Rocky Mountains von Colorado, Wyoming und Utah, in der ganzen Sierra Nevada von Kalifornien und Nevada, im südlichen Kaskadengebirge (Crater Lake), in den Bergen von Arizona und Neumexiko ist noch außerordentlich Vieles unbekannt und unerforscht. Wie viel Irrtümer aber selbst über bekanntere Gegenden noch vorhanden sind und bis in die neueste Zeit literarisch verbreitet werden, <sup>1)</sup> kann man aus einem auch sonst von geographischen Fehlern wimmelnden Aufsätze in dem *Outing Magazine*, September 1907, der größten touristischen Zeitschrift Amerikas, ersehen, der den bezeichnenden Titel führt: *Mountaineering in N. America. Deeds and opportunities on the worlds' best continent for climbing*. Dort ist als höchster Berg in den Vereinigten Staaten (außerhalb Alaskas) der Mount Dickerman in Washington angegeben, der 15766 Fuß hoch und leicht zu besteigen sei. Er findet sich so auch auf mehreren amerikanischen Karten. Unglücklicherweise ist jedoch die letzte Ziffer 6 zuviel vorhanden und das Ganze ist ein Hügel von 500 m Höhe.

Das Interesse für das Hochgebirge und der Bergsport sind aber überhaupt in den Vereinigten Staaten erst in den Anfängen begriffen. Der *American Alpine Club* besteht erst seit wenigen Jahren und zählt nur etwa 50 Mitglieder. Noch jünger ist der *Canadian Alpine Club*. Dagegen existiert für die Mittelgebirge des Ostens der *Appalachian Mountain Club* in Boston schon seit mehr als 25 Jahren, zählt eine sehr große Anzahl von Mitgliedern und hat in der Erschließung des sogenannten Appalachischen Gebirgssystems, der *White Mountains*, *Green Mountains* und *Adirondacks*, eine sehr rührige Tätigkeit entfaltet.

Die Vulkangebiete des Nordwestens sind das Tätigkeitsgebiet des Alpenklubs *Mazama*, der seinen Hauptsitz in Portland Oregon hat, und das ausgedehnte Gebiet der Sierra Nevada in Kalifornien und Nevada erforscht der *Sierra Club* in San Francisco. Alle diese Klubs sind ausgezeichnet organisiert, geben inhaltreiche Jahresberichte und Zeitschriften heraus und veranstalten häufige Exkursionen größeren und kleineren Umfangs. An sie wird man sich mit Nutzen wenden, wenn man irgendwelche nähere Auskunft wünscht. Die Amerikaner sind in dieser Hinsicht in der Regel äußerst zuvorkommend und hilfsbereit, und ich bin besonders dem Präsidenten des *American Alpine Club*, Professor Fay in Boston, für freundliche Ratschläge und Mitteilungen zu Dank verpflichtet.

<sup>1)</sup> Der Baedeker ist, wie immer, so auch für Nordamerika, in der Regel zuverlässig. (Vierte Auflage 1906.)

Für das größte Gebirge der Vereinigten Staaten, die Rocky Mountains, existiert meines Wissens kein eigentlicher Verein. Möglich, daß in einzelnen Städten kleine lokale Klubs bestehen. Man darf von den Rocky Mountains, obgleich sie an Höhe den Alpen ungefähr gleich kommen (Blanca Peak 4412 m), sie an Zahl der Gipfel über 4000 m (mehr als 100) aber übertreffen, nicht den Charakter der Alpen erwarten. In dem Gebiete der höchsten Erhebungen, in Colorado, gibt es keine Gletscher, wohl aber Spuren früherer starker Vergletscherung. Die Berge befinden sich hier in einem Zustande, den die Alpen vielleicht in vielen Hunderttausenden von Jahren haben werden, im Zustande vorgeschrittenster Verwitterung und größten Verfalls. Infolge des außerordentlich trockenen Klimas ist die Niederschlagsmenge äußerst gering und selbst auf den höchsten Höhen liegt wenig Schnee. Es finden sich wohl noch große Felspartien, aber auch die höchsten Berge sind ohne größere Schwierigkeiten zu besteigen.

Anders ist es mit den nördlichen Rocky Mountains in Montana und Idaho. Dort ist das Klima feuchter und es finden sich an einigen der höchsten Berge größere Schneemassen und Gletscher. Die meisten dieser Berge, Fremont Peak, Mount Powell und andere sind aber sehr schwer zugänglich. Am schönsten für den Alpinisten dürfte wohl ein Besuch der Three Tetons sein, die sich südlich des Yellowstone Park in kühnen Formen erheben und die erst zweimal bestiegen sind. Sie sind auch von Süden her mit der Oregon Short Line verhältnismäßig leicht zugänglich und ihr Besuch kann bei genügender Zeit mit dem des Yellowstone Park verbunden werden.

#### I. AUS DEN GEBIRGEN DES YELLOWSTONE PARK

Mit dem Besuch des Yellowstone Park verband auch ich meine erste hochturistiche Unternehmung in Nordamerika. Die vier Naturwunder der Vereinigten Staaten, der Niagara, der Yellowstone Park, das Yosemite-Tal und der Grand Cañon des Colorado-Flusses, bieten alle vom ästhetischen Standpunkt aus verhältnismäßig wenig. Sie sind merkwürdig, sonderbar, überwältigend durch Größe, verblüffen durch Eigenart, aber sie sind nicht eigentlich ästhetisch schön. Ganz besonders gilt das von den Naturwundern des Yellowstone Park. Mitten in den riesigen, von Menschenhand ganz unberührten Tannenwäldern treten plötzlich die heißen Quellen auf; die Bäume sterben ab; der Boden bedeckt sich mit Kalksinter, der die sonderbarsten Formen annimmt; aus trichterförmigen Becken sprudeln die heißen Quellen, Schwefeldämpfe entwickelnd, hervor. Die verschiedensten Farben weist das Wasser in diesen „pools“ auf. An einigen Stellen wird das angesammelte Wasser periodisch unter dem Druck des darunter befindlichen Dampfes in die Luft geschleudert und bildet die berühmten Geiser. Diese Geiser befinden sich fast alle an einem Orte, dem sogenannten Upper-Basin, die heißen Quellen und Schlammgesprudel an mehreren Stellen, zum Teil direkt am Ufer des gewaltigen, in der „Reservation“ liegenden Yellowstone Lake, der dem Gardasee an Größe ungefähr gleichkommt. An mehreren Stellen kann man daher im See oder Fluß Fische fangen und sie direkt daneben in einer heißen Quelle kochen. Alle diese Punkte und den schönen, buntfarbigen Yellowstone Cañon, den der Ausfluß des Yellowstone-Sees bildet, verbindet eine Fahrstraße. Fünf Hotels sind im Park so angelegt, daß man jeweils in einer Tagesfahrt von einem zum andern gelangen kann, und neun Zehntel aller Besucher „machen“ in dieser Weise in fünf Tagen den Yellowstone Park. Die bei gutem Wetter entsetzlich staubige Fahrstraße wimmelt in der Saison vom 15. Juli bis 15. September, während der die Hotels und die billigeren Zeltlager allein geöffnet sind, von Fuhrwerken aller Art. Abseits der Fahrstraße gibt es kaum Weg und Steg. Nur wenige,

oft kaum sichtbare Pfade führen durch den Urwald. Wer abseits der Straßen Türen machen will, muß reiten und bei mehrtägigen Ausflügen Zeit oder Schlafsack und Proviant mitnehmen.

Den Yellowstone Park, der selbst ca. 2400 m hoch liegt, umgeben verschiedene Gebirgsketten, die, abgesehen von den erwähnten, drei Tagereisen südlich gelegenen Three Tetons, die von verschiedenen Punkten des Parks gut sichtbar sind, bis ca. 3800 m (Emigrant Peak) ansteigen. Der höchste Berg im Park selbst ist der Electric Peak, 3402 m, der vom Mammoth Hot-Springs-Hotel in einem Tage zu erreichen ist. Man reitet etwa 15 Meilen bis an den Fuß des eigentlichen Gipfels, steigt dann über lange Geröllhalden, den senkrechten Gratabbruch nach links umgehend, zuletzt über Schnee und leichte Felsen in etwa 2½ Stunden zum Gipfel. Die Aussicht ist außerordentlich ausgedehnt, umfaßt zahllose Gebirgsketten, unter denen namentlich die im Norden, jenseits der Northern Pacific-Bahn gelegenen, noch kaum erforschten Big Belt Mountains durch schöne Felsenformation auffallen. Hier sind noch viele Dutzende von Erstbesteigungen zu machen, aber wie bei allen Gebirgen in kaum besiedelten Gegenden erfordert es schon sehr viel Zeit, allein an ihren Fuß heranzukommen. Auch der Electric Peak ist höchstens ein dutzendmal bestiegen worden, im Jahre 1907 vor mir — und meine Besteigung war Ende der Saison — gar nicht. Die übrigen höhern, in der Nähe des Parks gelegenen Gipfel der Gallatin- und Absaroka-Kette, der Mount Sheridan und andere, erfordern fast alle mehr als einen Tag zur Besteigung von einem der Hotels aus. Manche von ihnen weisen schöne, bizarre Formen auf. Die niederen Berge dieser Gruppe werden die Hochturisten kaum locken, die im Park selbst gelegenen sind alle schon bestiegen. Diese Berge sind im Winter ein großartiges Gebiet für Schitüren. Die Hotels sind dann geschlossen, aber die Bewachungskompagnie wohnt ständig in Mammoth Hot Springs, betreibt eifrig den Schisport und Schiläufer, die im Winter in die Gegend kommen, sollten die Gelegenheit nicht versäumen, mit Schiern durch den Park zu ziehen, wobei sie sich nur vor den zahlreich vorhandenen Bären hüten müssen, die im Winter sicherlich nicht so harmlos sind wie im Sommer, wo sie in die Nähe der Hotels kommen und dort gefüttert werden. Der Reichtum an Wild ist unbeschreiblich. Prachtvollen Hirschen und Elentieren, Wölfen, Karibu, grauen, braunen und schwarzen Bären begegnet man häufig. Kein Tier darf im Park erlegt werden. Das Geweih eines prachtvollen Vierzehners, das ich am Bunsen Peak, 2775 m, fand, durfte ich nur mit besonderer Erlaubnis des die Bewachungskompagnie führenden Offiziers mitnehmen.

## II. AUS DEM KASKADENGEBIRGE

Wer vom Yellowstone Park mit einer der beiden nördlichen Pacificbahnen an die pacifische Küste fährt, überschreitet die Rocky Mountains in einer Höhe von nur etwa 1700 m über dem Meer. Man kann auch, allerdings mit sehr umständlicher Reise, die Canadian Pacific-Bahn und damit die kanadischen Rocky Mountains bei Calgary über Helena, Great Falls und Leathbridge erreichen. Ich dagegen fuhr direkt dem Stillen Ozean zu und machte nur einen Aufenthalt in Butte, im Staate Montana, dem Zentrum des gewaltigsten Kupferbergbaues der Erde. Dort befindet sich unter anderm die große Anaconda-Mine, die jetzt zu einer von dem Petroleumtrust beherrschten Unternehmungsgruppe, der Amalgamated Copper Company gehört. Um den Besitz der großen Kupferminen von Montana haben die heftigsten Kämpfe stattgefunden und dauern jetzt noch an. Die Berge sind in den Minengegenden trostlos öde; wo aber keine Metalle gefunden wurden, da ist noch Urwald, da sind die Berge unbestiegen und unbekannt.

Aber weniger für Bergsteiger bietet sich hier in Idaho und Montana ein Feld, als für die Ausübung der Jagd großen Stils.

Weiter nach Westen eilend nähert sich die Bahn dem Kaskadengebirge, südlich zeigt sich der höchste und schönste Berg der Vereinigten Staaten, der Mount Rainier oder Tacoma, 4430 m (siehe Vollbild bei Seite 64), und bald ist einer der beiden Endpunkte der pacifischen Bahn, Seattle oder Tacoma und damit der Stille Ozean erreicht. Das Kaskadengebirge ist ein bis zu etwa 2200 m ansteigendes Waldgebirge, das sich längs des Ozeans von der kanadischen Grenze durch die Staaten Washington und Oregon bis nach Nordkalifornien erstreckt und dort seine Fortsetzung in der Sierra Nevada findet. Es hat seinen Namen von den Wasserfällen, mit denen der gewaltige, von den kanadischen Selkirks kommende Columbia-Fluß es unter dem 46. Breitengrade durchbricht. Aus diesem vollständig mit Nadelwald (darunter auch eine Art der mächtigen Sequoia) bedeckten, etwa dem Jura vergleichbaren Gebirge erhebt sich nun eine Reihe isolierter, gewaltiger Vulkane, die bis zur Waldesgrenze vergletschert sind. Der Anblick dieser riesigen, weißen Kegel, die meist in der Nähe des Meeres über die waldigen Vorberge hinausragen, ist wohl das schönste, was ich in landschaftlicher Hinsicht in den Vereinigten Staaten gesehen habe. Besonders imponiert der Mount Rainier, der von Tacoma aus, also von Meereshöhe, kaum 50 km entfernt, über 4400 m hoch in die Luft ragt. 15 mächtige Gletscher strömen an seinen Flanken hernieder und befruchten mit ihren Wassermassen auf viele Quadratmeilen weit das Gebiet. (Der indianische Name des Berges, Tacoma, soll „nährende Brust“ bedeuten.<sup>1)</sup> Der offizielle Name, Mount Rainier, ist nach einem französischen Marineoffizier gegeben, der die ersten Nachrichten über diese Gegend nach Europa gebracht hat; in Tacoma nennt man den Berg nur Mount Tacoma.) Besonders abends, wenn über den niederen Bergen eine vom Meere aufsteigende, dichte Dunstschicht lagert, das weiße Haupt des Berges aber, in überirdischem Lichte leuchtend, im Äther zu schwimmen scheint, ist der Anblick überwältigend.

Fast ebenso schön ist der Anblick des Mount Baker, der zwar nur 3290 m hoch, aber ganz in der Nähe des mächtigen Wasserbeckens des Puget Sound, dicht an der kanadischen Grenze, gelegen ist. Dieser Vulkan, dessen Firnbedeckung bis zu 1800 m herabreicht, ist noch ab und zu tätig. Er soll wegen seiner Steilheit nicht leicht zu besteigen sein und ist auch höchstens ein paar-mal bestiegen worden. Trotz seiner Meeresnähe ist er schwer erreichbar, das umliegende Land ist dichter Urwald und unbewohnt.

Außer dem Kaskadengebirge gibt es hier in der Nordwestecke der Vereinigten Staaten noch ein kleines, wenig bekanntes, isoliertes Gebirge, die Olympic Mountains. Sie sind es, die in den Ozean vorspringend, den Puget Sound vom Meere scheiden. Sie finden ihre Fortsetzung auf der dem Puget Sound vorgelagerten Insel Vancouver, wo der Mount Victoria bis 2200 m ansteigt. Auf dem Festlande selbst gipfeln sie im Mount Olympus, ca. 2400 m. Vom Meere aus sieht man, daß sie ein recht wildes Felsgebirge sind, nicht jedoch, daß sich in ihrem Innern, trotz ihrer geringen Höhe, ziemlich bedeutende Gletscher befinden. Professor Parker in New York, einer der wenigen, die das Gebirge besucht haben, zeigte mir eine große Zahl von Photographien, die das beweisen. Die sehr bedeutenden Niederschlagsmengen in dieser Gegend, in Verbindung mit dem überhaupt kalten Klima rufen hier und im Kaskadengebirge die starke Schneebedeckung hervor.

Mich lockte natürlich vor allem der gewaltige Mount Tacoma. Ich wußte

<sup>1)</sup> Nach v. Zittel: „Großer Schnee“.



*Aufnahme von Dr. R. Liefmann*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

*Mount Rainier von Longmire Springs*

nur, daß man ihn von Süden her am besten besteigt. Nach Erkundigungen bei Professor Fay in Boston war es der Gletscher wegen entschieden unrätlich, die Besteigung allein zu versuchen. Ich hörte aber, daß man in einem Zeltlager am Südfuße einen Führer bekommen könne. Mit einer kleinen Nebenbahn, der Tacoma Eastern Railway, fuhr ich von Tacoma aus in zirka zwei Stunden an mehreren ganz jungen, im Urwald geschaffenen Ansiedlungen vorbei (die größte davon, meist von Württembergern besiedelt, führt den Namen Elbe) nach Ashford, der Endstation, die erst aus einigen Blockhäusern besteht. Von dort nun kann man zu Fuß, Pferd oder Wagen in 2—3 Stunden durch den prachtvollen Urwald, der nur zu oft auf große Strecken durch die häufigen Waldbrände vernichtet ist, zu einer kleinen Sommerfrische, Longmire Springs, 870 m hoch, gelangen. Hier erblickt man zuerst seit Tacoma, hoch über die Baumriesen hinausragend, den weißen Kegel des Mount Rainier, und ein Gletscherbach, der riesige Felsblöcke und Baumstämme mit sich gebracht hat, poltert mit seinen grauweißen Wassern zu Tal. Ein Marsch von 2 $\frac{1}{2}$  Stunden führte mich zu dem Camp of the Clouds im Paradise Valley, wo sich im Sommer ein Zeltlager in der Nähe der Baumgrenze, 1830 m hoch, befindet. Bemerkenswert ist, daß die Baumgrenze und die Grenze des ewigen Schnees hier ganz nahe zusammenfallen. In dem Zeltlager traf ich einen Amerikaner, der in Freiburg studiert hatte und dessen Bruder, der in Freiburg promoviert hatte, ich kannte. Hier war auch ein Führer, der für den nächsten Tag eine Partie von zwei Herren begleiten sollte und denen ich mich anschloß.

Der Mount Rainier ist zuerst von General Stevens und Mr. van Trump im Jahre 1870 erstiegen worden. Erster wiederholte die Besteigung 35 Jahre später bei Gelegenheit des unten erwähnten Mazama-Ausflugs. Besteigungsversuche haben übrigens schon im Jahre 1833 durch Dr. Wm. F. Tolmie, und 1857 durch Leutnant Kautz stattgefunden. In den letzten Jahren, seitdem die Besiedlung des Landes erhebliche Fortschritte macht, ist der Berg oft bestiegen worden.

Von Interesse für europäische Alpinisten dürften einige Angaben über die Massenbesteigungen sein, die durch Mitglieder der beiden großen pacifischen Bergklubs im Jahre 1905 erfolgten. (Siehe verschiedene Aufsätze in Mazama, Dezember-Nummer 1905.) Beide Vereine veranstalten jedes Jahr eine größere Massenexpedition in die Gebirge, aber noch niemals hatten sie sich ein so hohes Ziel gesteckt. 61 Mitglieder des Sierraklubs von San Francisco, darunter 15 Damen, und 56 Personen davon in einer Partie bestiegen am 25. Juli 1905 den Berg und am nächsten Tage folgten 37 Mazamas. Die Beschreibungen davon in dem erwähnten Jahrbuch sind für europäische Hochturisten sehr originell. Tausende von Meilen entfernt von der Wiege der Hochturistik, von der aus zumeist nur zwei weltberühmte Namen, Matterhorn und Montblanc, zu ihnen gedungen sind, haben diese Bergfreunde im fernen Westen teilweise ihre eigenen Methoden des Bergsteigens ausgebildet und treten in echt amerikanischem Unternehmungsgeist an die bergsteigerischen Aufgaben heran, die ihnen ihr Land bietet. Ich habe überall in Amerika gefunden, daß sich die charakteristischen Eigenschaften der Amerikaner ganz besonders auch in der Art und Weise ihres Sportbetriebs widerspiegeln. Die Unternehmungslust, der Optimismus, der unter Umständen in Leichtsinns ausarten kann, die Erfindungsgabe, der Wagemut, die Geringschätzung von Gefahren, oft auch die Geringschätzung des Menschenlebens treten dabei zutage und ganz besonders sind diese Eigenschaften bei der Bevölkerung des fernen Westens bemerkbar. Daß bei jenen Massenexpeditionen auf einen keineswegs ungefährlichen Berg kein Unglück passiert ist und mancherlei vorgekommene Unfälle glücklich abgelaufen sind, ist ein außerordentlicher Zufall. Kein europäischer Hochturist würde sich der

Verantwortung für eine solche Zahl bergungewohnter Personen unterziehen, wie die Leiter dieser Expedition es getan haben. Es ist daher kein Wunder, daß auch dort urteilsfähige Leute, die die Gefahr des Hochgebirgs kennen, zur Vorsicht mahnen. In demselben Hefte der *Mazama-Zeitschrift* findet sich ein Aufsatz von John H. Cameron, Mitglied des American Alpine Club: „Shall American climbers adopt European methods?“ Er gibt darin eine Reihe nützlicher Winke, wenn ich mich auch nicht mit all seinen Bemerkungen einverstanden erklären kann. Auch geht er mir entschieden nach der andern Seite hin zu weit, indem er ausschließlich die Benutzung von Führern und zwar Schweizer Führern, die dort dauernd angestellt werden sollten, verlangt. Sicher ist, daß die Alpinisten im fernen Westen, obgleich ihre Berge zumeist an Schwierigkeit an die Alpen nicht heranreichen, doch zu ihrem eigenen Vorteil sehr viele Errungenschaften der europäischen alpinen Technik beherzigen und benützen müßten. Die originellen „Alpenstocks“ z. B., die dort in mannigfachen Formen mit Widerhaken an der Spitze und dergleichen getragen werden, ebenso die oft benutzten Handbeile können auf schwierigen Eisturen natürlich niemals einen guten Eispickel ersetzen.

Die Besteigung des Mount Tacoma von Süden aus dem Paradise Valley ist nicht schwierig, aber anstrengend und nicht frei von objektiven Gefahren. Man geht bald nach Verlassen des Zeltlagers über endlose Schneefelder und erreicht in 4—5 Stunden den felsigen Südgrat. Die meisten Reisenden kampieren hier in einem Steinhäufen, Muirs Camp. Dieser Felsgrat geht von einer gewaltigen Felsmasse aus, Gibraltar Rock genannt, die man von weither sieht. Man kann sich einen Begriff von den gewaltigen Dimensionen des Berges machen, wenn man weiß, daß dieser Fels ca. 300 m hoch ist. Da die beiden andern Herren, die die Besteigung machten, sehr langsam gingen, stieg ich allein voran. Aber am Fuße des Gibraltar Rock ergaben sich solche Schwierigkeiten, als ich versuchte, ihn von rechts her zu ersteigen, daß ich den Führer abwarten mußte. Die folgende Stelle ist recht interessant. Es zieht sich nämlich auf der linken Seite des Felsens, von unten nicht sichtbar, ein Schuttband, zuerst wenig, später stärker ansteigend, hoch über den Gletscherabbruch hinauf. Der ganze Fels ist außerordentlich verwittert und man begehrt die sonst ganz unschwierige Schuttrinne nur unter erheblicher Steingefahr. Es ist wohl möglich, daß mit den Jahren dieses Band an einer Stelle abbröckelt, und dann dürfte die Besteigung von dieser Seite höchst schwierig, vielleicht unmöglich sein. Denn den Gibraltarfels direkt zu erklettern, halte ich bei der Brüchigkeit des Gesteins für ausgeschlossen. Der Gletscher aber ist sehr zerschundet und von Eisbrüchen bedroht. Nach Passieren des Schuttbandes folgt ein kurzes Eiskouloir an der (orographisch) rechten Gletscherseite und bald hat man den schneebedeckten Gipfel des Gibraltarfelsens erreicht, ca. 4100 m. Der eine der beiden Herren hatte schon am Fuß des Felsens wegen starker Bergkrankheit zurückgelassen werden müssen, auch wir, der Führer eingeschlossen, hatten jetzt stark unter ihr zu leiden. Es folgte eine lange Schneestapferei, einige enorme Spalten waren zu überschreiten, eine davon auf einer Eisbrücke, wie ich sie so groß nie gesehen habe, und endlich um 4 Uhr erreichten wir bei eisigem Wind den Gipfel, das heißt, wir erreichten den südlichen Krater rand, wo einige Lavablöcke aus dem Schnee herausragten. Auf dem nördlichen Krater rand erhebt sich ein Schneekegel von mindestens 30 m Höhe (an seinem Nordfuß liegt ein zweiter, kleinerer Krater), aber seine Erreichung würde bei dem herrschenden Sturm mindestens 1 Stunde beansprucht haben, die Umwanderung des ganzen Hauptkraters mindestens 1½ Stunden. Daran war bei der vorgeschrittenen Tageszeit nicht zu denken. So blieb mir die Nordaussicht des Berges verborgen. Nach Osten, Süden und Westen überblickt man ein unge-

heures Waldgebiet, im Westen auf weiten Strecken die Küste und den Ozean. Drei Waldbrände konnte ich gleichzeitig an verschiedenen Punkten beobachten. Im Süden hatten schon während des ganzen Aufstiegs die vier andern Vulkane des Kaskadengebirgs, Mount Adams, Mount Jefferson, Mount Hood (Abb. 1, S. 81) und Mount St. Helens, die sich glänzend weiß über das riesige Waldmeer erhoben, den Blick gefesselt. Tief unter uns lagen die gewaltigen Gletscherströme. Der Krater ist bis zum Rande mit Eis gefüllt und ohne Gefahr zu durchqueren. An einigen Stellen nahe dem Rande aber sind Spalten und hier steigen aus dem Eis warme Schwefeldämpfe auf. Touristen haben schon öfters die Nacht im Krater zugebracht. Wir aber waren dafür nicht ausgerüstet und mußten an den Rückweg denken. Nachdem ich mich ins Gipfelbuch eingetragen, traten wir um 4 $\frac{1}{2}$  Uhr den Abstieg an, der meinerseits sehr schnell vonstatten ging. Meine Bergschuhe, die der Führer, der übrigens den nicht gerade englischen Namen Stämpfler führte, aber kein Wort Deutsch sprach, vorher als vielleicht für die Alpen passend, aber für den Mount Rainier als ungeeignet bezeichnet hatte, bewährten sich hier in Bezug auf Verwendbarkeit in Eis und Fels zugleich. Der Führer und die Touristen hatten sich lange Eisenstifte in die Sohlen geschraubt, die als eine Art Steigeisen auf Eis wohl zweckmäßig waren, im Fels aber natürlich stark hinderten. Ich hätte vielleicht vor Einbruch der Dunkelheit das Zeltlager erreichen können, hielt es aber für angemessen, bei Muirs Camp zu warten, und wurde dafür durch Beteiligung an einer Büchse Konservenfrüchte belohnt, die der Führer aus einem Versteck hervorholte. Mein Warten war auch für die übrigen notwendig, denn ich allein hatte die Vorsicht gebraucht, ein Reservelicht mitzunehmen. Leider reichte es nicht bis zum Lager und den Schluß bildete daher ein abenteuerliches Herumstolpern zwischen Schneefeldern und Moränen. (Hier war vor einigen Jahren ein Tourist in der Dunkelheit zu Tode gestürzt.) Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr erreichten wir endlich das Lager, das wir vor 19 Stunden verlassen hatten. Der Führer verlangte einschließlichs des von ihm gestellten Proviantes 12 $\frac{1}{2}$  Dollars.

Am nächsten Morgen streifte ich noch ein wenig über die grünen, mit prachtvollen Riesenkoniferen bestandenen Matten, in denen zahlreiche kleine Seen eingebettet sind, dann mußte ich hinunter nach Longmire Springs und nach Tacoma. Wer aber Zeit hat, könnte hier ein paar schöne Tage sehr angenehm verbringen. Die umliegenden niederen Berge bieten einige hübsche Klettereien und besonders empfehlenswert ist ein Ausflug nach den prachtvollen Indian Henry's Hunting Grounds am Westfuße des Mount Rainier sowie nach den westlich gelegenen größeren Seen. Gebahnte Wege freilich gibt es so gut wie gar nicht und auch die topographische Karte ist für dies Gebiet noch nicht erschienen.

Ein anderer Aufstieg auf den Mount Rainier erfolgt von Norden her, von der Eisenbahnstation Wilkeson aus, von wo man aber noch ca. 25 Meilen bis zu einem Lager an der Schneegrenze zu reiten hat. Von Westen her ist der Berg ein paarmal von Indian Henry's Hunting Grounds bestiegen worden und bietet hier offenbar keine größeren Schwierigkeiten. Von Osten her ist der Berg noch nicht bestiegen. Schon an seinen Fuß zu kommen, ist hier sehr umständlich. Ich erblickte dort einen außerordentlich zerrissenen Felsgrat, dessen Begehung bei der Brüchigkeit des Gesteins mindestens große Schwierigkeiten bereiten wird. Es gibt aber bei der Größe des Berges jedenfalls noch einige andere Anstiegsmöglichkeiten.

Die Besteigung des Mount Rainier hat, ohne gerade vom bergsteigerischen Standpunkt besonders Interessantes zu bieten, durchaus nichts von der Einförmigkeit mancher Vulkane und übertrifft an Abwechslung entschieden den Montblanc, Dom oder Grand Combin auf den gewöhnlichen Wegen, mit denen die Tur am ersten

zu vergleichen ist. Erhöht wird der Reiz der Besteigung durch die Isoliertheit des Berges, wie sie naturgemäß kein Gipfel der Alpen aufweist.

Es war mir nicht vergönnt, den prachtvollen Berg noch einmal von unten zu bewundern. Nebel verhüllten ihn, als ich am nächsten Tag entlang seines Fußes nach Portland, der rasch aufblühenden Hauptstadt von Oregon, fuhr. Von dort brachte mich ein Dampfer den mächtigen Columbiafluß hinauf, dessen landschaftliche Schönheiten jedoch, ebenso wie die des Hudson, den Vergleich mit den deutschen Strömen nicht aushalten können. Von dem kleinen Orte Hood-River aus wollte ich den Mount Hood besteigen, der, obwohl der zweitniederste der pacifischen Vulkane, 3424 m hoch, in bergsteigerischer Hinsicht am interessantesten sein soll und eine hübsche Eis- und Gletscherpartie bietet. Er hat nächst dem Mount Rainier die größten Gletscher, im ganzen acht, darunter einige von 5 km Länge. Allein infolge der vorgerückten Jahreszeit, Mitte September, war das an seinem Fuße ca. 40 km vom Flusse landeinwärts gelegene Hotel schon geschlossen und die Wagenverbindung dahin eingestellt. Ich hätte mich also auf eine dreitägige Expedition unter Mitnahme von Ausrüstung und Proviant einrichten müssen, was für mich allein nicht möglich war. So ließ ich mich noch am Abend über den Fluß setzen und stolperte in der Dunkelheit nach der hochgelegenen kleinen „Stadt“ White Salmon hinauf. Dieses drei Jahre alte Gemeinwesen befand sich noch im allerprimitivsten Zustande, hatte aber nichtsdestoweniger schon seine National Bank und seine Hotels. In deren einem, siebten Ranges, erhielt ich für 75 cents Abendessen, Frühstück und Nachtquartier, ein Preis, bei dessen Mitteilung ich später im Osten bei den an andere Hotelpreise gewöhnten Amerikanern die größte Verwunderung erregte. Von hier ging es nun am folgenden Tage auf entsetzlich holperigem Pfade mit mehreren Holzfüllern zusammen durch den Urwald zu einigen Holzfallerlagern und zu in Entstehung begriffenen Ansiedelungen. Hier, weit entfernt von Transportgelegenheiten, wird der Urwald einfach niedergebrannt und so der Platz für die Besiedlung gewonnen. Mein Ziel war der Mount Adams, 3889 m, der zweithöchste der Vulkane des Kaskadengebirgs. An seinem Fuße befindet sich ein kleiner See, Trout Lake, und an ihm nach den Karten eine Ansiedlung, Guler genannt. Von dort aus, als der nächstgelegenen menschlichen Wohnung, dachte ich den Mount Adams zu besteigen. Hier erwartete mich eine Überraschung, denn das „Hotel“ in Guler — außer ihm gibt es dort nur ein paar Blockhäuser — war im Besitze eines Schweizers, Fritz Guler, Bruder des bekannten Bergführers Christian Guler in Klosters, der vor etwa 15 Jahren ausgewandert war, sich dort im Urwald niedergelassen und den Ort gegründet hatte. Ich wurde natürlich vorzüglich aufgenommen. Leider war die Besteigung des Mount Adams, die am besten nach einem Biwak am Südfuße erfolgt und keine größeren Schwierigkeiten bietet, wegen schlechten Wetters am nächsten Tage unmöglich. Sie ist übrigens wegen der großen Abgelegenheit des Berges erst einige Male unternommen worden. Zu längerem Warten fehlte es mir an Zeit, so kehrte ich am nächsten Tage nach White Salmon, von da nach Hood River und mit der Bahn nach Portland zurück. Bemerkenswert ist, daß sich in der Nähe vom Mount Adams und auch an andern Stellen des Kaskadengebirgs sehr ausgedehnte Eishöhlen befinden, die noch wenig untersucht sind. An einer dieser Höhlen kommt man auf dem Wege nach Guler vorüber.

Der Portland am nächsten gelegene kleinste der Vulkane, der Mount St. Helens, 2972 m, dessen steilen Kegel man von den die Stadt überragenden Portland Heights deutlich sieht, ist auch nur ziemlich umständlich zu erreichen. Seine Besteigung bietet keine Schwierigkeiten. Als schwieriger gelten die südlicher gelegenen und noch umständlicher zu erreichenden Mount Jefferson, 3110 m, und

die Three Sisters, 2590 m. Auch Crater-Lake, noch weiter südlich im Innern des Gebirgs, bietet mancherlei Gelegenheit zu Hochtouren (Mazama Peak) und ist hochinteressant. Der Besuch erfordert aber ungefähr 14 Tage von der nächsten Bahnstation und zurück.

Von Portland mußte ich direkt nach San Francisco reisen, etwa 20 Stunden. Bei dem Orte Sisson kommt man dicht an dem mächtigen, zweigipfligen Mount Shasta, 4404 m, vorbei, dem dritthöchsten Berge der Vereinigten Staaten. Er ist von Sisson aus 19 km entfernt und ohne besondere Schwierigkeiten zu erreichen. Sisson ist Sommerfrische und man findet dort Führer und Ausrüstung für die Besteigung.

### III. AUS DER SIERRANEVADA

Die Sierra Nevada zieht sich im allgemeinen längs der Grenze von Kalifornien und Nevada hin und erstreckt sich ungefähr vom 42. bis zum 37. Breitengrade. Sie beginnt im Norden, südlich des Mount Shasta, beim Pitt River, der in den Sacramento fließt, und verliert sich südlich ihres höchsten Punktes, des Mount Whitney, ca. 4360 m, allmählich in den nördlichen Teil der ungeheuren südkalifornischen Wüste, der Mojawewüste. Im Westen ist ihr vorgelagert das sogenannte Küstengebirge mit Bergen bis zu 1600 m, das sich südlich in der Sierra Madre, dem San Bernardino und Jacinto Mountains fortsetzt und allmählich in die mexikanische Hochebene übergeht. Das Küstengebirge ist von der Sierra Nevada im nördlichen Teile durch den Sacramento, im südlichen durch den San Joaquinfluß getrennt, deren breite Täler die fruchtbarsten Gegenden Kaliforniens bilden. Der nördliche Teil der Sierra Nevada ist mit dichten Urwäldern bedeckt, der südliche, in dem die höchsten Gipfel liegen, ist ein größtenteils ödes Felsgebirge mit Vegetation nur in den Tälern, durch die die verhältnißmäßig spärlichen Gewässer herabkommen. Die Firnbedeckung ist äußerst gering, größere Gletscher gibt es überhaupt nicht. Im Winter fällt in den nördlicheren Teilen viel Schnee und an einigen Orten, so in der kleinen Stadt Alta und in Reno, der kleinen Hauptstadt von Nevada, wird der Schisport eifrig betrieben. Die Sierra Nevada zählt etwa 20 Gipfel über 4000 m, alle südlich des Yosemiteales, die beiden nördlichsten Mount Dana und Mount Lyell, 4034 m und 4031 m, in dessen Nähe. Wegen der geringen Firnbedeckung fehlen dem Gebirge die wunderbaren Kontraste, die die Gletscher und grünen Matten der Alpen bieten. Ein Blick etwa vom Clouds Rest-Peak, 3028 m, dem höchsten Gipfel im Yosemiteal, auf die hohe Sierra zeigt ein Bild trostloser Öde und Verlassenheit. Die höheren Teile der Sierra Nevada sind nur an zwei Punkten bequem zugänglich, im Norden unter dem 39. Breitengrade, wo die Central (Southern) Pacific-Bahn das Gebirge durchbricht und wo der in der Nähe befindliche große Lake Tahoe eine viel besuchte Sommerfrische bietet, und beim Yosemiteal, der Hauptsehenswürdigkeit des ganzen Gebirges. Längs der Westseite der Sierra Nevada bis hinauf nach Sacramento, der Hauptstadt Kaliforniens, gehen die innerkalifornischen Strecken der Southern Pacific und der Santa Fé-Linie. Von Sacramento nördlich führt die Southern Pacific-Eisenbahn nach Oregon durch die westlichen Teile des Gebirges. Dessen Ostseite grenzt an die gewaltige, hochgelegene Nevada-Wüste. Hier war es, wo im nördlichen Teile, nicht sehr weit von der späteren Central Pacific-Bahn, seit 1860 die ungeheuer reichen Silberminen entdeckt wurden,<sup>1)</sup> deren größte, die 1874 entdeckte Bonanza-Mine, bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben ist für ein ungeheure Gewinne bringendes Unternehmen. Orte mit Tausenden von

<sup>1)</sup> Siehe den eingangs erwähnten Aufsatz von Professor v. Zittel.

Einwohnern, Virginia City, Gold City und andere entstanden in der Wüste, heute aber sind sie verlassen.

Doch weiter südlich sind gewaltige Goldfelder entdeckt worden. Neue Bergwerkstädte, wie Tonopah, Goldfields u. a. sind über Nacht in der Wüste entstanden und man kann in ihnen noch heute das wilde Leben der Bergleute kennen lernen, das Bret Harte aus den älteren Minenstädten schildert. Die Nevada- und California-Eisenbahn führt heute an der Ostseite der Sierra Nevada nach Tonopah und endigt bei dem großen Owens Lake am Fuße des Mount Whitney. Trotz dieser Bahn ist aber die Ostseite der Sierra Nevada immer noch sehr umständlich zu erreichen und noch sehr wenig erforscht. Durchquerungen der Sierra von Osten nach Westen oder umgekehrt sind erst an wenigen Stellen erfolgt.

Mount Whitney, der höchste Berg der Sierra Nevada, galt bis in die neueste Zeit als der höchste in den Vereinigten Staaten überhaupt. Seine Höhe wurde auf 4575 m angegeben. Neuere Messungen haben aber ergeben, daß er um mehr als 200 m zu hoch berechnet wurde und wahrscheinlich — alle Höhen der Rocky Mountains sind auch noch nicht zuverlässig bekannt — unter den Bergen der Vereinigten Staaten die sechste Stelle einnimmt. Er ist 1869 zum erstenmale von Weißen erblickt und 1873 zuerst bestiegen worden. Die zweite Besteigung vollführte im selben Jahre ein Deutscher, Karl Rabe. In seiner Form gleicht der Mount Whitney dem Titlis, von Westen her ganz sanft ansteigend mit großen Schneefeldern am Gipfel, nach Osten einen ungeheueren, senkrechten Abbruch aufweisend, der nach Abbildungen, die ich gesehen habe, der Marmolata-Südwand sehr ähnlich ist und im Jahre 1907 zum erstenmal durchklettert worden sein soll. Von Westen ist er von der Station Visalia aus durch sehr schöne Waldtäler, die von seinen Firnfeldern Bewässerung erhalten, ohne jede Schwierigkeit, aber mit erheblichem Zeitaufwand zu besteigen. In seiner Nähe liegt der Sequoia National-Park mit der höchsten noch stehenden Sequoia, dem „General Sherman“, 103 m hoch.

Die Sierra Nevada hat im ganzen etwa 20 Gipfel über 4000 m. Mount Tindall, Mount Goddard, Mount Corcoran dürften nach dem Mount Whitney die höchsten sein. Die meisten dieser Gipfel befinden sich in der Palisade Range und in der Kaweah-Gruppe im südlichen Teile des Gebirges. Sie sind nur auf wochenlangen Camping-Turen zu erreichen und nur wenige von ihnen sind bisher bestiegen. (Einige Mitteilungen enthalten die Jahresberichte des Sierra-Club.) In der Nähe des Yosemiteales befinden sich, wie gesagt, zwei Gipfel über 4000 m, der Mount Dana und der Mount Lyell. Sie sind mittels einer drei- bis viertägigen Camping-Exkursion unschwer zu besteigen. Zweifellos aber gibt es in der Hohen Sierra eine ganze Reihe schöner Kletterberge, wie die Cathedral Peaks weiter nördlich, die man auch von Clouds Rest aus sieht. Wer Zeit genug für Hochturen in der Sierra Nevada hat, wird sich am besten mit dem Sierra-Club in San Francisco in Verbindung setzen. Die sehr beständige Witterung erleichtert solche Exkursionen, bei denen zahlreiche Erstbesteigungen dem Alpinisten offenstehen.

Ich mußte mich mit einem Besuche des Yosemiteales begnügen. Für Freilager, die bei Hochturen unvermeidlich sind, waren auch im Oktober, als ich das Tal besuchte, die Nächte schon etwas kalt.

Das Yosemiteal ist fast an allen Seiten von glatten, senkrechten Felswänden eingeschlossen, die sich teilweise über 1000 m hoch, oft in einer einzigen Wand erheben. Der fast ebene Talboden prangt im Schmucke alter Bäume und grüner Wiesen, zwischen denen sich der von den Schneefeldern kommende, kristall-

klare Mercedfluß hindurchschlängelt. Über den senkrechten Talwänden sind waldbedeckte Hochplateaus gelegen, auf denen sich eigentümliche, rundgeschliffene Felskegel erheben, die auf eine gewaltige Gletschertätigkeit hinweisen. Das Tal ist, dem Laufe des Merced folgend, nur durch eine enge Schlucht zu erreichen und von der Welt ganz abgetrennt. Es ist erst 1851 entdeckt worden.

Am Eingang des Tales steht als sein Wächter eine gewaltige Felsmauer, El Capitan, 2137 *m*. Im Tale selbst sieht man keinen Ausgang, doch sind die Seitenwände an mehreren Stellen von tiefen Rinnen durchzogen und über die darin angehäuften Schuttmassen leicht zu ersteigen. An der südlichen Talwand führt auch die Fahrstraße nach Wawona (siehe unten).

Den Hintergrund des Tales bildet der gewaltige Half Dome (siehe Abb. 2, Seite 81), 2721 *m*, eine ungeheurere Felsmasse, die der stehen gebliebenen Hälfte einer halbierten Kuppel gleicht. Der Half Dome steht durch seine auffallende Form und die Wucht seiner Erscheinung keinem Dolomitengipfel nach. Von allen Seiten sind seine Wände absolut glatt und aus einem einzigen Stück Fels bestehend. Seine Ersteigung ist ohne künstliche Hilfsmittel absolut unmöglich. In den siebziger Jahren hat ihn aber doch ein Mann namens P a t t e r s o n bezwungen, indem er an der Nordwestseite, wo der Half Dome mit dem dahinter befindlichen Felsklotze, dem Liberty Cap, in Verbindung steht, Eisenstifte einschlug, sich auf diese stellte und so nach Befestigung von Strickleitern an ihnen eine Felswand von ca. 300 *m* Höhe erklomm. Unter Benutzung dieser Strickleitern haben in den siebziger Jahren mehrere Personen den Fels erstiegen, bis die Regierung das Unternehmen als zu gefährlich verbot und die Stifte entfernen ließ.

Leicht zu besteigen sind die anderen runden Felshöcker, die das Tal umgeben, Sentinel Dome, 2501 *m*, eine halbe Stunde von dem kleinen Hotel am Glacier Point entfernt, Liberty Cap, 2152 *m*, North Dome, 2294 *m*, und Eagle Peak, 2360 *m*. Auf dem Wege zu den beiden letzten kommt man auf einem dem Gemmipasse sehr ähnlichen Pfade, der durch eine tief in den Felsen geschnittene Schlucht der Nordseite führt, an den Yosemitefällen vorbei, die man schon von unten über die Felswand herabstürzen sieht. Diese Fälle bestehen aus drei Stufen mit zusammen 760 *m* Höhe, der oberste, von einer überhängenden Felswand 438 *m* frei herabstürzend, ist der höchste Wasserfall der Erde. Die beiden unteren sind 191 und 131 *m* hoch. Die Fälle sind im Frühjahr eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Tales, im Sommer und Herbst aber sind sie ziemlich unansehnlich. Ich konnte mich unter die Hauptmasse des obersten Falles stellen und eine Dusche nehmen, ohne Gefahr, von der aus über 400 *m* Höhe herabstürzenden Wassermasse zerschmettert zu werden. Es gibt noch zahlreiche sehr schöne Wasserfälle im Tale, so der Bridal Veil-Fall, 190 *m* hoch, El Capitan gegenüber, oder die Illilouette-Fälle, im südlich gelegenen gleichnamigen Cañon. Am schönsten sind im Hochsommer und Herbst die Vernal- und Nevada-Fälle, die der Merced, der dann noch am wasserreichsten ist, bildet. Sie liegen am Wege nach Clouds Rest Peak. Dieser Gipfel, ca. 16 *km* vom Sentinel Hotel entfernt, ist umständlicher zu erreichen als die genannten. Ich fand oben schon Schnee.

Der großartigste Aussichtspunkt am Rande der Talschlucht ist Glacier Point, 2224 *m*, gerade dem Half Dome gegenüber an dem Vorsprunge gelegen, wo der Illilouette-Cañon in das Haupttal mündet. Eine Anzahl von Felsblöcken springen hier über die senkrecht abfallenden Felsmauern vor (Abb. 2, S. 81). Sie gewähren einen überwältigenden Blick auf den Half Dome, den dahinterliegenden Clouds Rest Peak und in das grüne Tal mit seinen kahlen Felswänden. Im Tale selbst befinden sich noch eine Reihe schöner Felsgestalten, so der Sentinel Rock, 2135 *m*, der mit ungeheueren, glatten Mauern nach

der Talseite abstürzt, von hinten aber über einen, ihn mit dem Talrande verbindenden Grat ohne Schwierigkeit zu besteigen ist. Sehr große Schwierigkeiten dürften dagegen die noch unerstiegenen Cathedral Spires dem Kletterer verursachen, zwei isolierte Felstürme an der Südseite des Tales.

In dem nördlich gelegenen Talarme, dem Tenaya Cañon, der beim Half Dome abzweigt, liegt am Fuße von dessen gewaltiger Nordwand der Spiegelsee. Der Cañon führt weiter aufwärts zum Tenayasee und in die Hohe Sierra, wohin man jedoch besser auf dem Eagle Peak-Wege gelangt.

Etwa 25 Meilen südlich des Yosemitefels liegt der Mariposa-Hain, 1980 m, einer der berühmten Haine von kalifornischen Riesenbäumen, *Sequoia Gigantea*. Er wurde 1855 entdeckt. Er enthält nicht den höchsten, aber den dicksten Baum, den Giant, den die Amerikaner mit Stolz als das älteste lebende Wesen der Welt bezeichnen. Er hat einen Durchmesser von etwa zehn Metern. Sein Alter wird, nach den Jahresringen eines anderen umgestürzten Riesen, Father of the forest, berechnet, auf 5—6000 Jahre geschätzt. Der Hauptast, der 60 m über dem Erdboden beginnt, ist 2 m dick. Durch zwei lebende Sequoias, „Wawona“ und „California“, sind Durchfahrten für den Weg gehauen. Das wenige Kilometer entfernte Wawona-Hotel bietet auch günstige Gelegenheit zur Jagd. Von hier kann man mittels einer langen Wagenfahrt von etwa 60 km die Santa Fé-Bahn bei Raymond erreichen.

Wenn das Yosemitetal auch in Bezug auf die Kombination von Lieblichkeit und Großartigkeit die bevorzugtesten Punkte der Alpen nicht erreicht, so übertrifft es sie jedoch durch die Menge des Sehenswerten, das hier auf dem engsten Raume zusammengefaßt ist. Gewaltige Felsgestalten, steile Wände, mächtige Wasserfälle überschaut man mit demselben Blick, mit dem das Auge auf schönen Bäumen, grünen Matten und reizenden Flußufern ruht. Der Eindruck wird erhöht durch die vollkommene Abgeschlossenheit, in der man sich befindet. Im Frühjahr und Hochsommer freilich ist man mit hunderten und tausenden Besuchern in dem Tale zusammengedrängt, von denen viele längere Zeit kampieren. Ich hatte den Vorzug, im Oktober das Tal sozusagen für mich allein zu haben, und auf dem Wege zum Clouds Rest Peak begegnete ich nur einem Trupp Indianer, der hinauf in die Sierra zog. —

Die langgestreckten Bergreihen der Coast Range, die verschiedene Namen tragen, bieten dem Hochturisten gar nichts. Ich besuchte die berühmte und sehenswürdige Lick-Sternwarte, die auf dem höchsten Punkte der Calaveras-Gruppe, dem Mount Hamilton, 1354 m, in der Nähe von San José im Santa Clara-Tal gelegen ist. Das Küstengebirge setzt sich südlich fort in der Sierra Madre, den San Bernardino und den San Jacinto Mountains, die im Monte San Antonio, 2668 m, Monte San Bernardino, ca. 3300 m, und Monte San Gorgonio, ca. 3500 m, gipfeln. Ihre schneebedeckten Häupter schauen auf die tropische, mit Orangen- und Zitronenplantagen erfüllte Landschaft Südkaliforniens herab. Das Innere dieser Gebirge ist wenig bekannt und besucht. Wo sich keine Bewässerung findet, ist alles öde und kahl. Einen guten Überblick über diese Berge hat man vom Mount Lowe, 1830 m, nördlich von Pasadena, auf den man bis zur Höhe von ca. 1500 m mit einer Drahtseilbahn hinauffährt. Die Küste Südkaliforniens bei Los Angeles und San Diego weist schöne Landschaftsbilder auf. Interessant ist auch ein Besuch der Insel Santa Catalina, des Anglerparadieses, wo der Fang der gewaltigen Tuna mit der Angel einen aufregenden Sport bildet und wo man in Booten mit gläsernem Boden die mannigfache Flora und Fauna des Meeres beobachten kann.

#### IV. DER GRAND CAÑON DES COLORADO-FLUSSES

Mitte November mußte ich Kalifornien verlassen. Ich verbrachte die letzten Tage an seinen südlichsten Orten, San Diego und Los Angeles, badete noch in dem herrlichen Wellenschlag des Pacific an der schönen Felsküste von La Jolla und in dem berühmten, mit allen Reizen südlicher Vegetation ausgestatteten Badeorte Coronado Beach, besah die prachtvollen Gartenanlagen des Besitzers der großen Anhäuser-Bush-Brauerei in St. Louis, Adolphus Busch, in Pasadena, pflückte Orangen in Redlands und zwei Tage darauf befand ich mich am Grand Cañon im Schnee.

Der Grand Cañon des Colorado-Flusses im Staate Arizona ist von den Naturwundern der Vereinigten Staaten ohne Zweifel das großartigste, aber auch am fernsten von den großen Zentren des Verkehrs gelegen. Man gelangt dahin mit der zweitsüdlichsten der großen transkontinentalen Eisenbahnen, der Atchison, Topeka und Santa Fé-Linie, die von der Station Williams ihrer Hauptlinie eine Abzweigung bis an den Rand des Cañons gebaut hat. Die Linie erreicht den Pacific in Los Angeles und durchquert die große kalifornisch-nevadische Wüste. Die Fahrt durch sie ist von großem Reiz. Außer kümmerlichem Buschwerk wächst dort nur eine besondere Art riesenhafter Kakteen, die *Yucca*, die da und dort mit ihren phantastischen Formen in die Luft starren. Die Klarheit der Atmosphäre ist außerordentlich, alle Farben entwickeln die größte Leuchtkraft. In weiter Ferne begrenzen eigentümlich geformte Tafelberge den Horizont. Nördlich der Bahn befindet sich hier das berühmte Todestal, einer der heißesten Orte der Erde, wo es durchschnittlich nur alle zehn Jahre einmal regnet, dann aber gewaltige Wolkenbrüche auf kurze Zeit alles überschwemmen. In neuester Zeit ist diese nördliche Wüste genauer erforscht worden, Goldfunde haben mehrere Ansiedlungen hervorgerufen und jetzt fährt eine Eisenbahn von Nordosten her bis in die Nähe des Todestals.<sup>1)</sup> Südlich der Santa Fé-Bahn, wo die Southern Pacific-Eisenbahn Kalifornien nach Texas zu durchquert, ist das Gebiet der großen, ausgetrockneten Salzseen, die bis zu 200 m unter dem Meeresspiegel liegen. Alle diese Gebiete, ebenso wie die angrenzenden Teile Nordmexikos, sind noch sehr wenig erforscht.

Der Punkt, wo die Santa Fé-Linie den Grand Cañon erreicht, liegt ca. 2000 m über dem Meer. Es ist eine gewaltige Hochfläche, größtenteils mit Kiefern bestanden. Aus ihr erheben sich vereinzelt Vulkanberge, vor allem dicht bei der Station Flagstaff, nicht weit von Williams, die San Francisco Mountains, 3888 m. In der klaren Luft der Hochebene sind sie aus ungeheuren Entfernungen sichtbar und gewähren mit ihren weißen Schneefeldern einen prachtvollen Anblick. Sie sind ganz leicht zu besteigen, im Winter würden sie eine herrliche Schitur bieten. An ihrem Fuße liegt die große Sternwarte des amerikanischen Astronomen Lowell. Auch weiter östlich im Staate Neu-Mexiko sieht man von der Bahn aus eine Reihe von Gebirgszügen, darunter Felsberge mit höchst sonderbaren, kastellähnlichen Formen. In der Nähe ist auch die Mesa encantada, der „verzauberte Tafelberg“, der nur mit künstlichen Hilfsmitteln zu ersteigen ist und auf dessen Hochfläche sich die Reste prähistorischer Ansiedlungen befinden. In diese fast ganz unbewohnten Gegenden ist noch nie ein Bergsteiger eingedrungen. Sie bilden das unbeschränkte Gebiet einer Anzahl Indianerstämme, Hopi, Navajos, Zuni und andere, die sich, außer der Jagd, hauptsächlich mit der Weberei beschäftigen und deren Leben und Treiben man hier gut beobachten kann. Ich sah unter anderem eine Vorführung ihrer eigentümlichen Tänze.

<sup>1)</sup> Die bisher erschienenen Karten verzeichnen in der nördlichen Nevadawüste nur einen Ort, der den Namen Freiburg führt. Nach der Art, wie diese Ortsnamen in Amerika entstehen, ist anzunehmen, daß an der be-

treffenden Stelle einmal ein Freiburger kampiert hat. Jedenfalls besteht der „Orr“ heute nicht mehr. Orte, die nur aus dem Namen bestehen, habe ich im Westen öfters gefunden.

In der Nähe des Endpunktes der Zweigbahn zum Grand Cañon sind ein großes und zwei kleine Hotels, eins davon mehrere Meilen weiter östlich. Man kann hier an drei verschiedenen Punkten zum Flusse hinabsteigen. Der Colorado-Fluß hat sich auf eine Strecke von ca. 300 Meilen tief in die Erde eingegraben, alle andern Punkte des so entstandenen Cañons sind aber nur sehr schwer zugänglich. Der ganze Lauf des Flusses ist 1869 von dem Major Powell auf einer tollkühnen Bootfahrt erforscht worden, die meisten Punkte des Randes sind kaum jemals von Reisenden betreten worden.

Der erste Blick vom Rande in die Schlucht hinab, in der etwa 1000—1500 m tief unten der Colorado nur wie ein schmales Band an wenigen Stellen sichtbar ist, ist durch die Eigenart und Größe der Naturscheinung überwältigend. Es fehlt ein Maßstab, um zu ermessen, wie weit der gegenüberliegende Nordrand entfernt ist. (Es sind an dieser Stelle etwa 15 km.) Der Fluß hat die verschiedenen Gesteinsschichten durchbrochen und weggeschwemmt, und je nach der Gesteinsart hat das Stehengebliebene die mannigfaltigsten Formen. Besonders häufig ist, daß auf senkrecht abfallende Felsen, meist Sandstein, Geröllschichten pyramidenförmig aufsitzen, und das gibt dann das Bild chinesischer Pyramiden oder indischer Tempel. Viele der im Cañon stehenden Felsen tragen auch dementsprechende Namen. Den richtigen Eindruck von der Größe und Eigenart dieses Naturwunders bekommt man erst, wenn man bis zum Flusse hinabsteigt, was zu Fuß oder zu Pferde in zirka drei Stunden möglich ist. Das Ganze erscheint dann wie ein unterirdisches Gebirge, von dessen Spitzen keine über den Rand hinausragt. Die vorspringenden Teile des Randes erscheinen selbst als Berge, außerdem aber ragen aus der Schlucht zahlreiche isolierte Spitzen hervor. Am schönsten ist der Anblick in halber Höhe bezw. Tiefe der Schlucht, wo sich das ausgedehnte Powell's Plateau befindet (siehe Vollbild bei Seite 74). Besonders großartig ist auch der Absturz beim Grand View-Hotel, 2285 m, einige Kilometer östlich gelegen, wo der Fluß ein Knie macht. Ganz unten, wo der Fluß seine gelbbraunen Wasser wälzt, fühlt man sich wirklich in die Unterwelt versetzt. Übrigens erkennt man beim Abstieg, daß der Cañon doch nicht ganz so öde und unfruchtbar ist, wie es von oben erscheint. An den allerdings nicht zahlreichen Stellen, wo kleine Wasserläufe von der Seite her dem Flusse zuströmen, hat sich auf Geröll und Schutt auch oft eine spärliche Vegetation, insbesondere von Kakteen, angesiedelt. Dem Bergsteiger würde sich in den unzähligen Zacken und Türmen aus verschiedenstem Gestein, die sich aus dem Cañon erheben, ein unerschöpfliches Feld für Kletterübungen ergeben. Viele der von glatten Felswänden umgebenen Türme sind unersteiglich, die meisten aber haben nach der Seite des Randes eine schwache Stelle.

Während meines Abstiegs zum Flusse tobte oben auf der Hochebene ein Schneesturm, im Cañon selbst gab es nur an den höchsten Punkten Niederschläge.

#### V. AUS DEM FELSENGEBIRGE VON COLORADO

Vom Grand Cañon fuhr ich weiter östlich durch die eintönige, wenig besiedelte Hochebene Neu-Mexikos, die durch künstliche Bewässerung höchst fruchtbar gemacht werden könnte. Nicht weit von der Station Trinidad tritt die Bahn in den Staat Colorado und nähert sich dem Südrande der Rocky Mountains, die sich weiter südlich in eine Anzahl niederer, unregelmäßiger Hügelketten auflösen. Einer der südlichsten Punkte des ganzen Felseengebirges, der Blanca Peak, 4412 m, gilt als der höchste Gipfel. Nach den Angaben mehrerer amerikanischer Berichte, z. B. nach den Prospekten einiger Eisenbahnen, gebührt aber dem Mount Massive bei Leadville an der Denver- and Rio



*Aufnahme von Dr. R. Liefmann*

*Powells Plateau im Colorado-Cañon*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Grande-Eisenbahn diese Ehre. (Nach Baedeker ist der Berg nur 4360 m hoch.) Die Angaben über die meisten höchsten Punkte des Felsengebirges sind sehr schwankend. Die Blätter der topographischen Karte sind nur für einige wenige Randgebiete erschienen. Die schneebedeckte Sangre de Cristo-Kette, in der sich der Blanca Peak erhebt, bietet einen schönen Anblick. Man darf aber trotz ihrer den Alpen gleichkommenden Höhe hier keine alpinen Formen erwarten, die einzelnen Gipfel heben sich nur sehr wenig aus dem Kamm heraus. Literatur über die Besteigung des Blanca Peak konnte ich nicht ausfindig machen. Nach Angabe von Mitgliedern des Alpine Club soll er etwas schwieriger sein als die meisten anderen Gipfel des Felsengebirges. Jedenfalls dürfte die Hauptschwierigkeit auch wieder in seiner abgeschiedenen Lage und der Lebensmittelfuhr für den Hochturisten bestehen. Bei der Station Trinidad erheben sich, mit dem eigentlichen Felsengebirge nicht zusammenhängend, die Spanish Peaks, 4154 und 3880 m hoch.

Bei der Station Pueblo kommt dann im Norden der berühmte und von den Amerikanern viel gepriesene Pike's Peak, 4315 m, in Sicht. Nie habe ich mit Bergen eine größere Enttäuschung erlebt. Ich hatte angenommen, daß wenigstens zurzeit, Ende November, der Berg ein tief hinabreichendes Schneegewand tragen und durch schöne Form sich bemerkbar machen werde. Nichts von allem. Ein ungeschlachter breiter Rücken, unten bewaldet und von steilen Rinnen durchzogen, oben kahl, nur auf dem Gipfel mit ganz wenig Schnee, in der Form dem Schwarzwald-Feldberg ähnlich, wird kaum ein anderer Berg von ähnlicher Höhe in dem Bergsteiger geringere Lust zur Besteigung erwecken wie dieser berühmteste Berg der Vereinigten Staaten. Im Sommer führt eine Zahnradbahn hinauf. Auf ihrem Geleise hinaufzusteigen, lockte mich nicht im geringsten. Am Fuße dieses Berges und seines Nachbarn dehnt sich die endlose Hochebene von Colorado aus, ca. 2000 m über dem Meer. Direkt am Fuße von Pike's Peak liegt der Kurort Manitou, mehr in die Ebene hinein Colorado Springs. Letzteres wird stolz das amerikanische Baden-Baden genannt, ist aber eine eintönige, unfertige Stadt mit entsetzlich breiten Straßen, vielen Fabriken, gelegen in einer unsagbar öden, baumlosen Ebene. Es verdankt seinen Ruf der außerordentlich reinen trockenen Luft; Niederschläge sind hier sehr selten. Infolgedessen ist auch der Staub groß und die Reinheit der Luft dadurch oft sehr vermindert. Viel hübscher ist Manitou, direkt am Ende einer der Schluchten des Pikes Peak gelegen, wo sich auch die Heilquellen befinden, mit vielen Hotels und einer etwas reicheren Vegetation. Zwischen beiden Orten befindet sich der berühmte „Göttergarten“ (Abb. 3 und 4, S. 82), eine Gruppe mächtiger, freistehender Sandsteinfelsen in den phantastischsten Formen. Die Fortsetzung des Göttergartens bildet der prachtvolle Park des „Generals“ Palmer, der sich beim Bau der Denver- and Rio Grande-Eisenbahn ein großes Vermögen erworben hat. Auch in diesem Park befinden sich die seltsamsten Sandsteingebilde, darunter der sonderbare, schraubenförmig gewundene „Major domo“ (Abb. 3, S. 82).

Statt den Pike's Peak zu ersteigen, fuhr ich mit der Bahn nach dem berühmten Goldminenstädtchen Cripple Creek, auf einem südlich vom Pikes Peak sich hinziehenden Plateau ca. 3000 m hoch gelegen. Die hinaufführende Bahn ist ein Meisterwerk amerikanischer Technik. Sie überwindet in kühner Steigung den Steilabfall der Rocky Mountains nach Osten und übersetzt auf mächtigen Holzbrücken die zahlreichen, tief eingeschnittenen Schluchten. Der Blick von oben auf die sich endlos ausdehnende Hochebene von Colorado, die mit der grauen Färbung der sie bedeckenden Gräser und Büsche bei gewisser Beleuchtung täuschend dem Blick auf den Ozean von einem hohen Berge herab gleicht, ist

eigentümlich und großartig. Cripple Creek mit seinen Baracken, seinen in unglaublichem Zustande befindlichen Straßen, seiner aus allen Weltgegenden zusammengeströmten rohen Bevölkerung ist ein echtes Minenlager, dem man es nicht ansieht, welche enormen Reichtümer hier dem Schoß der Erde entnommen sind und noch werden. Die Minen befinden sich in weitem Umkreise, ihr Betrieb geschieht in den verschiedensten Formen, von den größten, technisch vollkommen eingerichteten bis zu den kleinen Löchern, die von zwei Mann ausgebeutet werden, von denen abwechselnd der eine unten das Gestein loshackt, der andere oben eine Kurbel drehend es hinaufwindet. Eine Anhöhe hinter dem Ort, wo schon Schnee lag, gewährte einen schönen Blick auf die westlich sich hinziehende lange Kette des Felsengebirges. Die Gegend wäre ein ideales Schierrain bis zum Pikes Peak. Aber es fällt im Winter nur einige Male Schnee.

Von Cripple Creek und Colorado Springs fuhr ich nach Denver, der Hauptstadt von Colorado, welche weiter nordöstlich auf der großen Hochebene, aber noch im Anblicke des Felsengebirges liegt. Denver gilt als eine der schönsten Städte Amerikas. Ich habe es nicht viel anders gefunden, als die anderen Städte, deren Straßen regelmäßig durch die eintönigen Häuserreihen, die plumpen Telegraphenpfosten und die übermäßige Ausdehnung der Reklame verunkelt werden. In den Vorstädten sind aber manche hübsche Villen in Holzarchitektur (Colonial Style). Bemerkenswert sind hier schon die riesigen Warenhäuser.

Ich wollte gern wenigstens einen der höchsten Gipfel des Felsengebirges ersteigen. Nach meinen Beobachtungen in Cripple Creek konnte das auch im Winter nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. So wählte ich als einen der höchsten (er ist wahrscheinlich der vierthöchste im Felsengebirge, der sechsthöchste in den Vereinigten Staaten) und anscheinend am leichtesten erreichbaren den Gray's Peak bei Silverplume, nach Baedeker 4370 m, der im Sommer zu Pferde bestiegen werden kann. Silverplume ist ein Bergwerkstädtchen, 2800 m hoch in der sogenannten Front Range des Felsengebirges gelegen, das man von Denver mit der Colorado and Southern-Bahn in fünf Stunden erreicht. Bei der vorletzten Station, Georgetown, macht die Bahn eine große Schleife, um die nächste Talstufe zu gewinnen, den berühmten Loop, der sich aber mit den Kehren der Schwarzwaldd- oder gar der Gotthardbahn in keiner Weise messen kann.

Von Silverplume geht im Sommer eine Minenbahn, auf der auch Passagiere befördert werden, im Zickzack an der südlichen Talwand hinauf bis zu der großen Argentine Mine, ca. 3800 m hoch gelegen, und noch weiter bis zu dem höchsten Stollen dicht unter dem Gipfel des Mount Mac Clellan, 14007 Fuß, also ca. 4270 m, „higher than the famous Jungfrau of Switzerland“, wie es der Prospekt der Colorado and Southern-Bahn triumphierend verkündet. Als ich am 1. Dezember mittags in Silverplume ankam, bemerkte ich gleich den Anfang dieser Bahn, die natürlich im Winter des Schnees wegen nicht in Betrieb ist. Silverplume ist ein richtiges amerikanisches Bergwerksnest und in einem dementsprechenden Gasthause „Aveta-Hotel“ fand ich ein Zimmer. Nach dem recht frugalen Mittagessen zog ich meine Bergschuhe an, blieb aber im übrigen im Reisekostüm, nahm die Kamera in die eine, das Stativ in die andere Hand und wanderte um 1 Uhr los zu einer Rekognoszierung. Ich ahnte nicht, daß ich an diesem Nachmittage noch einen Viertausender überschreiten würde. Es galt vor allem festzustellen, wo der Gray's Peak eigentlich lag. Ich besaß nur die Eisenbahnkarte der Colorado and Southern-Bahn, wonach sich der Gray's Peak ungefähr im Südwesten von Silverplume befand. Der Torrey's Peak, der sich nach Baedeker daneben erheben und den Gray's Peak noch um 2 m überragen sollte, war auf dieser Karte nicht angegeben. Als ich eine Stunde lang auf gutem Sträßchen

entlang des ganz zugefrorenen und vereisten Flusses talaufwärts marschiert war, biickte südlich aus einem Seitentale, das mit einer für Gletschertäler typischen Talstufe abbrach, ein hoher Berg hervor. Ein Seitenpfad, der in dieses Tal hinein-führt, brachte mich bald auf die obere Talstufe, die, wie das ganze Gebiet, dicht bewaldet war. Nach einer halben Stunde teilte sich das Tal. Hier fand ich eine Mine, in der ich mich nach der Lage des Gray's Peak erkundigte. Man könne ihn eine halbe Stunde weiter, das östliche Seitental aufwärts, erblicken, hieß es. Der Berg im Hintergrunde des Tals, den ich vorher gesehen hatte, sei der Mount Elbert, was, wie ich dann erfuhr, nur ein andrer Name für Torrey's Peak ist. Ich erkundigte mich auch nach Mount Mac Clellan. Man könne ihn von der Stevens Mine, der obersten Mine im Tal, besteigen, von der andren Seite führe die Eisenbahn bis dicht unter den Gipfel. Gray's Peak werde im Sommer hie und da bestiegen, von einer Besteigung des Mount Elbert wußte der Mann nichts. Ich erkundigte mich auch, ob nicht im Winter mehr Schnee falle und ob man nicht dann Schneeschuhlaufen könne. Er wies mit der Hand nach der Decke des Raumes. Da hingen über meinem Kopfe ein paar riesige schwedische Schneeschuhe. Ein Schwede sei mehrere Jahre Arbeiter auf der Mine gewesen und habe sie angefertigt und hie und da benutzt.

Meine Wanderung fortsetzend, stieg ich weiter talaufwärts und nach einer halben Stunde öffnete sich das obere Talende, ein richtiger ehemaliger Gletscherkessel mit Gray's Peak links und Torrey's Peak rechts im Hintergrunde. Die östliche Talwand wird begrenzt durch die lange Felsmauer des Mount Mac Clellan, die von mehreren steilen, mit Schnee erfüllten Rinnen durchzogen war. Nach weiteren 20 Minuten befand ich mich an der großen Stevens Mine und hinter ihr öffnete sich die breite Rinne, durch die man auf den Mount Mac Clellan und auf der andren Seite zur Argentine Mine gelangen konnte. Es war zwar schon 5 Uhr und in etwa 1½ Stunden mußte es Nacht werden. Aber den gleichen langen Weg wieder zurückzugehen, hatte ich keine Lust und auf der andren Seite des Mount Mac Clellan mußte ich ja die Bahngleise finden, so daß ich mich auch nachts kaum verirren konnte. Auch hatte ich erfahren, daß die Argentine Mine teilweise in Betrieb sei. So beschloß ich die Besteigung des Mount Mac Clellan zu versuchen. Ohne mich bei der Mine aufzuhalten, stieg ich die dahinter beginnende Schneerinne hinan. Der Firn war hart, aber die Spitzen meiner Nagelstiefel griffen genügend ein. Nach einer halben Stunde Steigens hatte ich die Mine weit unter mir, das obere Ende der Rinne schien aber noch keineswegs nähergerückt zu sein. Es wurde mir klar, daß ich mich in der Hoffnung, es in etwa einer Stunde erreichen zu können, getäuscht hatte. Ich dachte daran, wieder zurückzukehren, zumal Kälte und Sturm außerordentlich unangenehm wurden. Aber es zeigte sich, daß die kleinen Tritte, die mir zum Aufstieg genügt hatten, für einen sicheren Abstieg unzureichend waren. Mit dem Fuße sie zu vergrößern, hätte außerordentlich viel Zeit und Mühe gekostet, und ein Abrutschen auf der steilen Fläche wäre verderblich gewesen, weil unten eine Menge großer Felsblöcke aus dem Schnee hervorstanden. Also vorwärts! Oben verengte sich die Rinne und der Firn wurde härter. Ich versuchte links in den Felsen zu klettern; das ging auch an und für sich ausgezeichnet, aber Kamera und Stativ waren mir sehr hinderlich und vor allem machte die Kälte und der immer zunehmende Sturm die Finger erstarren. Nur sehr langsam ging es weiter. Endlich nach ungefähr 1½ Stunden wurde die Neigung des Hanges geringer, der Schnee weicher und etwa um 7 Uhr hatte ich die Höhe erreicht. Inzwischen war es aber auch Nacht geworden. In un-sicherem Lichte erblickte ich ca. 30 m entfernt den Gipfel des Mount Mac Clellan mit einer verfallenen Bretterbude darauf. Vor mir senkte sich östlich der Anfang einer Schneehalde hinunter. Sonst war nichts zu erkennen. Ich be-

schloß, direkt hinunterzusteigen in der Annahme, daß ich so das Eisenbahngleise kreuzen würde. Der Schnee auf dieser Seite war weich und tief. Nach einigen Minuten stieß ich auch auf den natürlich mit Schnee bedeckten Bahnkörper. Gleichzeitig bemerkte ich aber die Pfosten einer Telegraphenleitung, die senkrecht den Abhang hinunterführte. Ich folgte ihr und hörte bald aus dem Dunkel unter mir das Rasseln einer Dampfmaschine herauftönen. Eine mühselige Schneewaterei brachte mich an die Rückseite eines großen Gebäudes, ich tastete mich herum und trat um 7<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr in das Knappschaftszimmer, in dem die aus zirka 25 Mann bestehende Belegschaft sich beim Abendessen befand. Meine Angabe, daß ich über den Mount Mac Clellan gekommen, erregte großes Erstaunen. Man teilte mir mit, ich könne dem Eisenbahngleise folgend den Weg nach Silverplume hinab kaum verfehlen. So marschierte ich ohne Aufenthalt weiter und eine zweistündige nächtliche Stolpererei über Eisenbahnschwellen bildete den Abschluß dieser sonderbaren „Hochtur“ auf einen Viertausender, „höher als die Jungfrau“.

Am Morgen nach dieser eigenartigen Rekognoszierung stand ich um 6 Uhr auf, mietete in einer nahe gelegenen Stallung ein Reitpferd, dem links mein Rucksack, rechts ein Futtersack an den Sattel gebunden wurde und trabte in den kalten Morgen hinaus. Vor 9 Uhr war die Stevens Mine erreicht. Den dort befindlichen Wächter setzte ich von meinem Vorhaben in Kenntnis, den Gray's Peak zu besteigen. Aus dem Stiel einer Schaufel schnitzte er mir noch eine Art Bergstock, mein Pferd wurde in einen Stall gebracht und gegen 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>10 Uhr marschierte ich ab. Der Weg auf den Gray's Peak war klar, er führt über einen breiten Seitengrat, der östlich des Gipfels nahe dem tiefsten Punkt des Sattels, der den Gray's Peak vom Mount Mac Clellan trennt, ausmündet. Sehr schwer zu schätzen war dagegen die Entfernung und die Zeit, die ich zum Aufstieg gebrauchen würde. Ich nahm mir vor, umzukehren, wenn ich um 2 Uhr den Gipfel nicht erreicht hätte. Es ging aber schneller, als ich gedacht hatte; nur nahm mir, als ich auf dem Hauptgrate angelangt war, der schneidende Sturm den Atem, so daß ich nur langsam vorwärts kam. Um 1 Uhr war ich auf dem Gipfel, auf dem sich eine halbverfallene Rundmauer aus aufgeschichteten Steinen befindet. Nach Süden fällt der Berg steil ab und man blickt hinunter auf ein ausgedehntes Waldplateau, durch das sich die Bahn von Cripple Creek nach dem Ute-Paß hinzieht. In weiter Ferne sieht man im Westen und Südwesten die anderen schneebedeckten Ketten des Felsengebirges. Im Südosten tritt der Pike's Peak hervor und im Osten vor allem der Evans Peak, der gerade so hoch ist wie mein Standort und von der Station Golden der Colorado and Southern-Bahn offenbar ohne jede Schwierigkeit, nur mit größerem Zeitaufwand, bestiegen werden kann. Keine menschliche Wohnung ist sichtbar, auch die Stevens Mine unten im Talkessel ist in den riesigen Geröllmassen, die den ganzen Talboden anfüllen, nicht mehr zu unterscheiden. Nordwestlich ist der Torey's Peak durch einen breiten, nicht sehr tief sich hinabsenkenden Grat mit dem Gray's Peak verbunden. Ich beschloß, auch ihn noch zu ersteigen, denn der eisige Sturm gestattete mir doch keinen Aufenthalt auf dem Gipfel. In wenigen Minuten war ich an der Nordwestseite zum Sattel hinuntergelaufen und es begann der Anstieg auf der anderen Seite. Trotzdem ich hier einigermaßen vom Wind geschützt war, kam ich nur langsam vorwärts. Die Bergkrankheit machte sich fühlbar, aber ungefähr um zwei Uhr stand ich auf dem Torrey's Peak (Mount Elbert), 4372 m. Wie schon vom Gray's Peak aus, so ist auch von hier aus deutlich zu erkennen, daß dieser Gipfel den Gray's Peak um ca. 2 m überragt. Nach Norden fällt der Berg mit einer steilen Wand ab. In der Richtung nach der Stevens Mine bildet er stellenweise einen scharfen Grat, der im Sommer vielleicht eine schöne Kletterei bietet. Nach Nordwesten folgt ein

tiefer Einschnitt, dann eine lange Kette etwas niederer, schneebedeckter Berge. Der Gipfel war ganz mit hartem Firn bedeckt; wenige Meter unter ihm rastete ich, vor dem Sturm einigermaßen geschützt, einige Minuten, deponierte unter einigen aus dem Schnee hervorragenden Steinen einen Zettel mit meinem Namen und dem Datum der Besteigung und trat den Rückweg an. Auch im Sattel rastete ich kurze Zeit und machte eine photographische Aufnahme des Talblicks mit der gegenüberliegenden langgestreckten Wand des Mount Mac Clellan. Natürlich wollte ich nicht über den Gray's Peak wieder zurückkehren, sondern durch dessen Nordwand querend den zum Aufstieg benutzten Seitengrat wieder erreichen. Von unten hatte ich aber schon konstatiert, daß die Schneemassen im Sattel nach Osten hin eine große Wächte bildeten. Auch schienen mir einige Stellen an der steilen Nordwand vereist zu sein. Immerhin brauchte ich nur ein kleines Stückchen am Gray's Peak wieder hinaufzusteigen, dann war es möglich, in dem harten Firn vorsichtig mit dem Fuße genügende Tritte herzustellen. Ein Eispickel hätte mir hier allerdings die Arbeit sehr erleichtert. Nachdem ich die vereisten Stellen glücklich passiert hatte, konnte ich eine Abfahrt wagen, die mich schnell hinunterbrachte. Den Rest des Weges größtenteils im Laufschrift zurücklegend, war ich um 4 $\frac{1}{4}$  Uhr wieder bei der Mine. Der Wächter sagte, daß beide Berge im Winter noch nie bestiegen worden seien. An eine Besteigung des Torrey's Peak konnte er sich auch im Sommer während seiner neunjährigen Anwesenheit auf der Mine nicht erinnern. Bald war mein Pferd gesattelt und bei Einbruch der Dunkelheit Silverplume wieder erreicht. Am nächsten Morgen fuhr ich hinab nach Denver und nach eintägigem Aufenthalt daselbst verließ ich Colorado und das Felsengebirge und fuhr östlich hinab in die große Mississipi-Ebene nach St. Louis und Chicago.

#### VI. AUS DEN GEBIRGEN DES OSTENS

Auf den europäischen Reisenden werden die Gebirge des Ostens keine große Anziehungskraft ausüben, obgleich sie, namentlich die nahe New York gelegenen Catskill Mountains und die Adirondacks im Sommer von Tausenden von Touristen besucht werden. Sie ähneln unseren Mittelgebirgen, am meisten wohl dem Schweizer Jura, dem viele der dortigen Berge auch dadurch gleichen, daß sie nach einer Seite gewaltige, senkrechte Abstürze aufweisen, sind aber viel weniger besiedelt und viel stärker mit Wald, zu einem großen Teil noch Urwald, bedeckt. In Bezug auf Reichtum an Holzarten, sowie an Unterholz und Schlingpflanzen übertreffen sie unsere deutschen Gebirgswälder.

Die gesamten Gebirge des Ostens werden unter dem Namen des Appalachen Gebirgssystems zusammengefaßt, zerfallen aber in eine größere Anzahl deutlich getrennter Gruppen. Die an Ausdehnung bedeutendste, aber in landschaftlicher Hinsicht am wenigsten bietende Gruppe ist die der Alleghanies, die sich von der Nordgrenze des Staates Georgia im Osten der Staaten Nord-Carolina und Virginia entlang und durch Pennsylvanien hindurch in einer Ausdehnung von über 1000 km bis nahe der Grenze des Staates New York erstrecken (zwischen dem 34. und 41. Breitengrade). Sie zerfallen in eine größere Anzahl Parallelketten. Die höchsten Erhebungen befinden sich in einer der Hauptkamm vorgelagerten Bergketten, den Black Mountains, die 19 Berge über 1800 m Höhe aufweisen und im Black Dome oder Mount Mitchell, 2046 m (nach anderen nur 1998 m hoch), dem höchsten Berge im Osten des Felsengebirges gipfeln (in der Nähe von Asheville North Carolina unter dem 36. Grad n. Br.). Entfernter von den großen Städten haben diese südlichen Gebirge lange nicht den Besuch aufzuweisen, wie die kleineren Gruppen des Nordens.

Diese übertreffen die zentraleuropäischen Mittelgebirge durch die außerordentlich große Anzahl von Seen, die sich in ihnen befinden; besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die Adirondacks aus im Norden des Staates New York, an der Grenze von Vermont, die allein über 1000 Seen enthalten. An ihrem Ostfuße liegt auch der große, über 80 km lange Lake Champlain. Der höchstgelegene dieser Seen ist der Tear of the Clouds, 1316 m, am Fuße des Mount Marcy oder Tahawus (indianisch = Wolkenpalter), des höchsten Gipfels der Adirondacks. Dieser See ist die höchste Quelle des Hudson. Am besuchtesten ist der 6 km lange und 3 km breite, von schönen Bergen umgebene Lake Placid. Alle diese Seen verleihen der Landschaft einen großen Reiz. Sie tragen meist einen düstren, ernsten Charakter, hervorgerufen durch die sie umgebenden dichten Wälder und steilen Berge und die geringe Zahl der Ansiedlungen. Einen Besuch dieser Gebirge im Sommer oder Herbst sollte der europäische Naturfreund, der nicht über den Osten der Vereinigten Staaten hinauskommt, nicht versäumen, namentlich wenn er Zeit und Gelegenheit hat, eine Camping Excursion mitzumachen. Zwar gibt es zahlreiche gute — nur recht teure — Hotels. Aber gerade in diesem Gebiete der Vereinigung von Seen und Wald bilden Zeltlager einen großen Reiz und ihre Benutzung ist dort ganz außerordentlich verbreitet. Vorzügliche Gelegenheit zur Ausübung von Jagd und Fischfang ist gegeben. Der Herbst, „indian summer“, ist vielleicht die schönste Jahreszeit; zwar sind die Nächte manchmal recht kalt, aber das Wetter bleibt meist bis Ende November anhaltend schön und die wundervolle Färbung der amerikanischen Wälder in dieser Jahreszeit ist berühmt.

Mir sind die Gebirge des Ostens nur im Winter bekannt. Durch die Freundlichkeit des Professors Fay wurde ich in den Appalachian Mountain Club in Boston eingeführt, den größten und ältesten touristischen Verein in den Vereinigten Staaten. Dieser besitzt im zwölften Stocke eines „Wolkenkratzers“ ein hübsches Klublokal mit guter Bibliothek, in der sich auch die Bände dieser „Zeitschrift“ finden. Der Verein veranstaltet zahlreiche Sommer- und Winterausflüge für seine Mitglieder, die ausgezeichnet organisiert sind, und ich hatte Gelegenheit, mich der „Snowshoe (d. i. Schneereifen) -Section“ des Klubs bei einem Mitte Februar geplanten achttägigem Ausflug in die White Mountains anzuschließen. Ich erzählte den Mitgliedern viel von der Ausübung des Schisports im Schwarzwald und in den Alpen, sie meinten aber, die dortigen Berge seien dafür nicht geeignet. Der Leiter des Ausflugs versprach jedoch liebenswürdigerweise, mir ein paar Schneeschuhe zu verschaffen.

Am 13. Februar morgens erfolgte die Abreise von Boston. Ungefähr 30 Herren und 20 Damen nahmen an dem Ausflug teil, darunter sehr viele ältere Leute, die sich jedoch mit echt amerikanischer Jugendlichkeit allen Strapazen der Exkursion unterzogen. Das Iron Mountain-Hotel in Jackson am Südfuße der White Mountains, eine Stunde von der Station Jackson der Maine-Central-Eisenbahn gelegen, war für uns gemietet und geöffnet worden. Es war die folgenden acht Tage das Zentrum eines so hübschen und eifrigen Sportbetriebes bei gutem und schlechtem Wetter, so vollständiger Harmonie unter allen Beteiligten, einer so harmlosen und doch nicht lauten Fröhlichkeit, daß ich von den gesellschaftlichen Eigenschaften der Amerikaner den besten Eindruck empfing.

Die Schneereifenturen der ersten Tage will ich hier nicht schildern, sie wurden in großer Gesellschaft vorgenommen. Ein weiterer Ausflug gipfelte in einem großen Abkochen im Walde bei heftigem Sturm, ein anderer, den eine kleine Elitemannschaft, darunter zwei Damen, ausführte, war originell durch mehrfaches Abseilen über Felspartien mit den Schneereifen an den Füßen. Die für

mich besorgten Schneeschuhe waren zwar da, aber es waren zwei ungefähr fünf Meter lange Kähneschwedischer Art. Einer der Teilnehmer brachte auch ein Paar ganz gute Norweger, leider nur mit einem Zehenbügel als Bindung. Er benutzte sie, um kleine Abhänge hinunterzufahren, am Ende hinauszuspringen und sie wieder hinaufzutragen. Telemarschwünge konnte ich den Amerikanern mit beiden nicht vorführen. Mit vieler Mühe konstruierte ich mir eine Art Bindung und machte damit am letzten Tage einen kleinen Ausflug auf den Tin Mountain. Die Amerikaner haben aber recht, daß das Gebiet für Schilauflauf nicht sehr geeignet ist, die Berge sind überall mit dichtem Wald bedeckt, sehr steil, und gangbar sind meist nur die engen Schneisen. Da ist der Schneereifen das richtige Beförderungsmittel. Die kahlen Gipfel der höheren Berge sind ständig vereist. Eispickel und Steigeisen sind hier nötig und zahlreiche Mitglieder der Exkursion waren mit ihnen versehen. Das Klima

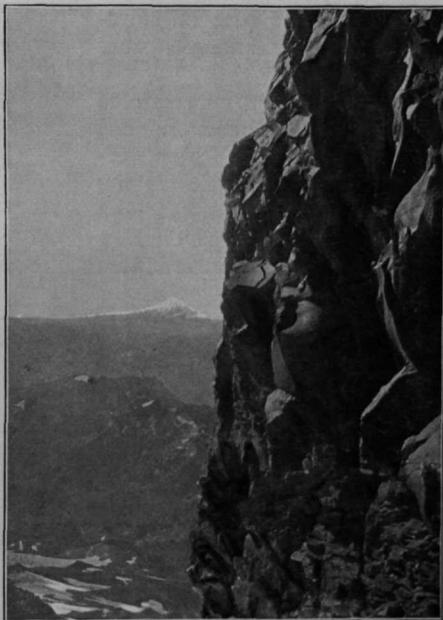


Abb. 1. Blick auf Mount Hood vom Südgrat des Mount Tacoma (Text S. 67)

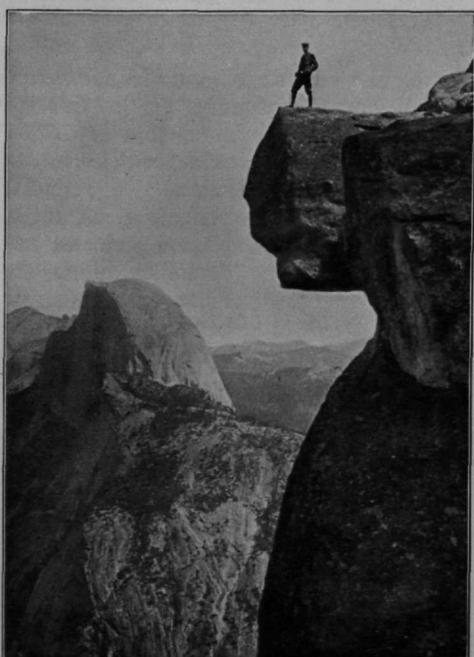


Abb. 2. Glacier Point (Yosemite) (Text S. 71)

Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1910

ist viel rauher als in allen europäischen Gebirgen, besonders sind starke, plötzliche Temperaturschwankungen sehr häufig. Am Tage unserer Ankunft regnete es auch auf den höchsten Gipfeln und zwei Tage darauf hatten wir im Tal  $15^{\circ}$  Kälte. Infolgedessen war der Schnee überall vereist.

Meine Absicht war, wenn möglich den Mount Washington, 1917 m, zu besteigen, den höchsten Gipfel in den Neu-England-Staaten, der nach dem BlackDome überhaupt der höchste im Osten der Vereinigten Staaten ist. Von Fabian House auf der Westseite der Hauptkette führt auf ihn eine Zahnradbahn, die, in den Jahren 1866—69 erbaut, die erste der Welt war. Nach Osten fällt der Gipfel in außerordentlich steilen Felswänden ab. Von hier erfolgt der Aufstieg durch die eine von zwei großen Rinnen, Tuckerman's Ravine links und Huntington's Ravine rechts. Außerdem

geht von Glen House im Nordwesten eine Fahrstraße über Halfway House.

Nachdem am 20. Februar eine Partie vergeblich einen Aufstieg durch Tuckerman's Ravine versucht hatte, vereinbarte ich mit Herrn Professor Parker von der Columbia-Universität in New York, einem der erfolgreichsten Mitglieder des American Alpine Club, und einem jungen Meteorologen, Mr. Wells, eine Besteigung auf dem gewöhnlichen Wege von Glen House. Dorthin brachte uns am 21. Februar eine lange Schlittenfahrt. Nach einer zwei-stündigen, anstrengenden Stampferei durch massenhaften Neuschnee erreichten wir Halfway House, wo neben einer im Sommer betriebenen Wirtschaft eine primitive Unterkunftshütte sich befand. Von hier aus setzte ich meinen Weg allein fort, indem ich direkt über die nördlichen Vorgipfel dem Mount Washington zustrebte, während die beiden

andren Herren die allerdings ganz verschneite und vereiste Fahrstraße benutzten. Hier bewährten sich wieder meine nägelschlagenen Bergschuhe, die in Amerika

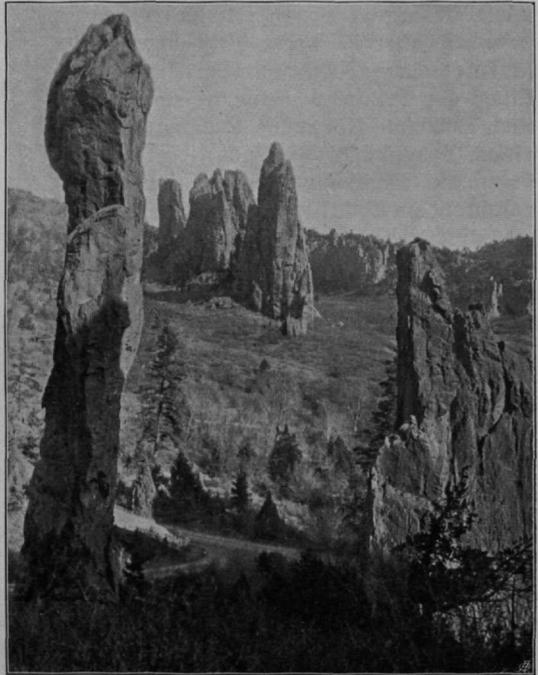


Abb. 3. Partie aus dem „Göttergarten“  
(Colorado Springs) (Text S. 75)

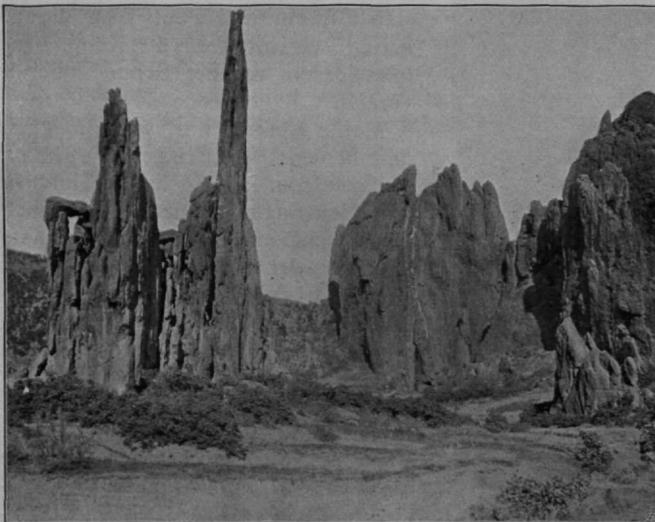


Abb. 4. Partie aus dem „Göttergarten“ (Colorado Springs) (Text S. 75)

unbekannt sind. Die beiden andern Herren hatten sich eine Art Steigeisen, mit langen Nägeln gespickte Ledersohlen, unter die Füße geschnallt; sie kamen infolgedessen auf Fels gar nicht vorwärts und wählten deshalb die vereiste Fahrstraße, während meine Bergschuhe in jedem Terrain brauchbar waren und mir die Wahl des kürzesten Weges gestatteten. Es war auch nötig, sich zu beeilen, wenn man vor Einbruch der Dunkelheit

wieder im Tale sein wollte. Das Wetter war sehr ungünstig, dichter Nebel umlagerte den Berg. In etwa vier Stunden erreichte ich den Gipfel, auf dem sich ein großes Hotel befindet. In einem Stall fand ich glücklicherweise Schutz gegen den heftigen Sturm, der es einem ganz unmöglich machte, auf dem vereisten Gipfel zu stehen. Man konnte sich nur auf allen Vieren fortbewegen. Hier wartete ich drei Viertelstunden und trat, als die beiden anderen nicht kamen, um 4 Uhr 20 Min. den Rückweg an. Ich begegnete ihnen aber eine Viertelstunde unter dem Gipfel. Der Abstieg erfolgte äußerst schnell, einige Minuten vor 6 Uhr war ich schon in Halfway House und um 7 Uhr unten in Glen House. Die letzte Strecke hatte ich allerdings schon in vollständiger Dunkelheit zurückzulegen. Die beiden anderen Herren trafen um 11 Uhr nachts wohlbehalten ein.

In dem kleinen Wirtshaus Glen House traf ich als einzigen Gast einen Studenten der Technischen Hochschule in Boston, Mr. Bradford Holmes, dessen ganze Ausrüstung mir sofort zeigte, daß er in den Alpen Touren gemacht haben mußte. Wir verabredeten für den folgenden Tag eine Durchsteigung von Huntington's Ravine, dem schwierigsten Aufstieg auf den Mount Washington. Um 5 Uhr brachen wir bei heftigstem Schneesturm mit Laternen auf. Infolge des massenhaften Neuschnees erreichten wir erst um 9 Uhr den großen Felskessel, den der Berg dort bildet, verfehlten aber im dichten Nebel den richtigen Einstieg in die Schlucht und kletterten rechts von ihr zwei Stunden lang sehr mühselig in die Höhe. Dann folgte eine lange Querung an den östlichen Eishängen und um 2 Uhr erreichten wir Halfway House, ohne auf den Gipfel gelangt zu sein. Es war der Geburtstag Washingtons, ein nationaler Feiertag, und zwei andere Partien waren in der Hütte, um das Fest auf dem Gipfel des nach dem amerikanischen Nationalhelden benannten Berges zu begehen. Wir jedoch kehrten nach Glen House zurück und abends war ich rechtzeitig in Jackson, um dort die Washingtonfeier mitzumachen, die den Abschluß des Aufenthaltes bildete.

Von den White Mountains machte ich einen Abstecher nach Montreal, Canada, das Mitte Februar tief im Schnee vergraben lag. An den Hängen des Mount Royal vergnügte sich die Bevölkerung mit Schlitzen und Schifahren und mit den eigentümlichen kostümierten Umzügen auf Schneereifen, denen sich dort eine ganze Reihe von Klubs widmet. Dann kehrte ich durch die Adirondacks nach New York zurück und Mitte April war ich wieder in Deutschland und konnte noch auf dem Schwarzwald-Feldberg die letzte Gelegenheit zum Schneeschuhlaufen benutzen.



Über die amerikanischen Gebirge als Ziel für Hochturisten und Bergfreunde sei auf Grund meiner Beobachtungen noch folgendes gesagt. Daß Amerika „the world's best continent for climbing“ sei, wie der oben erwähnte Aufsatz von R. Dunn glauben machen will, erkennen natürlich auch einsichtige Amerikaner als Übertreibung. Die großen, alpine Probleme bietenden Gebirge liegen in Nordamerika weiter von bewohnten Gegenden entfernt, sind umständlicher zu erreichen und stehen vor allen Dingen unter viel ungünstigeren Witterungsverhältnissen als die meisten hohen Berge in Südamerika und Asien. Dies sind aber nicht gerade die Schwierigkeiten, die den Alpinisten locken. Deshalb werden europäische Hochturisten die Erforschung jener Gebirge wohl den Amerikanern überlassen und für diese mag der genannte Verfasser Mount Logan als „the world's remaining alpine problem“ bezeichnen.

Aber auch wer keine großen Forschungsreisen ausführen, sondern wer nur Natur genießen will, wird sich den nordamerikanischen Kontinent im allgemeinen

nicht aussuchen. Dem Naturfreunde und Vergnügungsreisenden bieten eben die Vereinigten Staaten verhältnismäßig wenig. Die Natursehenswürdigkeiten verteilen sich dort auf ein ungeheures Gebiet und sind entweder ganz von der Kultur in Beschlag genommen, wie der Niagara und die Hauptpunkte des Yellowstone Park, oder sie sind nur schwer erreichbar. Für den Vergnügungsreisenden kommt aber vor allem auch in Betracht, daß man in keinem Lande der Welt für sein Geld so wenig erhält wie in den Vereinigten Staaten. Amerika ist das beste Land, um Geld zu verdienen, aber das schlechteste, um es nützlich auszugeben.

So wird der Besuch der amerikanischen Gebirge in der Regel nur für diejenigen in Frage kommen, die aus anderen Gründen, zu wissenschaftlichen oder kaufmännischen Zwecken das Land bereisen. Ihnen aber kann ich nur raten, einmal die viel befahrenen Wege und den Lärm und das Hasten der großen Städte, die der durchschnittliche Amerikafahrer allein besucht, zu verlassen und auf einige Zeit in die Natur zu fliehen. Dazu braucht man freilich nicht die Hochgebirge, die ja auch den meisten Amerikanern sehr entfernt liegen. Unzählige ziehen aus den großen Städten im Sommer zu mehrwöchentlichen Zeltlagern und Bootfahrten in die Wälder und Seengebiete des Nordens. Nirgendwo ist das Camping so verbreitet als in Amerika. Den Amerikaner zeichnet überhaupt eine große Liebe zur Natur aus und eine größere Fähigkeit, als sie bei uns in Europa im allgemeinen zu finden ist, auf die Errungenschaften der Kultur auch einmal zeitweilig zu verzichten. Der Charakter des neubesiedelten Landes mit jugendlicher Bevölkerung, die größere Anpassungsfähigkeit seiner Bewohner spricht sich auch darin aus und es ist kein Zweifel, daß die Amerikaner im allgemeinen, namentlich im Westen, noch näher zur Natur stehen als wir Mitteleuropäer mit unserer Jahrhunderte alten städtischen Kultur. Wer aber in die Hochgebirge des Westens eindringt, der muß natürlich in viel höherem Grade die Errungenschaften der Kultur entbehren, als wer im Osten auf camping oder canoe-excursions doch immer noch in relativer Nähe großer Verkehrszentren bleibt. Das ist es aber gerade, was dem Bergsteiger so große Befriedigung und so hohen ideellen Gewinn bringt. Wer nicht mehr, auch nur für einige Zeit, die unzähligen modernen Kulturbedürfnisse entbehren kann, der ist ihr Sklave und verliert ganz den Maßstab für ihre Würdigung. Einer der größten Vorzüge des Alpinismus besteht darin, daß er uns veranlaßt, einmal zeitweise auf die Errungenschaften der Kultur zu verzichten und daß er uns dadurch über sie erhebt und uns der Natur wieder näher bringt. Daß dem Menschen unter dem Einfluß moderner Technik und Kunst auch der Sinn für die Natur nicht verloren gehe, darin liegt auch eine der großen Kulturaufgaben unserer Zeit, die der Alpinismus vielleicht wie nichts anderes erfüllt.

\* \* \*

Nachschrift: Die topographische Detailkarte der Vereinigten Staaten im Maßstabe 1:62500 ist für die Gebirge des Westens größtenteils noch nicht fertiggestellt. Von dem Direktor of the United States Geological Survey in Washington D-C kann man eine Liste der erschienenen Blätter erhalten (einige sind vergriffen). Jedes Blatt kostet 5 cents und Porto. Ein gerade für den Touristen empfindlicher Mangel der im übrigen sehr sorgfältig hergestellten Karten ist, daß weder Felsen noch Wälder angegeben sind. Die Höhenkurven entsprechen 100 Fuß Höhendifferenz.

## ZWISCHEN SIXT UND BARBERINE (DIE BERGE VOM MONT BUET BIS ZUR TOUR SALLIERE) VON OSKAR-ERICH MEYER

Jeder echte Bergsteiger hat eine Heimat in den Bergen. Auch wir, die wir drunten in der Ebene wohnen. Und ob einer den ganzen Zug der Alpen durchwandert hat, es wird für ihn eine kleine Gruppe in dem großen Kranz geben, zu der seine Sehnsucht aus dem lauten Lärm der Städte an langen Winterabenden heimwärts wandert; aus der ihm die Erinnerung fließt wie ein klarer, unerschöpflicher Quell; eine Gruppe, die allein und immer wieder in seiner Vorstellung aus dem Dunkel des Gewesenen taucht, wenn er das Wort „Alpen“ hört. Nicht weil diese Gruppe großartiger denn andere wäre, oder weil ihm hier der Erfolg Lorbeerkränze um die Eisaxt gehängt hätte — nur weil ein Zufall gerade diese Gruppe als erste seinem jungen Wollen wie einen Aufruf zur Tat entgegenstellte; nur weil ihn diese Berge einst zum Bergsteiger machten.

Und ob er nicht darin geboren wurde, er liebt diese seine Heimat in den Bergen, weil sie den ersten Torheiten des jungen Führerlosen freundlich war; weil sie ihn an den Abgrund führte, ohne ihn hinabzustürzen; weil sie sein Leben hart in die Hand nahm, um es ihm wider Verdienst lächelnd zurückzugeben. Sie ließ den Stein warnend auf ihn zupfeifen und lenkte seinen Flug im letzten Augenblick von seinem Haupte; sie stieß die morsche Schneebrücke polternd in die Kluft, ehe sein unwissender Fuß sie betreten. Und sie machte seine Augen auf, über denen das blinde Wollen wie ein Schleier lag, und lehrte seinen Geist, unsichtbare Linien durch das Spaltengewirr zu ziehen, die Kamine mit den Felsbändern zu verbinden und so dem Fuße vorzuarbeiten auf dem Wege, der zu den Höhen führt . . .

Und ob ich seitdem manchen Berg bestiegen, der größeren Reichtum zäher zu verteidigen weiß als jene Höhen in Nordsavoyen, keine Gruppe der Alpen steht meinem Herzen näher als die Berge um Sixt.

Eine Liebe, die nicht durch Maß und Vergleich ihren Sinn erhielt, verblaßt nicht vor dem, was schöner oder gewaltiger ist. Sie besteht, wie die Berge bestehen, und fragt nicht warum. So kam ich wieder und wieder. Ein paarmal allein, meist mit einem Gefährten, der hier so heimisch ist wie ich. Nirgends wanderten wir so unbekümmert wie hier, ohne den Hintergedanken des Ehrgeizes, ohne die Sucht nach klingenden Namen. Wir stiegen in das Sonnenlicht eines klaren Tages hinauf oder in das Grau der Wolken hinein, die den Regen in hohlen Händen hielten. Wir wandten uns talwärts, wann es uns gefiel, oder eilten die Grate entlang und verbannten die Sorge um ein schützendes Dach. Trat uns der Abend auf den Höhen entgegen, so sahen wir im Schutze der Mauer, die wir wie spielende Kinder aus Stein erbaut, den Sternen zu, die mit goldenem Finger ihre Kreise zogen.

So habe ich nur die Erinnerung, die mir die Feder führt, und ehe sie manchen der Tage wieder findet, von denen ich erzählen will, muß sie das Grau von Jahren durchdringen, die ihren Schleier darüber gebreitet. Die Erinnerung und ein beflecktes Kartenblatt, auf dem das kalte Licht der Lampe liegt. Doch





Licht durch die alten Bogenfenster herein und spielt auf den Wappenschildern des Hauses Savoyen und der Grafen von Sales.

Abenddunkel liegt auf dem Dorf. Die Höhen leuchten in letztem Licht. Da tue ich meinen gewohnten Gang zur Giffre-Brücke hinüber. Ich stütze die Arme auf das Geländer und schaue hinab in die Flut. Ich höre die fernen Wasserfälle des Fer-à-Cheval, zu einem Brausen vereint. Da weiß ich, wenn ich mein Haupt erhebe, tritt das Bild in mein Auge ein, das mich die Berge lieben lehrte. Ein Bild, das keiner zu schauen vermag, ohne die Sehnsucht heimzutragen. Hier ist soviel Schönheit versammelt, daß ein Name zum hohlen Klange würde. Ist es der Berg, der mich fesselt, oder das Felsenrund? Dort ist ein Märchen erfüllt, und die Welt ist zu Ende. —

Dunkle Kulissen fliehen vor dem Auge zurück. Sie bilden die Flanken des Tales, das fern in Büschen und Bäumen ertrinkt. Tief aus dem grünen Grunde steigt die graue Querwand auf. Drei Terrassen müssen sich übereinandertürmen, um den Bau des Pic de Tenneverge zu vollenden. Die unterste Stufe spaltet ein fallender Strich: die Cascade de la Méridienne. Die zweite Terrasse ist ganz in die kahle Wildheit der Felsen gebettet. Die dritte ist leuchtend mit Silber beschlagen. Darüber wölbt sich das Schweigen des Gipfeldomes. Nach beiden Seiten fällt von ihm das Ebenmaß der Grate, um hinter den Flanken des Tales unterzutauchen. —

Doch was verbergen die beiden Kulissen, welche die Schönheit des Gipfels umrahmen? Stumm weist die Straße das Tal hinauf. Eine Ahnung liegt auf dem Wanderer, daß Ungewöhnliches auf ihn wartet. Langsam duckt sich der Pic zurück und schiebt zerrissene Türme vor, die drohend über der Tiefe hängen. Ein Dorf erscheint und verschwindet. Von rechts her weht der silberne Regen der Cascade du Dard von den Felsen des Grenairon herab. Links brechen mit weißem Gischt Fontani und Gouille aus dem grünen Gebüsch hervor, so unmittelbar, daß das Volk ihre Quellen in den fernen Lac de la Vogella verlegt: Als dort vor Zeiten eine Kuh ertrank, warf die Gouille ihre Glocke aus. Das Märchen beginnt seine Träume.

In einem Buschwald teilt sich der von Bächen zerrissene Weg. Wir wählen den linken Arm und eilen an kleinem Oratoire<sup>1)</sup> vorbei durch den Creux du Pont. Verheißend öffnet sich hier der erste Blick auf das Fer-à-Cheval.<sup>2)</sup> Wenige Schritte weiter tritt der Wald auseinander und schließt sich in weitem Ring um den Plan des Lays (Lacs). Hinter dem Walde steigen die Wände auf und verlieren sich links im Fond de la Combe. Ein Rund von lotrechten Mauern begrenzt auf allen Seiten den Blick. Die höchste Terrasse trägt auf den Schultern die blaue Wölbung des Himmels. So wird die Stimmung des Wanderers zusammengehalten wie in dem geschlossenen Bau einer Kathedrale. Und Orgeltöne erklingen, so wie das Grau der Wände auf eine Weise gestimmt: das Rauschen der vielen, vielen Wasserfälle.<sup>3)</sup> Die einen folgen düsteren Schluchten und füllen sie mit weißem Gischt. Andere, die wie Silbersäulen in schlichter Linie aufsteigen, scheinen die schweren Terrassen zu tragen. Dazwischen wehen weiße Schleier über die Wände, von

<sup>1)</sup> Errichtet zur Erinnerung an den Bergsturz von 1602. Siehe unten.

<sup>2)</sup> Das Fer-à-Cheval hat kein Gegenstück in den Alpen. Es ist mit dem berühmten Cirque de Gavarnie in den Pyrenäen verglichen worden. Ein Kenner der beiden Amphitheatere hält das Fer-à-Cheval für weitaus großartiger. Ich kann nur durch Zahlen belegen, daß die Wände des Cirque de Gavarnie etwa 300 m niedriger sind. Die Höhendifferenz Fer-à-Cheval—Pic de Tenneverge beträgt nahezu 2000 m!

<sup>3)</sup> Unter Fer-à-Cheval im engeren Sinne versteht man nur die Wände zwischen Tenneverge und Tête Noire. Allein

dieser Teil birgt im Frühling 30 bis 40 Wasserfälle. Bis in den Herbst hinein dauern die folgenden: Cascade du Pané, la Méridienne (Pissette), la Perrète (oder Perrérela), les Lanches du Tenneverge, la Lieta, la Pissevache, la Lyre, la Citerne, la Cascade de Fencentralites, le Nant du Folly (Follit), le Nant des Lanches, le Saut-Noir, l'Ebray, le Chauma, la Contrainte, la Citerne des Paires, les Gurets, la Massuc. Die letzten drei (links der Tête Noire) werden auch unter dem Namen Les Revands zusammengefaßt. Im Fond de la Combe haben die folgenden Namen erhalten: Le Réjon, la Cage, la Scie, la Gouille-du-Fond.

den Strahlen der Sonne mit tausend Geschmeiden durchwirkt. Schwestern gibt es unter ihnen, die einander im Frühling die glitzernden Hände reichen. Zögernd trennen sie sich im Sommer, bis endlich eine jede schluchzend ihre eigenen Wege geht mit den kargen Resten ehemaligen Reichtums. Andere sind wie die Blumen, die sie benetzen: Ein kurzer Frühling schenkt ihnen hundertfältiges Leben, dann welken sie schnell dahin. Nur ein leise rieselnder Faden träumt von vergangener Pracht bis zum kommenden Jahr.

Und dieses ununterbrochene Fallen hebt die Wände riesig heraus. Hinter der abwärts stürzenden Flut steigen und steigen sie himmelan, um sich über des Wanderers schwindelndem Haupt zu einem gewaltigen Dome zu schließen.

Hier wohnt die Sage mit sinnenden Augen. Den schlichten Menschen, auf denen die Mühe des täglichen Lebens lastet, haucht sie ungeheurere Träume ins Herz. Geheime Dinge sind es, die man am Tage scheu bewahrt, doch wenn sich am Abend der Rauch des Herdes den Weg durch die Ritzen des Mauerwerkes sucht, dann erzählt es der Vater dem Sohn: Hoch oben am Tenneverge da fließt das flüssige Gold aus den Felsen, und süßer Honig, den zauberische Bienen in den Ritzen bereiten, träuft über die Schrofen, unerreichbar für Menschenhände. Und tiefer im Grunde der Combe, da birgt der Berg eine ganze Ader von purem Gold. Ein armer Mann entdeckte sie einst. Als man ihm nicht glaubte und ihn höhnte, da öffnete er die raue Hand mit dem schimmernden Metall. Doch nie wieder fand er den Ort, der ihm unermeßlichen Reichtum gebracht hätte. Alle die nach ihm auszogen, kamen mit leeren Händen zurück, doch das Herz voll Gier nach dem Golde. — Greise gibt es, deren Gedächtnis weit zurückreicht. Die wissen mehr. Sie kennen die Stelle, wo der Schatz verborgen liegt: In den Wänden hinter dem Pic, wo der Gletscher das Silber der Fälle filtert. Aber scheußliche Drachen und Schlangen bewachen das düstere Eingangstor. Nur wenn es Mitternacht schlägt, ist der Zugang offen. Wer eine Minute früher oder später naht, oder die Beschwörungsformel nicht weiß, stürzt über die Wände des Fer-à-Cheval.

So wandert der Glaube von Geschlecht zu Geschlecht und wird nicht müde, ob auch die steinernen Riesen verneinend ihr weißes Haupt im Winter schütteln und den Erny<sup>1)</sup> brausend über die Dächer senden. Er wird nicht müde beim Anblick des geweihten Kreuzes, das am Wege steht und daran erinnert, daß die Berge, anstatt Gold zu geben, das halbe Tal mit ihren Trümmern überschütteten und die Menschen samt ihrer armseligen Habe darunter begruben. Ein totes Dorf liegt unter dem Kreuz. Entre-deux-Nants<sup>2)</sup> war sein Name. Die Sage machte eine sündige Stadt<sup>3)</sup> daraus, die der Herr verderben wollte. Als letzte Warnung sandte er ein Wetter über das Fer-à-Cheval, daß seine Mauern in ihren Grundfesten erzitterten. Doch die Sünder höhnten den Himmel. Da stürzte unter dem Zucken der Blitze ein ganzer Berg krachend auf die Stadt, und johlend fuhren die entfesselten Geister des Bösen mit den verfluchten Seelen zur Hölle.

Nur ein Jäger wurde mit seiner Familie auf wundersame Weise gerettet. Dem Kinde, das sein Weib auf dem Schoße wiegte, erschien die heilige Jungfrau im Traum, mit einer Sternenkronen im Haar. Eine weiße Taube flog zur nächsten Kapelle voraus, den rettenden Weg zu weisen. Das alles fiel das Kind im Schlaf. Doch der Jäger wollte in der Hütte sterben, wo seine Väter starben. Da öffnete sich die Tür — der heilige Ponce stand auf der Schwelle: Verlasse

<sup>1)</sup> Volkstümlicher Ausdruck für Lawine, insbesondere für den Luftstrom, den sie erzeugt.

<sup>2)</sup> Nant bedeutet im Savoyer Patols Wildbach oder Bergstrom (torrent).

<sup>3)</sup> Verbürgt ist, daß im Jahre 1602 57 Menschen, 26 Häuser und 114 Stück Vieh durch einen Bergsturz von der Tête

Noire (2136) umkamen. Zur Erinnerung an dieses Ereignis wurde das oben erwähnte Kreuz, die Croix-de-Pellys, errichtet, zu der alljährlich am Montag vor Himmelfahrt eine Prozession veranstaltet wird, um weiteres Unglück zu verhüten. — Der Weiler Lea Pellys ist auf den Trümmern des Bergsturzes von 1602 erbaut.

dies Haus, morgen ist es zu spät! — Nun gehorchte der stolze Jäger und floh mit Weib und Kind, selbst die geliebte Büchse ließ er zurück. In demselben Augenblick, als sie die Kapelle zu Nantbride<sup>1)</sup> betraten, vollzog sich die Rache des Herrn.

Matten und Gebüsch haben die Stätte des Unglücks mit freundlichem Grün überzogen. Neue Geschlechter leben und lachen über dem Grabe derer, die vielleicht in der Stunde der Lust verschüttet wurden. Sie murmeln Gebete am Kreuz und vergessen den Tod, der mit gehobenem Schwert auf den Zinnen steht. Sie glauben lieber an Glück und Gold.

Unter denen, die auszogen im Vertrauen auf die alten Legenden, war auch Jacques Balmat. Ihm, der die Alpen ein halbes Jahrhundert lang vom Mont-blanc bis zum Monte Rosa durchstreifte, hatten die Berge ihre Geheimnisse enthüllt wie keinem zuvor. Er begehrte noch mehr. Da zogen sie den letzten Schleier vom Antlitz und gaben ihm den Tod. Jacques Balmat ist nicht gefallen, so sagten die Chamoniarder: Die Berge erhoben ihn in den Himmel. — Wie die alten Wikinger-Fürsten, auf ihrem Schiffe aufgebahrt, mit vollen Segeln über das Meer nach Walhalla führen, so stieg der König des Weißen Berges, das Eisbeil im Gurt, den Stock in der Faust, einsam empor, bis ihm die Berge die Pforten der Heimat erschlossen, in der seine Seele Ruhe fand. Graue Riesenmauern umgeben die Gruft, die keines Menschen Hand berührte. Dort schläft er in einer der Schluchten unter dem Gletscher des Mont Ruan. Stäubendes Silber und funkeln- des Gold gießen die Berge über ihn aus, die seine Gebeine bewahren. Und die Stimmen des stürzenden Wassers werden nicht müde, von dieses Mannes durstiger Seele zu erzählen.

So breiten Sage, Geschichte und Traum über das Felsenrund den zarten Schleier der Stimmung, welchen die Hände der Toten gewirkt.

**DER MONT RUAN, 3067 m** 1. Südsüdwestgrat-Südsüdostwand (Vire aux Loups). Die Sonne lachte in die Fenster des Hôtel du Fer-à-Cheval. Ein hastiger Griff nach der Uhr und dann ein Sprung aus dem Bett. Das kommt davon. — Gestern hatte ich meinem Gefährten in allen Zungen das alte Kloster als ideales Bergsteigerquartier gepriesen — deshalb wurden wir heute nicht geweckt. Auch als unsere schweren Tritte durch die gewölbten Gänge hallten, rührte sich nichts. Da stellten wir uns ein Frühstück aus den Resten der Table d'hôte zusammen, Cakes, Wasser und Wein, dann knarrte der riesige Schlüssel im Schloß, der wachende Hund knurrte uns nach und lachend trabten wir ins Fer-à-Cheval.

Mit langen Schritten eilten wir an Nantbride vorüber. Eine Frau schaute, die Hand als Schirm über den Augen, schlaftrunken den seltenen Gästen mit Seil und Pickel nach. Dann klapperten unsere Schuhe über den eisenbeschlagenen Pant d'Eze Rose.<sup>2)</sup> Die „Cantine“ mit dem wassergetriebenen Karussell, der von Bächen durchrissene Buschwald, die Croix des Pellys — und der Zauber des Fer-à-Cheval öffnet die Pforten weit. Kommt das Rauschen der Fälle von rechts, von links, von oben her? Du weißt es nicht. Von allen Seiten fällt der Laut wie träumerische Gewänder über die Seele. Allmählich ertrinkt das Plätschern und Wehen in dem Brausen des Baches aus dem Fond de la Combe, den wir nach links überschreiten. Die Karte sagt aus: Über der felsigen Wand, die

<sup>1)</sup> Auch dieses Dorf wurde (in der Nacht vom 9. zum 10. Februar 1610) durch einen Bergsturz zum Teil vernichtet und später (1745) durch die Fluten des Giffre verheert. — Der zweite Bestandteil des Namens wird vom keltischen „braden“ mit dem Praeteritum „brid“ ab-

geleitet. Nantbride würde also bedeuten: Das Dorf des Stromes, der sich bricht. Diese Etymologie wird durch das Vorhandensein zweier Wasserfälle in unmittelbarer Nähe (Pontani und Gouille) gestützt.

<sup>2)</sup> Pont de l'Eau Rouge.

westlich das Tal begrenzt, stehen die Chalets de Boré. Unschlüssig sucht das Auge nach dem schmalen Steig, bis künstliche Tritte zum Wegweiser werden. „Pas de Peuh“ heißt diese Stelle, der „Hahnentritt“. Dann führt ein feuchter Pfad durch dichtes Gebüsch nach Norden hinauf, um auf den Weiden der Montagne de Boré zu enden. Kühe starren uns stumpfsinnig nach, Maultiere springen entsetzt zur Seite und Ziegen beschnuppern scheu unsere Last. Wir gehen die Grashänge gerade hinauf, bis der Steig wieder deutlich nach Norden leitet. Zerborstene Karrenfelder und grobe Blöcke bilden den Grund. Wir übersteigen einen letzten kleinen Wall, und vor uns liegt ein runder Teppich von frischem Grün. Auf schiefrigem Grund plätschert ein Bach an dem Schweigen der Hütten vorbei: Vogella! (vier Stunden von Sixt).

Schweres Grau senkt sich vom Himmel über die Berge. Der Tenneverge taucht in die Wogen der Wolken. Dann wälzt sich die Masse über die Chaîne des Rosses und reißt dem Mont Ruan den blinkenden Firn vom Haupt. Nur die Gletscher recken noch ihre blauen Krallen gegen den Frieden des Tales.

Da werfen wir unsere Säcke in einen der leeren Ställe und folgen dem Bache nordwestlich hinauf. Der Mont Ruan bleibt uns für morgen. Ein Querriegel hemmt unseren Blick. Dann schauen wir staunend in den Kessel des Lac de la Vogella. Sein Wasser umplätschert eine große Scholle von blauem Eis und nagt mit leisen Wellen an den Ufern aus weißem Firn. Unsere Spur durchschneidet am südlichen Ufer die Einsamkeit des Schnees. Jenseits werfen die Dents Blanches dolomitene Zacken auf. In weiter Schleife erreichen wir südwärts wandernd über steile Karrenfelder den Pic de la Vogella, <sup>1)</sup> 2665 m.

Der schmale Grat des Gipfels hebt uns in den Nebel hinein. Nur tief zu Füßen leuchtet matt der Glacier de Foilly herauf und jenseits zeigen Pointes Bellegarde und des Avoudruz ihre dunklen Silhouetten. Fern über dem Col de Sagerou fressen sich die krummen Zähne der Dents du Midi durch die wehenden Wolkenlappen. Alles andere ertrinkt in dem Grau.

Ich liege auf dem Rücken und sehe dem Ziehen der Wolken zu. Wie die großen, grauen Ballen die kleinen verschlingen; wie an anderer Stelle die dichten Vorhänge zu zarten Fransen zerreißen, von denen luftige Schleier fallen, die an den düsteren Felsen zerwehen. Auf einmal klafft mir zu Häupten ein Riß, der einzige, der den Himmel zeigt. Nach rechts und links fliehen Wolkenkulissen zurück, die sich zum grauen Kreise schließen, um ein tiefes, leuchtendes Blau. Und mitten auf diesem blauen Grunde in grauem Rahmen schwimmt ruhig und klar eine blendend weiße Firnkuppel in rätselhafter Höhe. Ein Schauer von Schönheit streift unsere einsame Klippe. Alle die andren Höhen verhüllen in Ehrfurcht ihr Antlitz. Allein der Weiße Berg hebt sein neuschneeschilderndes Haupt hoch in den grauen Tag.

Die Nebel wehen über uns her. Wir aber eilen freudigen Herzens zu den Hütten hinab, voll Zuversicht für den kommenden Morgen, nach solchem Gruß.

Am Abend stieg ich noch einmal den Wall hinauf, welcher die Hütten vom Tale scheidet. Tief aus dem grünen Grund hebt sich die graue Mauer des Fer-à-Cheval, welche die erste Terrasse trägt. Leise rauschen die Wasserfälle. Noch zweimal wirft sich die Wand darüber auf, mit silbernen Ketten behangen. Hoch oben, zwischen die Zinnen gelagert, liegen die weißen Gletscher. Der Glacier du Prodzon läßt seine zerfetzten Zungen in düstre Schluchten hängen, triefend von schmelzendem Eis. Langsam klettert die Dämmerung hinauf und verhängt die Kaskaden mit schwarzen Tüchern. Von oben her senken die Wolken sich tief auf das Felsenrund. Die Nacht ist gekommen. Lauter reden die Stimmen

<sup>1)</sup> Robert Perret nennt diesen Gipfel, im Gegensatz zu dem „Gulde de l'Ascensioniste“, Pointe Rousse des Chambrea.

des Wassers. Wir wissen nicht, was sie erzählen. Nur eine tiefe Traurigkeit weht mit dem Liede herüber. Wir reden mit den Bergen wie zwei, die sich lieben und doch nicht verstehen, und ringen Tag um Tag in Kampf und Gefahr um das ewige Rätsel.

Am nächsten Morgen (18. Juli 1906) lachte das Licht durch die Ritzen der Steine. Wir verließen gern unser hartes Lager, das nackte Balken gebildet hatten. Auf zwei Melkschemeln sitzend, die zusammen drei Beine besaßen, sahen wir dem Werden einer köstlichen Schokolade zu. Dann stiegen wir über Schutt und Schneeflecken zum Col de Sagerou (1 St. 45 Min.) empor.

In Licht gebadet lagen die Berge. Wo war der düstre Zug von gestern! Die spiegelnden Firne warfen sich Ströme von Strahlen zu, und flimmernde Glut umspielte die grauen Häupter der Höhen. — Ein düsterer Abend ist wie ein Abbild des ewigen Endes. Ein junger, leuchtender Morgen lacht wie zuversichtliche Hoffnung in das leichtgläubige Herz. Jeder Schritt ist wie ein Versprechen und die strahlende Kappe des Gipfels winkt wie Erfüllung der letzten Träume. So spielen Wolken und Sonne mit unsrer Stimmung.

Auf der Höhe des Passes, 2400 m, hielten wir träge die erste Rast. Als ich mich über die jähe Nordflanke beugte, sah ich einen Mann, dem sein weißer Bart um die Schultern wehte, gewandt die steilen Schieferhänge erklimmen. Seine Gefährten hatte er weit überholt. Ich ging ihm ein paar Schritte entgegen; da reichte er mir die Hand zum Gruße: „Nous sommes tous des amis dans la montagne!“ Ich hab ihm dies Wort bis heute nicht vergessen. Wie fern und rührend klingt dieser Gruß in einer Zeit, die zur Buße ihrer Erschließersünden verdammt ist, sich Geschichten von der „Familie Ekel“ zu erzählen! Ich bin egoistisch genug, um dankbar zu sein, meine Berge um Sixt gekannt zu haben, ehe unter den Fenstern der Abbaye die Eisenbahn pfeift und die Hütte an der Stelle steht, wo ich gestern abend träumte. Und da ich mich einmal verleiten ließ, als inkonsequenter Mensch von diesem verlassenem Alpenwinkel zu erzählen, sei auch das letzte gesagt: Hundert Schritte östlich über den Chalets de Vogella ist der gegebene Platz für die künftige „Cabane du Sagerou“. Wenn sie dort einmal steht, werden die Touristen in Scharen kommen und neidvoll in diesen dann vergilbten Blättern lesen, daß jener alte Mann der einzige Mensch gewesen ist, dem ich je auf den Bergen des Fer-à-Cheval begegnet bin. Drüben freilich, in Barberine, mußte ich einmal mein Hemd in kalter Nacht im Freien wechseln, denn die Klubbhütte beherbergte — ein Damenpensionat. Das Abenteuer lockte die jungen Mädchen hinauf, doch das harte Lager zerstörte die schönen Träume. „Nie wieder!“ gestand mir am nächsten Morgen die Eine. Ich aber lachte mir eins in der Einsamkeit des „versant français“.

Mit herzlichen Worten trennten wir uns von dem Alten und querten <sup>1)</sup> in gleicher Höhe den südlichen Hang des Grates nach Osten. Unter der Tour de Cluzanze (Petit Mont Ruan) wandten wir uns nach Süden. Ein jähes Schneefeld zeigte die Reste von Triten. An einer Stelle wurde die Neigung so stark, daß die Hüfte den Firm berührte. Hier erreichte die Spur ihr Ende. Herr Ranneau, der Wirt in Sixt, hatte mir erzählt, zwei führerlose Herren hätten die Ersteigung des Ruan vor einigen Tagen vergeblich versucht. Verriet diese redende Trasse die Geschichte der gescheiterten Expedition? — Wenig später erreichten wir über Geröll die Felsbank, welche den Glacier du Mont Ruan français <sup>2)</sup> nordwestlich begrenzt. Glat geschliffenes Gestein brachte uns auf den Gletscher hinunter, den wir nach Osten überschritten, um den Beginn der markanten Schneerinne zu erreichen,

<sup>1)</sup> Es ist mehr zu empfehlen, dem Kamme zu folgen.

<sup>2)</sup> Ich unterscheide die beiden Glaciers du Mont Ruan nach Analogie der beiden Glaciers de Blonassay in der Mont-

blanc-Kette durch die Zusätze „français“ u. „suisse“. Der schweizerische Ruan-Gletscher streicht vom Col de la Tour Sallière in die Vallée de Cluzanze hinab.

welche durch die schwarze Felswand zum Südgrat<sup>1)</sup> hinaufleitet. Zwei breite Spalten versperrten den Eingang zum Couloir. In listiger Schleife umgingen wir sie rechts und links. Dann stampften wir mühsam die steile Rinne hinauf. Im unteren Teil schlug ich die Stufen leicht mit dem Nagelschuh. Im oberen Drittel verlangte mein Pickel sein Recht. Dann eilten wir über sanfter werdenden Firn zum Grate hinauf. Das Weitere war ein Spazierweg. Zwei kleine Türme ließen sich leicht nach links umgehen. Dann führte uns der schärfer werdende Kamm des Grates über den Westgipfel, 3047 m, zum Hauptgipfel, 3067 m.

Wolken zogen über die Chaîne du Montblanc zu uns herein. Aber unverhüllt zeigte sich nördlich zu unseren Füßen der schillernde Bruch des Glacier du Ruan suisse neben dem jähren Firnspiegel der „Grande Pente“, über die wir zwei Wochen später die benachbarte Tour Sallière erreichten (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1907, Nr. 6).

Der Abstieg nach Süden<sup>2)</sup> (Abb. 8, S. 118) machte uns wenig Sorge. Die Felswand über dem Glacier des Fonds schien uns nahezu überall gangbar zu sein. So kletterten wir gerade hinab, bis uns ein gutes Band, die „Vire aux Loups“, im Verein mit einem zweiten, tiefer gelegenen, schräg abwärts nach rechts in die seichte Randkluft leitete. Die zahlreichen kleinen Spalten des Gletschers konnten uns nirgends den Weg versperren. Ein starker Regenschauer jagte uns über steile Schrofen ins Tal der Eau Noire hinab nach Barberine.

**DER PIC DE TENNE-  
VERGE, 2990 m □ □**

I. Über Pané und Col de Tenneverge. Von dem Pic de Tenneverge sprechen, heißt eines Mannes gedenken: Sir Alfred Wills. Zu einer Zeit, als noch kein Franzose über den Plan des Lays hinausgekommen war, erstieg der Engländer über den Pané und die Traverse des Moccand-Kreuzes den Pic. Und damit nicht genug. Ein Jahr darauf fand er die Anstiegsroute vom Sagerou aus.<sup>3)</sup> Wer einen Blick auf die Karte tut, wird über die Kühnheit des Entwurfes staunen, den Berg von dem eine Meile nördlich gelegenen Paß zu erreichen. Für die ganze Chaîne des Rosses ist dazwischen Raum. Drei Gletscherbecken verschiedener Höhe wollen überschritten sein, ehe die morschen Felsen des Gipfelkopfes zum Steinmann führen. Dieser Weg ist bis heute das schönste „high level road“ in den Bergen des Giffretales geblieben.<sup>4)</sup>

Grundverschieden ist die andere Route. Steilste Rasenhänge, schuttbedeckte Terrassen, düstere Wände und Schluchten treten an Stelle von weißen Gletschern und schneeerfüllten Rinnen. — So bilden die beiden Flanken des Berges „im kleinen ein glänzendes Übungsfeld der gesamten alpinen Technik: Wände erklettern, Spalten übersetzen oder umgehen, Firnfelder traversieren, durch steile Rinnen auf- oder absteigen, Rasenhänge von ungewöhnlicher Neigung erklimmen — mit einem Wort, fast alle Eigenarten der Alpen findet man hier vereint.“<sup>5)</sup>

Und wichtiger noch ist dies: Es gibt keinen schöneren Berg im Ringe des Fer-à-Cheval als den Pic de Tenneverge. Wer ihn von Sixt<sup>6)</sup> gesehen, erwartet viel von ihm und weniger als der Berg zu geben hat. Doch will seine Gunst auf weiten Wegen erworben werden. Nur wer die Bequemlichkeiten einer Klubbütte oder des Hôtel du Fer-à-Cheval entbehren mag, findet die Möglichkeit, den langen Anstieg<sup>7)</sup> in zwei geringe Tagesmärsche zu teilen.

<sup>1)</sup> Genauer: Südsüdwestgrat.

<sup>2)</sup> Die gewöhnliche, leichtere Route von Barberine führt von der Nordwestecke des Glacier des Fonds über Schneefelder und Schrofen zum Westgipfel hinauf.

<sup>3)</sup> Siehe den Anhang: Zur Erstelungsgeschichte der einzelnen Gipfel.

<sup>4)</sup> Mit einem Schläge wurden durch diesen Weg die Berge

vom Ruan zum Tenneverge für das Tal von Sixt erschlossen. Denn alle Gipfel dazwischen sind dieser Route dienbar.

<sup>5)</sup> Wills: Annuaire du C. A. F. IX, S. 473.

<sup>6)</sup> Den Pic de Tenneverge von Barberine aus (in 4 Std.) zu besteigen, ist eine Versündigung an dem Berge.

<sup>7)</sup> Von Sixt über den Col du Sagerou etwa 11 Std.; über den Col du Tenneverge etwa 9 Std. 30 Min.

In solchem Wunsche beschlossen wir, ein Nachtlager in der „cabane du berger“ auf den Weiden des Col du Tenneverge zu beziehen, als wir am Vormittag des 2. Juli 1906 das Gasthaus in Sixt verließen.

In reicher Fülle gossen noch die Kaskaden ihr Silber über die Wände aus, als wir im Grunde des Fer-à-Cheval rechts<sup>1)</sup> an dem Kreuze von Pellys vorbei nach Frenalay eilten (1 St. 40 Min.). Kleine Steige, die sich später im Geröll verloren, führten durch buschigen Wald zu den Schuttmassen unter den Wänden des Fer-à-Cheval. Der lange, gerade Streifen der Cascade de la Méridienne wies uns den Weg zur Höhe. Verschiedene Geröllrinnen mußten wir queren, ehe wir unter dem berühmten Pané (Pas-Né = Pas Noir) standen, der schwachen Stelle der Wand (50 Minuten).<sup>2)</sup>

Wer am Fuße des Wasserfalles das Bachbett überschritten hat, schaut, gegen den Berg gewendet, in ein seichtes Couloir hinein, dessen Boden von dunklem, gebanktem Fels gebildet wird. Dies ist der Pané im engeren Sinne. Die abwärts geneigten, grifflosen Stufen führen den sicheren Bergsteiger unschwer zur Höhe. Ungeübte Touristen haben Gefahr und Schwierigkeit dieser Stelle in grellen Farben gemalt. In der Tat ist die Rinne steingefährlich. Wir haben es selbst erfahren (am 20. Juni 1905) und seitdem stets eine andere Variante gewählt, die manchem weniger gefallen wird: Wer der schuttbedeckten Terrasse am Fuße der Rinne nur wenige Schritte nordwestwärts folgt, blickt links über die erste der lotrechten Wände in den Grund des Fer-à-Cheval hinab. Zur Rechten steigt ein breiter Rücken,<sup>3)</sup> der sich nach oben kegelförmig zusammenschnürt, in wachsender Neigung zu einem felsigen Köpfchen an. Hier beträgt die Neigung des Hanges, der nur spärlichen Rasenbüscheln Nahrung zu geben vermag, mehr als 70°.

Auf dieser Variante des Pané spiegelt sich ein kleines Stückchen meines alpinen Werdeganges, das ich für lehrreich halte. Ich habe diese Stelle dreimal in drei verschiedenen Jahren im Auf- oder Abstieg begangen. Das erste Mal benutzten wir Seil und Steigeisen; das zweite Mal verzichteten wir auf das Seil und stiegen schließlich in sorgloser Unterhaltung ohne Seil und ohne Eisen den Hang empor. Aus dieser und mancher anderen Erfahrung habe ich mir eine These zurechtgemacht: Die Eisen gehören aufs Eis. Sie sind ein Erfordernis auf jedem zerklüfteten Gletscher,<sup>4)</sup> gleichgültig welcher Neigung. Sie leisten gute Dienste auf jedem steilen Hang aus hartem Firn oder Eis. Auf Gras benutzt sie ein guter Steiger nur ausnahmsweise, d. h. wenn Neuschnee die Büschel verdeckt, oder wenn der Boden gefroren ist. Auch Rasenhänge von 70° lassen sich gut in Nagelschuhen bewältigen.<sup>5)</sup> Wird die Neigung der Wand so groß, daß ihr Boden nur vereinzelte Schöpfe ernährt, dann zeigt sich wahrhaftes Können auf solchem Terrain.<sup>6)</sup> Der steigeisenbewehrte Fuß des Anfängers raubt mit stählernen Zacken den spärlichen Büscheln den letzten Halt. Dem Nachfolger hüpfen die

<sup>1)</sup> Man kann auch, etwa 10 Minuten lang, dem Wege links in den Fond de la Combe folgen, um dann gerade zur Cascade de la Méridienne hinaufzusteigen.

<sup>2)</sup> Wie ich bei meinem letzten Aufenthalt in Sixt (September 1906) erfuhr, will die Gemeinde einen Weg in die Felsen sprengen lassen, der in direktem Anstieg die Pâraiges de Tenneverge, ohne den Umweg über den Pané, zu erreichen erlaubt. — Man kann übrigens den Pané vom Fond de la Combe aus umgehen, wenn man den Pfadspuren zum Chalet de Prodson aufwärts folgt, das auf der grünen Terrasse gegenüber den Chalets de Boré gelegen ist. Vor der „Rigole“ trifft dieser sehr viel weitere Weg mit dem über den Pané zusammen.

<sup>3)</sup> Er begrenzt das Couloir des Pané orographisch rechts.

<sup>4)</sup> Besonders für den Alleingänger, der nur mit Steigeisen die Möglichkeit hat, sich aus einer Spalte durch Stammen

zu retten.

<sup>5)</sup> Hänge, deren Neigung 75° übersteigt, nehme ich aus. Solche Neigungswinkel kommen überdies äußerst selten und nur auf kurze Strecken vor.

<sup>6)</sup> Soweit mir ein Urteil zusteht, sind die Rasenwände des Allgäus im allgemeinen leichter zu begehren, als die Grasflanken Nord-Savoyens. Die fruchtbaren Hornsteine Bayerns erzeugen auch dort, wo der nackte Fels ansteht, noch dichte Büschel, während die morschen Liaskalke im Faucigny häufig bloße Flanken bilden, deren völlig verwitterte Oberseite höchstens einzelne Büschel trägt. Jedenfalls erfordert die erwähnte Variante des Pané größere Felsicherheit als der gewöhnliche Weg auf die Hofats. Man vergleiche die Hofats auch mit ihrem Abbild in der Chaine de Taninges, dem Roc d'Enfer.

erdigen Graskugeln in Scharen entgegen, die ihm als sichere Stufe gedient haben würden.

Das Geheimnis, Rasenschöpfe zu benützen, die man mit leichtem Griff aus der Erde zu reißen vermag, ist dies: Der Nagelschuh wird zwei fingerbreit oberhalb des Büschels gegen den Hang gekantet. Das spärliche Grün dient nur dazu, den Fuß, dessen volles Gewicht auf dem Hange ruht, vor dem Abgleiten zu bewahren.

Der Anfänger soll die Eisen um seiner Sicherheit willen benutzen. Doch möge er nicht vergessen: Stilvolles Steigen schließen sie aus, im Gras nicht weniger als im Fels. — Wir reden so viel vom „Stil“ des Schneeschuhläufers, doch leider nie vom Stil des Bergsteigers. „Stilvoll“ heißt in unserem Falle: elegant bei geringstem Aufwand an Kraft. Das Zweite folgt aus dem Ersten. Wer leicht und sicher über spärliche Rasenschöpfe steigt, ohne Tieferstehenden die Erde durchbohrter Wurzeln ins Gesicht zu streuen, bringt auch in die einförmige Technik der Graswände Stil. Und Stil ist die höchste Vollendung der technischen Seite des Sportes.

Über dem kleinen, felsdurchsetzten Kopf beginnt eine zusammenhängende Rasendecke etwas geringerer Neigung, die feste Fußgelenke erfordert, aber keinerlei erste Schwierigkeit bietet.<sup>1)</sup> Die verstreuten Blöcke auf der Höhe des Hanges (1 St. 30 Min.) boten uns Gelegenheit zu willkommener Rast. Eine düstere Schlucht, deren Wasser den Fall am Fuße des Pané bildet, trennte uns von der großen Terrasse, die als breiter Gürtel den Pic umschließt. Die „Rigole“,<sup>2)</sup> ein schmales Band aus schwarzem, blättrigem Schiefer, leitete leicht hinüber. Nun standen wir unter den prallen Wänden, die von den phantastischen Türmen gebildet werden, welche den Grund des Tales bedrohen. Das Wasser, das die Kaskaden bildet, hat mehrere tiefe Rinnen, die „Guras (= gorges) de Tenneverge“, in die Terrasse eingerissen, die den Beginn der Weiden des Col zu erreichen erlaubt (1 St. 15 Min.). Eindrucksvoll ist der Quergang auf diesem geneigten Riesenbände über den Mauern des Fer-à-Cheval.<sup>3)</sup> Zur Rechten ruht der Blick auf dem freundlichen Tale von Sixt; links steigen die grauen Wände auf, von düsteren Schluchten zerrissen, welche die Trümmer des Berges zu Tale senden.

Endlich betreten wir die mageren, zum Teil noch im Schnee vergrabenen Feldeben, die uns in sanftem Anstieg zur ärmlichen Hütte des Hirten führten (etwa 6 St. 30 Min. von Sixt).

Die „Pâturages de Tenneverge“ sind in ein breites Hochtal gebettet. Nach Osten verlieren sie sich in dem Schutt des Passes, der sie vom Barberine-Tal scheidet. Im Westen endigen sie wie abgeschnitten über dem Fer-à-Cheval. Da der Pané und die Guras für Kühe nicht gangbar sind, senden seit alter Zeit die Bewohner des Schweizer Dorfes Salvan ihre Herden hier herauf, obwohl die Weiden ganz auf französischem Boden liegen.

„Vor langer, langer Zeit — Jahrhunderte mögen vergangen sein — da brach ein schreckliches Unwetter über Hirt und Herde herein. Unmöglich war es, sich auf der Höhe des Passes zu halten. Mensch und Tier hätte der Sturm wie dürres Laub entführt. Steine selbst raffte er auf und trug sie im Fluge davon. Regenschauer peitschten die Erde. Die Hirten trieben ihr Vieh vor sich her, um es im Schutze der Hänge in Sicherheit zu bringen. Doch aus der Tiefe des Tals stieg wie aus brodelndem Kessel unaufhörlich grauer Dampf, der bald wie

<sup>1)</sup> Um ein objektives Bild zu geben, führe ich ein andres Urteil über diesen Rasengang an: „certains passages... frisent l'impossible.“ Annuaire du C. A. F. XXI, S. 110. Doch war der betreffende Tourist mit der Behandlung solchen Terrains nicht vertraut, wie aus den unmittelbar folgenden Zeilen hervorgeht.

<sup>2)</sup> Auch Traversée de la Croix Moocand genannt, nach

einem kleinen Kreuze, das hier in den Fels gemeißelt sein soll.

<sup>3)</sup> Ich stelle zwei Urteile über diese Traversée einander gegenüber. Dem ersten stimme ich bei. „... un passage sans danger, mais d'un aspect aussi formidable.“ (Wille.) — „Le motard glissade serait mortelle.“ (A. Guéry.)

eine Lage von Watte das Tal erfüllte und seine Tiefen verbarg. Die Oberfläche des Nebelmeeres sah wie die natürliche Fortsetzung der Weiden aus. So glaubte die Herde in ihrer Angst, festen Boden vor sich zu haben und jagte hinein. Keines der Tiere ward jemals wiedergesehen.

Ratlos standen die Hirten. Sollten sie heimgehen ohne die Herde? Daran war nicht zu denken. Sie wären gesteint worden. Die Sitten waren rauh in der alten Zeit. Das einzige blieb: die Flucht. In einem Walde verborgen, bauten sie Hütten und ließen heimlich ihre Frauen kommen. — So geschah es, daß Hirten aus Salvan die Gründer des Dorfes Salvagny (bei Sixt) wurden. Noch heute heißt dort manche Familie „Mojonier“, ein Name, der in der Sprache des Landes der „Rinderhirt“ bedeutet.“<sup>1)</sup>)

Die Weiden lagen verlassen. Schneefelder zeichneten weiße Figuren mit seltsam wirren Linien auf den grünen Grund. Große graue Blöcke bohrten sich durch die Bilder. Nebelfetzen hingen an den schwarzen Schieferflanken der Feniva. Wasserfälle stürzten träge über die Wände des andern Ufers. — Ein Nachmittag, an dem die Gräser und die Steine schlafen . . .

Allmählich richteten wir uns für die Nacht in der dürftigen Hütte<sup>2)</sup> ein. Das Innere ließ sich nur kriechend gewinnen. Geruch von modernem Grase schlug uns entgegen. Den schüchternsten Versuch, sich aufzurichten, strafte ohne Nachsicht das niedrige Dach. Dafür war es aber von außen als Bank zu benutzen. Für das Inventar, eine Steinplatte an Stelle des Herdes und einen zerbrochenen Pfeifenkopf, hatten wir keine Verwendung.

Der Abend kam. Die Silhouetten der Felsen verschwammen im Dunkel. Einzelne Sterne streuten glitzerndes Gold in die Wellen des Baches. Ein leiser Wind trug klagende Stimmen von der Höhe des Passes über die Weiden.

Dem Hirten, der wochenlang allein in der Hütte lebt, ihm werden die Stimmen des Abends zum Wort. Er gibt es weiter an andere, die nach ihm kommen und Neues erlauschen. So bauen viele Jahre und Geschlechter an seltsamen alten Geschichten, die in solchen Stunden zur Wahrheit werden. Alle Dinge verändert das Dunkel: Die großen Blöcke beginnen zu schwanken, und schemenhafte Gestalten schweben über dem Schnee. Der klagende Mund des Windes spricht deutlich zu dem Bach, der immer nur eine Antwort weiß. Da wird uns die Ahnung gewiß: Wir sehen die Weiden zum erstenmal. Die Landschaft im groben Lichte des Tages war nur ein Spiegelbild. Die Nacht erst entschleiert die Wirklichkeit. Und der Hirt sinnt dumpf vor sich hin: Es gibt doch Schätze unter dem Stein. Er fühlt noch einmal die Spannung des Ahnen, dem ein fremder, vornehmer Herr vor langer Zeit die Stelle verriet: Dort unter dem riesigen Block, der keinem Pulver und Brecheisen weicht, dort sollte es sein. Nur Schweigen ward ihm auferlegt, was er auch sehen würde. Müheles hob er mit dem Hirtenstabe den Fels: Einer Schlange zusammengerollter Leib erschien, mit Augen so funkelnd und groß wie die glühenden Kohlen der Schmiede drunten im Dorf. Ein Angstschrei entfuhr dem Armen — da fiel mit dumpfem metallischem Klang der Block in die alte Lage zurück. So liegt er noch heutigen Tages.

Solche Märchen blühen in der Seele der Hirten auf als ewiges Sinnbild des Menschen, der betend die Arme zum Berge erhebt: Gib mir Gold und Glück . . .

Am andern Morgen stiegen wir die Schutthalden zum Col de Tenneverge, 2486 m., hinauf. Wir hätten den Pic auch unmittelbar von der Hütte aus durch die Couloirs der Südsüdostflanke<sup>3)</sup> erreichen können, doch der volle Tag, der vor uns lag,

<sup>1)</sup> Freie Übertragung eines Zitates im „Guide de la Vallée du Trient“ par A. Wagnon, S. 96, aus der „Revue du Dimanche“, Aufsatz von Professor Renard. (Diese Sage, die wahrscheinlich eine historische Grundlage hat, wurde

nur nahezu wörtlich von Einheimischen wieder erzählt.)  
<sup>2)</sup> Sie liegt in halber Höhe der Weiden, am rechten Ufer des Baches, unter den Wänden des Pic.

<sup>3)</sup> Weg der Erstersteiger.

erlaubte eine Erweiterung des Planes. Wir beschlossen, auch die *Pointe des Rosses*, 2967,8 m, in unsere Wege einzubeziehen. Von der Höhe des *Passes* führte uns eine breite, firnbedeckte Terrasse der Barberine-Seite zum Beginn des Ostgrates der *Pointe*, der uns über Schutt und leichte Felsabbrüche, zuletzt über ein weites Firnfeld, zum felsigen Gipfelkopf führte. (1 St. 45 Min. vom Col.)

Unser eigentliches Ziel, der *Pic de Tenneverge* (Abb. 1, S. 115) war uns durch dichte Nebel verborgen. Nur einen Augenblick lang schaute die schlanke, ebenmäßige Kuppel hoheitsvoll durch die Schleier. Ein Felsgrat verbindet die beiden Gipfel. Da die Scharte dazwischen nur durch Seilkünste zu erreichen gewesen wäre, bogen wir in die südliche Flanke aus und querten nach rechts in die Senke hinein. In geringer Steigung führte uns der Grat unschwierig weiter. Bald aber gebot uns ein großer Abbruch Halt. Ein schmales Band, von dem uns die Mündung einer seichten Schneerinne trennte, lockte in die steile Nordwand hinaus. Wenige Stufen, hoch über dem obersten Firn des *Glacier du Tenneverge*, genügten, das Band zu gewinnen. Verschiedene kleine Überhänge beengten den schmalen Pfad. Dann führten uns völlig vermorschte, aber nicht schwierige Felsen zum Grate zurück, über den wir den nahen Gipfel erreichten, 2990 m.

Schon am Beginn des Bandes hatten die Nebel uns eingeschlossen. So ward uns nur ein kurzer Tiefblick in das Tal des *Giffre* gegönnt. Fern hinter Büschen und Wäldern grüßte der weiße Kirchturm von *Sixt*.

Auf gleichem Wege gewannen wir wieder die Scharte und strebten von hier über steilen Firn und Geröll zum *Col de Tenneverge* hinab. Der kleine, felsige Kopf, dessen Höhe die *Siegfriedkarte* mit 2756 m angibt, blieb uns zur Linken. Eine alte Spur im Schnee wies den Weg nach Barberine hinunter. Wir querten nach Osten<sup>1)</sup> zum Grate der *Taureaux*, 2597 m, bis eine deutliche Trasse das Firnfeld erreichen ließ, das unter dem nördlichen Grat der *Feniva* ruht. Eine weite Schleife nach links führte uns endlich zur Hütte am anderen Ufer des Tales hinüber (1 Stunde vom Col). Noch am Abend des selben Tages klapperten unsere Schuhe über die holzgeplasterten Straßen von *Genf*.

II. Von *Sixt* über den *Col du Sagerou*. Am Abend des 8. September 1909 saß ich neben zwei Hirten am Feuer in einer der *Vogella-Hütten*. Meine gastfreundlichen Wirte waren Italiener. Viele von ihnen hüten des Sommers die Schafe auf den hohen Weiden *Savoyens*. Der Winter treibt sie in die Ebenen ihrer warmen Heimat zu gleichem Geschäft zurück. Keiner von ihnen denkt daran, seine harmlose Fröhlichkeit, seine harmlosen kleinen Leiden gegen tieferen Schmerz und tieferes Glück eines höheren Lebens einzutauschen. Von Weide zu Weide und Herde zu Herde gehn ihre Tage dem Ende zu. — Ein alter Sack liefert die Lappen, mit denen sie, an Stelle der Strümpfe, den Fuß umwickeln, und das Fell des verendeten Schafes bildet die einfache Lagerstatt.

Heute schliefen die Hirten auf den harten Planken der Hütte und traten (leider!) dem Gaste die dicht bewohnte Wolle ab. Der rettende Ausweg ins Freie war durch die schnarchenden Männer verlegt. In mein Schicksal ergeben harpte ich der Erlösung durch den erwachenden Tag.

Endlich trat ich in den kalten Morgen hinaus. Die Hände in den Taschen vergraben, den Pickel unter den Arm geklemmt, stieg ich zum *Col du Sagerou*, 2400 m, auf bekannten Spuren hinauf (1 Std. 45 Min.). Zunächst war mein Weg von hier der gleiche, der uns drei Jahre zuvor (siehe oben) auf den *Ruan* geleitet hatte. Doch machte ich diesmal den kleinen (empfehlenswerten) Umweg über die *Tête*

<sup>1)</sup> Der direkte Abstieg vom *Col de Tenneverge* durch die *Fendue*, eine firngefüllte Schlucht, ist nur im frühesten Sommer von Vorteil. Bereits Anfang Juli pflügt

den Schnee ein Wasserfall zu unterbrechen, der über steilen Rassen umgangen werden kann. Ende September tritt blankes Eis zutage.

des Ottans, 2554 m, die ich in wenigen Minuten über den ostwärts steigenden Kamm erreichte. Der nun schmalere, von kleiner Stufe unterbrochene Grat fiel nur wenige Meter zum Col des Ottans, 2501 m. Eine spärliche Spur im Geröll, die uns damals der Schnee verborgen hatte, führte mich mühelos zur Felsterrasse über dem Glacier du Mont Ruan français.<sup>1)</sup>

Auf den bekannten Platten balancierte ich zum Gletscher hinunter, staunend über den veränderten Anblick des Eises. Ganze Systeme von Spalten hatte die Sonne freigelegt. Auch das Couloir du Ruan zeigte ein anderes Antlitz. Damals hatten uns gute Brücken über die Randkluft geführt, heute mußte ich auf glattem, wasserüberonnenem Fels das Hindernis links umklettern. Noch zweimal traf ich im Couloir selbst auf blankes Gestein, das die Hüfte der Hände verlangte und Abwechslung in das eintönige Stufentreten brachte. Aus dem fels-umrandeten Trichter trat ich in die Sonne hinaus, um noch unter der Höhe des Grates dem Ruan den Rücken zu kehren. Eine breite Firnterrasse führte nach Norden. Steiler ward ihre Neigung, sie zwang mich, die Nägel fest in den harten Firn zu schlagen. Dann stieg ich mit raschen Schritten zum Glacier du Prodzon<sup>2)</sup> hinab. Ein herrlicher Weg begann. In weichen Wellen brandet der Firn nach Süden gegen den Pic. Links steigen die gelben Wände der Tour des Rosses aus dem Schnee. Rechts neigen sich schillernde Seraks über den Abgrund hinaus. Durch finstere Schluchten, welche die Steilheit verbirgt, poltert das fallende Eis. Drüben, jenseits des Tales, ruht das Auge auf grünem Ufer. Dazwischen, wie eine Ahnung nur, die Tiefe des Fer-à-Cheval.

Wer drunten im Tale steht und die Flucht der Wand zu ermessen sucht, will es nicht glauben, daß dort oben endlose Hügel aus weißem Schnee in polarer Einsamkeit liegen, und der Wanderer auf der Höhe vergißt die grünen Matten und dunklen Wälder über dem silbernen Weg, den schwarze Wände umschließen.

So kam ich auf den firnüberspülten Rücken unter der Pointe des Rosses und gewann in nach Norden offenem Bogen die geröllbedeckte, schmale Terrasse, auf der wir einst eine Nacht verträumten.<sup>3)</sup> Über mir lief der glitzernde Firnhang zum Grat.

Bald stand ich (zum vierten Male) in der wohlbekannten Senke vor der Pointe des Rosses. Ihren nahen Gipfel umging ich rechts auf dem eigenartigsten Firngebilde, das mir je in den Alpen begegnet ist: Ein riesiger, windgebildeter Wall aus Schnee zieht sich halbmondförmig um die Spitze herum bis zum Beginn des Grates, der sie mit dem Pic verbindet. Kleine Wächten neigten sich gegen die Kluff, die den Sockel des Berges verteidigt. Rechts ruht der Blick auf den klaffenden Spalten des steilen Glacier du Tenneverge.

Auf der Höhe des Grates ließ ich den Rucksack liegen und wandte mich gegen den Pic. Nur der Pickel begleitete mich. Den ersten Turm überstieg ich leicht und stand dann vor dem großen Abbruch, der den Bergsteiger in eine der Flanken drängt. Aus alter Gewohnheit wählte ich das schmale Band, das die steile Nordwand<sup>4)</sup> durchzieht, obwohl es tief im Neuschnee vergraben lag.

Ein gefährlicher Gang begann. Jeder Schritt wollte errungen sein. Es war kein Stufenschlagen — ein Graben mit Pickelschaufel und Nagelschuh im tiefen Pulver-

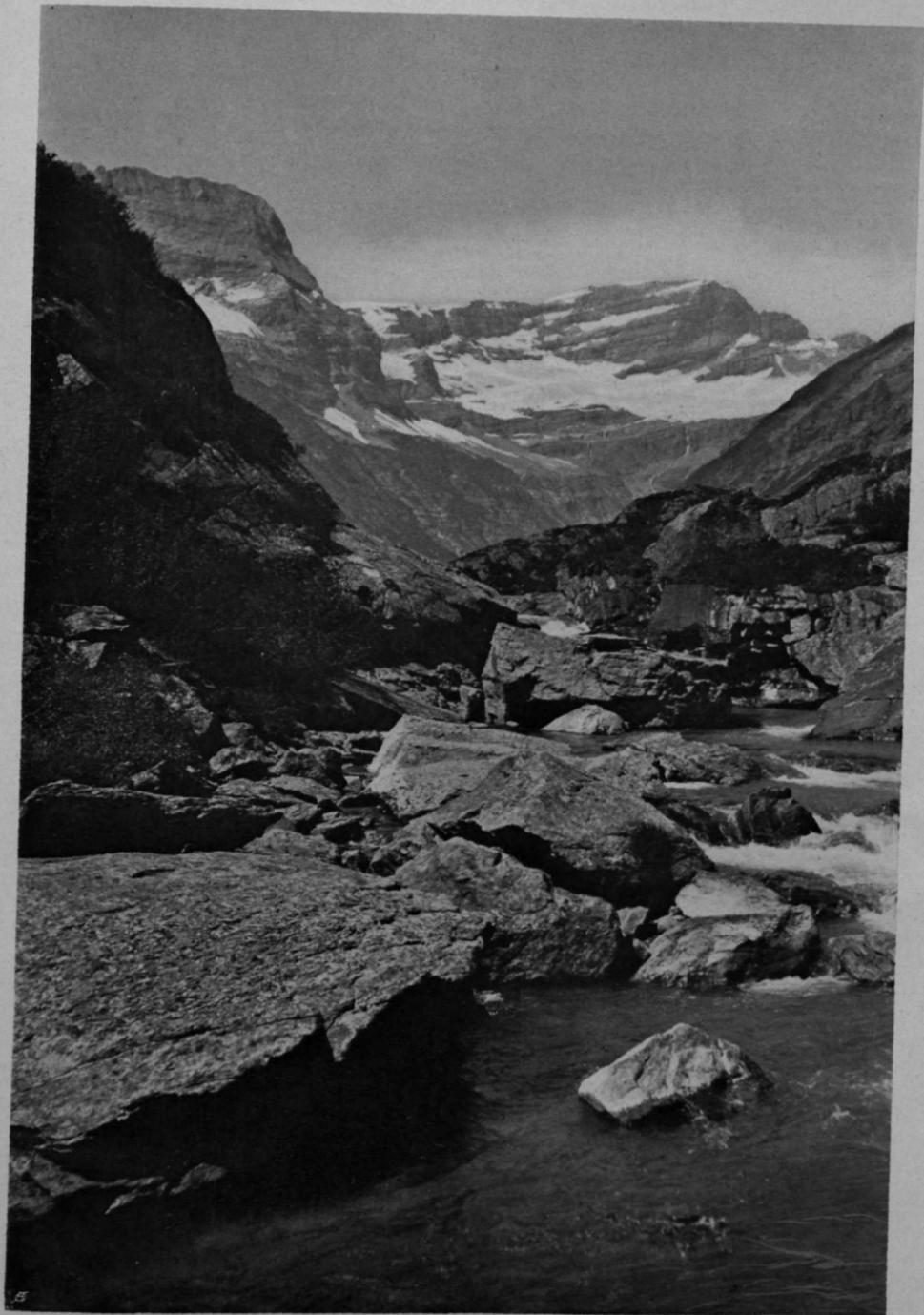
<sup>1)</sup> Ich benutze die Gelegenheit, die etwas verwirrt Nomenklatur der Gletscher im Westen der Kette Ruan-Tenneverge klarzustellen. 1. Glacier du Mont Ruan français: zwischen West- und Südgrat des Mont Ruan; das tiefestgelegene Gletscherbecken. 2. Glacier du Prodzon: der breite Gletscher unter der Chaine des Rosses; der größte der drei. 3. Glacier du Tenneverge; der schöne Hängegletscher zwischen der Nordwand des Pic und dem Felsvorsprung, der von der Pointe des Rosses nach Westen streicht. Der sogenannte „Glacier supérieur du Mont Ruan“ ist ein Teil des Glacier du Prodzon. Diese Begrenzung der

Gletscherbecken entspricht allein den natürlichen Verhältnissen.

<sup>2)</sup> Wo ich wie hier von der in der Literatur üblichen Form eines Namens abweiche (Prodzon statt Prazon), beruht dies stets auf eingehenden Erkundigungen bei der Bevölkerung.

<sup>3)</sup> Siehe den Abschnitt: Mur des Rosses und Pointe des Rosses.

<sup>4)</sup> Die Umgebung des Abbruches auf der Südseite ist leichter. Weg der Erstersteiger.



57  
Naturaufnahme von G. Zindler

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

*Eau Noire mit Mont Ruan und Mur des Rosses*

schnee. Immer kam graues Eis unter der Schicht zum Vorschein, das ich in mühsamer Arbeit von dem geneigten Gesimse lossprengen mußte, ehe der Fuß den nötigen Halt fand. Nur eine Hand konnte zumeist den Pickel führen, während die andre, an zweifelhafte Griffe geklammert, das Gleichgewicht des Körpers bewahren mußte, den einzelne Überhänge der Wand bedenklich nach außen drängten. Nur selten habe ich in solchem Maße erfahren, wie Vereisung und Neuschnee erschwerend wirken.

Ein wenig früher als vor drei Jahren erzwang ich deshalb über verschneite brüchige Felsen den Aufstieg zum Grat und erreichte den runden Rücken des Gipfels, <sup>1)</sup> als neidische Nachmittagsnebel die grauen Vorhänge ringsum schlossen.

Mein Harren ward nicht belohnt. Auf gleichem Wege stieg ich hinunter und fuhr von der Scharte über steilen Firn in der Richtung zum Col de Tenneverge ab. Ein breiter, vereister Streifen verlieh mir eine Geschwindigkeit, die mehr war, als ich begehrte. Die energisch verkanteten Sohlen gaben mir schnell die Herrschaft über die Fahrt zurück.

Auf bekannten Wegen trabte ich hinunter nach Barberine. Wolken ballten sich mir zu Häupten und gossen den Regen auf mich herab, sobald ich über die Weiden schritt. Wasser strömte vom Dach der Hütte, und Neuschnee verwehte droben die einsame Spur.

VOM BUET, 3109 m, ZUM  
CHEVALBLANC, 2833,5 m

(Abb. 2, S. 115.) Viel schöne Pläne und die ganze Begeisterung, die ein langer Winter in einem Bergsteigerherzen aufzuspeichern vermag, hatten wir zu einem Biwakplatz am Col de Sagerou vier gute Stunden weit von Sixt hinaufgetragen, um andren Tags die Rosses-Kette nach Barberine zu überschreiten. Doch ein mißgünstiges Wetter ließ seine Blitze die ganze Nacht blendend durch das Gewebe der Schlafsäcke leuchten und trostloser Regen peitschte uns am nächsten Morgen hinab. Noch waren unsere Joppen nicht getrocknet, als wir in der Mittagsnitze des 8. August 1907 das Hôtel du Fer-à-Cheval wieder verließen, um noch am gleichen Tage den Mont Buet zu ersteigen, und auf seinem Gipfel das zweite freiwillige Biwak des Jahres zu beziehen. Für gewöhnlich werden die zwei Stunden höher gelegenen Chalets des Fonds als Ausgangspunkt benutzt. Um keinen Tag zu verlieren, verzichteten wir auf diese Erleichterung. Vor allem aber schien es uns verlockend, auf einer Aussichtswarte, deren Ruhm nahezu anderthalb Jahrhunderte zurückreicht, eine Nacht zu verbringen. So folgten wir denn zunächst dem Saumpfad zum Col d'Anterne, der im Verein mit dem Col du Brévent einen bequemen und an großartigen Ausblicken <sup>2)</sup> reichen Übergang von Sixt nach Chamonix <sup>3)</sup> vermittelt.

Die Sommersonne webte blaue Dunstschleier um die Kuppel des Pic de Tenneverge. Schwach leuchtete der weiße Strich der Cascade de la Méridienne herüber, deren Silber vereint mit dem der vielen andren Fälle durch die Giffre-Brücke rollt, über die uns eine Wegtafel wies.

<sup>1)</sup> 7 St. 30 Min. von den Chalets de la Vogella.

<sup>2)</sup> Siehe unter andern die schöne Einleitung zu Charles Duriers klassischem Werke „Le Mont-Blanc“.

<sup>3)</sup> Es sei erwähnt, daß der schönste, wenn auch nicht kürzeste Weg von Genf in das Arveval über Sixt führt. Abgesehen von dem Col d'Anterne, 2263 m, (von Sixt nach Chamonix etwa zehn Stunden) seien besonders die folgenden Routen empfohlen: 1. Tag: Von Genf (Molard) mit der elektrischen Straßenbahn (oder von der Gare des Eaux Vives mit der Vollbahn „P. L. M.“) nach Annemasse. Von hier Kleinbahn (3/4 Stunden) nach Samoëns und 6 km Fabstraße (Wagen) nach Sixt, 757 m. Hinauf zu den (1 1/2—2 Stunden) Chalets des Fonds, 1381 m. 2. Tag:

Plan de Léchaud, Mont Buet, 3109 m. Hinab über den Col de Salenton in die Vallée de la Dioss und mit Benutzung der „roule muletère“ über den Col du Brévent, 2461 m, (und Brévent, 2525 m) nach Chamonix. Durchweg leicht. Schwieriger und großartiger ist der folgende Weg: 1. Tag: Genf—Sixt—Chalets de Vogella, 1684 m. 2. Tag: Col de Sagerou, 2400 m, — Pic de Tenneverge, 2980 m, — Col de Tenneverge, 2486 m, — Cabane de Barberine, 1879 m. 3. Tag: Über den Grand Perrot, 2677 m, nach Valorcine, 1212 m, und mit der elektrischen Bahn nach Chamonix. Wer es eilig hat, geht noch am zweiten Tage über den Col de la Crucifix nach Finhaut oder über den Col du Passet nach Châteldard.

Eine breite Straße führt über die verstreuten Gehöfte von Maison Neuve nach dem Dorfe Salvagny am rechten Ufer des Giffre-Bas. Auch in dem weit ausgedehnten Geröllbette des Nant-Sec wird der Weg leidlich instand erhalten, bis im kommenden Frühjahr der ungestüme Wildbach wieder mit vollen Armen die Trümmer des Grenier de Commune über die Werke der Menschen streut.

Mit wohltuender Kühle empfing uns der Wald von Soret oder Grands-Joux, durch den der sanft ansteigende Saumpfad schräg aufwärts leitet. Bald öffnet sich rechts über dem waldigen Talgrunde der Blick auf die Cascade du Rouget,<sup>1)</sup> den schönsten der drei Wasserfälle (Pleureuse und Soffa), durch die das große Sammelbecken der Pâturages de Sales seine Fluten dem Petit-Giffre zuführt. Tief aus dem Dunkelgrün der Wälder stürzt sich der weiße Gischt auf eine felsige Terrasse hinab. Diese spaltet den Fall in zwei Arme, welche in erneutem Sprunge den Talgrund erreichen. Wo das schäumende Wasser am Felsen zerschellt, weht es als weiße Wolke langsam das Tal hinauf.

Weiter steigt der Weg durch den Wald, an den Chalets des Frassettes vorbei, zum Fuße des Felsens, auf dessen Höhe sich Sir Alfred Wills, der bekannte Bergsteiger und Gründer des Alpine Club, eine Sommerwohnung errichtet hat. Oft haben unsere neidvollen Blicke auf dem freundlichen Dache des Schweizerhäuschens geruht. Nach kurzen Kehren betreten wir die Weiden „Im Grunde“. Zahlreiche Hütten liegen auf dem Plane verstreut. Links öffnet sich der Blick in den Cirque des Fonds,<sup>2)</sup> ein bescheidenes Gegenstück zu dem grandiosen Amphitheater von Sixt. Zahlreiche Wasserfälle beleben auch hier das Grau der Wände. Bald sitzen wir an dem rohen Holztisch vor der letzten Hütte des Weilers, die in eine bescheidene Herberge verwandelt ist. Ein Mast mit Tafel und Flagge macht sie dem Wanderer kenntlich. Alte Bekanntschaften mit Menschen und Hunden werden erneut, und die biedere Wirtin antwortet mir wie gewöhnlich auf meine Frage, was es zu essen gäbe: „Ce que vous voudrez“, als ständen ihr Küche und Keller eines Grand-Hôtel zur Verfügung. Doch daß wir diesmal den kalten Schneedom des Buet ihren warmen Betten vorziehen, will ihr nicht in den Sinn. Kopfschüttelnd sieht sie uns nach, wie wir dem Wege weiter aufwärts folgen.

Eine Viertelstunde über den Hütten von Fonds öffnet sich links ein seichtes Tal.<sup>3)</sup> Hier verlassen wir den Weg zum Col d'Anterne und folgen einer Pfadspur, die zum Col de Léchaud leitet. Erst geht es auf schwarzem Schieferschutt der rechten Lehne entlang, dann erklimmt eine Kehre den untersten Absatz des Plan de Léchaud. Hohes Gestrüpp nimmt uns auf. Hier haben die Schmelzwasser den Weg auf lange Strecken tief in den lehmigen Boden eingerissen.

Schwer lastet die Nachmittagshitze auf uns, die wir noch die Luft der Großstadt in den Lungen haben. Endlich betreten wir wieder den freien Hang unter dem Col de Léchaud, les Beaux-Prés<sup>4)</sup> genannt. Ohne den Paß selbst zu berühren, wenden wir uns nordwärts dem Hange zu, der zum Glacier des Beaux hinaufleitet. — Als ich im Juni 1905 den Buet allein bestieg, traf ich hier nach wenigen Schritten auf Schnee. Ausgedehnte Firnfelder, die Spuren frisch gefallener Lawinen trugen, führten mich ohne Unterbrechung bis auf den Gipfel des Berges. — Heute steigen wir über weichen Schutt an, und im Schutze einer seichten Mulde trägt ein zusammengeschrumpftes Firnfeld den Namen des Gletschers mühsam durch die nagende Wärme des Sommers.

Die Mühe des eintönigen Anstiegs findet ihren Lohn in den Bildern, die über die Senke des Col de Léchaud zu uns herübergrüßen. Mit jedem Meter, den

<sup>1)</sup> Patois: Rozet.

<sup>2)</sup> Auch Fer-à-Cheval du Buet genannt.

<sup>3)</sup> Man kann den Buet auch auf geradem Wege über die

„Guivra“, eine der Schluchten in den Wänden des Cirque des Fonds, ersteigen. (Alpine Journal, Bd. II, S. 51–53.)

<sup>4)</sup> Prés oder praz = Weiden.

wir an Höhe gewinnen, reckt sich gewaltiger der Weiße Berg empor. — Oft habe ich mir daheim im Geiste das Bild des Montblanc erbaut. Und immer brach das Werk der Phantasie, die doch über manche Dinge des wirklichen Lebens hinauszuschaffen vermag, mit einem Schlage zusammen, sobald eine gütige Stunde mir wieder zu schauen gab, was über alle Worte und Werke erhaben ist. Die leuchtendste Phantasie dunkelt im Angesichte seines blendenden Firns und die weichen Linien, die seine Kuppel umziehen, beschämen die treueste Erinnerung.

Wo ist ein Berg, so aus einem Gusse gebildet wie der Montblanc? Arbeiten nicht an den andern viele Hände einander entgegen? Verhüllt nicht immer der Firn die schroffen Formen im Fels? Zerbricht nicht immer der Fels die weichen Linien des Firns? Nur selten läßt der eine Bildner dem andern das ganze Feld. Nur wo eine Kraft nach einem Ziele drängt, entsteht ein Werk, das wir schön nennen müssen um seiner Vollendung willen.

Wir reden so viel von der „Schönheit“ der Alpen und können doch in einem Atemzug die Berge nennen, die schön sind im wahren Sinne des Wortes. Wir meinen lieblich oder großartig, gewaltig oder kühn, wir schauen erschütternde Kontraste und fühlen in andern Bildern den Frieden — und umklammern in verzehlicher Begeisterung, die sich nach hohen Worten sehnt, alle die vielen Dinge mit dem höchsten Worte „schön“. —

Alle Schlawheit schwindet vor der Kraft der Eindrücke hin. Wir steigen nicht mehr, wir rennen den letzten Hang empor bis zum Rande des Glacier des Beaux. Da mir der Weg <sup>1)</sup> über den Gletscher bekannt ist, wählen wir den Südwestgrat zum weiteren Anstieg, den wir östlich von Punkt 2664 erreichen. Trittspuren an seiner Südostflanke weisen uns weiter den Weg. Bald leitet eine eiserne Kette wieder schräg zum Grat hinauf. Sie macht die einzige Kletterstelle auch für weitere Kreise harmlos. Ein leidlich geübter Tourist braucht sie nicht zu berühren.

Ein Wettlauf mit der rasch einsetzenden Dämmerung bringt ihr den Sieg. Noch ehe wir den Gipfel erreichen, überfällt uns die Nacht. Endlos erscheint uns im Dunkel der letzte Hang. Da taucht ein rechteckiger Kasten vor mir auf, der Menschenhänden sein Dasein verdanken muß. Es ist das „Château Pictet“, wie der Volkswitz die kleine, schneecerfüllte Steinhütte nennt, die zu Ehren des bekannten Genfer Physikers ihren Namen erhielt. Ein Blick auf den Eisklumpen im Innern vermag das Vertrauen auf unsere Schlafsäcke nicht zu erschüttern — wir eilen vorbei und streben der Höhe zu, bis wir neben dem mannshohen Steinmann stehen. Vor uns steigt die Firnalotte des Gipfels noch einige Meter auf. An ihrem Rande bereiten wir uns auf schiefrigem Grund das Lager.

Die Sterne flimmern am Himmel. Die Kuppel des Montblanc ist bleich wie ein Märchentraum. Ihr blendendes Weiß ist zu blindem Silber geworden. Der schwarze Strom der Nacht fließt lautlos durch die Täler. Die niederen Ketten versinken tief in der Flut. Die Reihe der „Inneren Aiguilles“ reckt ihre Zacken unsagbar düster heraus.

Ich liege auf dem Rücken und starre empor. Meine Hände fühlen das kalte Gestein. Und über mir nichts als die stählerne Wölbung des Himmels. Dreitausendeinhundertneun Meter! fährt es mir durch den Sinn. Die nüchterne Zahl wird mir zum Symbol der Einsamkeit und Stille des Hochgebirges. Ich schließe die Augen. Ein leiser Schlaf baut schwankende Mauern zwischen mir und der

<sup>1)</sup> Im Frühjahr, wenn die Mulde nordwestlich des Grates von Schnee erfüllt ist, empfiehlt es sich, die Firnhänge möglichst hoch bis nahezu unter den Gipfel zu queren, um von Nordwesten her zum Steinmann aufzusteigen. Bei starker Ausdehnung verliert man auf diesem Wege etwas an Höhe. Deshalb ist in später Jahreszeit der Südwestgrat vorzuziehen. Die Route von Servoz über den Col

de Salenton (zwischen Buet und Aiguille de Salenton), welche südlich unter dem Gipfel mit dem Wege von Pierre à Bernard zusammenrifft, ist im Frühjahr bei gutem Schnee der langen Glissaden wegen als Abstieg sehr zu empfehlen. Noch am 22. Juni konnte ich im Jahre 1905 bis in die Vallée de la Diosa hinein nahezu ununterbrochen stehend abfahren.

Welt. — Auf dem Gipfel des Buet? — Es ist nur ein Traum. Wenn ich erwache, höre ich Räder rollen, und Tritte klappern an meinem Fenster vorbei. — Ein schneidender Wind jagt Schauer an meinem Körper hinauf. Gaukeln die Sterne in meinen Traum? Es glitzert wie Sonnenstrahlen auf blauer See. Zitternd vor Kälte richte ich mich auf. Die Schleier des Schlafes zerreißen. Geisterhaft ragt der Weiße Berg in den eisigen Raum. Die Stimmen der Nacht umkreisen die Ruhe des Riesen. Die flackernden Sterne tanzen um seinen Thron. Es gibt nichts außer ihm. — Ein Windhauch wirft mir die Klappe des Schlafsackes über den Kopf. Frierend krieche ich tief in das dünne Gewebe. — Die Stunden, die lärmend den Tag durchheilen, wandeln im Schlaf mit leisen Füßen über die Berge. Nur eines Raubvogels langgezogenes iäh — iäh — zerbricht noch einmal die gläserne Stille. Dann hüllt sich die Nacht in ihr schwarzes Haar, bis die Dämmerung es wieder vergoldet. —

Es ist nicht wahr, daß ich vor wenigen Tagen noch durch laute Straßen schritt, wo häßliche Häuser die Blicke hemmen. Ich schwimme auf einsamer kleiner Insel seit Ewigkeit durch das Meer der Luft. Und gleite seit vielen Jahren einer hellen Stelle entgegen, die im Osten den Raum begrenzt. Und viele andere Inseln, die aus dem dunklen Meere tauchen, gleiten mit mir dem gleichen Ziele entgegen, das sich als riesiger Halbkreis bleich in den Himmel hebt.

Nun schießen mattrote Strahlen weit in die Rundung hinein und springen auf eine der Nachbarinseln hinüber. Sie ist höher als alle anderen und weiß wie frisch gefallener Schnee. Und in dem goldenen Rahmen des Lichtes sammeln sich wieder die Dinge der Erde, die in dem endlosen Raume versanken. Zögernd tastet sich der Tag von dem Weißen Berge über die Riesenstufen des Maudit und des Tacul hinab. Dann reckt ihm die Mauerkrone der Grandes Jorasses ihre glühenden Zacken entgegen und krönt ihn zum Herrn der Nacht. Und sein ist der Sieg. Bläuliche Schleier heben sich leise von den Höhen des Wallis und den weiten Gletscherbecken des Oberlandes. Da schreiten wir langsam die Firnkälote des Gipfels hinan, den erste Strahlen der Sonne streifen. —

Noch lange Stunden gedenken wir in dieser Höhe zu weilen und folgen deshalb dem Hauptkamm weiter nach Norden.<sup>1)</sup> In sanfter Neigung führt uns der mit Schieferplatten bedeckte Grat hinunter, aus dem die Zähne der Schrofen ragen. Dann senkt er sich steil zur Scharte. Doch haftet der stahlbeschlagene Absatz leicht in dem lehmigen Boden, den die zersetzenden Kräfte über den steinernen Leib des Berges gebreitet. Jähe Rinnen schießen nach links hinab, und ein plattiger Schieferhang begrenzt unsern Weg zur Rechten. Dieser Gang ist ein hochalpiner Spazierweg, von den Bergen geschaffen und einsam wie sie.

Ein neuer Gipfel steigt vor uns auf, mit einer klotzigen Felsbastion gekrönt (Punkt 2883). Diesen Berg, die bedeutendste Erhebung bis zum Chevalblanc (2833,5 m A. S.), nenne ich nach dem einsamen Tale,<sup>2)</sup> das er beherrscht, *P o i n t e des Entrèves*.<sup>3)</sup>

Ch. Fontannaz führt gewichtige Gründe dafür an, daß in früherer Zeit dieser Gipfel den Namen Chevalblanc trug, und versucht, ihn in Rechte einzusetzen, deren er schon längst verlustig ging. Ich verzichte gern, gegen eine Beweisführung

<sup>1)</sup> Wie ich im Sommer 1909 erfuhr, ist am Südbau des *Grenier de Commune* eine „*Cantine du Buet*“ im Bau, von der aus ein Weg über den Nordgrat bis auf den Gipfel des Buet angelegt werden soll. Eine Orientierungstafel wurde im August 1909 eingeweiht.

<sup>2)</sup> Dieses Tal, die  *Vallée des Entrèves*, *Entralguas* oder *Entre-deux-Eaux*, das oberhalb des (durch H. B. de Saussures Buet-Bestellung bekannten) *Weilers La Poya* in die *Vallée de Gérard* mündet, bildet den kürzesten Weg nach

*Valorcine* oder *Argentière*. Doch versuche man nicht, vom obersten Kar sofort zum Talgrund hinabzusteigen. Man quere vielmehr die Hänge zur Linken, bis zusammenhängende *Rasenflächen* den Abstieg zum *Bauche* gestatten. Erwa in der Mitte des Tales durchströmt der *Bach* eine unpassierbare Klamme. Ein Fußsteig erklimmt in Kehren den linken Hang (*Kreuzifix*) und führt über *Weiden*, zuletzt durch *Wald* zur *Straße* hinauf.

<sup>3)</sup> *ève* oder *tre* = *Wasser* (eau).

anzukämpfen, die ich für mehr als beachtenswert halte. Doch meine ich, ihr Ergebnis hat nur ein historisches Interesse. Niemand denkt heute daran, den Montblanc „Mont Maudit“ oder den Monte Rosa „Gornerhorn“ zu nennen, obwohl dies die alten Namen der beiden Berge sind. Den Namen Chevalblanc trägt heute Punkt 2841<sup>1)</sup> der französischen Karte, der mit Punkt 2833,5 des Siegfried-Atlas identisch ist. Kein Bergsteiger zweifelt daran, und alle Einheimischen, die ich an Ort und Stelle nach dem Chevalblanc fragte, wiesen mir den grauen Kegel, der Vieux Emosson im Südwesten beherrscht, obwohl weder der Berg noch seine Schneefelder die geringste Ähnlichkeit mit einem „Schimmel“ haben. Auch in dem vollgültigen Nachweis, daß dieser Gipfel die Bezeichnung Chevalblanc von seinem höheren Bruder im Süden entlehnt habe, würde ich keine Veranlassung sehen, ihm heute den Namen wieder zu nehmen. Wenn meine Stimme Herrn Fontannaz nicht zu überzeugen vermag, so möge er die eines Mannes hören, den wir gerade auf diesem Gebiet wohl beide gern als Autorität gelten lassen: „Selon nous, le géographe n'est pas un historien qui cherche à exhumer les noms tombés en désuétude pour les restituer aux localités; son devoir est de décrire les pays tels qu'ils sont, et de leur donner les noms adoptés sur les lieux à l'heure actuelle. En cette matière, tous les efforts se brisent lorsqu'ils se heurtent aux habitudes locales.“<sup>2)</sup> Wenn mein verehrter Genfer Sektionsgenosse für diese Gründe nicht zugänglich ist, so möge er mir doch freundlich verzeihen, wenn ich die zuversichtliche Hoffnung hege, daß seine Vorschläge einen kräftigen Widerstand finden an den „habitudes locales“. —

Die Sonne stand hoch am Himmel, da lagen wir noch auf der Mauerkrone des Gipfels und holten die verlorene Nachtruhe nach. Wenn ich die trägen Lider blinzeln ließ, fiel mein Blick auf das Riesenbecken des Glacier du Tour und die weiße Kaskade des Gletschers. Die spiegelte mir eine Mahnung herüber: Heute vergeudest du lichte Stunden und wenige Wochen später hast du nichts als die Sehnsucht nach diesen Bildern. Da stützte ich den Kopf in die Hand und schaute hinüber: Gebadet in zitternde Mittagsglut schloß die Mauer der Grate den weiten Kreis um die glitzernde Mulde. Um die grauen Schatten der Spalten legte sich eng das leuchtende Weiß. Hoch über den weiten Firnsee hob die Pyramide des Chardonnet ihre schillernden Flanken. Den Hintergrund schloß die Grande Fourche, in blaue Schleier gehüllt. Vom linken Rande winkten die beiden Gipfel der Aiguille du Tour. Gern grüßte ich auch die kleine Spitze daneben, die eines deutschen Bergsteigers Namen in der stolzesten Gruppe der Alpen verewigt: Purtscheller.

Solche Bilder erhoben sich über dem grünen Tal von Entrèves, das dunkle Kulissen<sup>3)</sup> flankieren. Da warf ich die letzte Mattigkeit ab, um mit den Augen dem Grate weiter nach Westen zu folgen, über den Eisstrom von Argentière, über den schrägen Kamm der Droites hinauf zur silbernen Haube der Aiguille Verte, die ihren blanken Schild steil auf den Gletscher stellt. In sanfter Neigung senkt sich der Grat zur Aiguille sans Nom, um jäh zur Scharte abzuberechnen. Noch einmal sammelt er seine ganze Kraft in dem wuchtigen Turme des Dru, dann taucht er in fallender Linie tief in die Mer de Glace. Von dem blendenden Licht des Montblanc ruhte mein Blick auf dem grauen Wege aus, den wir am Morgen begangen. In schwindelnder Steilheit schien der Grat zum Buet aufzu-

<sup>1)</sup> Nicht Punkt 2819, den die Carte de l'Etat Major, im Gegensatz zu der Exkursionskarte „Salvan—Gd.-St.-Bernard“, fälschlich Chevalblanc nennt. Diese Erhebung heißt allgemein Pointe du Genèvevri, nach dem Col, den sie im Norden beherrscht. Es folgen also von Süden nach Norden: Mont Buet, 3100 m, Pointe des Entrèves, 2883 m, Col du Genèvevri, etwa 2790 m, Pointe du Genève-

rier, 2819 m (wahrscheinlich zu hoch), Chevalblanc, 2841 m fr. K., 2833,5 m A. S., Col du Grenairon, nördlich von Punkt 2682 m A. S., Tête du Grenairon, 2731 m A. S.

<sup>2)</sup> Joseph Vallot: Note sur la Carte du Massif du Mont-Blanc, Annuaire du C. A. F., 19. Jahrgang, 1892, Seite 23.

<sup>3)</sup> Aiguille de Loria und Mont Orbe.

steigen, bis er sich hoch in dem flachen Plateau verlor. Kleine schillernde Wächten<sup>1)</sup> hingen von der weißen Kappe des Gipfels nach Osten heraus. (Abb. 2, S. 115.)

Diese Firnkalotte war es, an der die Gebrüder de Luc 140 Jahre zuvor ihre Gletscherbeobachtungen machten. Heute, wo wir das feine Gleichgewicht von Bewegung und Wärme kennen, mutet uns mancher Gedanke seltsam an, den die Genfer Gelehrten auf dem Firne lasen: „Man kann nicht daran zweifeln, daß die Eisgebirge oder Gletscher der Alpen zunehmen. Schon daß sie da sind, ist ein Beweis, daß in den vorigen Jahrhunderten die Menge des im Winter fallenden Schnees die Menge des im Sommer schmelzenden übertraf . . . . Man darf daher nicht zweifeln, daß die Gletscher zunehmen, und das zwar in einer wachsenden Progression; und daß folglich der Montblanc, der sozusagen nur ein einziger Gletscher, unmerklich höher werde.“

Wohl war die Tatsache der Gletscherbewegung schon in den Zeiten de Lucs (1770) nicht unbekannt, doch wagte man noch nicht, in den harmonischen Kreislauf des Wassers und seiner Erstarrungsformen den weiten Weg vom Gipfel des Montblanc bis zum Spiegel des Meeres einzuschließen.

Die Spalten im Eise waren diesem Forscher ein Werk der inneren Wärme der Erde: „Das Wegschmelzen von unten kann nicht allenthalben über dem ganzen Gletscher gleich stark sein, daher geschieht es vermutlich zuweilen, daß ein großer Teil der Masse sich nicht weiter halten kann und mit einmal sinkt. Dergleichen Senkungen würde ich die an Länge, Breite und Tiefe ungeheuren Höhlungen (crevasses) zuschreiben, die man auf einigen Gletschern findet, und die mit einem entsetzlichen Getöse<sup>2)</sup> entstehen.“

Und doch wurden diese Männer seelisch nicht weniger erschüttert als wir, denen ein Feind des Eindrucks in der Gewohnheit erstanden ist. Die Welt der Berge war ihnen fremd wie uns die Mitternachtssonne der Pole oder der stäubende Sand der Wüste. Wir schauen kritisch die Einzelheiten und prüfen die Zacken und Türme, die Linien der Grate, die Skalen der Farben, die sich zu Bildern reihen — im Auge der ersten Männer, welche das Hochgebirge bereisten, schlossen sich alle die zahllosen Dinge zu einer gewaltigen Einheit zusammen, die keiner zu gliedern wußte vor de Saussure. Sie hatten dasselbe dumpfe Gefühl, mit dem wir als Kind zum erstenmale das Meer gesehen, in innerster Seele aufgewühlt und nur einer großen Phrase mächtig: „Horribles beautés!“

Bourrits dionysisch rasende Phantasie schafft neue Welten in dieser Welt, heroisch und monumental wie das, was er sieht. Das Arvetal ist ihm ein alter See, und die Mer de Glace ein riesiger Golf, in langen Wintern zu Eise erstarrt. Am Fuße des Dru erkennt er die Felsen, an denen das Wasser gebrandet, und alle Schluchten und Rinnen erfüllt sein Auge mit silbernen Kaskaden.

So schlossen sich mir Vergangenheit und Gegenwart zu einem schwankenden Bilde zusammen, in dem nichts beständig war als die Berge. Frühere Geschlechter sahen sie anders als wir. Eine spätere Zeit wird unsere Anschauungsweise belächeln. Die Jahrhunderte sind wie verschieden gekrümmte Spiegel, in denen das Bild desselben Gegenstandes wechselt. Keiner hat recht.

Die Schieferplatten klirrten wie Scherben unter dem Schuh, als wir zum Col du Genève<sup>3)</sup> hinunterschritten. Eben und breit wie eine Straße wurde der

<sup>1)</sup> Siehe Echo des Alpes, 1871, S. 24. M. Briquet: De la température à de grandes altitudes. (S. 1—25.) Ferner das Bild: „Snow cornice on the Buet“. Alpine Journal, Bd. XII, S. 360.

<sup>2)</sup> Hier dürfte eine Verwechslung mit dem Einsturz von Seraks vorliegen. Daß de Luc Gelegenheit gehabt hätte, die Entstehung einer Spalte mit zu erleben, ist sehr unwahrscheinlich. Die erste Schilderung dieses seltenen

Naturschauspiels steht meines Wissens bei Tyndall, Die Gletscher der Alpen, S. 366.

<sup>3)</sup> Der Weg von Sixt zum Col du Genève<sup>r</sup> überschreitet den Grenter de Commune, um den Hauptkamm über die höchste Terrasse des Cirque des Fonds zwischen Pointe des Enrèves, 2883 m, und Pointe du Genève<sup>r</sup>, 2819 m, zu gewinnen. Eine Schneerinne leitet nach links hinab in die weite Mulde, die von Vieux Emosson zum Col

Grat. Links die grauen, wasserzerrissenen Terrassen des Cirque des Fonds, rechts eine Flut von Glanz und Licht. Ueber die unbedeutende Pointe du Genève, 2819 m, der ein riesiger Steinmann zu einiger Selbstständigkeit verhilft, erreichten wir in sanftem Anstieg den Chevalblanc, 2833,5 m A. S. — 2841 m C. Fr. Dann eilten wir ein steiler geneigtes Gratstück zum Col du Grenairon hinab, dem Zwillingbruder des Col du Genève. Ein Gang nach Norden brachte uns auf die Tête du Grenairon, 2731 m A. S. Nach kurzer Rast kehrten wir zum Passe zurück und stiegen nach Osten über steilen Schutt und abschüssige Felsbänke zum Vieux Emosson hinab.

Ich habe dieses kesselförmige Kar voll heller Sonne gesehen und tief beschattet von schwarzen Wolken. Ich habe dem Plätschern der Bäche gelauscht, die hundertarmig das Geröll durchirren, und dem leisen Klopfen des Regens auf dem plattigen Schutt — immer fand ich die Einsamkeit, mit grauen Augen in Stein erstarrt. Und dieses Tal wird einsamer von Jahr zu Jahr. Der Alte von Emosson liebt keine Störung. Er haßt die weidenden Herden und den Hirten. Langsam schiebt er den Schutt über das letzte Grün. Die flinken Bäche breiten getreulich aus, was er rings von den Bergen bricht. Er arbeitet langsam, doch er hat Zeit. Ein Dutzend Menschenleben noch, dann ist der Alte allein. Dann hat er die letzte Herde ins Tal gedrängt.

Wo ist der Ausgang aus dieser Öde? Graue Mauern schließen den Kreis um dieses verzauberte Kar. Nur drüben im Osten öffnen die Felsen ein schmales Tor. Neugierig blickst du zwischen den Pfeilern hindurch. Mit ausgestreckten Armen berührst du sie rechts und links. Eine Rinne bricht in die Tiefe. Hier haben die Menschen eine Treppe gebaut. Das ist die Leiter, die man dem Alten von Emosson an das einzige Fenster des Zauberschlosses gelegt. Sie führt hinab zu dem brausenden Bach. An einer Stelle leiten spärliche Tritte an steiler Felswand entlang, dicht über der reißenden Flut. Dann senken sich weite, grüne Hänge in sanfter Neigung zu den Hütten von Emosson hinab, les jeunes Emoussons, wie sie die Leute nennen. Und steigst du endlich über die Gueula hinunter ins Reich der Hotels und Eisenbahnen, du fährst dir sinnend über die Stirn: War es ein Traum? Oder wohnt er wirklich dort oben im grauen Schloß, der Alte von Emosson . . .

## ZWEITER TEIL: BARBERINE

Es sind nicht die schlechtesten Wirkungen, welche die Natur erzielt, wenn sie zu dem Kunstmittel greift, den Beschauer zu verblüffen. Der Col de la Gueula<sup>1)</sup> ist ein „coup de théâtre“ des Hochgebirges. Ich denke nicht an den grandiosen Ausblick auf die Kette des Montblanc, mit dem die Paßhöhe<sup>2)</sup> den Sommergast in Finhaut<sup>3)</sup> für die geringe Mühe des Aufstiegs belohnt, ich denke an das grundverschiedene Antlitz, welches die beiden Lehnen des Joches tragen. Aus dem Reiche der großen Hotels, der brutalen Herrscher über die Walliser Hütten, leitet ein breiter Saumpfad durch satte Wiesen und schattigen Wald, zuletzt an sonnen-durchglühter Bergflanke, schräg zum Col hinauf. Jenseits der Vallée du Trient hebt sich über trennende Ketten leuchtend das ewige Eis.

Solche Bilder leiten uns bis zu dem kleinen Gasthaus empor. Noch einige

du Vieux hinaufzieht. Wer nach Valorcine will, steigt vom Col du Genève in die Vallée des Entrèves hinab. Der Col du Vieux, 2604 m, liegt südöstlich (nicht nordwestlich!) der Pointe à Corbassat, die sich nur 85 m über den Paß erhebt. Er verbindet Vieux Emosson mit der Vallée des Entrèves. Siehe die Anmerkung 2 auf Seite 102.  
1) Gueula (französisch gueule) = Maul.

2) Wer einen freieren Rundblick genießen will, ersteige den Six Jeur (Jeur-forêt), 2042,6 m, die Erhebung im Südosten des Joches, welche über geräumten Rasen ohne jede Schwierigkeit in 15 Minuten erreichbar ist.

3) „Finhaut“ bedeutet die fünf Bauern oben im Tale (fin = cinq). Deshalb könnte man allenfalls auch Finhauts schreiben, aber keinesfalls Finshauts.

Schritte weiter —: eine Welt versinkt, eine neue entsteht. Ein schmaler Felsdurchlaß nimmt uns auf, an dessen Ende ein umgekehrt trichterförmiges Couloir 200 m in die Tiefe bricht. Breit stützt sich sein Fuß auf die dunkeln Matten von Emosson, aus denen der erste Gipfel des Perron in jähem Aufschwung seine scharfe Spitze erhebt. Hoch klettert das freundliche Grün an dem schwarz-roten Granit hinauf. Und drüben, am anderen Ufer der Weiden, düstert der graue Kalk der Kette von Barberine: Runde Kuppen mit weißen Bändern von Schnee. Ausgelöscht sind die Bilder, die hinter uns liegen: Sonne auf saftigen Wiesen, lichter Hochwald, durch den die weißen Firne leuchten.

Ein Zickzackweg klettert die Rinne hinunter; lautlos trägt uns der weiche Teppich der Weiden von Emosson an einer armseligen Kapelle vorbei, die an alte Kämpfe<sup>1)</sup> erinnert. Noch einmal treten die Wände so nah zusammen, daß die Barberine<sup>2)</sup> ihre klaren Fluten zu weißem Gischt zerstäubt. Gorge de la Rija nennt das Volk diese Enge. Sie ist das Eingangstor in ein Tal, dessen Wert umworben sein will in jahrelangem Schauen. Hier ist kein Matterhorn, das seine wilde Größe im Augenblick offenbart wie ein zorniger Fluch, und kein Montblanc, der auch in dunklen Nächten noch über die Berge leuchtet, als hätte er alle Hüllen von seiner Schönheit getan. — Grau kriecht der Schutt über das letzte Grün, das graue Mauern umschließen. Wie ein blinkendes Netz legt sich der Bach, in viele Fäden geteilt, auf das Geröll. Der Pic de Tenneverge duckt den gekrümmten Rücken weit in den Hintergrund, als hätte er alle seine Pracht erschöpft in dem Bilde von Sixt. Neugierig beugt sich die Pointe des Rosses vornüber, mit einer weißen Binde um die Stirn. Und klotzig stellt ihr gewaltiger Bruder, der Mur des Rosses, den einen Fuß in den Talgrund vor. Weit hinten glänzt auf hoher Terrasse der Glacier des Fonds. Und wie zum Schutze der grauen Öde schiebt der Mont Ruan seinen breiten Riegel hinter den Firn. Reste des Gletschers klettern als silberne Bänder scheu an der Wand hinauf.

In solchem Tale steht schräg über ärmlichen Steinhütten auf grüner Terrasse die Cabane de Barberine.<sup>3)</sup>

### DIE CHAÎNE DES PERRONS

Ein besonderer Reiz des Barberine-Tales liegt in dem Gegensatz, den Kalk und Granit bedingen. Wie ein eherner Riegel legt sich die Urgesteinskette der Perrons<sup>4)</sup> vor die südliche Öffnung des Tales. Nur einige Gipfel der Zentralkette schimmern über die Senke des Passet herein. Selbst wenn die Nacht die Einzelheiten verschleiert, vermag auch ein ungeübtes Auge an den geraden, harten Linien der Perrons-Spitzen leicht zu erkennen, daß hier andre Mächte wirkten als an den ruinenhaften Türmen der Feniva, den schneebedeckten Terrassen des Ruan und den prallen Wänden des Mur. Und der geschulte Kletterer weiß, daß er sich auf dem Wege zum Perron einer andren Technik erinnern muß; daß die Kanten der Blöcke an Stelle der hohlen Griffe treten; daß Schluchten zu Verschneidungen werden und glatte Risse die mannigfache Form des Kamins verdrängen.

Jedem Besucher des Col de la Gueula bleibt die Gebärde unvergessen, mit der die rechte Kante des nördlichen Vorgipfels in geradem Aufstieg die Luft durchschneidet. Eine zweite Spitze schmiegt sich links an den Bruder, von einer

<sup>1)</sup> Zwischen Wallisern und Savoyarden, die sich (in den Jahren 1307—1324) um den Besitz der Weiden stritten.

<sup>2)</sup> Der Name Barberine scheint gebräuchlicher geworden zu sein als die alte Bezeichnung Eau Noire. — Richtiger wäre die (ungebräuchlichere) Form Barbarine, nach dem alten Familiennamen Barbarini.

<sup>3)</sup> Erbaut von der Sektion de Jaman des S. A. C. im Sommer 1898. Höhe: 1679 m. Brennholz. Kein Proviant.

Hüttenwart von Anfang Juli bis Mitte September. Raum für 36 Personen.

<sup>4)</sup> Der Name Les Perrons (auch Le Perron oder Grand Perron de Valorcine im Gegensatz zu dem Petit Perron bei Salante genannt) ist wahrscheinlich eine Entstellung von l'Eperon, eine Bezeichnung, die dem Wesen des Berges viel mehr entspricht würde. Sie ist seit langem auf den kleinen Mittelgipfel der Dents du Midi übergegangen.

mehrfach gegliederten, sanfteren Rippe getragen, die im Grunde der Vallée du Trient ihren Stützpunkt findet. Die Siegfriedkarte nennt diese beiden Gipfel, welche den Hauptkamm nahezu ganz verdecken, *Aiguilles du Vent*, ein Name, der in der Reihe der andern fremdartig klingt. Die Bezeichnungen *Pointe d'Emosson* und *Pointe de Valorcine* scheinen mir zumindest den Vorteil größerer Klarheit zu haben.

Ein andres Antlitz kehren die Perrons nach Barberine. Die *Pointe d'Emosson*, die ihren südlichen Nachbar verdeckt, hat viel von ihrer Herrlichkeit eingebüßt, verleiht aber der ganzen Kette noch immer ihr charakteristisches Gepräge. Doch muß sie sich tief vor dem Hauptgipfel beugen, der sie als schiefes Dreieck mit ungleichen Schenkeln stark überhöht. Die rechte, kurze Kathete steht nahezu lotrecht auf der folgenden Scharte auf, aus der die nur wenig (3 m) niedrigere *Pointe Centrale* bescheiden in den Hintergrund tritt. Die *Pointe de l'Ouest* zeigt ihre volle Flanke. Deutlich ist der Abbruch ihres Nordostgrates sichtbar, während der Westnordwestkamm die Türme des südlichen Grates verdeckt, die sich zur *Brèche du Perron* senken.

I. Die *Haute Pointe*, 2677 m, und ihre Vorgipfel, 2573 m und 2581 m.

Die Sonne lag schon lange auf den Weiden von Barberine, als wir am 13. August 1907 die Hütte verließen und talab durch die Gorge de la Rija gingen. Am *Pont d'Emosson* trennten wir uns von dem Hüttenwart, der uns bis hierher das Geleit gegeben hatte. Er stieg über die *Gueula* nach Finhaut hinunter und brachte uns am nächsten Tage Proviant und Briefe mit. Wir schritten lautlos über das Grün dem *Passet* zu. Kleine Steige führten uns rasch in die Höhe. Sobald der breite Rücken den Blick auf die Berge des Trient-Tales freigab, drehten wir rechts, um lange Zeit über *Rhododendron*-Gestrüpp und Rasen gegen die *Pointe d'Emosson* anzusteigen. Von dem Firnfeld links unter dem Gipfel, das man deutlich von der Hütte sieht, trennte uns noch eine grasdurchsetzte Steilstufe, die wir in leichter Kletterei überwand. Auf der Höhe des Schneefeldes öffnete sich der Blick auf das felsige *Rasencouloir*,<sup>1)</sup> das in die Scharte zwischen den ersten beiden Gipfeln leitet. In harmloser Blockkletterei erreichten wir, nach rechts gewandt, die *Pointe d'Emosson*, 2573 m.

Nach kurzem Aufenthalt strebten wir über den Verbindungsgrat dem zweiten Gipfel zu. Nur ein kleiner Kamin in der linken Flanke bereitete einige Schwierigkeit. Die Höhe der *Pointe de Valorcine*, 2581 m, erschloß uns den freien Blick auf die *Chaîne du Montblanc*. Ein langer, weit offener Kamin in der westlichen Flanke brachte uns auf den Hauptgrat hinab, dem wir über chaotisch verstreute Blöcke aufwärts folgten. Unsrer beiden Seite, die uns arg übertreibende Schilderungen aufgenötigt hatten, blieben wie bisher in den Tiefen des Rucksacks. So kamen wir über einen dritten, unbedeutenden Gipfel hinweg rasch der *Haute Pointe* näher. Nur einmal führte uns ein breites Band aus glatten, geneigten Platten in die linke Flanke hinaus, dann strebten wir wieder auf der Höhe des Grates, den kleine, rötliche Türme zieren, dem Ziele zu. Schmäler und schmärer wurde der Kamm, bis endlich kurz unter dem Gipfel nur die Wahl zwischen einer kurzen, steil aufstrebenden Reitpassage und einem luftigen Bande der Nordwand blieb. Der schönere Weg führt über das Band. Es waren genußreiche Augenblicke, als wir uns in die schier lotrechte Flanke hinausschoben. Der Tiefblick auf die Weiden von Emosson steht noch klar in meinem Gedächtnis.

Auf die flechtenbewachsenen Blöcke des Gipfels (2677 m, vier Stunden von Barberine) (Abb. 3, S. 116) brannte die Mittagssonne. Schwarz schnitten die Zacken der *Aiguilles Rouges Orientales* in die weißen Flanken der *Aiguille du Goûter*. Darüber

<sup>1)</sup> Es ist gut vom *Col de la Gueula* zu sehen.

wölbte sich rein der Dom des Montblanc. Er hält auch hier das Auge, das suchend die Runde durchheilt, nach kurzer Zeit gefangen. Die Tiefe des grünen Tales von Valorcine, dessen weiße Häuschen unter uns liegen, hebt die Berge der Zentralkette noch mehr heraus. — So sehr auch die Rundsichten der Berge um Barberine einander gleichen, ein jeder mischt eine neue Note hinein und variiert das hohe Lied vom Weißen Berge.

II. *Pointe de l'Ouest*, 2648 m,<sup>1)</sup> und *Pointe Centrale*, 2674 m. Zwei Jahre vergingen, ehe Georg Zindler und ich Gelegenheit fanden, auch Mittel- und Westspitze der Perrons kennen zu lernen. Am Morgen des 11. August 1909 beschlossen wir, die *Pointe de l'Ouest* von der *Brèche du Perron* aus zu überschreiten und womöglich am gleichen Tage die Besteigung der *Pointe Centrale* anzuschließen.<sup>2)</sup> Da wir nicht wußten, was unser auf diesen wenig besuchten Gipfeln wartete, nahmen wir wieder zwei Seile mit und steckten zuletzt auch noch einen Ringhaken ein, was uns beides zustatten kam.

Hinter der Brücke von Emosson wandten wir uns diesmal rechts und stiegen auf deutlicher Pfadspur am rechten Ufer des *Nant de Drance* empor. Die Trasse führte unter den Wänden der Perrons entlang, die uns ihre zahlreichen Zacken in wechselnden Bildern wiesen. Nach mehreren Kehren überschritten wir den Bach, um hoch über der reißenden Flut das oberste Becken des Tals zu erreichen. Hier kehrten wir der *Vendale*, 2493 m, den Rücken und stiegen über Schneefelder und rundgeschliffene Felsen an schönem Wasserfall vorbei zu einem kleinen See hinauf, 2224 m, dessen seichtes Becken zahlreiche weiße Sumpflumen zierten (zwei Stunden von Barberine). Spät erst konnten wir uns von dieser Stelle trennen, die wir zur Rast erkoren hatten. Große, firnverbräunte Rundbuckel bildeten riesige Wälle ringsum, aus denen granitene Zacken ragten. Der lebendige Spiegel des Wassers mit freundlichen Gräsern und Blumen brachte einen mildereren Zug in die hochalpine Einsamkeit des Ortes.

Über weite Schneefelder im Wechsel mit Schutt und plattigem Fels stiegen wir zur *Brèche* hinauf, 2497 m (30 Min.). Ein steiles *Rasencouloir* verlor sich jenseits in nebliger Tiefe. Der Ausblick nach Süden blieb uns verschlossen. Nur einmal zeigte sich zwischen den weißen Schwaden ein grüner Rücken, in dem wir den *Col de Balme* zu erkennen glaubten.

Die ersten Türme des *Grates* waren grün bis zur Spitze hinauf und deshalb leicht zu ersteigen. Da wir jedoch der vorgerückten Stunde wegen (11 Uhr) das häufige Bergauf, Bergab zu vermeiden wünschten, wichen wir in die linke Flanke aus. Zwei begrünzte Rippen ließen sich leicht überschreiten, ehe wir am Fuße eines Plattenschusses, der den Boden eines weit offenen *Couloirs* panzerter, den begangenen Fehler einsahen. Es gelang mir, die untersten fünf Meter zu überlisten und dadurch leichteres, aber immer noch recht schwieriges Terrain zu erreichen, das uns langsam zur vorletzten Scharte unter dem Gipfel auf den bequemen Grat zurückbrachte. Bald schauten wir neben dem Steinmann in die wogenden Nebel nach Süden hinaus, während die Berge des Nordens im Sonnenschein glänzten. In das Tälchen des *Nant de Drance* fiel der ungebrochene Kamm des Westnordwestgrates ab, der den kürzesten Anstieg auf unsern Gipfel vermittelt.

Der reizvollste Grat der *Pointe de l'Ouest* senkt sich als schmale, zerrissene Felsmauer in die Scharte vor der *Pointe Centrale*. In schwieriger Kletterei turnten wir über die luftig gelagerten Blöcke hinab, bis uns der letzte ungangbare Abbruch des *Grates* aufhielt. Der Ringhaken mußte geopfert werden, ehe wir über

<sup>1)</sup> Diese Höhenziffer ist auf der vorletzten Ausgabe der Siegfriedkarte angegeben, während sie auf der neuesten fehlt. Sie scheint mir etwas zu hoch gegriffen.

<sup>2)</sup> Auch *Haute Pointe* und *Pointe Centrale* lassen sich kombinieren, da die Scharte zwischen beiden von der ersten aus in annähernd geradem Abstieg erreichbar ist. (Schwierig.)

die linke Flanke mit Hilfe des Seiles gut gangbaren Fels erreichten, der in die Scharte hinunterführte. Ein lichter Augenblick zeigte uns hier die beiden Gipfel der Aiguille du Tour, von den steilen Flanken der Bresche umrahmt.

Nach einem kurzen Quergang<sup>1)</sup> auf der Seite des Nant de Drance standen wir am Einstieg der Pointe Centrale. (Abb. 3, S. 116.) Nach Wagnon gewinnt die gewöhnliche Route den Nordnordostgrat durch ein steiles Felscouloir. Wir kletterten schwierig gerade über die Westnordwestwand hinauf und gewannen schließlich den Gipfel über einen etwa 3 m hohen Überhang, ohne den Grat zu berühren.

Damit hatten wir den letzten Gipfel in der Kette der Perrons<sup>2)</sup> kennen gelernt, den wir auf gleichem Wege verließen. Nach mehrfachem Hin- und Herlavieren zwischen den Terrassen am Fuße des Berges betraten wir schließlich das große Schneefeld unter der Pointe de l'Ouest, das schon von der Hütte aus unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Über eine letzte Steilstufe half uns das Seil getreulich hinweg, ehe wir dieselben Wege hinunterschritten, die uns am Morgen verheißend zur Höhe gelockt.

**DIE POINTE DE LA  
FENIVA, 2840 m** □

I. Ostwand-Südwestgrat. Mehrere Tage waren wir nicht aus den Kleidern gekommen. In der vorletzten Nacht hatte überdies die Kälte den Schlaf von uns fern gehalten, als wir den Gipfel des Buet, 3109 m, zu unserem Bett gemacht, um zu sehen, wie die Glut der Abendsonne zögernd die Kuppel des Montblanc verließ, die lange Stunden bleich in die Sterne ragte, um des Morgens erste Strahlen mit dem Spiegel ihrer Flanken aufzufangen.

Nun ging unser Proviant zur Neige und Briefe harrten unser in Finhaut. So beschlossen wir (am 10. August 1907), über den Col de la Gueula abzustiegen. — War es die warme Morgensonne oder die Angst um einen verlorenen Tag, die unsere Schritte aufwärts lenkte, während die Wasser der Eau Noire den Weg zu Tale wiesen? Die Pointe de la Feniva lag lockend und nah. Es war 8 Uhr vorüber. Wir kamen noch früh genug zu Tal. So schritten wir dem großen Felsblock zu, der die Stelle bezeichnet, wo sich der viel verzweigte Bach am besten überschreiten läßt. Doch kostet der Übergang zur Zeit der Schneeschmelze auch hier noch nasse Strümpfe. Es ist mir lebhaft in Erinnerung, wie wir einmal mit vereinten Kräften einen schweren Stein in den Bach warfen, um den Sprung ans andere Ufer zu verkürzen. Niederfallend bespritzte er uns so, daß wir die Mühe hätten sparen können. Heute kamen wir nach einigem Hin- und Herlavieren trocken hinüber. Das Bad sollte später kommen, gründlicher als es der seichte Bach vermochte.

Langsam folgten wir der wohlbekannteren Wegspur, die zum Col de Tenneverge führt. Doch bald bogen wir links ab und stiegen über die langen steilen Schutthalden empor, die von der Stirn des Glacier de la Feniva herabziehen. Auf einer breiten Terrasse, die dem Osthang des Gipfels vorgelagert ist, ruht das Eis des sanft ansteigenden Gletschers. Wir hatten vor, ihn nach Südwesten zu queren bis zum Beginne des felsigen Südostgrates. Über ihn wollten wir zum Gipfel aufsteigen, um dann der breiten Firnschulter des Südwestgrates zu folgen, bis uns ein Couloir, das einst die erste Ersteigung des Berges vermittelte, den Abstieg in das Hochtal von Vieux Emosson gestatten würde. Hierbei hatten wir Muße, die bisher nur einmal betretene Ostflanke<sup>3)</sup> (Abb. 4, S. 116) zu mustern.

<sup>1)</sup> Man muß die Falllinie des Gipfels überschreiten, um an gangbare Felsen zu kommen. — Ein luftiger und schwieriger Aufstieg direkt von der Scharte über die Südostseite des Südwestgrates könnte gleichfalls gelingen.

<sup>2)</sup> Man könnte auch den Gipfel westlich der Brèche du

Perron zu dieser Gruppe rechnen, den die Siegfriedkarte Aiguille du Charmoz, 2657 m, nennt. Er scheint in mittelschwerer Kletterei von der Brèche, leicht vom Col de la Terrasse, erreichbar zu sein.

<sup>3)</sup> Genauer: Ostnordostflanke.

Je mehr wir uns näherten, umsomehr lüftete sie für unser Auge den Mantel der Unnahbarkeit, mit dem sie dem fernerstehenden Beschauer ihre Gliederung verbirgt. Die Möglichkeit, die wir lebhaft erwogen, den Berg direkt über seine uns zugekehrte Flanke zu ersteigen, wich einer fröhlichen Zuversicht, der jeder Schritt, den wir vorwärts taten, neue Kraft zuführte.

Dicht vor uns erhob aus dem weißen Schnee der Berg sein schwarzes Gefels. Wie das Gewölbe einer gotischen Kirche ist er von vielen Strebepfeilern gestützt, die eine breite Terrasse tragen, über der sich das mit Türmen besetzte Dach des Gipfelgrates erhebt. Ein Blick auf den Gletscher lehrte, daß in den Rinnen, welche die einzelnen Pfeiler schieden, das Heil nicht wohnte. Kleine Steine lagen zahlreich neben den groben Blöcken, die sie im Fluge aus tausendjähriger Ruhe gerissen. An anderen Stellen tilgte die Sonne die Spuren der feindlichen Mächte, welche die Berge zernagen, um mit den Trümmern die Täler zu füllen. Mit weichen Fingern glitt das warme Licht über die klaffenden Wunden, die rauhe Geschosse in die reine Decke des Firnes schlugen.

Schmale Schneezungen leckten in die Rinnen empor. Ein paar Meter folgten wir der einen, um in kurzem Quergang über steilen Schutt die Rippe zur Rechten zu gewinnen.<sup>1)</sup> Auf ihrem breiten Rücken betraten wir ein Terrain, wie es für diese Berge<sup>2)</sup> bezeichnend ist. Eine feine, oft lehmig-weiche, mitunter beinharte Verwitterungsdecke legt sich über die meist abwärts geneigten Felsbänke, deren Köpfe glatt und grifflös herausragen. Alle größeren Trümmer sendet die Steilheit zu Tal. Solche Hänge sind selten schwierig zu begehen, erfordern aber eine besondere Technik des Trittes. Doch können sie eine Neigung erreichen, die ihre Begehung unmöglich macht. Auch unsere Rippe stieg an einzelnen Stellen in solchem Winkel an, daß wenige Grade mehr den Nagelschuh des Haltes beraubt haben würden. Doch führte uns lange Vertrautheit mit solchem Terrain ohne große Mühe empor.

Da lenkte erst fernes Donnerrollen, das näher und näher kam, unsere Blicke zum Himmel. Erste Wolken zerrissen an den Zacken des Grates, dem wir zustrebten. Dann rauschte mit grauen Riesenflügeln das Wetter über die Berge. Fast zur selben Zeit kamen wir vor einer senkrechten, nahezu 20 m hohen Felsstufe an, mit der unsere Rippe in die breite Terrasse unter dem Gipfelgrat ausläuft. Hier fanden wir unter leichtem Überhang notdürftigen Schutz vor dem strömenden Regen, der unbarmherzig auf uns niederging. Tief unten grüßte jenseits des Baches die Cabane. Aber schon waren wir zu hoch, um leichthin verzichten zu können. So legten wir denn die Rucksäcke ab, holten die Batismäntel hervor und lehnten uns schweigend an die Wand, entschlossen, zu warten. Unsere Geduld sollte hart auf die Probe gestellt werden. Dichter und dichter fiel der Regen. Von unseren Hüten und Mänteln rann das Wasser, erst in Tropfen, dann in zusammenhängenden Fäden. Nun trat an Stelle des Tiefblicks ein wogendes Grau, und mit aller Macht brach das Gewitter los. Blendend leuchteten die Blitze auf. Erreichte das Auge der Schein, traf auch der Donner das Ohr. So verging mehr als eine Stunde. — Der Regen nährte nur die Ungeduld, die nach der Höhe strebte; die zuckenden Blitze sandten uns auch Gefahr. Die Gefahr, welche nach meinem Empfinden die unheimlichste und zugleich die spannendste des Hochgebirges ist. Der Blitz springt aus dem Grau der Wolke, heimtückisch wie der Tiger aus dem Dickicht. Steinfall und Lawine sind ehrliche Feinde gegen ihn.

Von den Schlägen des Donners erwachte die Wand. Ein Wasserfall rauschte

<sup>1)</sup> Siehe meinen Tourenbericht in Nr. 766 und 809 der Österreichischen Alpenzeitung. Die mehr nördlich gelegene Route der Erstersteiger ist von der unseren völlig

verschieden.

<sup>2)</sup> Ausgenommen die granitene Kette des Grand Perron, welche der Zone der „Äußeren Zentralmassive“ angehört.

neben uns durch die Schlucht. Und in das Brausen mischte sich das Poltern der fallenden Steine. Doch ihr Flug war an die Rinne gebannt. Wenige Meter entfernt standen wir im Schutze des treuen Felsens.

Eine zweite Stunde verging, ehe sich das Wetter verzog. Dann aber lächelte uns die Sonne zu, wie wir unsere nassen Mäntel zusammenlegten und das Seil entrollten. Mein Gefährte querte ohne Rucksack und Pickel einige Schritte nach rechts, wo er meinen Blicken entschwand. Sein langsames Vordringen und die Steine, die er beim Klettern löste, zeigten mir an, daß größere Schwierigkeiten als bisher unser warteten. Das Seil war nahezu abgelaufen, da kündete mir sein Ruf von oben: Der Weg zum Grat ist frei! Mit den üblichen Hindernissen folgten Rucksack und Pickel nach. Dann querte ich zu dem baumelnden Seilende, das mir den Weg zur Höhe wies. Die außerordentliche Brüchigkeit des Gesteins erforderte peinliche Vorsicht, doch sind einige der Griffe und Tritte fest genug, um einen Teil des Körpers zu tragen. So stand ich bald bei dem Freunde und eilte mit ihm zur Grathöhe empor. Noch einige hundert Schritte stiegen wir unterhalb auf der Barberine-Seite an. Dann wird die Flanke so jäh, daß der Kamm den besten Weg bietet, obwohl er sich zu schmaler Schneide schärft. Hier ist das Gestein so locker, daß man kaum noch von Brüchigkeit reden kann. Die einzelnen Türme oder Stufen sind aus dünnen Platten aufgeschichtet, denen oft jedes Bindemittel fehlt. Nur die eigene Schwere hält sie in ihrer Lage. Wer hier ungeschickt klettert, d. h. wagerecht an den Griffen zerrt, läuft Gefahr, ein solches Türmchen vollständig einzureißen. Während ich eines dieser Gebilde erstieg, das allen Bestimmungen der Baupolizei Hohn sprach, lernte ich einen Rat verstehen, der für diesen Grat gemünzt wurde: „Embrasser le plus de lames possible à la fois.“<sup>1)</sup>

Der späte Aufbruch von der Hütte und das lange Harren in der Wand hatten es verschuldet, daß es Spätnachmittag war, als der schmale Pfad, dem wir aufwärts folgten, breit in die Kuppel des Gipfels mündete. Doch wir durchstöberten die Karten in Ruhe, fügten die unsre mit kurzer Notiz hinzu und verzehrten die Reste unsres Proviantes, als wäre der weitere Weg zum Hotel in Finhaut nur ein Abendspaziergang. Mochte uns die Nacht in Vieux Emosson überraschen; von da an kannten wir jeden Schritt. Zwei Jahre zuvor war ich allein durch das einsame Hochtal hinaufgestiegen zum Chevalblanc, dessen kahler Kegel jenseits auffragte. Und kürzlich erst hatten wir die Matten, deren Grün unter den siegreich vordringenden Steinen langsam erstickt, vom Col du Grenairon kommend, abwärts durchschritten. So schauten wir denn sorglos in die Wolkenreste, die still um die Gipfel zogen. Mit dem Strahl des Blitzes und dem Strom des Regens waren sie über die Berge hereingebrochen, nun zogen sie mit grauen Fahnen wie ein geschlagener Feind müde um die Mauern der Burg.

Es war  $\frac{1}{2}$  6 Uhr vorüber, als wir das sanft geneigte Schneefeld hinuntereilten, das die südwestliche Schulter des Berges bedeckt. Eifrig hielten wir nach dem Beginn des Couloirs Ausschau, das uns von der Grathöhe hinableiten sollte. In der Senke zwischen dem Gipfel und der folgenden Erhebung (P. 2780, Tête perfa) stießen wir auf die trichterförmig erweiterte Mündung einer Schneerinne, die uns den besten Abstieg zu bieten schien.<sup>2)</sup> Die Nähe des Abends drängte zur Eile. In wenigen Minuten hofften wir den 500 m hohen Hang über uns zu haben, als wir die Pickelspitzen zur Abfahrt in den Schnee stemmten. Doch wenig später

<sup>1)</sup> W. Meylan, Echo des Alpes, Février 1900.

<sup>2)</sup> Wir fielen hier einer ungenauen Angabe des „Guide de l'Ascensionniste“ zum Opfer, wo es über den weiteren Anstieg von Vieux Emosson aus heißt: „... puis on se dirige droit au nord en attaquant le grand couloir rempli de névé qui conduit au sommet“, während das richtige

Couloir zum Bas des Cavales, 2650 m, einer Variante des Col du Grenairon, zwischen Tête du Grenairon und Tête perfa, 2780 m, leitet. Diese wird auf beider Terrasse rechts (südöstlich) umgangen und dann wird über den firnbedeckten Kamm der Gipfel gewonnen.

gebot uns die wachsende Neigung Halt. Etwa hundert Schritte tiefer endete das Couloir frei in der Luft — ein hoher Wasserfall brauste in seiner Fortsetzung über die senkrechten Stufen einer ungangbaren Schlucht. Da verließen wir den Schnee nach links und betraten den von steilen Grasflecken durchsetzten Schrofenhang. Einzelne Rinnen, die ihn durchziehen, erschwerten den Überblick. Nur langsam gewannen wir an Tiefe. Auf- und absteigend wanden wir uns zwischen Abbrüchen hindurch, die uns den Weiterweg sperrten. Mehrmals querten wir Rasenhänge von einer Neigung, daß die Büschel die Hüfte streiften oder sie störend nach außen drängten. So überfiel uns siegreich die Dämmerung. Das geschlagene Heer der verstreuten Wolken sammelte sich im Schutze der Nacht. Ein pechschwarzer Riesenbaldachin wölbte sich über die Berge und fing das freundliche Licht der Sterne auf, die uns den Weg gewiesen hätten. In letzter Hoffnung stieg ich mit tastendem Fuße einen schmalen Rasengrat hinab. Unergründlich gähnte mir das Dunkel entgegen — die Brücke brach ab. Ein schmaler weißer Streifen leuchtete rechts unter mir matt herauf. War es der Ausweg? Die Nacht gab nicht Antwort. Schwarze Schleier breitete sie über das Rätsel. Das Spiel war verloren. Wir mußten harren, bis der Tag uns die helfenden Hände reichte.

Unser Lagerplatz war nicht gerade bequem: Ein Schritt nach rechts bedeutete Sturz über einen jähen Hang in das zur Tiefe schließende Couloir. Ein Schritt nach links führte in Schrofen, die mit tollen Sprüngen ins Dunkel tauchten. In der Längsrichtung des Grates konnten wir uns mit Vorsicht niederlegen. Kaum hatten wir uns leidlich eingerichtet, da begann es zu regnen. Und nach wenigen Minuten regnete es nicht mehr — es goß. Platzregen auf Platzregen ging über uns nieder, daß die Schlüssel in der Tasche verrosteten. Das Ganze war nicht gefährlich — die Blitze hatten ihr Pulver verschossen — es war wie ein schlechter Scherz, den uns die lieben Berge spielten. Und als endlich der Morgen kam, da sprang er nicht mit purpurnem Banner von Zinne zu Zinne — in grauem Mantel schlich er um die Gipfel und kroch grämlich in die Täler hinein. Rechts über uns tauchte ein Wasserfall aus dem Dunkel, der uns die ganze Nacht in finsterner Schlucht sein brausendes Lied gesungen, an- oder abschwelkend, wie es die Schleusen des Himmels wollten. Sobald die Wolken zerrissen, war seine Herrlichkeit dahin. Nur ein dünnes Bächlein rieselte über die Felsen.

Bald standen wir am Fuße des Gratkopfes, von dem ich gestern im Zwielficht die Schneerinne erspäht hatte. Ein morscher Schieferhang leitete uns in die Kluft zwischen Fels und Firn. Mit der Schaufel des Pickels grub ich eine Leiter in die senkrechte Schneewand und arbeitete mich an der eingeschlagenen Axt hinauf, nachdem wir uns durch das Seil verbunden hatten. Hier wartete meiner bittere Enttäuschung: eine dünne, vom Regen erweichte Schicht lag über hart gefrorenem Altschnee. Mein Gefährte schwelgte noch in der Hoffnung auf fördernde Abfahrt, als ihm das Scharren meines Pickels den schönen Traum zerstörte. Stufe um Stufe rang ich der Rinne ab. Unsrer Steigeisen ruhten friedlich im Schrank der Hütte, zusammen mit andern „unnötigen“ Dingen sorgsam in die Schlafsäcke gewickelt. Zwischen den düsteren Mauern der Schlucht sah ich tief unten das sonnenbeschienene Geröll; weiß und braun gefleckte Punkte bewegten sich über grüne Matten, und leise klangen die Herdenglocken herauf. Ich weiß nicht, wie lange uns die Rinne gefangen hielt. Ich weiß nur, daß mich Schultern und Hände schmerzten, obwohl ich nur schmale Kerben hieb, in denen der verkantete Nagelschuh notdürftigen Halt fand. Aber ich erlebe in der Erinnerung noch einmal die Wonne des Augenblicks, als wir das letzte Schneefeld hinuntereilten und in die helle Sonne traten. Bei einem Bache ließen wir uns nieder und breiteten ein Kleidungsstück nach dem andern auf den Steinen

zum Trocknen aus. Dann nahm uns das spärliche Grün zu köstlicher Ruhe auf. Vergessen waren die Qualen der Nacht und die zähe Umarmung der eisigen Schlucht. Die Berge zahlten alle Not hundertfältig mit der Münze der Freude wieder. Abends füllten wir in Finhaut unsre Säcke mit neuem Proviant, um am nächsten Morgen zur Hütte zurückzukehren.

II. Nordgrat-Südostgrat. Am Abend des 5. August 1909 saß ich allein vor der Hütte und zielte mit einem alten Fernrohr nach dem großen Abbruch im Nordgrat der Feniva. „Impraticable“ nennen ihn die beiden Führer, die das Gebiet behandeln. Meine Neugier war nicht befriedigt, als ich die von den Vätern ererbte „longue vue“ des Hüttenwartes zusammenschob. Hier galt es selber zu sehen. Daß der Durchstieg, den ich am nächsten Tage fand, schon einmal Gamsenjäger zur Höhe geleitet hatte, erfuhr ich erst später. So konnte ich ganz die geheimen Reize kosten, die auf unbekanntem Gelände liegen.

Spät erst hüllte ich mich in die Decken. Lange noch mußte ich mit Mr. Lonfat plaudern, dem „gardien“, von allen den Bergen, die ich seit zwei langen Jahren nur im Traume gesehen. Daß mein erster Plan der Feniva galt, meinem Lieblingsberge in Barberine, war selbstverständlich.

Noch einmal trat ich abends hinaus. Aus der schimmernden Gletscherterrasse hob sich, von vielen Pfeilern getragen, die düstere Ostwand auf. Der Neuschnee der letzten Tage hatte die schmalen Bänder und Leisten mit zierlichem Schmuck behangen. Darüber wölbte sich dunkel der First der Gipfelgrate. Links tauchten die Türme der einen Kante mit zornigen Sprünge in den weißen Firn. Die andere trug ihre silbernen Hauben in sanfter Bewegung nach Norden, um dann mit gebrochener Kraft den jähren Fall in die Tiefe zu tun. Warf mir der Berg nicht selber den köstlichsten Plan in den Schoß? Die beiden Grate wiesen den Weg.

Um 5 Uhr morgens trat ich hinaus und eilte zur Barberine hinab. „Bonne course, Monsieur!“ scholl es freundlich hinter mir her. Mir war, ich sähe die Heimat wieder. Da standen sie alle in schimmerndem Kleide: Ruan und die trotzig wand des Mur. Nur die Perrons hatten zornig den Schnee vom Leibe geschüttelt. In den Hütten erwachten die Glocken der Kühe, und eines Hirten erster Ruf verlor sich suchend über die Weiden. Und über dem allem der junge Tag, dem Wochen der Freiheit folgten.

Ich glaubte die Steine am Wege wiederzuerkennen, als ich der Spur zum Tenneverge aufwärts folgte. Dann ließ ich sie rechts und nahm das weite Firnfeld unter die Füße, das westwärts gegen die Wände streicht. Ein Spreizschritt über die Kluft und, über leichten Fels kletternd, stieg ich zum Bas de Balavaux, etwa 2560 m, auf (6 Uhr 50 Min.).

Hier auf dem einsamen Paß, den höchstens die Jäger besuchen, wurde mein Eifer gestraft: Meine Flasche war leer und fließendes Wasser nur unter mir. Da mußte die Sonne helfen. Fast eine Stunde verging, bis mir die Wärme den festen Schnee in kühlen Trank verwandelt hatte, der für den Weg über die Grate genügte (7 Uhr 45 Min.).

Inzwischen hatte ich Zeit gehabt, im Geist eine luftige Linie über den Abbruch des Grates zu legen. Ein breiter Firnkamm führte mich bis an die Wand. Über steilen, von Rasenbüscheln durchsetzten Fels klomm ich empor und drängte ein wenig nach rechts, um sobald wie möglich die Kante des Abbruches selbst zu erreichen. Dort wo die lotrechte Linie einer sanfteren Neigung weicht, gewann ich den Kamm (8 Uhr 15 Min.). Unter flüchtig zusammgelegten Steinen barg ich meine Karte. Dann strebte ich in leichter Kletterei der Höhe zu. 30 Minuten

später betrat ich die erste Schneehaube. Ein breiter, mit Platten gepflasterter Pfad erhob sich sanft zur Wölbung des Gipfels<sup>1)</sup> (9 Uhr).

Es war meine zweite Tur des Jahres und seltsam gleich sie der ersten: dem Nordgrat der Höfats im Allgäu. Hier wie dort beginnt der Grat mit trotzigem Aufschwung, dessen unterste Stufe die Benützung der Flanke verlangt. Über Fels, den grüne Büschel durchsetzen, geht es auch dort hinauf. Geringere Höhe und größere Leichtigkeit des oft überschätzten Höfatsgrates unterscheiden allein die beiden Wege. Eins jedoch fehlt dem östlichen Bruder: die letzte, lichte Wanderung zum Gipfel.

Die Feniva ist der wenigst besuchte und doch der herrlichste Berg im Tale von Barberine. Vier Routen (mit vielen Varianten), von denen keine der anderen gleicht, stehen dem Bergsteiger zur Wahl. Mag er die brüchigen Türme des schmalen Südostgrates (Abb. 4, S. 116) überklettern oder den festen Fels des Abbruches vorziehen, von dem ich eben erzählte; mag er eine der morschen Rippen der Ostwand wählen oder endlich die weite Umgehung über den Bas des Cavales<sup>2)</sup> — keiner der vielen Wege gleicht nur einen Schritt dem andern, und jeder ist einzig in seiner Art. Wer einmal von der Hütte aus den frischen Schnee in Lawinen über die Ostwand stäuben sah, dem bleibt auch die Schönheit des Berges unvergessen. Und endlich das Letzte und Höchste: Der Blick von dem Gipfel. — Der Buet zeigt den Montblanc in ruhiger Herrschergröße. Die Feniva zeigt seine Flanken in vollendetem Ebenmaß. Dort ist die Kette von Chamonix das einzige, vor dem das andere versinkt. Hier leiten die Berge der nächsten Umgebung in künstlerischer Gruppierung zu dem gewaltigen Hintergrund über. — Die Verte zeigt ihre edelsten Linien über dem Becken von Argentière. Die Wände des Buet, die lotrechte Mauer der Chaîne des Fiz beschließen im Westen das Bild, während die grünen Berge des Nordens in Stufen und Wellen leise im Genfersee ertrinken.

Spät erst (10 Uhr 35 Min.) schritt ich nach Südosten hinab. An den Kanten schmaler, wie aus Schiefertafeln errichteter Türme ging es hinunter. Die Kunst, an lockeren Griffen zu klettern, kommt hier voll zur Entfaltung. Wer allein über die morschen Zinnen dieser Mauer abwärts turnt, lernt vorsichtig sein. Die Höhe des Grates bietet den besten Weg. Als ich den zweiten großen Abbruch ein wenig rechts in der Flanke nahm, wurde der „Weg“ so schlecht, daß ich den fehlenden Gefährten um der Sicherheit willen durch einen stählernen Haken ersetzte. Verschiedene kleinere Türme folgten. An dem krummen, von der Hütte gut sichtbaren „Papageischnabel“ kletterte ich links hinab. So kam ich bis auf den breiten Turm, unter dem die lange Schneeterrasse mündet, welche die ganze Ostwand durchzieht. Nun wich ich, später als mein Vorgänger Meylan, in die südwestliche Flanke des Grates aus. Wer über ihre abwärts geneigten Bänke und jähren Schieferhänge aufrecht und sicher hinwegzuschreiten vermag, besteht die Probe auf Trittsicherheit. So querte ich unter dem kreisrunden Loch<sup>3)</sup> vorbei, das die Mauer des Grates durchbricht. Die Schieferplatten sind über der Wölbung wie die Steine eines romanischen Bogens angeordnet.

Die beiden letzten Türme umging ich hoch oben in ihrer südwestlichen Flanke auf brüchigen Leisten. Dann fuhr ich stehend über den Glacier de la Feniva nach Norden hinab, mit flachen Bögen durch die Spalten lavierend. Am frühen Nachmittag betrat ich wieder die Hütte.

<sup>1)</sup> Auch seiner Kürze wegen ist der Weg über den Nordgrat sehr zu empfehlen. Von der Hütte zum Gipfel brauche ich, ausschließlich der Raat, 3 St. 15 Min.

<sup>2)</sup> Dieser Weg ist der weitaus leichteste, aber nicht der schönste.

<sup>3)</sup> Dieses Loch im Grat ist deutlich von der Hütte zu sehen.

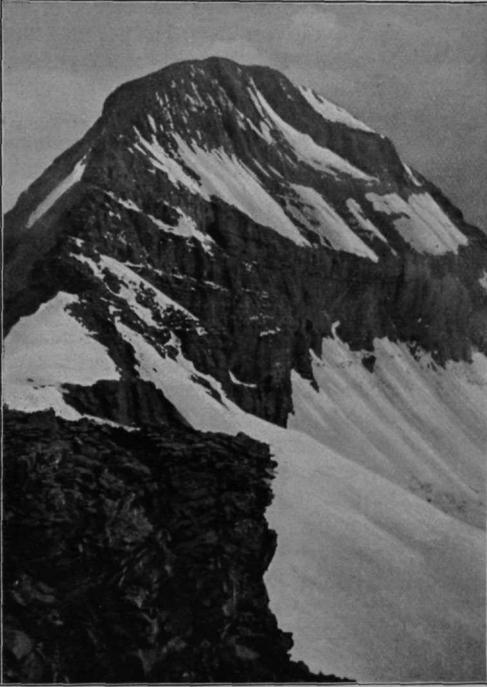


Abb. 1. Pic de Tenneverge  
von der Pointe des Rosses (Text S. 97)

### DIE CHAÎNE DES ROSSES

I. Mur des Rosses, 2933 m, und Pointe des Rosses, 2967,8 m. Wir glichen verdächtig „bösen Haunolden“, die tags in den kühlen Wäldern schlafen und abends von großen Taten erzählen, als wir am Vormittag des 14. August 1907 das Barberine-Tal aufwärts wanderten. Eine Reihe langer Fahrten und kurzer Nächte lag hinter uns und hatte jene sportliche Trägheit ausgelöst, vor der zuzeiten auch die größte Begeisterung nicht schützt. An solchen Tagen verlangt das Gemüt viel mehr nach beschaulichem Genuß der Landschaft als nach Kampf und Eroberungszügen. Der ehrgeizigste Bergsteiger blickt in solcher Stimmung mit unbeschreiblicher Gleichgültigkeit auf sensationelle Turenberichte, alpine Zeitungen oder bewundernde Mädchenaugen herab. Stundenlang liegt er im Grase, träumt zugleich von nichts und den wichtigsten Dingen, blinzelt vergnügt einem erweichten Gletscher zu, durch den sich drei dunkle Pünktchen mühen, oder lacht einen Ge-

röllstrom an, weil er ihn nicht hinaufzusteigen braucht.

Nur der raffinierte Gedanke, die erste Rast mit gutem Gewissen genießen zu können, half uns bis zu der ausgedehnten Stirnmoräne des kleinen namenlosen Gletschers hinauf, der längs der Nordwand des Mur des Rosses herabstreicht.

Hier aßen wir den größten Teil unseres Proviantes auf und — schliefen ein. Von Zeit zu Zeit blinzelte der eine scheu zu dem andern hinüber, bange Furcht im Herzen, der Gefährte könnte zum Aufbruch mahnen. Doch nichts geschah. Die Mittagstunde kam und ging.

Zitternde Glut spielte um die Säulenfeiler der Tour



Abb. 2. Mont Buet von der Pointe des Entrèves (Text S. 99)

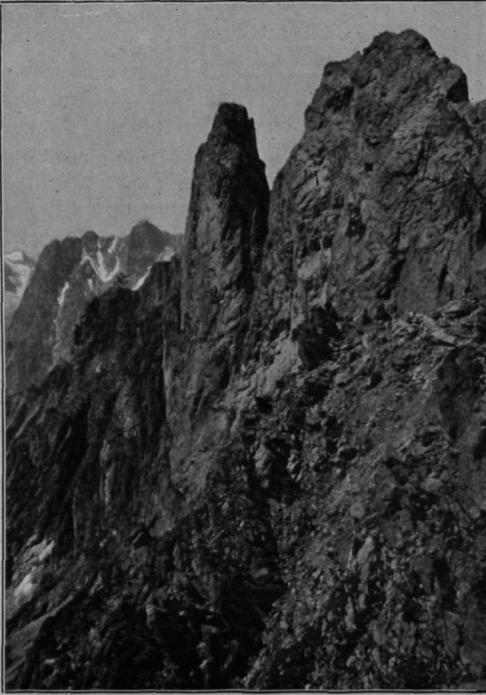


Abb. 3. Haute Pointe und Pointe Centrale  
des Perrons (Text S. 107)

Sallièrè. Da glitt eine leise Unruhe durch die reglosen Körper auf der Moräne. Die Sonne brannte gefährlich auf das Gehirn. Es wäre doch wohl besser, weiter zu gehen . . . So packten wir denn unsere verstreuten Habseligkeiten zusammen und stiegen zu einer kleinen Felsterrasse unter dem Gletscherrande hinauf. Hier hielt es mein Gefährte für unumgänglich nötig, photographische Aufnahmen zu machen. Ich beschäftigte mich inzwischen in aller Ruhe damit, eine Stufenreihe den Eishang hinauf zu schlagen. Erst ein Stein, der mir elegant zwischen den Beinen hindurchsprang, lockte ein etwas bewegteres Tempo aus mir heraus. So erreichten wir den Beginn der langen, ziemlich steilen Schneerinne, die nördlich des Mur in den Hauptkamm mündet. Hier stampfte Zindler mit lobenswertem Eifer büßend voran. Auf der Höhe des Grates (Punkt 2808) fiel uns ein, daß unser neues Kochgeschirr noch gar nicht eingeweiht wäre. Es dauerte geraume Zeit, bis wir den Fehler wieder gutgemacht hatten.

Dann aber konnte uns keine Macht mehr hindern, den nahen Gipfel des Mur des Rosses, 2933 m, über harmlosen Schutt zu erstürmen.<sup>1)</sup> Eine gebührende Siegesfeier folgte, ehe wir daran denken konnten, die planlose Fahrt noch planloser fortzusetzen.

Dichte Nebel jagten von Süden herauf. In Eilmärschen zogen wir den Südsüdwestgrat (Abb. 5, S. 117) hinunter, das Muster einer gut gepflasterten Straße. Der bequeme Weg wurde bald zum genußvollen Kletter-



Abb. 4. Ostflanke der Pointe de la Feniva (Text S. 109)

<sup>1)</sup> Die Erstersteiger gewannen (nach Wagnon) vom westlichen Teil des Glacier des Fonds den Hauptkamm und folgten ihm bis auf den Gipfel. (Großer Umweg.)

pfad. In der Nähe der „Aiguillette“, des markanten, doppelschultrigen Turms, mischte sich Schwierigkeit in das harmlose Spiel. Ein kurzer, heller Augenblick stellte plötzlich den riesigen Abbruch der Tour des Rosses vor uns hin, von Nebelfahnen umweht. Daß man ihn links in der Flanke umgehen kann, verhüllte listig das Grau. Wir redeten etwas von Biwak, Kälte, geringem Proviant und verschwanden lautlos in der Ostwand des Grates. Über steile Schrofen und Felsterrassen, die kleine Kamine durchzogen, strebten wir zum Glacier des Rosses hinunter, wie Pferde, die den kürzesten Weg zum Stalle wittern. Daß diese Wand noch unbegangen war, rührte uns in keiner Weise.

Als zwei Drittel der Höhe über uns lagen, stellten wir eine geistvolle Betrachtung an, deren Ergebnis war, daß die Wand notwendigerweise mit einem ungangbaren Plattenschuß über dem Gletscher endigen müsse.<sup>1)</sup> Folgerichtig kletterten wir wieder hinauf, um unsere Schritte

nach Frankreich zu lenken. In der Tat ging es über einen steilen Firnhang leidlich bequem zum Glacier du Prodzon hinunter, auf dem wir die „Tour“ umgingen. Ein zweiter Firnhang führte zu einer geröllbedeckten Terrasse unter und vor der Pointe des Rosses hinauf. Die finsternen Schluchten des Berges schossen bei sinkender Nacht mit Steinen nach uns, von denen mir einer ein Loch in den Pickelstiel schlug, als ich ein paar dürftige Stufen kratzte.

Unschlüssig blickten wir den Schnee hinauf, der unseren Standpunkt mit der Senke zwischen Tour und Pointe verband. Dunkelheit und ziehende Nebel

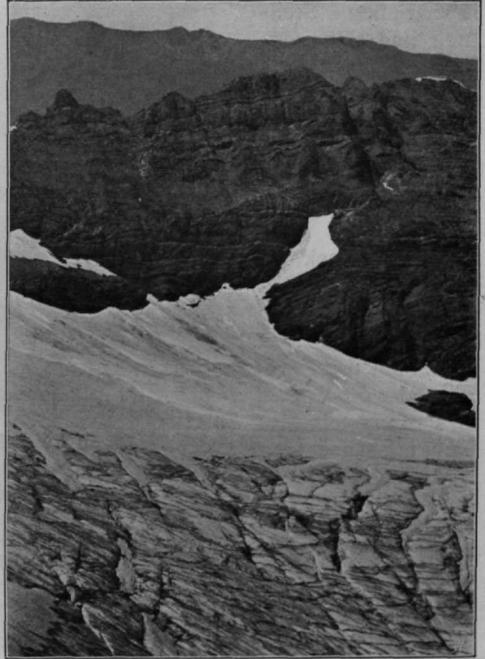


Abb. 5. Südsüdwestgrat des Mur des Rosses vom Glacier des Rosses (Text S. 116)



Abb. 6. Grat zwischen Tour und Pointe des Rosses (Text S. 119)

<sup>1)</sup> Bei Gelegenheit der ersten Besteigung der Tour des Rosses über die Ostwand überzeugten wir uns, daß diese Wand kurz über dem Gletscher wirklich mit glatten Platten endet. Doch dürfte der weit hinaufreichende Schnee fast stets eine Durchstiegsmöglichkeit bieten.

übertrieben Steilheit und Höhe des Hanges ins Ungeheure. Außerdem war unsere heutige Fahrt ja nur „fürs Gemüt“ unternommen! Was ging uns der Berg da oben an! Schlafsacklose Biwaks mit Geröllunterlage in der Firnregion bilden bekanntlich das Zentrum, das die Poesie des Bergsteigerlebens mit säuselnden Flügelschlägen umkreist.



Abb. 7. Tour des Rosses vom Ostgrat der Pointe des Rosses  
(Text S. 119)

Unsre Pickel scharrrten die kantigsten Steine beiseite, dann wuchs aus der schmalen Insel eine kunstvolle Mauer halbkreisförmig heraus, die unsre, nach solchem Werke wohlverdiente Ruhe schirmen sollte. Solange die letzte Zigarre reichte, war mir unbeschreiblich wohl. Nebel zogen um die eisige Einsamkeit des Tenneverge. Dann goß der Mond sein mattes Silber über den schlafenden Firn. Schwarze Spalten gierten mit offenem Maul nach den fallenden Steinen, die roh die Stille zerbrachen.

Dann kam die Kälte. Sie kroch aus dem Firn in die Steine und aus den Steinen langsam ins Fleisch hinein. Unermüdetlich viele Stunden lang. Mit dem ersten Morgengrauen flüchteten wir den Firnhang hinauf, dem Licht und der Wärme entgegen. Schon 15 Minuten später standen wir auf dem Grate, nördlich der Pointe des Rosses. So hatten uns gestern Dunkel und Nebel getäuscht! — Über eine breite Schneeverwehung hinweg verlief sich der Kamm in den leichten Felsen des Gipfelkopfes, den ein mächtiger Steinmann krönt (2967,8 m).



Abb. 8. Tour Sallière, Ruan, Mur und Tour des Rosses  
(Text S. 93 und 121)

Kalte Wellen von weißem Licht strömten lautlos über die Gipfel. Gestern hatte die glühende Sonne uns aufwärts getrieben, heute blies uns ein schneidender Wind in das wärmende Tal hinunter. Was wollen wir von dieser fremden Welt! Der breite Rücken des Ostgrates<sup>1)</sup> hielt uns freundlich die ret-

<sup>1)</sup> Siehe auch: Der Pic de Tenneverge, Teil I, S. 96, 97.

tende Leiter an die einsame Zinne. Wir ließen ihn bald zur Rechten und führen über den gefrorenen Firn des Glacier des Rosses zu Tal, bis uns die wohlbekannte Schneeterrasse nach rechts zum Col de Tenneverge führte.

Wohlige Wärme empfing uns im Tal. Hirten trieben mit rauhem Ruf die Herde zur Weide. Scheu schlichen wir hinten herum zur Cabane. Da saß Lonfat, der Hüttenwart, und suchte mit seinem alten Fernrohr die Grate ab. Als er uns sah, schüttelte er sorgenvoll sein Haupt und wandte sich schweigend der Hütte zu. Es war das zweite Mal in diesem Jahr . . . Er hatte uns endgültig aufgegeben.

II. Tour (Tête) des Rosses, 2936 m. Ostwand-Südsüdwestgrat. Als wir uns zwei Jahre später (am 7. August 1909) der Tour des Rosses (Abb. 6, S. 117, und 7, S. 118) näherten, fehlte uns die Lust, noch einmal begangene Wege zu gehen und dem Gipfel von Süden über die Pointe oder von Norden über den Mur zuzustreben. Vielmehr reizte uns die bisher noch unbegangene Ostwand des Berges. Diesem Plane eines geraden Aufstiegs zum Gipfel entsprach es auch, daß wir zum Glacier des Rosses nicht auf dem weiteren aber bequemeren Wege über den Col de Tenneverge anstiegen, sondern die steilen, felsdurchsetzten Rasenhänge benutzten, die in geradem Anstieg, zuletzt über nicht ganz leichte Schrofen, das Eis zu gewinnen erlaubten.

Vor uns lag im Sonnenschein die in Terrassen und Steilstufen gegliederte Wand des Berges, aus der sich ein breiter Pfeiler gegen uns vorschob. Eine kurze Schneezunge, die rechts dieses Pfeilers in die Wand hinaufzog, fiel uns besonders ins Auge. Sie war unser nächstes Ziel, als wir den Gletscher nach Westnordwest überschritten. Im Norden verlor sich der Firn in den glatten Wänden des Mur, südwärts wogten weiße Wellen gegen den Ostgrat der Pointe des Rosses.

Erst die Wand des Pfeilers verbarg uns den größeren Teil dieser Bilder. Zahlreiche Stufen verlangte die hart gefrorene Zunge und stellte uns endlich noch eine geteilte Randkluft entgegen, ehe sie den Zutritt zu den Felsen des Pfeilers auf dem ersten, gut gangbaren Bande freigab. Ein bequemer Quergang brachte uns nach links auf die tiefste Terrasse der Wand. Gestufte Felsen wiesen den Weg zur zweiten hinauf, über der sich der steilste Abbruch der Wand erhebt. Ein seichter Kamin mit festen Griffen vermittelte uns einen prächtigen, aber nicht leichten Weg zu dem mehr oder minder harmlosen Schrofengürtel unter dem Gipfel. Über eine dritte, schmale Terrasse eilten unsre Füße hinauf, ehe das letzte leichte Gefels in dem Schutt ertrank, dem der Steinmann des Berges entragt.<sup>1)</sup>

Nebel stiegen aus der Tiefe des Fond de la Combe und breiteten graue Schleier über die weiten Firnfelder des Glacier du Prodzon. Sie schwebten leise die gelben Wände hinauf und zerrissen endlich an den Türmen des Grates zwischen Tour und Mur. In schweren Tänzen umkreisten sie scheu unsere kleine Insel und wagten nur hin und wieder, ein Stück der grauen Gewänder über die Grate hinaufzuwerfen. Dann zerging alles wie Geisterspuk im leuchtenden Blau der Luft.

Der Grat, welcher die Tour mit ihrer Schwester, der Pointe des Rosses, verbindet, gleicht einem Wege, der erst als breite, fahrbare Straße den arglosen Wanderer lockt, um sich nach wenigen hundert Schritten zum Fußpfad zusammenzuschnüren, bis endlich ein schmaler Steig, die Leere zur Rechten und Linken, den einzigen Zugang zum anderen Ufer vermittelt.

Sorglos bummelt man über den Schutt der Tour vom Gipfel nach Süden. Da richten sich langsam die sanften Wände des Grates auf und pressen mehr und mehr den Pfad zusammen. Schließlich wird er zur schmalen Mauer mit lotrechten Flanken. Mancher hat hier die Schenkel zu Hilfe genommen und ist

<sup>1)</sup> Siehe meinen Turenbericht in der Österr. Alpenzeitung 1910, Nr. 809, S. 109.

geritten. Es wäre nicht schön, darüber zu spotten. Doch wer über den Steg in aufrechter Haltung, das Eisbeil unterm Arm, hinwegzuschreiten vermag, daß Bergsteigerherz wird eine nicht alltägliche Freude ernten. Mit einem Blick mißt das Auge die Gletschertiefe zu beiden Seiten. Rechts der Glacier du Prodzon, auf französische Felsen gebettet, links der schweizerische Glacier des Rosses, beide wie zwei benachbarte Zimmer nur durch eine dünne Wand getrennt, auf deren Höhe der Wanderer schreitet. Leider nur kurz ist der Gang. Bald verliert sich der Grat in einem breiten, wenig ausgeprägten Zwischengipfel, ohne noch einmal die Kraft zu finden, ein schmales Felsgerüst aus der greisenhaften Gestalt eines breiten, schuttbedeckten Rückens herauszuheben.

So kamen wir an geschwungenen Wächten vorüber, zuletzt auf bekanntem Wege, zum Steinmann der Pointe des Rosses, mit dem Bewußtsein, einen der schönsten Felsenpfade in den Bergen von Barberine gegangen zu sein. In der Hütte trafen wir unter vielen Beloiseau- und Tour Sallière-Kandidaten auch einen alten Schulkameraden. Noch lange plauderten wir mit dem Behagen des Mannes, der längst die Prüfung bestanden, von einer Zeit, der ich auch heute nur eine einzige Empfindung freundlicher Art entgegenzubringen vermag: den Dank, daß sie vorüber ist. — Ein wohlverdientes „silence, Messieurs!“ scheuchte uns unter die Decken.

#### DER MONT RUAN, 3067 m, OSTGRAT

Am Vormittag des 10. August 1909 standen wir inmitten ziehender Nebel auf dem vergletscherten Col de la Tour Sallière, 2830 m, um den Ruan über den östlichen Grat<sup>1)</sup> zu ersteigen, der sich, von Barberine gesehen, in dem erkerförmigen Überhange wahrhaft zu überschlagen scheint und so eine leichte Bewegung in das ruhige Bild der schräg gestreiften Flanken des Berges bringt.

Dieser Überhang ist unersteiglich. Hat man die vor ihm liegende Scharte über den ersten breiten Turm des Grates gewonnen, so weist zur Rechten die höchste Terrasse des Glacier du Mont Ruan suisse den Weg zur Umgehung. Sie führt hinab auf den Firn und nach kurzem Quergang über die Randkluft wieder hinauf, bis leichte aber äußerst brüchige Felsen den Zugang zu einer steilen, natürlichen Treppe bilden, die auf dem breiten Rücken des Grates zur Höhe leitet. Es gewährt eine besondere Freude, aufrecht über die schmalen, luftigen Stufen emporzusteigen und nur hin und wieder die Hand zur Wahrung des Gleichgewichtes auf die Felsen zu legen.

Schmäler und schmaler wird der Grat. Durch den Mündungstrichter einer jäh nach Norden abschließenden firnerfüllten Rinne hilft mit wenigen Schlägen getreulich das Beil; dann steige ich meinen Gefährten voraus längs des zierlichen Wächtergrates in die wogenden Nebel hinein, bis sich der Kamm nach Westen senkt. —

Wenige Tage später schleppten wir Proviant in regenbringender Menge zur Cabane au Couvercle hinauf.

### DRITTER TEIL: SALANFE

Durch das glühende Rhönetal rast der Simplon-Expresß nach Italien. Müde gleiten die Blicke der Reisenden über die einförmigen Hänge. Da fällt, kurz vor Vernayaz, ein ungeahntes Bild in das Auge: ein mächtiger Wasserfall bricht aus der rechten Talwand unvermittelt hervor. „La Pissevache“ nennt ihn die wenig ästhetische, aber doch starke Einbildungskraft des Volkes. Wo kommt er her und was liegt dahinter?

<sup>1)</sup> Einzelheiten in meinem Tourenbericht in der Österr. Alpenzeitung 1910, Nr. 609, S. 106.

Der Wanderer, welcher das Rätsel ergründen will, muß den weiten Umweg über Salvan machen. Von hier quert ein Waldweg ansteigend die Hänge des Rhônétals. Plötzlich macht er eine scharfe Biegung nach links. Ein weites Tal, die Vallée de Van, mit Bäumen, Wiesen und Hütten liegt vor dem erstaunten Blick. Col de la Matze heißt diese Stelle, 1373 m. Und wenn du nach der Pissevache fragst, so sagt dir der Hirt: Der Bach unsres Tales heißt die Salanfe. Kein Steig führt längs seiner Ufer zur Rhône. Nur das Wasser braust über die Wände und verliert mit dem Sturz seinen Namen.

Den Hintergrund des Tales sperrt eine zweite Stufe, geheimnisvoll wie die erste. Ein steiniger Zickzackweg leitet hinauf, an der „Mosesquelle“ vorbei. Dann erscheint über schäumendem Wasser die Wand der Tour Sallière und endlich das Ungeahnte, die Montagne<sup>1)</sup> de Salanfe<sup>2)</sup>.

Eine weite grüne Fläche liegt in die Berge gebettet. Kaum eine leise Erhebung wellt aus der Ebene auf. Mauern auf allen Seiten. Rechts recken die Dents du Midi<sup>3)</sup> ihre Zacken aus der weißen Terrasse des Plan Névé. Links steigt zum Grate des Luisin dunkler Granit empor. Doch diese Berge sind nur der Rahmen für die Ostwand der Tour Sallière, den Grand Revers. Im oberen Barberinetal (Abb. 8, S. 118) vermag der Berg aus Schutt, Firn und zerrissenen Flanken kein imponierendes Antlitz zu formen.<sup>4)</sup> Hier reckt sich ein Abbruch auf, der alles andre verdunkelt. Aus Moränenwällen und Schnee, den die fallenden Steine durchpflügen, steigt die scheinbar glatte, kaum gegliederte Wand mehr als 1200 m über die Weiden zum ruhigen Dreieck des Gipfels auf. Über Dôme und Eglise senkt sich der gewaltige Nordkamm zum Col de Cluzanze, während der Ostgrat in tollen Sprüngen über die Pointe à Boillon zum Col d'Emaney strebt. Aus halber Höhe der Wand, die die beiden Riesengrate umschließen, reckt der Glacier Noir<sup>5)</sup> seine weiße Klaue gegen den Frieden des Tales.

Ich bin über den weichen Boden der Weiden gegangen, wenn langsam der junge Tag an der Wand hinunterstieg. Düstre Gewitterwolken habe ich bei Nacht über den Kessel sich lagern gesehen, daß nur die Tatze des Gletschers matt durch das Dunkel schien. Ich bin mit den Augen der sinkenden Sonne gefolgt, wenn sie über die silbernen Bänder den glühenden Dom des Gipfels erreichte, und dennoch weiß ich, daß ich die wechselnden Zeichen nicht halb zu Ende gelesen, die hier des Lesers harren. —

Salanfe ist der Ausgangspunkt für zwei der bedeutendsten Turen des Gebietes: die gerade Durchkletterung des Grand Revers und die Begehung der Arête du Col d'Emaney. Beides gelang uns zum ersten Male ohne die Unterstützung autorisierter Führer.

**TOUR SALLIÈRE, 3222 m** (Grand Revers-Nordgrat.) Der gewöhnliche, häufig begangene Weg über den Grand Revers ist nicht sonderlich schwer. Die geringe Schwierigkeit hat, wie so häufig im Hochgebirge, Eintönigkeit im Gefolge. Dieser Anstieg ist auch kaum noch als „Wandroute“ zu bezeichnen. Den großen Geröllstrom unter der Eglise, 3078 m, geht

<sup>1)</sup> Mit „Montagne“ bezeichnet der Hirt niemals den Gipfel im Sinne des Bergsteigers, sondern den nutzbaren Teil des Berges, die Weide.

<sup>2)</sup> Siehe E. Rambert, Les Alpes Suluses, II, S. 236 ff., und E. Javelle, Souvenirs d'un alpiniste, S. 67 ff.

<sup>3)</sup> Eine monographische Behandlung dieser schönen Gruppe auf Grund der vorhandenen reichen Literatur würde eine sehr verdienstliche Aufgabe bilden.

<sup>4)</sup> Auch die andern Berge der Kette (die Fenix ausgenommen) kehren ihre zahnste Seite nach Barberine. Die Klubbürste steht, wie so häufig, an der lebtesten, wenig eindrucksvollen Flanke der Gipfel. Sixt, Salanfe und Bo-

niveau sind die Ausgangspunkte für die schönsten Turen in diesem Gebiet.

<sup>5)</sup> Ich glaube, aus der älteren Literatur nachweisen zu können, daß der Name Glacier Noir ursprünglich und sinngemäß dem völlig von Moränen verdeckten Gletscher am Fuße des Grand Revers zukommt. Der bis in den September hinein blendend weiße Hänggletscher in halber Höhe der Wand hieß Glacier de la Tour Sallière oder Glacier du Dôme, doch wird er jetzt auch von der Siegfriedkarte Glacier Noir genannt. Ich wage deshalb nicht den Versuch, die alte Nomenklatur zu Ehren zu bringen und an den tieferen Gletscher Glacier de Salanfe.

es mühsam hinan bis zum Beginn eines Couloirs, das den Glacier Noir an seinem nördlichen Ende zu erreichen erlaubt. Der Gletscher wird in seiner ganzen Breite gequert, bis Schneefelder, Schutt und Schrofen zur „Schulter“, 3036 m, leiten. Hier trifft dieser Weg mit dem von Barberine zusammen, dem üblichen Anstieg auf die Tour Sallière.<sup>1)</sup> Die leichten Kamine des Südostgrates führen in 45 Minuten zum Gipfel.

Diese Route gehört zu denen, die bei dem ehrlichen Bergsteiger das leise Gefühl hinterlassen, den Gipfel erschlichen zu haben. Verlockend hingegen ist die ideale Gradheit der Nordostrippe des Grand Revers, die als ungebrochener Pfeiler vom Fuße der Wand zur Schulter leitet. Aus der Moränendecke des Glacier de Salanfe erhebt sich ein steiler Firnkegel, dessen Spitze auf ein tief eingerissenes Felscouloir weist, durch das die Schmelzwasser des Glacier Noir in Kaskaden herabstürzen. Unmittelbar links von dieser Rinne steigt, mit zahlreichen Stufen gepanzert, die erwähnte Nordostrippe auf, um endlich als steiler, breiter Firnkamm unter der Epaulé zu verschwinden.<sup>2)</sup>

Ende September 1909. Georg Zindler und ich, wir waren die Herren des kleinen Hôtel de la Dent du Midi<sup>3)</sup> in Salanfe. Unser einziger Hausgenosse war eine Katze, die wohligh schnurrte, sobald wir das Feuer im Ofen schürten. Dann leckte sie ihren Milchteller aus und fing imaginäre Mäuse, die ich an einem Steigeisenriemen durch die Küche tanzen ließ. Eine seltsame Fünf-Uhr-Morgenbeschäftigung. — Nebelschwaden stiegen aus der Vallée de Van und wälzten sich über die verlassenenen Weiden. Schwarz hob sich der Grand Revers in die Sternennacht. Düstere Wolken umkreisten den Horizont. Sollten wir gehen oder nicht? Wir hatten nicht Zeit, auf ideales Wetter zu warten. Eine schwierige Berechnung ergab, daß man den 25. des Monats schrieb. Das gab den Ausschlag. Die Katze wurde in die Küche gesperrt und die Haustür verschlossen. Um 6 Uhr bummelten wir lautlos über die Weiden gegen den Grand Revers, der sich lauernd immer mehr zusammenduckte. Am Fuß der Moränen kam der Tag. Die ersten schüchternen Sonnenstrahlen umspielten den Gipfel der Tour. Dann führte uns der hart gefrorene Firn des Lawinenkegels, der hier und da einen PickelhieB forderte, in das große Couloir hinein.

Die ersten Ersteiger hatten weise die Schlucht vermieden, um von Anfang an der Rippe zu folgen. Wir wagten den Gang, um einen Blick in die Seitenrinnen zu tun. Schutt und Reste von Eislawinen führten uns rasch empor. Dann brachten die leichten Felsen der rechten Seite der Rinne die erste Morgenfreude. Doch war inzwischen die Sonne bis zum Glacier Noir herabgestiegen und ließ ihr Licht auf den blauschillernden Seraks tanzen, die als blanke Wände von Eis das Couloir über uns sperrten. Führend empfing ich den ersten Gruß: Ein kurzes Surren, ein Krach. Der erste Stein schlug neben mir auf. Das war der Wink für die andern. In schlanken Parabeln kamen sie über die Wände und fuhren in klatschendem Zickzacksprung links neben uns durch die wasserdurchbrauste Schlucht. Ein kurzer schärferer Gang über Felsen führte uns rechts an der Kaskade vorbei, die man auch vom Hotel aus sieht, auf die erste große Terrasse. Lawinenschnee und Steinschlagspuren waren ihr Signalement. Ein kleiner Trab brachte uns nach links unter die schützende Wand. Wir waren in Sicherheit.

<sup>1)</sup> Die Stegfried-Karte schreibt neuerdings aus mir unbekanntem Gründen „Sallière“. Die alte Schreibweise scheint mir der im Lande üblichen Aussprache besser Rechnung zu tragen.

<sup>2)</sup> Die Namen der ersten Ersteiger auf diesem Wege, einer Führerpartie, konnte ich nicht ermitteln. Es folgte Frederick Gardiner mit Rudolf und Peter Almer am 24. Juli 1900. Unsere Ersteigung war die dritte.

<sup>3)</sup> Ich gedenke hier gern der Freundlichkeit unseres Wirtes, des Herrn Pierre-Louis Délez, Führers in Salvan. Er gab uns nicht nur mit großer Bereitwilligkeit den Schlüssel, obwohl wir seine Dienste als Führer nie in Anspruch nahmen, sondern unterstützte mich auch in uneigennütziger Weiss durch mündliche und schriftliche Angaben über nicht publizierte Touren wie diese, ohne deren Kenntnis meine Arbeit unvollständig geblieben wäre.

Kennst du den schneidenden, knirschenden Ton, mit dem das Eis zerreißt, ehe ein Serak den Sturz in die Tiefe tut? Wer es einmal gehört, behält den Klang im Ohr. Das Erwartete kam. Verstndnisvoll sahen wir uns an und dann die Rinne hinauf. Das war kein einzelner Turm, der fiel — eine ganze Eiswand brach von dem Gletscher los und tobte, in tausend Trümmer zerschellend, die Schlucht hinab. Donner brüllte den Berg aus dem Schlaf. Dann fuhr die Lawine wie ein brausender Strom über unsere Terrasse, ein Strom aus weißem Eis, in dem die kantigen Blöcke schwammen, sich drehten, hoben und senkten, um endlich zerberstend über die Felsen, die eben noch unsere Nägel ritzen, hinunterzuraschen, der Tiefe zu . . . Der Tod ging vorbei im Knigsgewande.

Ich fühlte ein Lächeln auf meinen Lippen, ein mäßiger Gedanke klopfte an: Htten wir ein wenig länger mit der kleinen Katze gespielt, auf den Weiden ein paar Blumen an den Hut gesteckt oder die Schuhriemen fester geschnürt . . .

Die Terrasse führte uns weiter nach links, an einem kleinen Felsturm vorbei, der den Beginn der Rippe markiert. Von hinten gewannen wir ihren Rücken und über Schrofen und Schutt den Fuß des ersten Abbruchs in der Höhe der Gletscherzunge. Dieser Wechsel von leichten, wenig geneigten Gratstcken und steilen Felspartien, der am Emaneygrat am schärfsten ausgeprägt ist, war uns für mehrere Stunden beschieden.<sup>1)</sup> Doch konnten die Pickel auch an den schwereren Stellen in der Schlinge am Handgelenk bleiben und der Sack auf dem Rücken. Nur selten drängte ein allzu trotziger Felskopf uns auf heikle Bänder hinaus. Sie brachten Wechsel in das gerade Streben zur Höhe.

Erstaunt blickt der Kletterer auf die verhältnismäßig reiche Gliederung der scheinbar so glatten Wand. Terrassen und Pfeiler treten hervor, und breithin lagert sich der Glacier Noir, der von unten als schmaler Streifen erscheint. Riesige Klüfte zerreißen seine tieferen Teile und verschlingen gierig den stürzenden Stein.

Mittag war vorüber, als wir uns auf der Höhe des letzten der vielen Felsabbrüche niederließen. ber uns schlug der glitzernde Firnkamm die Brücke zur Schulter. Der Weg war noch weit, doch der Sieg uns sicher. Das klare Blau des Himmels ließ uns die Freude der Rast in Ruhe genießen. Dann wanderte das Seil in den Rucksack zurück. Die Kante des Nagelschuhs genügte, Tritte in den festen Firn zu schlagen. Neuschneebedeckte, abschüssige Felsstufen hemmten unser eiliges Vordringen, ehe wir die „Schulter“ betraten (2 Uhr 10 Min. bis 2 Uhr 30 Min.). Die Kamine des bekannten Grates führten uns schnell zum Gipfel, 3222 m (3 Uhr 15 Min. bis 4 Uhr).<sup>2)</sup> Hier war die alte Sorglosigkeit unser Gast, die den Bergsteiger durch eine Gruppe geleitet, die ihm lieb wie die Heimat geworden ist. Trotz der vorgerückten Stunde wollte ich von einem Abstieg nach Barberine nichts wissen und pries meinem Gefährten den selten begangenen Nordgrat an. „Dann biwakieren wir eben“, war seine lakonische Antwort. „Faudra voir“, gab ich zurück und entrollte das Seil.

Doch ehe wir uns dem weiten, unbekanntem Wege vertrauten, tat ich noch einen Blick in die Runde, den letzten in diesem Jahre.

Wunderbar spitz hob sich von hier gesehen der sonst so breite Ruan in den blauen Himmel hinein. Auf den Wächten des Ostgrates spielte die Sonne. An dem fernen Montblanc störte der Buckel des Courmayeur-Gipfels das sonst so edle Gleichmaß der Linien. Fast ebenbürtig spielte mit seinem gleißenden Silberschild der Grand Combin. Fern im Osten neigte die neuschneebedadene Dentblanche ihr trotziges Haupt links über, während das Matterhorn mit langer, gerader

<sup>1)</sup> Siehe meinen eingehenden Tourenbericht in der *sterr. Alpenzeitung* 1910, Nr. 808, S. 110.

<sup>2)</sup> Wir bräuchten vom Hotel zum Gipfel 7 Stunden, wenn man die Rasten und einen vergeblichen Versuch an ungln-

stiger Stelle abrechnet, eine Zeit, die sich kaum wesentlich verkürzen lassen dürfte. Deshalb ist besonders die lange, von uns ausgeführte Überschreitung Grand Revert — Nordgrat für die kurzen Tage des Herbstes wenig zu empfehlen.

Schulter nach Italien wies. Jenseits der Salanfalte zeigte die Dentjaune ihre schönste Seite.

Allmählich hing sich ein Vorhang über die Berge. Nur an den Firn des Mont-blanc wagte die graue Hand nicht zu rühren. So nahm ich sein Bild in die Tiefe mit, als Symbol einer langen Sommerfreude, als herrlichstes Sinnbild dessen, was wir als ewiges Rätsel umwerben: den Berg. —

Der Grat wies nach Norden hinab. Kleine Steilstufen unterbrachen die Linie des Kammes. Sie vermochten uns nicht von dem luftigen Pfad in die Flanke zu drängen. Mehrmals schritten wir hin wie auf schmaler Mauer, bis ein erneuter Abbruch die Hülfe der Hände verlangte. Schon glaubten wir, bald den Schnee der Scharte unter den Füßen zu haben, als sich der Grat mit harten, lotrechten Sprüngen im Firn vergrub. Da wichen wir nach links über verschneite, brüchige Felsen aus. Neue Wände hielten uns auf. Endlich gewannen wir über die westliche Flanke des Grates den Firn der Cuvette du Dôme, etwa 2950 m. Zwei Stunden (vom Gipfel gerechnet) hatte uns der Kampf mit dem Neuschnee gekostet, der unvermeidlichen Beigabe größerer Turen in diesem Jahr (1909). Die letzten Strahlen der Sonne leiteten uns dicht unter den Wänden des Dôme, 3139 m, entlang. In wenigen Minuten hätten wir den Beginn der „Grande Pente“ gewinnen können, des steilen Firn- oder Eishanges, der vom Col de la Tour Sallière nach Norden sinkt. Drei Jahre zuvor hatte ich dort Ende Juli manche Stufe ins Eis gemeißelt. Ende September konnten wir auf dreifache Arbeit rechnen.<sup>1)</sup> Der Neuschnee endlich, der sicher den nordwärts gekehrten Hang bedeckte, trieb uns ins Ungewisse: zum Westgrat des Dôme hinauf. Das Bild einer gangbaren Wand auf der anderen Seite schwebte uns dunkel vor.

So strebten wir über Schutt und plattigen Fels noch einmal der Höhe zu. Zugleich mit der Dämmerung trafen wir ein (6 Uhr 30 Min.). Eine gestufte Steilwand, von Pfeilern durchsetzt, führte hinab. Tief, tief unten leuchtete matt der Firn des Glacier du Ruan. Ich wollte das Spiel nicht verloren geben. Das letzte Licht des scheidenden Tages genügte, den Plan zu entwerfen. Dann griff ich zum Seil: „Es geht!“

Eine abenteuerliche Fahrt begann. Mit äußerster Vorsicht tastete die Hand von Griff zu Griff. Oft wich unter dem prüfenden Fuß ein Stein und polterte in die Nacht hinunter. Mehrmals sperrten uns senkrechte Stufen den Weg, die wir im Dunkel nicht wagen durften. Dann schoben wir uns auf neuschneebedeckten Bändern zur nächsten gangbaren Rippe. Vergeblich hofften wir auf den Mond. Mit stumpfem Licht übergoß er den Anthémozgrat, jenseits des Tales. Unsere Wand blieb im tiefen Schatten.

Langsam, langsam lief das Seil unzählige Male ab. Rechts zog ein steiles Schneecouloir gegen den Gipfel des Dôme hinauf. Ihm strebten wir zu. Ein letzter senkrechter Abbruch wehrte uns den Zugang zu leichten, im Schnee vergrabenen Schrofen. Ich schnitt eine Schlinge zurecht, das 30 m lange Reserveseil flog, doppelt genommen, hinunter. Kurz über der nächsten Terrasse pendelten seine Enden. Dann schwebten wir an brüchiger Wand in die Nacht hinein.

Unsere Zähigkeit wollte den Lohn und erhielt ihn. Mit starren Fingern legten wir die Eisen an. Dann betrat ich prüfend die seichte Rinne. Der Frost der Nacht stand uns helfend zur Seite. Die Zacken fanden leidlichen Halt in der zusammengefrorenen Oberschicht. Eine vierfache Randklufft sperrte den Zugang zum Gletscher. Auf steilen Brücken schlichen wir tastend hinüber . . .

<sup>1)</sup> Nach schneereichen Wintern oder im frühen Sommer ist dieser Hang leicht zu ersteigen. Bei starker Ausaperung kann er zum zeitraubenden Hindernis werden. Der Führer

Maurice Caillet schlug hier einmal 600 Stufen ins Eis. — Ich habe diesen Weg auf die Tour Sallière bereits an anderer Stelle ausführlich behandelt. (Mitteilungen, 1907, S. 65 ff.)

Das Spiel war gewonnen. Wir trabten den Gletscher nach Westen hinab. Nur eine Sorge noch schleppten wir wortlos mit: den Abstieg ins Tal zu finden. Drei lange Jahre löschten viel im Gedächtnis aus.

Unsere knirschenden Schritte störten das Schweigen der Sternennacht. Spalten hoben sich hier und da mit schwarzem Rachen aus dem flimmernden Weiß. Dann sammelte ein fallender Stein die Stimmen des Dunkels in seinem Sturz. Geisterhaft stieg die Grande Pente, an deren Fuß wir vorüberschritten, zur stählernen Wölbung des Himmels auf. Mit den schiefen Seraks des Gletschers spielte droben ein frecher Stern. —

Der Firn verschwand. Unsere Füße fühlten das harte Eis. Steine lagen umher, von dem Wurf einer Riesenfaust rings auf den Gletscher gestreut. Leise klirrten die Eisen daran. Gähnende Klüfte wiesen die Nähe der Zunge. Dann senkten sich die Spitzen der Füße bergab: die Entscheidung nahte. Ein steiler Eishang verschwand im Schutt einer breiten Terrasse. Wir stolperten durch das Geröll und kamen an jähe Wände. Tief unten dunkelte das uns wohlbekannte Moränentälchen. Wo war der freundliche Firn, der uns damals geführt? Nackte, steil abschließende Gletscherschliffe grinsten uns an. Wir glaubten nicht an solche Wirkung der Sommersonne und schoben die Schuld mit Unrecht unserem Gedächtnis zu. Ich wollte nach links, mein Gefährte nach rechts. Ärgerlich verließen wir die richtige Mitte.

Die Eisen krallten sich wieder die Gletscherzunge hinauf. Dann tasteten wir uns durch Schutt und Moränenblöcke nach links hinab. Wieder gähnte das Dunkel uns an. Verloren. 11 Uhr nachts. Die Rucksäcke flogen hin. Wir krochen geschlagen in die „Regenhaut“.

Auf dem Gipfel der Tour hatten wir den letzten Proviant verzehrt. Eine Zigarre half mir den Hunger vergessen. Dann sah ich der Jakobsleiter zu: Sie stieg vom Gipfel des Mont Ruan mit goldnen Sprossen geradenwegs in den Himmel hinein. Endlich fielen mir trotz der kantigen Steine die Augen zu.

Wenig später riß mich der Frost aus dem Schlaf. Die starren Glieder wollten Bewegung. Wilde Tänze mit hastigen Gesten brachten das Blut in Wallung. So verging uns langsam die Nacht: Ein kurzer, minutenlanger Schlaf — dann ein Tollen und Springen von Block zu Block. Ein kleiner Tümpel, neben dem wir unser Lager errichtet hatten, bedeckte sich langsam mit festem Eis.

Die Nächte sind lang und kalt in den letzten Septembertagen. Doch schließlich kommt die wärmende Sonne auch in die eisigen Schluchten des Hochgebirges. Da gingen wir langsam zu der Terrasse zurück, die uns gestern ein so fremdes Antlitz gezeigt. Hier mußte es sein, und hier war es auch. An Stelle des Firnhanges fanden wir schließlich eine leidlich gestufte Stelle inmitten der plattigen Gletscherschliffe. So forderte der Morgen von neuem die Künste, die widerspenstigen Fels überlisten. Dann schritten wir müde den endlosen Moränenschutt hinab bis zum Rande des Abbruches über der Vallée de Cluzanze. Wir verschwanden in kleinem Kamin, um zwei Meter tiefer das schmale Band zu betreten, das an der rechten Flanke die Wände umgeht. Oft suchten die Hände vergeblich nach spärlichen Griffen, ehe dies letzte Hindernis hinter uns lag.

Und dennoch kam erst das Schlimmste: die Überschreitung des harmlosen Col de Cluzanze, 2500 m, der sich trennend zwischen uns und Salanze erhob. Jetzt, wo alle Schwierigkeit vorüber war, machten sich Hunger und Müdigkeit geltend. Mechanisch zählten wir unsre Schritte. Unter dem Paß frühstückten drei Damen mit ihrem Führer. Norddeutsche Zurückhaltung ließ uns das Wort zur Bitte nicht finden. Mit knurrendem Magen gingen wir vorbei. Ein Schluck

aus der Wasserflasche, in der noch Eisklumpen als Zeugen des nächtlichen Frostes schwammen, half uns zur Höhe.

Es wurde Mittag und später, ehe das arme hungernde Kätzchen sich schmeichelnd an unsern Schuhen rieb. Wir teilten mit ihm unsern letzten Proviant. Dann schlossen sich knarrend die Fensterläden und hüteten treulich unsern Schlaf.

### DIE ARÊTE DU COLD'EMANEY

Ehe sich der Ostgrat der Pointe à Boillon, 2975 m, der meist kurz die „Arête d'Emaney“ genannt wird, mit vielen Türmchen besetzt, in der flachen Kuppel des Gipfels verliert, wirft er drei gewaltige Abbrüche auf, die durch wagerechte, ja sogar wieder absinkende Kämme verbunden sind.

Der erste Blick auf den Grat verheißt dem Bergsteiger eins: Schwere Kletterei in plötzlichem Wechsel mit Gehterrain. Liegt dir der erste Abbruch zu Füßen, so belohnt dich ein langer Spazierweg mit schönen Blicken zur Tiefe. Von selber eilen die Füße über den weichen, sanft abfallenden Schieferschutt, bis unvermittelt der Grat wieder als Pfeiler zur Höhe strebt.

Der oberste, nahezu lotrechte Abbruch hat der Arête d'Emaney den Ruhm gebracht, die schwerste Tur des Gebietes zu sein. Er kann auf dreifache Weise überwunden werden. Die erste Partie (unter Führung von Frédéric Coquoz) umging ihn links durch ein weit offenes Couloir in der Wand des Emaneytales. Dies ist der leichteste Weg, der jedoch vor einem streng sportlichen Richterstuhle den Namen „Gratroute“ kaum führen dürfte. Die zweite und dritte Partie durchkletterten den in die Gratkante eingeschnittenen 60 m hohen Kamin, der wenig unter dem Ausstieg durch einen weit überhängenden, glatten Block völlig verschlossen wird. Wer diesen Block überwindet, kann sich getrost am Grépon versuchen; Pierre-Louis Délez, der vorzügliche Führer in Salvan, hält ihn für weitaus schwerer als die schwersten Stellen an der berühmten Nadel. Eine dritte Variante fanden Georg Zindler und ich am 22. September 1909. Sie ist leichter<sup>1)</sup> als der Délezkamin, schwerer als das Couloir Coquoz, ohne wie dieses in die Wand des Emaneytales auszuweichen.

Langsam stiegen wir von Salanfe die Pfadspur zum Col d'Emaney, 2467 m, hinan, um zum fünften Male<sup>2)</sup> die Ruhe der Felsen zu stören. Die ersten Türme des Grates neigten sich drohend auf uns herab. Ihre trotzigen Mauern sind Blendwerk: Jenseits klettert der Rasen auf ihre Schultern hinauf.

Düstere Bilder umgaben uns, als wir am Fuße des ersten der großen Abbrüche standen (7 Uhr 35 Min.).<sup>3)</sup> In Wolken tauchte die Tour Sallièrre ihr Haupt. Graue Fahnen rissen von den Zinnen der Dent du Midi und schwebten träge zu uns herüber, als wir das Seil entrollten. Schwierig ging es an der steilen Kante empor. „Gute Tritte und schlechte Griffe“, sandte ich meinem Gefährten als Losung hinab.

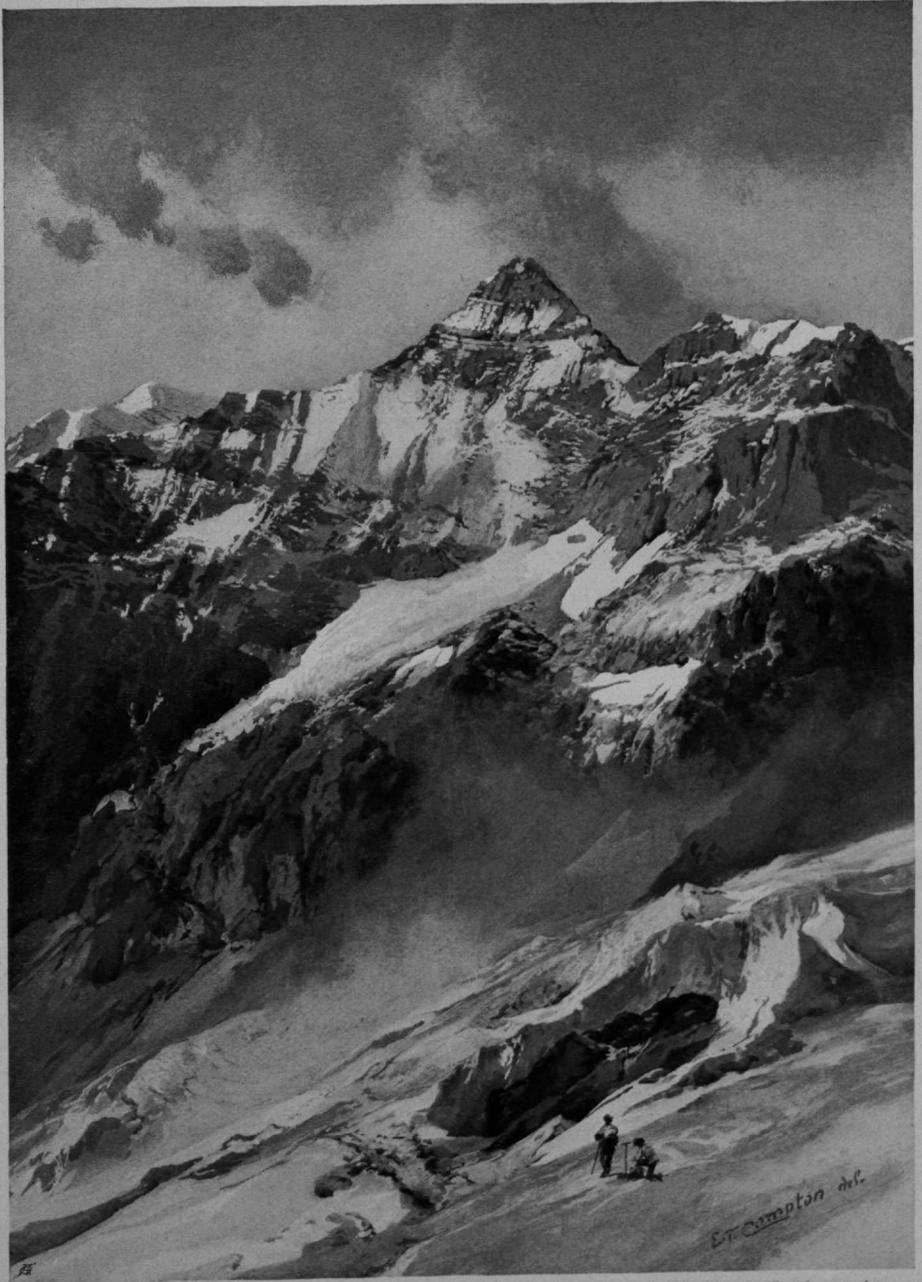
Während wir mit den Felsen rangen, reichten die Nebel sich über dem Grat die Hände. Letzte harmlose Stufen kündeten uns den Sieg über das erste Hindernis. 2611 m (8 Uhr 15 Min.). Den Pickel unter dem Arm, trabten wir abwärts in den Nebel hinein, so tief, daß ein lichter Augenblick uns die überwundene Stufe als Gipfel im Rücken zeigte. Von vorn her schoben sich riesige, graue Felsen gebieterisch durch die Schleier: der zweite Abbruch.

<sup>1)</sup> Dies bezieht sich nur auf das durch den Block versperrte Stück. Unterhalb des Blockes ist der Kamin leichter, zumindest weniger exponiert als unsere Route.

<sup>2)</sup> Folgende Partien begingen den Emaneygrat: 1. H. Dupont mit F. Coquoz am 12. Aug. 1898 (Couloir Coquoz). 2. F. Gardiner mit R. und P. Almer am 24. Juli 1900 im Abstieg (Couloir Coquoz). 3. A. Fornaro mit F. Délez

am 21. Sept. 1902 (Délezkamin). 4. Isabella Müller mit P.-L. Délez und A. Bochatay am 29. Aug. 1903 (Délezkamin). 5. Die obige Partie. (Nach freundlichen Mitteilungen der Herren W. A. B. Coolidge, F. Gardiner und des Führers P.-L. Délez.) Siehe die Tabelle zur Erststiehungsgeschichte der behandelten Berge.

<sup>3)</sup> Salanfe—Col d'Emaney: 1 St. 45 Min. Fuß des ersten Abbruches: 15 Minuten.



Gezeichnet von E. T. Compton

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

*Tour Sallière (Grand Revers) vom Glacier de Plan Névé*

Nur die ersten Klimmzüge forderten Kraft (3 m). Leichtere Felsen im Wechsel mit Bändern brachten uns sicher hinauf. 2635 m (9 Uhr 10 Min.). Mühelos schritten wir wieder dahin. Dann standen wir staunend unter dem Délezkamin. Als breiter, nahezu lotrechter Pfeiler strebt jählings der Grat in die Höhe. Keine Stufe mildert die herrische Gebärde des Aufschwungs. Ein wenig links von der Linie des Grates düstert der graue Schlund, wie eine senkrechte Falte des Zornes in die Stirn des Pfeilers gerissen.

Über steilen, morschen Schiefer querten wir nach links hinüber, um auf schmaler Rippe zu rasten (9 Uhr 40 Min. bis 10 Uhr 10 Min.) Der Kampf versprach hart zu werden. Schutt und Schrofen wiesen den Weg zum Fuß des Kamins. Pickel und Rucksack wurden geborgen. Dann verschwand ich zwischen den Wänden.

Die ersten Meter lockte eine natürliche Leiter, in den Grund des Kamins gehauen, zur Höhe. Ein flüchtiger Gedanke an das, was folgte, weckt mir noch heute die Lust des Kletterns in Hand und Fuß. Bald ging es zwischen den Wänden spreizend empor, den Grund des Schachtes vor Augen, die Leere zwischen den Schuhen. Dann spannte der Überhang eines kleinen Blockes die Muskeln der Arme an, oder der Rücken schob sich, von den Füßen gegen die Wand gepreßt, langsam empor. „Ramoner“ heißt diese Art zu klettern, ein Wort, das uns leider fehlt. Es gibt kaum eine Stellung in steilem Fels, die so das Gefühl der Sicherheit weckt und zugleich den unkundigen Zuschauer ängstlich stimmt wie diese: Mit Schultern und Sohlen verstemmt, die wagerechte Brücke zu bilden von Wand zu Wand. Man fühlt die Lust, etwas Tolles zu treiben: nach der Uhr zu sehen oder die Pfeife zu stopfen.

Zu früh fast kam mir der Ruf, unser langes Seil sei zu Ende. In tiefer, sicherer Nische fanden wir uns wieder. Noch einmal dasselbe Spiel — wir standen unter dem Block. Ein Platzregen hätte kommen können: wir wären trocken geblieben. So schob sich das Dach des glatten, massigen Felsens weit über unsre Köpfe hinaus. Eine schmale, unterbrochene Leiste führte nach rechts in die überhängende Wand des Kamins. Spärliche kleine Griffe wiesen zur Höhe. Diesen luftigen Pfad umflatterte scheu meine einzige Hoffnung. Zweimal schob ich mich unter dem Block hinaus — zweimal wich ich geschlagen zurück.

„Was nun?“ — „Wieder hinunter!“ — Ich klapperte nervös mit den Nägeln am Fels. Aber es kam kein rettender Engel vom Himmel, der den treuen Hanf dort oben verankert hätte. Schweigend sperrte der riesige Erker den Weg. Wir sahen uns gedankenvoll an und wechselten zwecklose Worte. So verging die kostbare Zeit. Ich glaubte noch nicht an die Niederlage. Des Bergsteigers Können ist ein wechselndes Gut: Eine Stunde später gelingt, was eben mißlang. An Kleinem hängt es: vielleicht nur dem leisen Peitschenschlag eines kecken Gedankens.

Endlich willigte ich ein, hinunterzugehen, wenn wir an anderer Stelle noch einmal versuchten. Knirschend fuhren die Nägel über die nun bekannten Wände hinab. Die Rucksäcke baumelten träge nach. Ärgerlich klorrten die pendelnden Pickel am Fels. Dann saßen wir wieder am Fuß des Kamins. Fast drei Stunden waren verloren.

Später erfuhr ich von Pierre-Louis Délez, wie er den Block bezwang: Vom Beginn der Leiste, die ich verfolgte, warf er sich gegen die andre Wand und führte die linke Hand flach in den Riß zwischen Block und Wand. Die geballte Faust ersetzte den fehlenden Griff. Dann ließen die Füße los: der Rückzug war abgeschnitten. Zwei Dinge standen zur Wahl: der Sturz in die Tiefe oder die freie Zugstemme an der einen, verklemmten Faust. Dem Mut der Verzweiflung gelang das letzte.

Diese Erzählung versöhnte mich ganz mit unserm Mißgeschick. —

Nur wenige Schritte brauchten wir südwärts zu gehen, um einen zweiten, kleineren Kamin zu finden, der die Stirn des Pfeilers nahe seiner linken Begrenzungskante durchschneidet. Schutt führte zwischen die Wände hinein. Dann spreizte ich hastig über eine Steilstufe weg, um 25 m höher eine schmale Schulter der linken Begrenzungsmauer zu erreichen. Ich schaute hinab in das Couloir Coquoz, durch das vereinzelt Steine sprangen. Vor mir wies ein kühner Pfeiler mit schmaler, lotrechter Kante zur Höhe des ersehnten Abbruches hinauf: ein Gegenstück zu dem Délezkamin. Auf drei Seiten umschließt den Kletterer dort der schützende Fels. Hier lehnt eine luftige Leiter am Berge, dreifach von lauernder Tiefe umgeben. Viele der lockenden Sprossen sind morsch und weichen dem prüfenden Fuß. Die Griffe erlauben zumeist nur, flach die Hände daraufzulegen. Verlangt der Block im Kamin die eiserne Faust eines Bauern, so fordert der schlanke Strebpfeiler sicheren Kopf und ruhiges Auge. Geringere Schwierigkeit steht gegen äußerste Exposition. Der Tausch war mir recht. Trotz aller geheimen Reize einer langen Reihe Kamine sind doch die freien Wände und Grate die schönsten Wege am Berge. Das Auge mißt ständig die wachsende Tiefe und schwindende Höhe. Es ist ein offener Kampf, in sonnenbeschiener Flanke zu klettern, als durch die klaffenden Wunden des Berges nach oben zu streben.

Fast 30 m Seil hingen unter mir, ehe ich den ersten Stand, eine kleine Kanzel, erreichte. Schwierig und zeitraubend war dieser Weg, der die äußerste Vorsicht verlangte. Das Schwerste war damit getan. Noch einmal rollte das Seil sich nahezu auf (25 m), dann verließ ich den Pfeiler nach rechts, um ein breites Band zu betreten. Im Zickzack eilten wir aufwärts einem kleinen Kamine zu. Unter einer schwebenden Platte hindurch führte der Schacht auf die Höhe des Grates (3 Uhr 30 Min. bis 3 Uhr 45 Min.).

Nun folgte ein endloses Klimmen von Turm zu Turm über leichtere Felsen,<sup>1)</sup> die der schmelzende Neuschnee schwarz übertünchte. Die Spannung hatte sich freundlich gelöst, der Sieg war uns sicher. In solcher Gewißheit ersehnt man den Gipfel —: Was klettern wir noch die weiß überzuckerten Stufen hinauf in die Wolken hinein, die bald die glitzernden Flocken aus grauem Gewande schütteln. Wozu? Der Gang hat den Sinn verloren für den, der den dritten Abbruch bezwang. Dort müßte der Steinmann stehen. Es erscheint fast als eine lästige Pflicht, über alle die vielen Zacken zu turnen. —

Je höher wir kamen, um so tiefer wurde der tiefende Schnee. Einmal lehnte ich querend die linke Hand an den Fels und schlug mit der rechten Stufen in den morschen Schiefergrund durch die weiße Decke hindurch.

Der Abend kam und die Flocken fielen. Trauerschleier umspielten den Fels. Ich aber fühlte von neuem die Lust, dem Wege zur Höhe zu folgen. Die langsam erwachende Nacht breitete wieder mit dunklen Händen den Zauber des Rätsels über die Zacken. Es war nicht mehr der berühmte Grat, den wenige vor uns begingen — es war eine gespenstische Mauer, umbrandet vom Grau der Wolken und dem Schaum des silbernen Schnees. Gleichgültig wohin. Hinaus aus der Welt, hinein in das Abenteurer, bis endlich die Hände den Steinmann des Gipfels<sup>2)</sup> halten, während die lechzende Seele noch vom Rande der äußersten Klippe die suchenden Augen versenkt in die grundlose Tiefe der wogenden Nacht. —

Die Berge sind fern, und die Sehnsucht erhebt ihre Stimme. Im grauen Rahmen der Häuser schauen Wolken, vom Winde getürmt, wie aus anderer Welt in das laute und leere Getriebe der Stadt. Mit Purpur durchtränkt sie die scheidende

<sup>1)</sup> Einzelheiten in meinem Tourenbericht in der Österreich. Alpenzeitung 1910, Nr. 809, S. 109.

<sup>2)</sup> 8 Uhr 15 Min. bis 8 Uhr 30 Min. Wir folgten absteigend dem Grat nach Nordwesten (Gebirgswald) bis zu dem leicht

erstgültigen Abbruch unter der Epaule, 3036 m, um über den Glacier inférieur de la Tour Salrière die Barberinehütte zu erreichen (9 Uhr 40 Min.).

Sonne. So leuchtet der Firn des Hochgebirges an seltenen Sommertagen. Da greift meine wachgerufene Phantasie nach wirklichen Bildern, die ich von mancher Bergfahrt heimgebracht habe, um der Erinnerung an ferne Stunden zu dienen. Doch ich lege sie leise beiseite, nachdem ich wenige Blätter gewendet: Das ist es nicht, was deine Sehnsucht sucht. Nicht die schön geschwungenen Linien des Weißhorns und das lange Silberdach des Lyskammes, nicht die trotzig vorgeschobene Stirn des Matterhorns, oder die ewige Ruhe des Montblanc. Oder nicht dies allein. Nicht allein der äußeren Schönheit Schau ist es, was dich an die Berge fesselt, sondern die Schönheit, welche der Tau des Erlebens aus unserer eigenen Seele blühen läßt. Hineinhalten wollen wir uns selber in den dunklen Strom des Abenteurers, wie man eine Aeolsharfe hineinhält in den Wind, ohne zu wissen, von wannen er kommen wird und ob er mit weichen oder harten Händen in ihre Saiten greifen wird. Wir wollen Tage haben, von denen wir am Morgen den Lohn des Abends nicht kennen. Wir wollen hineinschreiten in das Unbekannte, das uns die Gefäße, die des alltäglichen Wassers überdrüssig sind, mit neuem Weine füllt.

Und es gibt Menschen, denen das Gleichmaß einer Reihe von Tagen wie eine Krankheit an der Seele zehrt, von Tagen, die sich mit nichts anderem füllen als mit Wirken und Müdewerden, die nichts weiter enthalten, als daß die Arbeit einen schlecht und recht behauenen Stein zu den vielen anderen fügt, die einander alle gleichen.

Und wer im Schoße der Berge seiner Seele eine solche Quelle unerschöpflichen Erlebens weiß, daß er sich gläubig tragen läßt von den Fluten des immer neuen Abenteurers wie ein Samenstäubchen im Wind, der wird ihnen nicht fremd werden, auch wenn der Sturm um ihre Zacken tost und wirbelnder Schnee die Ritzen der Felsen mit weißem Staube füllt . . . .

\* \* \*

So schließt sich der Ring meiner Fahrten vom Buet bis zur Tour Sallière. Vielleicht werde ich diese Berge nicht wiedersehen. Das Abenteuer, das ich hier aus allen Winkeln gescheucht, wohnt auf andern Zinnen in anderm Kleide. Neue Tage wollen neue Taten. Und es ist der Sehnsucht letzter Sinn: Zu suchen an allen Orten und niemals das Letzte, das Höchste zu finden. Was bleibt uns schließlich als greifbare Beute: Ein gebräunter Pickel, ein zerschabtes Seil; die Melancholie eines Sonnenunterganges und ein Gefühl, das nicht die Form des Gedankens fand.

Wir preisen die Erinnerung als bleibenden Gewinn einer Fahrt in die Berge. Doch die Erinnerung ist wandelbar wie die Wolken. Morgen erzähle ich anders von dem, was ich heute erlebt. — Nach dem flüchtigen Sieg über die Höhen winkt eines andern Sieges Frucht: Einzufangen im Spiegel des Wortes die bunten Tage, welche gewesen. Ein wenig Licht nur und ein wenig Schatten zu retten vor dem Fuße der Vergessenheit, die mit blinden Augen über alles Leben schreitet. Das kleinste Gelingen ist großer Lohn für unsere Taten mit Bergschuh und Beil.

ZUR ERSTEIGUNGSGESCHICHTE DER EINZELNEN GIPFEL

Im folgenden mache ich den Versuch, eine tabellarische Übersicht der Ersteigungsgeschichte der Berge zu geben, die ich behandelt habe. Nicht immer war es mir möglich, genaue Daten zu ermitteln, obwohl ich auch die ältere Literatur eingehend zu Rate zog. Arbeiten ähnlicher Art fand ich nicht

vor. Da die Ersteigungsgeschichte einzelner Gipfel bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreicht, ist manches Ereignis der Vergessenheit anheimgefallen. Unsere Vorfahren registrierten ihre Taten nicht so sorgsam wie wir, und an mancher Erhebung, die wir stolz als „Gipfel“ bezeichnen, gingen sie achtlos vorüber.

Nur widerstrebend habe ich hier und da den Begriff der „ersten touristischen Ersteigung“ in die Tabelle eingeführt, der mir das Zeichen einer Zeit zu sein scheint, die in Ermangelung von neuem dieses auch da sucht, wo es nicht ist. Doch mußte ich solche Unternehmungen überall da erwähnen, wo dem Touristen das Verdienst zukommt, zum erstenmal auf eine Route aufmerksam gemacht zu haben, über welche die alpine Literatur vorher nichts zu berichten wußte. Der Ruhm der ersten Ersteigung oder Begehung kommt trotzdem selbstverständlich dem unbekanntem Gensenjäger zu, der auch in diesen Bergen eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Ein Fragezeichen (?) hinter dem Namen des Touristen deutet die Möglichkeit an, daß die betreffende Route schon vor dem angegebenen Datum begangen worden sei. Auf das verbindende Wörtchen „mit“ lasse ich in üblicher Weise die Namen der Führer folgen, ohne diese als solche näher zu bezeichnen.

### Mont Buet, 3109 m

1. Ersteigung von Sixt über Les Fonds, den Plan de Léchaud und den Glacier des Beaux. Jean-André und Guillaume-Antoine de Luc mit einem Gensenjäger. Am 25. September 1770.

1. Ersteigung von Valorcine durch die Vallée de Bérard über die Hänge der Südostflanke („Table au Chantre“.) Marc Théodore Bourrit mit Boson<sup>1)</sup> aus Valorcine und einem zweiten Führer. Im Spätsommer 1775.<sup>2)</sup>

1. turistische Ersteigung von Servoz über die Chalets de Villy (Wully) und den Col de Salenton. Berthoud van Berchem mit einheimischen Jägern, denen diese Route schon bekannt war. Geschildert 1787.

1. (turistische?) Ersteigung über die Guivra, eine Schlucht in den Wänden des Cirque des Fonds. Sir Alfred Wills. Um 1860. Mehrmals auf verschiedenen Varianten.

1. Ersteigung vom Col du Genèveir über den Nordgrat. Auguste Rey und Auguste Wagnon. Sommer 1884. (1. Übergang vom Chevalblanc zum Buet. Teile dieses Grates wurden zweifellos schon früher von Sir Alfred Wills und auch von Gensenjägern begangen.)

1. Ersteigung aus der Vallée des Entrèves über die Nordostflanke und den Südostgrat. Auguste Wagnon und Paul Beaumont mit J. Fournier und Bochatay. Am 30. September 1895.

### Chaîne des Perrons

1. Haute Pointe, 2677 m. 1. Ersteigung über den Nordostgrat. Augustin Rey und T.-G. Martin mit François Fournier. Am 12. September 1884.

2. Pointe Centrale (Pointe Vouilloz), 2674 m. 1. Ersteigung über die Nordwestflanke und den Nordostgrat. Gensenjäger Félix Vouilloz. Um 1875. (1. turistische Ersteigung: Utterson-Kelso mit demselben.)

3. Pointe de l'Ouest. 1. Ersteigung über den Westnordwestgrat. Unbekannt. 1. Ersteigung über den Südsüdwestgrat.<sup>3)</sup> Unbekannt.

1. Ersteigung über den Nordostgrat. Unbekannt. O.-E. Meyer und G. Zindler begingen diesen Grat im Abstieg. Am 11. August 1909.

Haute Pointe—Pointe Centrale. 1. Übergang. Gensenjäger Félix Vouilloz und Führer Lugeon. Juli 1895.

<sup>1)</sup> H. B. de Saussure erwähnt den Führer Namens „Pierre Boyon“, der mit Bourrits „Boson“ identisch sein könnte.  
<sup>2)</sup> Bourrit selbst nennt das Datum seiner Ersteigung nicht. Doch deuten einige Stellen seiner „Nouvelle Description“, die Beziehungen auf Saussures „Voyages“ enthalten, mit Sicherheit auf das angegebene Jahr.

<sup>3)</sup> Wir fanden auf diesem Grat als Zeichen menschlicher Anwesenheit ein stark verrostetes Messer. Die Perrons-Kette ist stets ein beliebtes Ziel der Gensenjäger gewesen. Deshalb ist es wohl möglich, daß die Partie Rey-Martin nur die Ehre der 1. touristischen Ersteigung des Hauptgipfels beanspruchen darf.

### Pointe de la Feniva, 2840 m

I. Ersteigung von Vieux Emosson über den Bas des Cavales und den Südwestgrat. Auguste Wagnon mit François Fournier. Spätsommer 1883.

I. Ersteigung über die Ostnordostflanke des Nordnordwestgrates. Gemsenjäger Nicolas Revaz (?) aus Salvan. I. turistische Ersteigung: W. Meylan. Am 25. August 1898.

I. Ersteigung über die Ostnordostwand. Ducellier mit P. L. Derivaz. Um 1890.

I. Ersteigung über die Ostnordostwand des Südostgrates. Oskar-Erich Meyer und Georg Zindler. Am 10. August 1907.

I. turistische Ersteigung vom Bas de Balaveaux über den Nordnordwestgrat. Oskar-Erich Meyer. Am 6. August 1909.

### Pic de Tenneverge, 2990 m

I. Ersteigung von Sixt über die Pâturages de Tenneverge und die Südflanke. Sir Alfred Wills mit dem Jäger Claude Gurlie aus Vallon. Am 6. Oktober 1863. Der Weg vom Col de Tenneverge über den Ostnordostgrat ist als eine Variante dieser Route anzusehen. Der Ostnordostgrat wurde (zum Teil) von der folgenden Partie zum erstenmal begangen:

I. Ersteigung vom Col de Sagerou über den Glacier de Prodzon. Sir Alfred Wills, Milman und Joseph Bozon. Am 24. September 1864. Variante: Vom Glacier du Mont Ruan français direkt zum Glacier de Prodzon ohne Benutzung des Coutoir du Ruan. Gebrüder de Breugel mit Pierre-Louis Délez. Sommer 1890. Im Abstieg.

### Tour du Tenneverge

Die turistische Geschichte dieses sekundären Gipfels und seines Namens fasse ich mit wenigen Worten zusammen: E.-R. Blanchet, der diesen Turm als Erster erstieg, taufte ihn auf Wunsch seiner Führer „Aiguille des Chamois“. Ich suchte darauf den Beweis zu erbringen, daß diese Benennung aus drei verschiedenen Gründen ungeeignet sei, und schlug den Namen „Tour du Tenneverge“ vor. Herr Blanchet, der meinen Ausführungen beistimmte, erklärte sich mit der neuen Bezeichnung einverstanden, wenn nicht ein älterer Lokalname bekannt würde. Eine öffentliche Anfrage der Redaktion des „Echo des Alpes“ an Kenner der Gegend blieb ohne Erfolg. Ich betrachte deshalb den Namen „Tour du Tenneverge“ als angenommen. Siehe Literaturverzeichnis.

I. Ersteigung von Norden. E.-R. Blanchet mit Emile Revaz und Alexandre Bochatay. Am 20. Juli 1905.

### Chaîne des Rosses

1. Pointe des Rosses, 2967,8 m. I. Turistische Ersteigung von Osten über den Glacier des Rosses und den Ostgrat. Auguste Wagnon mit Gaspard Coquoz. 1880.

I. Ersteigung vom Glacier de Prodzon. Der von Sir A. Wills am 24. September 1864 gefundene Weg auf den Pic de Tenneverge führt dicht unter dem Gipfel vorbei.

2. Tour des Rosses, 2936 m. I. Ersteigung über den Südsüdwestgrat. Jules Fiaux, Blanche Fiaux mit Claude Bochatay. Am 10. Juli 1892.

I. Ersteigung über die Ostwand. Oskar-Erich Meyer und Georg Zindler. Am 7. August 1909.

3. Mur des Rosses oder Pointe de Prodzon, 2933 m. I. Ersteigung vom Glacier des Fonds über den Nordgrat. Eugénie Rochat mit Claude Bochatay. Sommer 1894.

I. Ersteigung vom Glacier de Prodzon über den Südsüdwestgrat. O.-E. Meyer und G. Zindler begingen diesen Weg im Abstieg, der zu selbstverständlich ist, um als neue Route angeführt zu werden. Am 14. August 1907. Vielleicht auch schon früher begangen.

### Mont Ruan, 3067 m

I. Ersteigung vom Col de la Tour Sallière (?) über die Nordflanke. G. Béranek. Um 1875.

I. Ersteigung vom Col du Sagerou über den Glacier du Mont Ruan français und einen Teil des Südsüdwestgrates. Paul Perret<sup>1)</sup> (?) mit den Jägern François Moccand und Joseph Simond aus Vallon. Am 7. August 1881. (Diese Route wurde schon durch die Ersteigung des Tenneverge am 24. September 1864 (Wills und Milman) „erschlossen“, da die beiden Wege fast bis zur Höhe des Hauptgrates identisch sind.)

I. Ersteigung vom Glacier des Fonds<sup>2)</sup> über die „Vire aux Loups“, das meist schneebedeckte Band, welches die Südflanke, von links nach rechts ansteigend, durchzieht. H. Jaccard, Morel und A. Wagnon mit François Fournier. Am 16. September 1883.

<sup>1)</sup> Perret fand die Karten von Gustave Bugnon und Fritz Brückelmann mit Grénon aus Champéry, gibt aber nicht an, auf welchem Wege diese Partie den Gipfel er-

reichte.  
<sup>2)</sup> G. Béranek (siehe oben) stieg über diesen Gletscher ab, traversierte also den Berg ganz oder zum Teil.

I. Ersteigung vom Col de la Tour Sallière über den Ostgrat. Führer von Champéry. Datum unbekannt. (François Délez aus Marécottes führte eine Partie im Abstieg über den Grat.)

#### Tour Sallière, 3222 m

I. Ersteigung von Norden über die „Grande Pente“ und die Nordnordwestflanke.<sup>1)</sup> Antoine Grenon, Maurice Caillet und zwei oder drei andere Führer von Champéry. Sommer 1863.

I. Ersteigung von Barberine über den Südostgrat. (Usuelle Route.) Nach 1869.

I. Ersteigung von Salanfe über den Glacier Noir (Grand Revers), die „Epaule“ und den Südost-Grat. I. Abstieg: Utterson-Kelso mit Felix Vouilloz. I. Aufstieg: L'Hardy mit J. Fournier und G. Coquoz. Sommer 1890.

I. Ersteigung über die Nordostrippe des Grand Revers, links am Glacier Noir vorbei, zur Schulter. Unbekannt. II. Ersteigung F. Gardiner mit R. und P. Almer. Am 24. Juli 1900. Variante: Durch das Hauptcouloir zur ersten Terrasse und über die Nordostrippe zur Schulter. Von hier (wie oben) Südostgrat. Oskar-Erich Meyer und Georg Zindler. Am 25. September 1909.

I. Ersteigung über die Ostwand der Pointes à Boillon, den Glacier inférieur de la Tour Sallière und den Südostgrat. Jean Gruyer, Chanoine Troillet, Maurice Coquoz mit J. Fournier. Am 15. September 1890.<sup>2)</sup>

I. Ersteigung über den Nordgrat von der Cuvette du Dôme. ? mit Joseph Fournier. Um 1898.

I. Ersteigung über den Nordgrat vom Col de Cluzanfe. Oskar Hug und Henry Paschoud. Am 11. Juli 1908.

I. Ersteigung über den Ostgrat der Pointe à Boillon, 2975 m, vom Col d'Emaney. a) mit Umgehung des Délezkamines durch das Couloir Coquoz. Henri Dupont mit Frédéric Coquoz. Am 12. August 1898. b) durch den Délezkamin. A. Fornaro mit François Délez. Am 21. September 1902. c. über den Gratpfiler zwischen Délezkamin und Couloir Coquoz. Oskar-Erich Meyer und Georg Zindler. Am 22. September 1909. (Bis zur Pointe à Boillon.<sup>3)</sup>)

### LITERATURVERZEICHNIS

Die bekannten großen Reisehandbücher sind nicht mit angeführt. Von diesen beschäftigt sich nur der Guide Joanne de la Haute Savoie etwas genauer mit dem behandelten Gebiet. Auch die zitierten kleinen Spezialführer<sup>4)</sup> bringen zumeist nur kurze, für den Hochtouristen unzulängliche Notizen. Für diesen kommen allein Schaub-Briquet (1893) und Wagnon (1903) in Betracht. Die in Zeitschriften verstreute touristische Literatur ist ein beschränkteres Hilfsmittel für den Bergsteiger, als es die Zahl der Zitate vermuten läßt. Ich glaube Unwesentliches und Wiederholungen um der Vollständigkeit willen nicht unterdrücken zu dürfen. Die Zahl der Hochtouristen, die mehr als die gewöhnlichen Wege auf Buet und Tour Sallière oder gar die großartige Westseite des Kammes kennt, ist sehr gering. So bilden Arbeiten wie die von Sir Alfred Wills, Paul Perret, W. Meylan, Robert Perret Ausnahmen.

#### Führer und Werke allgemeinen Inhalts

- [1800] (J. F. Albanis Beaumont): Fonderie et exploitation des mines de fer de la vallée de Sixt. Genève. S. 3—6.  
 1806 J. F. Albanis Beaumont: Description des Alpes grecques et cottiennes, ou tableau historique et statistique de la Savoie. Paris. Bd. II, S. 122 ff.  
 1808 J. P. Pictet: Nouvel itinéraire des vallées autour du Mont-Blanc. Genève. I K.  
 1821 F. J. M.: Itinéraire descriptif de la vallée de Sixt, province de Faucigny, en Savoie. Genève.  
 1828 R. M. N. J. C. d'Étersy: Voyage dans une vallée des Alpes, ou description topogr. et lithologique de la vallée de Sixt. Anneci.  
 1829 Itinéraire nouveau et abrégé du voyage à Chamouny. Genève. S. 27—30.

<sup>1)</sup> Die gebräuchliche Route von Champéry (Bonaveau) ist jetzt diese: Grande Pente, Col de la Tour Sallière, Epaule, Südostgrat.

<sup>2)</sup> Variante: Vom Col d'Emaney über die Ostwand der Pointes à Boillon: Gysi mit Jules Veillon. Sommer 1894.

<sup>3)</sup> Von diesen drei Varianten sind a) und b) ein zweitesmal

begangen worden und zwar a) von Frederick Gardiner mit Rudolf und Peter Almer im Abstieg am 24. Juli 1900; b) von Fräulein Isabelle Müller mit Pierre-Louis Délez und Alexandre Bochatay am 29. August 1903.

<sup>4)</sup> Von den älteren Führern sind einige historisch interessant, ohne noch praktische Bedeutung zu besitzen.

- 1840 J. P. et F. J. Pictet: Itinéraire de Chamouni, de Sixt, des deux Saint-Bernard et des vallées autour du Mont-Blanc. Genève et Paris. 1 K. Kap. XV. — In der „Préface“ S. VIII: A. Pictet: Relation d'un accident arrivé au glacier du Buet. (F. A. Eschen, 1800). (Extrait de la Bibliothèque Britannique N. 112.)
- 1843 J. L. Manget: La Vallée de Sixt. Complément de l'ouvrage intitulé: Chamouni, le Mont-Blanc et les deux Saint-Bernard. Genève.
- 1850 V[imaj] de L[ajarriga]: Souvenirs de Sixt. Itinéraire de la vallée. Genève. 1 K.
- 1860 Alfred Wills: „The eagle's nest“ in the valley of Sixt: a summer home among the Alps, together with some excursions among the great glaciers. Zweite Aufl. London.
- 1864 F. Benoist: Nice et Savoie. Paris. Bd. II, S. 26. (Vier große Bildertafeln.)
- 1865 Alfred Wills: On some Excursions in the Neighbourhood of Sixt. Alpine Journal, Bd. II, S. 49.
- 1865 Francis Wey: La Haute Savoie, Récits d'histoire et de voyage. Paris. Kap. IX, S. 319 ff.
- 1866 Champ d'excursion de la Section Genevoise du Club Alpin Suisse. Écho des Alpes, S. 135. (Höhentabelle.)
- 1872 A. de Raverat: Haute Savoie. Lyon. Kap. XVIII und XIX. S. 399 ff.
- 1873 Carte de France, feuilles 150 (Ferney) et N. 160<sup>bis</sup> (Annecy.) Besprechung von C.-M. B. Écho des Alpes, S. 149—151.
- 1873 Venance Payot: Guide-itinéraire au Mont-Blanc et dans les vallées comprises entre les deux St. Bernard et le lac de Genève. Genève. S. 95 ff und S. 112 ff.
- 1883 H. Ferrand: VIII<sup>me</sup> Congrès du C. A. F. à Sixt et à Chamouni. Écho des Alpes, S. 189.
- 1885 H. Tavernier: Vallée de Sixt. Itinéraire aux cirques du Fer-à-Cheval et du Fond de la Combe. Bonneville.
- 1885 F. O. Wolf: Wallis und Chamouni. Europäische Wanderbilder. Martinach und die Dransetäler. Zürich. S. 627—629.
- 1888 A. Liardet: Comparaison d'indications d'altitudes dans les Alpes Vaudoises et le Bas-Valais. Écho des Alpes, S. 36.
- 1893 Charles Schaub et Moïse Briquet: Guide pratique de l'ascensionniste sur les montagnes qui entourent le Lac de Genève. Rédigé au nom de la Section Genevoise du C. A. S. Dritte Auflage. (Mustergütiges Werk. Doch sind naturgemäß alle nach 1893 begangenen Routen nicht erwähnt.)
- 1896 Ch. Linarix: Guide pratique illustré de la Savoie et Haute-Savoie. Paris. S. 71—73.
- [1896] M. Meltzer et V. Payot: Guide-itinéraire autour du Montblanc et dans les vallées comprises entre les deux St. Bernard et le lac de Genève. Genève. S. 37 ff und S. 43 ff.
- 1897 Vallée de Sixt. Écho des Alpes, S. 208. (Weganlage zum Fond de la Combe.)
- 1898 Gottlieb Studer: Über Eis und Schnee. Zweite Auflage, umgearbeitet und ergänzt von A. Wäber und Dr. H. Dübi. II. Abt. S. 56—57. Und 1870, erste Auflage, II. Abt. S. 260.
- 1898 O. Nicollier: A Barberine. Écho des Alpes, N. 8.
- 1898 Louis Coquoz: Barberine. Écho des Alpes, S. 296. (Zur Einweihung der Clubhütte.)
- 1899 Emile Courvoisier: Les Cabanes du Club Alpin Suisse en 1899. S. 13. Berne. Annex à l'Annuaire du C. A. S. XXXIV<sup>me</sup> année.
- 1899 F. Bosson: Samoëns-Sixt. 1 K. Annemasse. (Ganze Abschnitte dieses Buches sind, oft ohne Quellenangabe, älteren Werken nahezu wörtlich entlehnt.)
- 1899 Louis Coquoz: Histoire et description de Salvan-Finshauts. Lausanne.
- 1903 Auguste Wagnon: Guide de la Vallée du Trient. Excursions, Escalades de la Dent-du-Midi au Mont-Blanc. Dritte Auflage.) 1 K. Genève.
- 1908 Valentin Grandjean: Flâneries dans les Alpes. Genève. S. 77 ff.
- o. J. Guides Jean d'Ardenne illustrés: La Vallée du Giffre (Haute Savoie.) Paris. 1 K.
- o. J. Syndicat d'Initiative: Canton de Samoëns (Haute Savoie). Sécheron. 1 K.

## Mont Buet, 3109 m

- 1772 J. A. de Luc: Recherches sur les modifications de l'Atmosphère. Genève. Bd. II. S. 293—333.
- 1773 M. Th. Bourrit: Description des Glacières, Glaciers et Amas de glace du Duché de Savoye. Genève. S. 83 ff: Le Glacier du Buet. Voyage de Mr. de Luc.
- 1776 J. A. de Luc et Dentand: Relation de différents voyages dans les Alpes du Faucigny. Maestricht. S. 51. ff.

!) Die zweite Auflage enthält manche für den Hochturisten wertvolle Angabe, die in der dritten fortgeblieben ist.

- 1777 J. A. de Luc: Reisen nach den Eisgebirgen von Faucigny in Savoyen. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig. S. 80 ff.
- 1785 M. Th. Bourrit: Nouvelle description générale et particulière des glaciers, vallées de glace et glaciers qui forment la grande chaîne des Alpes de Suisse, d'Italie et de Savoie. Genève. Bd. III, Kap. 16.
- 1787 Berthout van Berchem: Excursion dans les Mines du Haut Faucigny et Description de deux nouvelles routes pour aller sur le Buet et le Brevin, avec une notice sur le Jardin. Lausanne.
- 1790 Berthout van Berchem: Itinéraire de la Vallée de Chamonix. Lausanne. 2 K. S. 165—185.
- 1791 M. Bourrit: Itinéraire de Genève, Lausanne et Chamouni. Genève. Kap. IX.
- 1800 A. Pictet: Relation d'un accident fatal arrivé à un voyageur sur le glacier du Buet. Bibliothèque Britannique. N. 112. — Siehe auch E. T. Coleman, Alpine Journal XIII, S. 179.
- 1806 J. F. Albanis Beaumont: Description des Alpes Grecques et Cottiennes ou tableau historique et statistique de la Savoie. Paris. Bd. II, S. 180 ff.
- 1818 Ebel: Manuel du Voyageur en Suisse. Bd. II, S. 239.
- 1818 J. P. Pictet: Nouvel itinéraire des vallées autour du Mont-Blanc. Genève. 1 K. S. 133—147.
- 1855 H. B. de Saussure: Voyages dans les Alpes, Partie pittoresque. Paris, 3. Aufl. Kap. V, S. 71 ff. (Die Gesamtausgabe der „Voyages“ erschien 1779—96.)
- 1864 [J. Barrow:] Expeditions on the glaciers. London. S. 109 ff.
- 1865 Alfred Wills: On some Excursions in the Neighbourhood of Sixt. Alpine Journal, Bd. II, S. 51—53.
- 1865 Francis Wey: La Haute Savoie. Récits d'histoire et de voyage. Paris. S. 289 ff.
- 1871 A. F. — Section genevoise. (Bericht über eine Sektionstour.) Écho des Alpes, S. 189.
- 1872 Leslie Stephen: Autour du Montblanc. Écho des Alpes, S. 174, 175. (Vergleichende Bewertung verschiedener Aussichtsgipfel, Buet, Aiguille de Varens, Pointe Percée usw.)
- 1878 Douglas W. Freshfield: The History of the Buet. Alpine Journal, Bd. IX, S. 6 ff.
- 1878 Durandau: Ascension du Buet. Deuxième bulletin de la Section de la Côte-d'Or et du Morvan du C. A. F. S. 71.
- 1878 H. Tavernier: Le Mont Buet. C. A. F. Section de Bonneville-Chamonix. Bonneville.
- 1883 E. Favre: Excursion au Buet. Écho des Alpes, S. 129.
- 1885 C. T. Dent: Above the snow line. Mountaineering sketches between 1870 and 1880. London. Kap. 8, S. 266.
- 1885 Louis Kurz: Le Buet, 3111 m. Schweizer Alpenzeitung Nr. 10. (Notiz.)
- 1893 Programme des Courses de la Section Genevoise. XVI, Le Buet 3109 m. Écho des Alpes, S. 196. (Zeitangaben über die Route von Servoz.)
- 1894 Programme des Courses des Sections Romandes pour 1894. VII, Le Buet. Écho des Alpes, 180. (Zeitangaben über die Route von Sixt.)
- 1895 Auguste Wagnon: Le Buet par un chemin nouveau. Bulletin du C. A. F., S. 303.
- 1896 Derselbe: Buet: Neuer Weg über die Nordwand (recte: Nordostflanke und Südostgrat). Jahrbuch des S. A. C. Bd. XXXI, S. 333, und Écho des Alpes, S. 29.
- 1896 P. Beaumont: Grotte du Salenton ou Grotte du Buet. Bulletin du C. A. F. N. 12, S. 352, und Écho des Alpes, 1897, S. 67.
- 1897 Paul Sisley: De Sixt à Zermatt par la Haute Route. Revue Alpine, Bd. III, N. 2, S. 33.
- 1898 Julien Brégeault: La première ascension du Buet. 25. September 1770. Revue Alpine, Bd. IV, N. 11 u. 12.
- 1899 F. Morel-Frédel: Buet et Pointe Percée. Écho des Alpes, S. 224.
- 1904 Mont Buet, Schitur. Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 72.
- 1907 Sentier du Grenairon au Buet. La Montagne, S. 372.
- 1908 Ch. Fontannaz: La Traversée du Buet à Barberine. Écho des Alpes, 44. Jahrg. S. 399.
- 1909 Maurice Paillon: Mont Buet par l'arête du Mont Oreb. 7. September 1908. La Montagne, Revue mensuelle du C. A. F., S. 434.

#### Chaîne des Perrons

- 1884 [Théodoros Martin:] Première ascension du Grand Péron. Écho des Alpes, S. 327. (Notiz.)
- 1885 T.-G. Martin: Le Péron. (Notiz zur Ersteigungsgeschichte.) Écho des Alpes, S. 247.
- 1896 [Richard:] Le Grand Perron. Écho des Alpes, S. 370.
- 1896 Chronique alpine: La plus haute Pointe du Perron. Écho des Alpes, S. 296.
- 1900 W. Meylan: Quelques jours à Barberine. Écho des Alpes, S. 42.

## Pointe de la Feniva

- 1900 W. Meylan: Quelques jours à Barberine. *Écho des Alpes*, S. 39–42.  
 1908 Oskar-Erich Meyer: Pointe de la Feniva. Erste Besteigung über die Ostnordostwand des Südostgrates. Österreich. Alpenzeitung, S. 167, und ebenda 1910, S. 108.  
 1910 Oskar-Erich Meyer: Pointe de la Feniva, 2840 m H. Besteigung vom Bas de Balaveaux über den Nordgrat. Österreich. Alpenzeitung, S. 108.

## Massif du Tenneverge

- 1864 Milman and Willis: Pic de Tinneverges. *Alpine Journal*, Bd. I, S. 431.  
 1865 Alfred Willis, President of the Alpine Club: On some Excursions in the Neighbourhood of Sixt. *Alpine Journal*, Bd. II, S. 49.  
 1882 Alfred Willis: Le Tenneverge. *Annuaire du Club Alpin Français*, IX. Jahrgang, S. 467.  
 1882 Paul Perret: Autour de Sixt et de Chamonix. Ebenda, S. 483.  
 1894 Armand Guéry: Le Col de Tenneverge, 2497 m, et ascension de la Cime de l'Est de la Dent du Midi, 3185 m. *Annuaire du C. A. F.*, XXI. Jahrgang, S. 106.  
 1899 Louis Coquoz: Histoire et description de Salvan-Fins-Hauts. Lausanne. Kap. VI, 6; S. 94–97. Tenneverges. (Geschichte der Weiden.)  
 1900 W. Meylan: Quelques jours à Barberine. *Écho des Alpes*, S. 47.  
 1908 E.-R. Blanchet: Quelques ascensions nouvelles dans les Alpes. I. Dans le massif du Tenneverge. *Écho des Alpes*, 44. Jahrgang, S. 37.  
 1908 Oskar-Erich Meyer: A propos du nom d'Aiguille des Chamois. (Massif du Tenneverge.) *Écho des Alpes*, 44. Jahrgang, S. 147.  
 1908 E.-R. Blanchet: Au Comité de Rédaction de l'Écho des Alpes. Ebenda, S. 249.  
 1908 Accidents: Tenneverge, 7. Août 1908. *La Montagne*, S. 379.

## Chaîne des Rosses

- 1893 Jules Fiaux: La Tour des Rosses. *Écho des Alpes*, S. 237.  
 1900 W. Meylan: Quelques jours à Barberine. *Écho des Alpes*, S. 46 ff.  
 1908 Oskar-Erich Meyer: Mur des Rosses. Österreichische Alpenzeitung, S. 167, 168.  
 1910 Oskar-Erich Meyer: Tour (Tête) des Rosses, 2936 m. I. Besteigung über die Ostwand. Österreichische Alpenzeitung, Nr. 809, S. 109.

## Mont Ruan

- 1882 Paul Perret: Autour de Sixt et de Chamonix. *Annuaire du Club Alpin Français*, IX. Jahrgang, S. 475.  
 1885 H. Jaccard: Le Ruan. *Écho des Alpes*, S. 210.  
 1900 W. Meylan: Quelques jours à Barberine. *Écho des Alpes*, S. 47.  
 1908 Oskar-Erich Meyer: Jacques Balmat und der Montblanc. Beilage zum X. Jahresbericht der Sektion Breslau des D. u. Ö.-A.-V., S. 12.  
 1908 Oskar-Erich Meyer: Turenbericht. Österreichische Alpenzeitung, S. 168.  
 1909 Robert Perret: Ascensions dans les Alpes calcaires du Faucigny et du Valais. *La Montagne*, Revue mensuelle du C. A. F., N. 7, S. 415.  
 1910 Oskar-Erich Meyer: Mont Ruan, 3067 m. I. führerlose Besteigung über den Ostgrat. Österreichische Alpenzeitung, Nr. 809, S. 109.

## TOUR SALLIÈRE.

- 1863 Coumts Trotter: Col des Tours Sallières. *Alpine Journal*, Bd. I, S. 196.  
 1870 Ed. de Roulet: Une ascension de la Tour Salière. *Écho des Alpes*, S. 259.  
 1890 Leone Sinigaglia: Tour Salière. *Rivista Mensile del C. A. I.* Bd. IX, S. 365.  
 1891 Jean Gruyer: Première ascension de la Tour Salière par la paroi des Pointes à Boillon (15. September 1890.) *Écho des Alpes*, S. 35.  
 1894 G[eorges] P[feiffer]: A la Tour Salière, 3227 m. *La Patrie Suisse*, 1<sup>re</sup> année, N. 26, 27, 28.  
 1898 F. Chavannes: Une ascension de la Tour Salière les 23 et 24 janvier 1898. *Écho des Alpes*, S. 105.  
 1903 L.-W. Collet: Traversée de la Tour Salière de Barberine à Salanfe. *Écho des Alpes*, S. 135.  
 1903 H. Garin: Descente de la Tour Salière sur Salanfe. *Écho des Alpes*, S. 216.  
 1904 Isabella F. Müller: Drie bergtochten van uit Salvan. *Meededel. d. Nederlandsche Alpen-Vereeniging*, Nr. 1, S. 24–29.

- 1906 J. Simon: Aus eisigen Höhen: Tour Sallière. Deutsche Alpenzeitung, VI. Jahrgang, I. Halbband, S. 166.
- 1907 Oskar-Erich Meyer: Zwischen Champéry und Sixt. (Eine Überschreitung der Tour Sallière.) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. Neue Folge, Bd. XXIII, S. 65.
- 1907 E.-R. Blanchet: Neue Formen vom Sommer 1907. Alpina, S. 161.
- 1908 E.-R. Blanchet und J. Chaubert: Première ascension de la Tour Sallière directement du Glacier Noir au sommet. Écho des Alpes, S. 49.
- 1909 Robert Perret: Ascensions dans les Alpes calcaires du Faucigny et du Valais. La Montagne, Revue mensuelle du C. A. F., S. 412, N. 7.
- 1909 O. Hug und H. Paschoud: Tour Sallière über Nordgrat. Jahrbuch des S. A. C., Bd. 44, S. 318, u. A. A. C. B., 3. Jahresber., S. 21.
- 1910 Oskar-Erich Meyer: Pointe à Boillon, 2975 m. I. Führerlose Ersteigung über den Ostgrat (arête du Col d'Emaney). Österreichische Alpenzeitung, S. 109.
- 1910 Oskar-Erich Meyer: Tour Sallière, 3222 m. I. führerlose Ersteigung über die Nordostrippe der Ostwand (Grand Revers). Abstieg Nordgrat. Österreich. Alpenzeitung, S. 110.

## Karten

1. Französische Seite (Sixt): Carte de l'Etat-Major. 160bis. 1889, révisée en 1895. Samoëns—Sixt. 1:50 000 und 1:80 000. Schraffenkarte, Schwarz-Weiß-Druck auf mäßigem Papier, keine Höhenkurven. Die Zeichnung besticht im ersten Augenblick durch leidliche Plastik, enttäuscht aber bald durch Ungenauigkeit und schematische Darstellung.
2. Schweizerische Seite (Barberine): Topographischer Atlas der Schweiz (Siegfried-Atlas), Sektion XXII, 1, Blatt 525. 1903, complétée 1906. 1:50 000. Höhenkurven in 30 m Abstand. — Ein übersichtliches Bild der Landschaft mit allen wesentlichen Einzelheiten, wie es auf kleinem Raume nicht besser gedacht werden kann. (Aufnahme Ch. Jacot Guillarmod.)
3. Beide Seiten: a) Topographischer Atlas der Schweiz. Überdruck: Salvan—Grand-Saint-Bernard. Exkursionskarte 1:50 000. 1901. Diese Karte reicht im Norden vom Col du Sagerou bis Bagnes, im Süden vom Montblanc bis zum Gr. St. Bernard, umfaßt also die ganze Kette von Sixt, nicht aber das Dorf selber. b) Topographische Karte der Schweiz. (Dufourkarte). 1:100 000. Nachträge 1904 und 1908. Blatt XXII. c. Carte de la France dressée par ordre du Ministre de l'Intérieur. 1:100 000. Feuille XXVI—24, Vallorcine. 1907.
4. Geologische Karte: Étude géologique de la Chaîne Tour Sallière—Pic de Tenneverge. Matériaux pour la Carte géologique de la Suisse. Nouvelle Série, XIXe livraison. Berne 1904. Von Léon W. Collet. 1:50 000: (Vom Col de Cluzanfe bis zum Bas des Cavales.)

## DIE REITERALPE VON M. ZELLER

**ALLGEMEINER TEIL** In unserer alpinliterarisch überreich produktiven Zeit mag es seltsam erscheinen, daß es sogar in den uns Großstädtern zunächstgelegenen Nördlichen Kalkalpen noch mächtige, reichentwickelte Gebirge gibt, die bis heute noch keine zusammenfassende monographische Bearbeitung erfahren haben, während wir andererseits von manchen für die meisten Mitglieder der Alpenvereine unerreichbaren außereuropäischen Gebirgs- teilen regelmäßig Schilderungen zu lesen bekommen. Ein solches literarisch vernachlässigtes, weil bis vor kurzem noch wenig erschlossenes Gebiet, das nicht einmal einer großen Turistenstraße fern liegt — ist die Reiteralpe. Die spärlichen Berichte, welche von der Besteigung einzelner seiner Gipfel handeln, lassen es erklärlich erscheinen, daß dieser mächtige Gebirgsstock trotz der Schönheit seines Plateaus und der mannigfachen Felsformen seiner Ränder turistisch bis vor kurzem das Aschenbrödel im Berchtesgadner Land geblieben ist, trotzdem er unfern zweier Turistenzentren (Reichenhall und Berchtesgaden) gelegen ist.

Gleich einem Riesensarkophage erhebt sich die Reiteralpe aus dem Hintergrunde der von diesen weltbekannten Sommerfrisch- und Kurorten ansteigenden Täler der Saalach und der Ramsau; das Auge des Beschauers durch ihre mastige, klotzige Gestalt fesselnd, wirkt sie schon von der Ferne imponierend. Wer von Bad Reichenhalls Hauptstraße südwärts schaut, dessen Blick bleibt an einer fast senkrecht gezogenen Absturzlinie haften, welche die westliche Kontur eines wild aufstrebenden Gemäuers von kahlem, glattem Aussehen und silberweißer bis rötlicher Farbe darstellt. Mit einer feingeschwungenen Polygonlinie hebt sich die Felsmasse gegen den Horizont ab, wobei sie sich nach links hinter das Lattengebirge hineinschiebt und so ihre wahre Wucht nur ahnen läßt. Es ist dies der schönste Teil des Panoramas von Reichenhall, dessen Bahnstation Kirchberg den günstigsten Ausgangspunkt für den Besuch unseres Bergstockes bildet.

Die Reiteralpe hat eine würfelförmige Gestalt und im ganzen einen rein plateau- förmigen Aufbau. Sie ist also ein Tafelgebirge von ausgesprochener Form, wie sie nur den Salzburger Kalkalpen eigen ist. Die Umrisse der Plateaufläche bilden ein nur im Norden etwas rhombisch zugespitztes, sonst gleichmäßiges Rechteck, dessen Längsseite 8 km, dessen Breitseite 5 km mißt, so daß seine Fläche eine Größe von 40 km<sup>2</sup> hat. Die eine Diagonale verläuft etwa in der Nord- süd- richtung. Entsprechend den Seitenflächen dieses Rechtecks begleiten den Fuß des Gebirges vier wasserreiche Täler. Im Nordwesten und Südwesten breitet sich das weite Saalachtal aus. Die grüne Saalach aufwärts führt die prächtige Staatsstraße über den Steinpaß (Grenzstation) an Melleck vorbei, wo die heldenmütigen Tiroler 1809 unter dem wackeren Speckbacher ihre erste Niederlage erlitten, hinab nach Unken, das seine Ursprünglichkeit als echtes „Tirolerdorf“ noch ganz bewahrt hat, wenn man von dem modern und außergewöhnlich gut geführten Gasthof zur Post absieht, der von den sonstigen primitiven Verhältnissen dieses Sommerfrischortes grell und keineswegs unangenehm absticht. Saalach- aufwärts führt die sanft ansteigende, schön regulierte Landstraße über den Knie- paß an dem bescheidenen Örtchen Reit (von dem das Gebirge seinen Namen hat) vorbei nach dem bedeutendsten Orte des von Reichenhall bis Saalfelden sich



erstreckenden Tales der Saalach, dem Markte *Lofer*, welcher in neuerer Zeit ein besonders von Wiener Familien bevorzugter Sommerfrischort geworden ist. Wenn einmal das schon längst geplante und andauernd von Interessenten immer wieder geförderte Bahnprojekt durch das ganze Saalachtal zum Anschluß an die Giselabahn ausgeführt ist, dann werden die Orte Unken und Lofer mit ihrer herrlichen Lage wohl einmal zu den bedeutenderen Luftkurorten Nordtirols gerechnet werden müssen. (Politisch gehören sie zum Herzogtum Salzburg.) Vorerst besitzen die Orte an der Saalach untereinander und mit den Bahnstationen Föhlung durch eine gute Post- und Stellwagenverbindung. Das Saalachtal in seinem nördlichen Verlaufe trennt unser Gebirge von der Gruppe der Chiemgauer Berge, speziell vom Sonntagshorn. Im Nordosten wird die Reiteralpe von dem benachbarten Lattengebirge losgelöst durch den engen, schluchtartigen Taleinschnitt des Schwarzbaches; auf dessen Paßhöhe liegt einsam Schwarzbachwacht, ein einzelnes Wirtshaus mit Solenleitungsstation. Die Solenleitung, welche beim Gradierwerk Reichenhall endigt, führt durch die Ramsau zu diesem Paß empor und längs des Schwarzbachs hinab nach Jettenberg. Südöstlich dieses Dörfchens ist wieder ein Brunnhaus, mit dem ebenfalls ein bescheidenes, aber recht gut geführtes und für touristische Zwecke vollauf genügendes Wirtshaus (aber ohne Schlafgelegenheit) verbunden ist. Es liegt dicht zu Füßen des nördlichen Eckpfeilers unseres Gebirges und ist ein prächtiges Rastplätzchen beim Anstieg von dieser Seite, der auch am häufigsten ausgeführt wird. Im Südosten wird die Reiteralpe von dem langgestreckten Hochkalter-Hocheis-Gebirgszug durch das hinterste Ramsautal getrennt, das vom wilden Klausbach durchflossen, daher auch öfters *Klaustal* genannt wird. Neben diesem Gießbach schlängelt sich, dessen Windungen folgend, die zuletzt stark ansteigende, saubere Landstraße vom entzückenden Hintersee (an dessen Ufer sich lediglich Hotels befinden) bis zum Grenzpaß Hirschbühel hinauf. Der ein gutes Wirtshaus und die Zollstation aufweisende Paß bildet einen südlichen, markanten Punkt unseres Gebirgsstockes, der hierher einen wildzerklüfteten Felskamm ausstrahlt. Jenseits des Passes führt die Landstraße, vom Weißbach begleitet, der in jahrtausendelanger, zäher Arbeit die wildromantische Seisenbergklamm aus dem harten Felsboden herausgenagt hat, rasch nach Oberweißbach hinab. Damit sind wir wieder im Saalachtal, das die Reiteralpe auch im Südwesten begrenzt und zwischen den Reiter- und den so ganz anders sich aufbauenden Loferer Steinbergen (siehe H. Cranz, Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1900) einschneidet, und damit haben wir auch unseren Rundgang um das Gebiet beendet, denn wir sind abermals bei Lofer angelangt.

Der Anblick, den das Gebirge bei dieser, stets auf guten Landstraßen in einem strengen Tagesmarsch durchzuführenden, hochinteressanten Umwanderung gewährt, ist ein sehr mannigfacher und reizvoller. Nach Lofer und Paß Hirschbühel, also überhaupt nach der Südseite hin, wendet unser Bergstock seine imponierendste, vornehmste Flanke (Abb. 5, S. 168). Hier baut der Fels aus der Tiefe der gewellten Niederungen in wichtigen Wänden düster dräuend empor, eine langgezogene, pralle Mauer von mehr als 4 km Längenausdehnung und etwa ein halbes Tausend Meter glatten Felsabsturz dem verwunderten Wanderer weisend, während seine Randgipfel den grünen Talboden von Lofer um 1700 m überragen. Dieses Bild hat insofern Ähnlichkeit mit dem des Dachsteinstocks von Süden, als hier ebenfalls die Südwesten von vier Gipfeln zu einer einzigen Wandflucht vereinigt sind, nämlich die nach Südwesten schauenden jähren Abstürze der Häuslhörner, des Wagendriscshorns und des Stadelhorns. Die anschließenden Südabstürze des Stadelhorns und des Großen Mühlsturzorns bilden eine gemeinsame Südwand, die *Stadelmauer*, deren Name schon das charakteristische Aussehen kennzeichnet. In seinem östlichen Verlaufe biegt der

Hauptkamm, der das Plateau südlich im flachen Bogen krönt, sodann etwas einwärts und wendet sich mit den Mühlschurz- und Grundübelhörnern nach Nordosten. Diese letztgenannten Berge zeigen gegen das Klaustal ein gar seltsam Gesicht. Jedem, der die Hirschbühelstraße hinabwandert, zeigen sich in unmittelbarster Nähe Bilder von solch verwegener Wildheit, wie sie in den Nördlichen Kalkalpen wohl sonst nirgends, in dem Zauberland der Dolomiten nur vereinzelt anzutreffen sind. Bildet schon jener zersägte Felskamm aus reinem Ramsaudolomit, den das Stadelhorn vom Fuße seiner Südwand nach Süden in konvexem Bogen gegen den Hirschbühel ausstrahlt (der sogenannte Hirschbühelkamm, im Volksmund auch kurz die Leimbühelhörner genannt), im Verein mit dem von wilden Wassern durchrauschten, mit Riffen und Klippen förmlich gespickten, von Klammen und Einrissen durchzogenen Stadelgraben den Anblick einer ungeheuerlich öden Felswüste, so wird weiter östlich dieses Chaos noch übertroffen von den schauerlich wilden Mühlschurz- und Grundübelgräben, über denen die kühn geschwungenen Gipfel der Mühlschurzhörner aufragen, deren Felsen gleich einem stürzenden Mühlbach in parabolischem Schwunge in diese Sturzgräben herniederbrechen (Abb. 8, S. 169). Die stolzen Zinnen der Grundübelhörner zeigen hier Formen, wie sie die kühnste Phantasie kaum erhabener hervorzuzaubern vermöchte. Sie senden aus ihren von dunklen Schluchten zerrissenen Wandabbrüchen schauerlich öde Kessel und zerklüftete, wändedurchsetzte Gräben herab, die nur starren Tod in sich zu bergen scheinen. Trefflicher kann diese Szenerie nicht geschildert werden, als dies die Feder H. v. Barths vermochte: „Die starre, steile Felswand hoch zu unsern Häuption sieht hier der Wanderer sich teilen, spalten und formen. Kühne Nadelspitzen, unbegreiflich schlank und schmal, schauen phantastisch aus lichtigem Blau in einen Talkessel, erfüllt vom Greuel der Verwüstung; durchklüftete Felsen, stürzende Mauern, zerfressene Grate erfüllen den Umkreis der Höhe; und den Boden, welchen der Mensch mit einer Straße durchzog, bedecken die Scherben eines zerfallenen Gebirgstalles: die Grundübelau, so nennt der Einheimische den Schauplatz der Zerstörung. Und wenige Namen im Alpengebiete behaupten für sich eine größere Berechtigung. Die Grundübelhörner, so heißen jene schlanken Spitzen, welche die Todesöde überwachen, die Verwüstung schüren aus ihren Eingeweiden, bis daß sie dereinst selbst zusammenbrechen, das Klaustal sich verriegelt, und dort, wo jetzt der Schlag der Steinlawinen dröhnt, vielleicht einmal die Stille eines hochgestauten Alpensees sich breitet.“ — Gehen wir auf der Straße weiter, dem Örtchen Hintersee zu, so zeigt der Berg und seine Flanke ein ganz anderes Antlitz. Er bildet hier den wuchtigen Hintergrund des Ramsauer Tales und erhebt sich mehr massig, aber doch kühn aufstrebend aus den schönen Buchenwäldern, die sich an seinem Fuße bis zum Gestade des Hintersees ausbreiten. Besonders keck schwingt sich der östliche Eckpfeiler des Hauptkammes, das stolz aus der grünen Halsgrube aufstrebende Knittelhorn, in die Lüfte — ein malerisches Bild, das auch Karl Rottmann als Motiv eines seiner schönsten Landschaftsbilder gedient hat. Wenn man von den gegenüberliegenden Erhebungen auf die übrigen nordöstlichen und nordwestlichen Flanken unseres Gebirgsstocks blickt, erscheinen sie als jähe Wände ohne Gliederung, mit mauerflachen Sturzflächen, zu deren Füßen sich dunkle Wälder breiten. Nur die westliche Ecke des Plateauvierecks gewährt von Reit aus infolge intensiverer Gliederung einen wesentlich anderen Anblick. Hier schneidet nämlich ein kurzes Hochtal in das Massiv ein, die Plateauwände treten im Halbkreis zurück und verflachen sich mehr. Es ist das Alpatal, das, vom Innersbach durchrauscht, zwischen dem gewaltigen Kuppelbau der Häuslhörner einerseits und dem vom Plateau teilweise sich ganz loslösenden Dreigestirn der Drei Brüder ander-

seits zum Plateaurand emporleitet. Es vermittelt den natürlichsten und auch wohl den von jeher benützten Anstieg.

So zeigt sich das Gebirge, von unten und außen gesehen.

Wir steigen nun hinauf und sehen, wie der Bergkoloß von oben aussieht. Neben der Öde und Zerrissenheit ähnlicher Kalk-Tafelgebirge zeigt hier das Plateau merkwürdigerweise zum Teil auch eine reiche Vegetation. Es zerfällt daher in zwei ungleiche Hälften: Der etwas größere, vegetationsreiche nördliche Teil wird im Volksmund kurz „Reitalm“ genannt, und die vegetationslose, felsige, südliche Hälfte kurzweg „Reiter Steinberg“ geheißt. Auf der Reitalm findet sich alle mögliche fruchtbare Bodengestaltung: Grünsaftige Fluren, üppige Grashänge, blumige Auen, herrliche Waldbestände, auf weichem, welligem Gelände sich erhebend. Besonders gedeiht hier die hellgrüne, freundliche Zirbe in seltener Menge und Größe. Dann wieder sieht man dunkle Latschenhänge, und große Flächen mit undurchdringlichem Dickicht von Legföhren bewachsen. Man findet hier auch einen wahren Alpengarten: Die Wiesen sind oft mit Blumen wie übersät. Ganze Flächenstriche sind von rosafarbenem Heidekraut bedeckt. Dazwischen wieder wachsen wild durcheinander auf weichen Matten alle möglichen Arten von Alpenblumen: Speik, Bergaster, Anemonen, Akelei und Steinraute; der blaue Enzian schmückt die Matten, stellenweise auch das in unseren Nördlichen Kalkalpen leider nur mehr so seltene Edelweiß (z. B. an den Abhängen des Edelweißlahners). Und manchmal, besonders in der Nähe der Eisbergalmen, breiten sich karminrote Felder von Alpenrosen in herrlichster Farbenpracht aus.

Aber nicht nur die Flora, auch die Fauna ist hier mannigfaltig, in Bezug auf Geflügel und Wild reichhaltig zu nennen. In den moosigen Gründen hörst du den Spielhahn lustig sein Falzlied schnakeln. Von der hellen Zirbe und der dunklen Tanne singt der Auerhahn sein erschütterndes Liebeslied. Auf den schneereichen, von flachen Mulden durchzogenen Hängen raschelt das weiße Schneehuhn am Boden dahin. Kleinere und größere Raubvögel ziehen lauend ihre Kreise über den Waldbeständen, aus denen in melodischem Durcheinander ein gleichmäßiges Vogelgezwitscher, Spechtgehämmer, Kukuzen und Wildtaubengegirre erschallt. Manchmal verirrt sich auch ein Steinadler aus der Königseegegend herüber und schwebt mit ausgebreiteten Schwingen über den Höhen. — Neben zahlreichem Raubwild, unter dem der Edelmarder am stärksten vertreten zu sein scheint, sieht man auch den braunen und weißen Berghasen. In großen Rudeln tummelt sich die flinke Gemse auf den freien Hügeln, um im Dickicht der Latschen scheu zu verschwinden und Deckung vor dem Jäger, Ruhe vor den Menschen zu finden. Der stolze Edelhirsch schreitet hochoberhobenen Hauptes durch den einsamen Hochwald. Sein öfteres Vorkommen auf dem Plateau deuten schon die Namen Hirschwiese und Hirschheck an. Ein wahres Dorado für den Jäger. Es ist daher leicht erklärlich, daß auf den Höhen von dem jagdfreudigen Tiroler Bergvolk früher viel gewildert wurde; manch Marterl und Kreuz bezeugt noch den verzweifelten Kampf zwischen Wildschütz und Jäger, der mit tragischem Ausgang für den Unberechtigten oder Berechtigten endete. Seit jedoch die Flanken des Berges mit einem Netz von Jagdhütten umgürtet sind und auch auf dem Plateau einzelne solcher Schutzhütten sich befinden, die vom Frühjahr bis zum Spätherbst von Jagdgehilfen bewohnt sind, ist durch den ausgedehnten Jagdschutz den Wilderern das Handwerk wenigstens größtenteils gelegt worden. Die Jagd ist im südöstlichen Teil Hofjagd, im südwestlichen Teil privat gepachtet; im nördlichen Teil gehört sie einem bayerischen Prinzen. Mit Rücksicht hierauf dürfen vorerst noch einige Steige, die allerdings gerade die interessantesten wären, von seiten der Sektionen des Alpenvereins nicht erhalten werden; sie sind daher absichtlich

dem Verfall preisgegeben. Doch besteht Hoffnung, daß im Laufe der Zeit auch das südöstliche Gebiet mehr und mehr der Touristik freigegeben wird. Mögen der Alpenverein und seine hier in Betracht kommenden Sektionen immer und immer wieder mit Nachdruck diese zeitgemäßen Forderungen vertreten, bis sie erfüllt werden. Gerade im Berchtesgadener Gebiet sieht es in dieser Beziehung noch recht schlimm aus! Es muß jede Konzession in zähem, ausdauerndem Kampf errungen werden! Möge aber auch der Bergsteiger hier mit Verständnis der besonderen jagdlichen Rücksichten stets eingedenk sein, alles unnötige Schreien und Lärmen vermeiden, welches das Wild beunruhigen kann, und stets auf den gebahnten, mit Farbe oder durch Steindauben markierten Pfaden wandeln und die jagdlichen Maßnahmen beachten, damit nicht nur das Verhältnis zwischen Jäger und Tourist ein leidliches bleibt, wie bisher, sondern sich mit der Zeit bessert — zu Nutz und Frommen der Jagd sowohl als auch der Touristik.

Das Plateau ist im nördlichen Teile nach innen eingesunken und fast ringsum an den Rändern von flachen Erhebungen überhöht, die aber keine besondere Bedeutung besitzen, mit Ausnahme des Großen Weitschartenkopfes, 1980 m, welcher der im Innern liegenden Traunsteiner Hütte zunächst aufragt und infolge seiner Höhe und leichten Erreichbarkeit (1 1/4 St.) als Übersichtspunkt über das ganze Reitergebirge viel besucht wird. Die daran sich anschließenden Randgipfel: Kleiner Weitschartenkopf, Wartstein, Hirscheck im Nordwesten, — sowie auf der Nordostseite: Alphorn, Übeleck, Bärenkareck, Zirbenkopf und Eisberg — haben keinerlei touristische Bedeutung. Dagegen bieten im Osten Edelweißlöhner, 1955 m, und Schottmalhorn, 2048 m, markante Randgipfel und gewähren als solche einen Prachtblick auf den Hohen Göll, Watzmann und Hochkalter, sowie in das Ramsauertal. Man erreicht die zwei Gipfel unschwer, wenn auch etwas mühsam und nicht ganz ohne Orientierungsschwierigkeit, auf zum Teil mit Steindauben markierter Route über die Grünangeralpe. Leichter und kürzer sind sie vom Steinberg zu erreichen. Das Gelände der Reitalm ist, wie schon erwähnt, mit Weideland und Wald bedeckt; es ist hügelig und wellig, weil von Riegeln und Kämmen durchzogen und mit zahlreichen größeren zirbel- und latschenbewachsenen Buckeln, Höckern und Vertiefungen übersät. Auch dieses vegetationsreiche Terrain weist vielfach Karrenbildung auf. Das Gehen auf diesem Boden ist zwar mühsam, daher das Wandern auch abwechslungsreich, reiz- und genußvoll. Umsomehr als doch auch da und dort weicher Almboden vorkommt, auf dem zahlreiche Almhütten stehen. So finden sich in der nördlichsten Ecke der Reitalm die Hirschwiesalmen, im nordwestlichen Teil die Bodenrainalmen, im nordöstlichen Teil die Schwegelalmen, in deren Nähe die nördlichste der zwei Jagdhütten des Plateaus sich in reizender, beherrschender Lage erhebt; in der östlichen Ecke die Eisbergalmen, im mittleren Teil die Grünangeralmen und die Rabentalalmen, und endlich im innersten Teil, in der tiefsten Einsenkung des Plateaus, der große Almboden der Reitertrittalmen und der Reiteralmen. Letztere umfassen ein halbes Dutzend Hütten, erstere bestehen wohl aus einem Dutzend solcher Almkaser. Fast alle diese Hütten sind auch jetzt noch den ganzen Sommer über bezogen, im Gegensatz zu den meisten der übrigen, vorerwähnten Almen, auf die nur während weniger Sommerwochen aufgetrieben wird, während ein großer Teil ganz „aufgelassen“ steht und sogar teilweise schon verfallen ist. Es ist dies ein Beweis der stets abnehmenden Fruchtbarkeit des Plateaus, denn früher wurden die sämtlichen Almen bezogen. Dieses Schwinden der Vegetation muß auf das vorwärtsschreitende Umsichgreifen der Karrenbildung im Dachsteinkalk,



*Aufnahme von Dr. F. Benesch*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

*Auf der Reiter Alpe: Blick von der Bodenrainalm auf die Gruppe der Häuslhörner*

aus welchem der Plateauboden besteht, zurückgeführt werden. Die Erscheinung der allmählichen Verödung wurde auch auf den übrigen Kalkplateaubergen beobachtet, wo sie schon viel weiter fortgeschritten ist: so besonders auf dem Untersberg, Steinernen Meer und im Hagengebirge. — Unweit der Reitertrittalmen (auf deren Almtrift infolge reichlich vorhandenen Wassers die größte Fruchtbarkeit in dieser Höhe herrscht, und wo die schönsten und zahlreichsten, gemauerten Kaser sowie die südliche Jagdhütte stehen) erhebt sich am Fuße des ca. 400 m hoch dahinter ansteigenden sanften Hanges des Großen Weitschartenkopfes, auf beherrschendem Hügel (dem sogenannten Saurücken) die trauliche Traunsteiner Hütte, von der Sektion Traunstein des D. u. Ö. Alpenvereins 1901 (ganz aus Zirbelholz) erbaut, in 1580 m Höhe gelegen, etwa 50 m über der tiefsten Einsenkung des ebenen Almbodens, der der „bayerische Tanzboden“ genannt wird. Mit Recht schließt man aus dieser Bezeichnung, daß es früher hier recht lustig hergegangen ist, als noch die Almwirtschaft ausgedehnter betrieben werden konnte. Aber auch jetzt noch kommen Sonntags die Unkner und Reiter Burschen zu „Hoamgarten und Almtanz“ mit Musik heraufgezogen, um sich bei Zitherklang und Mundharmonika mit den mehr oder minder jungen und schönen „Tiroler“ Sennerinnen im übertollen Schuhplattler zu drehen und im Gesang alm- und bergfroher Volkslieder sich zu üben, durch witzige Schnadahüpfli sich zu necken.

Die Traunsteiner Hütte ist in Bezug auf die Anstiege gut zentral gelegen und bietet für Bergfahrten im südlichen und für Schneeschuhturen im nördlichen Teil, zu denen sich dieses Gebiet vorzüglich eignet, einen trefflichen Stützpunkt für längeren Aufenthalt. Sie vermag etwa 20 Touristen zu beherbergen. Die Hütte ist von Anfang Juni bis Anfang Oktober bewirtschaftet. Für Winterbetrieb besitzt sie den Vorzug, daß sie sehr leicht heizbar ist, weil sie ganz aus Holz gebaut ist und ihre Wände aus doppelter Zirbelbretterlage bestehen, und nicht zuletzt, weil das Brennmaterial verhältnismäßig billig ist! Wenn die geplante Motorpostverbindung durchs Saalachtal, die wohl in nicht allzuferner Zeit durch eine von dem bereits in Angriff genommenen Saalachtal-Elektrizitätswerk gespeiste Bahn ersetzt wird, zur Tatsache geworden, wird die Hütte wohl einer Vergrößerung bedürfen, da sie ja die einzige Unterkunftshütte für das große Gebiet ist und ein Übernachten in den Almen zu primitiv, in den Jagdhütten infolge des strengen Verbotes vonseiten der Jagdleitung ausgeschlossen erscheint. Die seit einigen Jahren bestehende Motorpostverbindung nach Hintersee kommt wohl dem etwas größeren Besuch der südlichen Berge, aber nicht der zu entlegenen Traunsteiner Hütte zugute. Landschaftlich ist die Lage der Traunsteiner Hütte hübsch, aber keineswegs „wildromantisch“ zu nennen, da der Blick auf die kühnen Hörner des Hauptkammes und der Seitenkämme durch den flachen Rücken der Steinberge verdeckt ist. Dagegen ist der volle Anblick der silbergrauen Gruppe der Häuslhörner durch die erhöhte Stellung der Hütte frei; sie bilden einen schönen Hintergrund. Die Hütte ist auf den besten Steiganlagen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen. Es führen von den acht Steiganlagen fünf über das Plateau der Reitalm, während die übrigen drei über den Reitersteinberg zur Hütte leiten. Fünf davon sind mit roten Markierungsflecken sowie mit Wegtafeln gut gekennzeichnet. Nur bei den von Ost und Südost heraufführenden drei andern Steigen mußte von einer Markierung aus jagdlichen Gründen abgesehen werden.

Von Jettenberg, am Nordfuße des Gebirges (1½ Stunden südwestlich von Reichenhall), führen zwei Steiganlagen auf den Plateaurand. Die kürzeste (3 bis 3½ Stunden) ist die über den „Lauf“. Sie ist auch die steilste. Sie wird von der Sektion Reichenhall erhalten, ist rot markiert und befindet sich in gutem Zu-

stande. Etwas westlich des Alphorns windet sie sich in Serpentina kunstvoll durch die Steilwände hinauf. Bei der Hirschwiesalpe, ca. 1700 m, erreicht man das Plateau. Was man aber durch den direkten Anstieg an Zeit erspart (etwa eine halbe Stunde gegenüber dem andern Steig, der zum Schrecksattel hinaufführt), muß man zur Wanderung über das Plateau zu diesem Sattel verwenden. Er eignet sich auch mehr für den Abstieg. Der andere Anstieg über den „Schreck“ ist der bequemste. Er führt, ebenfalls von Jettenberg ausgehend, unter den Nordwestabstürzen der Reitalm, anfangs horizontal, dann gemächlich ansteigend, durch Wald empor; an köstlichem, in einem Trog gesammeltem Quellwasser vorbeiführend, leitet er zuletzt in Serpentina über den sogenannten „Vihschreck“ und den „Leutschreck“ gemütlich durch die von unten nicht wenig abschreckend aussehenden Wände des Wartsteins zum Schrecksattel empor (3½—4 Stunden). In halbstündiger Wanderung über das Plateau erreicht man über die Rabentalalmen die Jagdhütte und über die Reiterretalmen die Traunsteiner Hütte. (Weg rot markiert, von der Sektion Traunstein erhalten.)

Von Schwarzbachwacht (eine Stunde südlich von Oberjettenberg) führt eine Steiganlage (Jagdsteig) zur Unteren Schwegelalpe und von hier kann man zwei Routen einhalten. Entweder man steigt südwärts in dem Einschnitt zwischen Zirbenkopf und Eisberg (früher Leitern, jetzt ausgesprengter Weg) zur Eisbergalm; oder besser: Man steigt zur Oberen Schwegelalm und Jagdhütte an (markierter Weg) und nun im Zickzack südwestlich bis zu einer Hochmulde. Hier quert ein (blau markierter) Steig vom Schrecksattel zur Grünangeralpe hinüber, den man nach beiden Richtungen verfolgen kann; oder noch kürzer (aber nur durch Steindauben markiert): man behält die südwestliche Richtung bei und steigt durch die interessante Saugasse (Taleinschnitt) zur Rabentalalpe hinüber, um kurz darauf die Traunsteiner Hütte zu erreichen (im ganzen 5 bis 6 Stunden). Eine lange, aber hochinteressante Plateauwanderung.

Ein weiterer Steig führt von Hintersee durch den Einschnitt zwischen Edelweißalpen und Eisberg zur Eisbergalpe. Dies ist der sogenannte Leiterweg. Die Leitern sind zum Teil zerfallen. Wenn man sich aber, zwischen Wirtshaus Hintersee und Antenbichl (l.) abzweigend, auf den linksseitigen Steig hält, der in einem Graben direkt gegen den Edelweißalpen hinanführt, umgeht man den steilen Einschnitt und gelangt mittels eines nicht zu schweren Quergangs (Band) oberhalb des gewundenen Wandeinschnitts zu den ungemein einsam gelegenen Eisbergalmen. Nun geht man westwärts über das Plateau auf der durch Steindauben bezeichneten Route zur Grünangeralm (eine Stunde) und von hier auf markiertem Weg in einer Stunde zur Traunsteiner Hütte (etwa fünf Stunden). Der einfachste (und auch für den Winter (Schi) empfehlenswerteste) Anstieg, der Alpaisteig, führt von Reit (drei Viertelstunden südlich von Unken) von Westen durch das idyllische Alpatal über die Alpaalpe, zwischen Häuslhorn und Drei Brüder hindurch in gemächlicher Steigung (in drei Stunden) zum Guggenbichl am Plateaurand und von hier (in einer halben Stunde) nordöstlich zur Hütte (Weg rot markiert); er ist bei dem Übergang als Abstieg ins Saalachtal zu empfehlen. Auf diesem Wege wird von alters her das Vieh zur Weide aufgetrieben. Dieser Umstand erklärt auch, daß die Besitzer der Almen ausschließlich Reiter und Unkner Bauern sind. Von dem hier liegenden Örtchen Reit ist der Name Reitalpe und Reiter Steingebirge (analog zum Loferer Steingebirge) zweifellos abzuleiten, nicht aber wie H. v. Barth annimmt, vom „Reiten“, d. h. weil hier früher angeblich auf Pferden heraufgeritten wurde; und auch nicht von reuten (roden), worauf sich die unrichtige, manchmal angewandte Schreibweise „Reutralpe“ bezieht. Die von der Südseite und Südostseite heraufführenden Anstiege zum Plateau sollen

in dem nun folgenden, turistischen Teil der Schilderung der Reiteralpe entsprechende Erwähnung finden. Es sind dies der Böslsteig, der Hirschbüheler Steig und der Loferer Steig.

Der südliche Teil, der sogenannte Reiter-Steinberg, ist völlig vegetationslos, dafür formenreich entwickelt und besitzt die eigentlich für den Alpinisten allein in Betracht kommenden, selbständigen Felsberge. Dieser kleinere Teil setzt sich zusammen: a) Aus dem Hauptkamm, der die höchsten Erhebungen des Gebirges aufweist (er erreicht an mehreren Punkten etwa 2300 m) und sich am südlichen Plateaurande aufbaut. Er besitzt zehn benannte Gipfel. — b) Aus dem flachen Zug der Steinberge, die mit sanftem Rücken vom Schottmalhorn nach Südwest quer durch das Plateau gegen die Mitte des Hauptkammes ziehen. Der Steinberg schließt mit dem westlichen Teil des Hauptkammes das Roßkar, mit dessen östlichem Teil das einsame, wesentlich größere Wagendröschkar ein. Außerdem sind zum Reitersteinberg noch zwei Seitenkämme zu zählen: c) Der im Westen vom Großen Weitschartenkopf in südwestlicher Richtung streichende Kamm der Drei Brüder und d) der sogenannte Hirschbühelkamm, der zwar nur in seinem Fundament mit dem Reiterstock zusammenhängt, aber orographisch noch ganz dazu gehört.

Dieser südliche Teil zeigt einen ganz anderen Charakter. Öde, gewölbte Bergrücken, schneeerfüllte hohle Gassen, wilde Hochmulden, einsame Hochkare mit durchfurchtem Boden und zerrissenen Terrassen, flankiert von steilen Geröllhängen, sieht man hier allüberall. Darüber tauchen im Süden kühngeformte Hörner in reicher Gliederung auf, mit prallen, hohen Wänden nach der Außenseite abbrechend. Von dunklen Einrissen und schwarzen Schluchten durchrissene Flanken weisen die Gipfel des östlichen Teiles auf. Zerrissene, scharfe, zersplitterte Grate entsendet das Gebirge südwärts: Blanke Dolomitzinnen wie aus einer Form gegossen, mit finstern Rissen, scharfzackigen Verbindungsgraten und grauen, gescheuerten Wandbrüchen versehen. Dazwischen erheben sich, die Stadelmauer umgrenzend, groteske Pfeiler, seltsame Säulen, gotische Türme und andere abenteuerliche Felsgestalten. Im Westen stehen die steilen Pyramiden der Brüder: wie aus Erz gegossene Felsklötze, gipfelschlank wie eine Dolchklänge. Dies alles verleiht dem südlichen Teil des Reitersteingebirges einen tiefensten, erhabenen Hochgebirgscharakter, der vielfach an die Dolomiten Südtirols erinnert.

Und hier gewährt das Gebirge auch einen gewissen Einblick in seine geologischen Verhältnisse; besonders deutlich im Wagendröschkar. Das Massiv besteht aus dem Trias angehörenden Kalksteingebilden, nämlich aus Dolomit, der auf Muschelkalk aufgesetzt und von Platten- und Dachsteinkalk überlagert ist. Nach Gümbel verdanken die Salzburger Kalkalpen dieser ununterbrochenen Aueinanderfolge festen Kalkgesteins von ungeheurer Mächtigkeit, das den gestaltenden Naturkräften nach allen Richtungen hin den gleichen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, ihre vorzugsweise kuppel- und plateauförmige Gestalt. Im unteren Wagendröschkar tritt am Fuße der Grundübels Hörner, bei 1700 m, schon das Dolomitgestein zutage, während auf dem Plateau selbst, das viel tiefere Stellen aufweist, der Ramsaudolomit tiefer gelagert ist. Darüber erheben sich dann die steilen Wände des Dachsteinkalkes, der die Hauptmasse des Gebirges zusammensetzt. Im Süden hingegen schwingt sich der Dolomit im Hirschbühelkamm, der bis zu seinen Gipfelhöhen aus ihm besteht, zu viel bedeutenderer Höhe (1900 m) auf als im Kar. Daraus kann man wohl den Schluß ziehen, daß der (wahrscheinlich Ramsau-) Dolomit hier überschoben ist.

Sehr interessant ist die reichentwickelte Karrenbildung, besonders im Wagendröschkar. Die Auslaugung des Gesteins ist hier ungemein lebhaft veran-

schaulich. Der Boden ist furchtbar zerrissen. Es ist hier wie im typischen Steinernen Meer: Überall terrassenförmige Terrainwellen, abgeschliffene, kannelierte Gesteinsplatten, Gruben, Löcher, Rundhöcker, scharfkantige Gerölllager und Gesteinsspalten, mächtige Felsblöcke und wieder trichterförmige, mit Schnee ausgefüllte Vertiefungen und Trichter; überall Felsstürze und Trümmerfelder. Die Zerstörung des Gesteins an der Oberfläche zeigt Karren, Schratzen, Schlote, hervorgerufen durch die Erosion, und wohl auch mitgestaltet durch die Gletscher der Eiszeit, die einst von den zerrissenen Mauerkronen über die Wände in das einsame Kar sich ergossen. Diese polierende Wirkung kann man sehr deutlich an den unteren Wandpartien des Großen Grundübelhorns erkennen. Dort zeigen sich auch deutliche Schrammen, die zweifellos von den vom Gletschereise mitgeführten, härteren Gesteinen herrühren. Und der Steinberg zeigt neben nackten Plattenkarren auf dem Scheitel seines Höhenrückens, wo sich einzelne Wellen wie Dämme übereinanderschoben, noch stellenweise Vegetation — kärglich begraste Schafweiden, die früher einmal üppigen Pflanzenwuchs aufwiesen, an dem sich die Pferde der Almbesitzer gemütlich taten —, wieder ein Beweis der zunehmenden Zerstörung der Pflanzendecke durch die durch Regenwasser und chemische Auslaugung des Kalkes erfolgte Zersetzung der Humuserde und die immer mehr um sich greifende Karrenbildung. Daß früher die Pferde zur Weide auf die Steinberge kamen, darauf deuten nicht nur die Namen „Roßkar“ und „Roßgasse“ hin, sondern auch eine Örtlichkeit auf dem Steinberg, die heute noch „Bschälstatt“ heißt. H. v. Barth berichtet in seinem Werke „Die Nördlichen Kalkalpen“, daß er 1873 hier oben sogar ein Hufeisen fand. Jetzt kommen keine Pferde und Kühe mehr herauf, aber fast ständig trifft man eine kleine, verwilderte Schafherde an. Natürlich sieht man auch gelegentlich Gemsen.

In etymologischer Beziehung sei kurz bemerkt, daß die eigentümlichen Benennungen der Gipfel, Sättel und Almen Lokalbezeichnungen sind, die sich auf Grund des Sprachidioms der Einheimischen, sowie deren Vorstellungen und Vergleichsbegriffe wenn auch nicht immer leicht in einfacher Weise, aber fast durchweg klar auslegen lassen. Hier würde aber eine solche eingehende Ableitung und Erklärung so vieler Namen zu weit führen. Für den, der sich dafür näher interessiert, verweise ich hiemit auf eine frühere Arbeit über die Reiteralpe, in der ich dies in umfassender Weise zu tun versucht habe.<sup>1)</sup>

Die bayerisch-österreichische Grenze zieht vom Großen Weitschartenkopf über das Reitertritt (von West nach Ost) quer durch das Plateau (nur die Reiter Almen und die Traunsteiner Hüte liegen noch auf salzburgischem Boden) gegen die Steinberge hinüber, macht am Prünzelkopf einen Knick und verläuft über den Rücken der Steinberge südwestlich zum Hauptkamm (Wagendröschelhorn), so daß der größte Teil des Plateaus und die meisten Gipfel noch auf bayerischem Boden zu liegen kommen.

#### TURISTISCHER TEIL

Allgemeine Erschließungsgeschichte. Den Namen „Reiter Albm, Millsturzhorn und Grundübl“ begegnet man schon in der Setznagelschen Karte aus dem Jahre 1628. Die ersten Messungen wurden gemacht von Fit. Braune (Wien 1821 „Salzburg und Berchtesgaden Tafel II“) und zwar vom „Stadelhorn an der Mühlstürze“ und vom „Wagendröschel und Knidelhorn“. Genauere Messungen, die sich aber später ebenfalls teilweise als unrichtig erwiesen, findet man in der Keilschen Karte. Diese zeigt schon fast alle Namen (auch die der übrigen Gipfel), wie sie noch heute üblich sind.

Die leichter erreichbaren Gipfel des Hauptkammes und der Plateau- und Seitenkämme haben keine eigentliche Ersteigungsgeschichte (soweit nicht später schwie-

<sup>1)</sup> Vgl. M. Zeller, Die Reiteralpe. 40. Jahresbericht der Sektion Traunstein (Dezember) 1908.

rigere Anstiege auf sie durchgeführt wurden); sie sind seit „Menschengedenken“ von Bauern, Hirten, Jägern und — Wilderern besucht worden. Denn die Weideplätze sind schon seit vielen Generationen bezogen, die Almwirtschaft wurde ja früher in noch intensiverem Maße betrieben, als dies heute der Fall ist. Ferner war die Reiteralpe als vorzügliches Jagdgebiet jedenfalls schon länger, als es eine Touristik überhaupt gibt, hochgeschätzt. Und so mag wohl nicht allzu-selten ein Jäger oder Wilderer hinaufgestiegen sein auf einen der Randgipfel, der Spur der scheuen Gemse oder dem schlaun Fahlwild folgend, oder um sich Orientierung zu verschaffen über die keineswegs leicht übersehbare Felswildnis und das komplizierte, reichgewellte Hügelterrain des Plateaus. Und schließlich, warum soll der Senne, der Hirtenbub nicht da oben auf einsamer Gipfelhöh' das Sonnwendfeuer abgebrannt haben, damit, nach altem Brauche, die heilige Flamme in warmer Mittsommernacht hell und hoch emporlodere und den Heimatgenossen unten im Tale Berggruß bringe? Warum soll der freie Tiroler Bauer nicht manchmal von seiner Alphütte emporgestiegen sein, um über Täler und Höhen, Gletscher und Seen in die graue Ferne, in die weite Wunderwelt zu blicken? Es wäre ganz gewiß ein Verstoß gegen die Natur der Äpler, wollte man nicht annehmen, daß sie die Berge nicht nur zu nützlichen Zwecken bestiegen, sondern auch aus innerem Drange, aus ihrem natürlichen Schönheitsempfinden heraus hier wohl die meisten Gipfel besucht haben, ehe der erste Tourist seinen Fuß auf ihre Häupter setzte; umso mehr als deren größerer Teil dank der gestuften, treppenförmigen Fels-schichtung ohne erhebliche Schwierigkeiten vom Plateau aus erreicht werden kann, was besonders von den höchsten Erhebungen gilt. Doch sind auch verschiedene Felsgipfel vorhanden, die sicher nicht vor den ersten Touristen vonseiten der Einheimischen betreten worden sind, umso mehr als sie nicht die Kulminationspunkte der Gebirgskämme darstellen. So sind wohl alle Randerhebungen und Felsgipfel zuerst von Einheimischen bestiegen worden mit Ausnahme der Grundübelhörner, des Kleinen Bruders und der Ameisnockenköpfe, vielleicht auch der Mühlsturzhörner und des Leimbüchelhorns. —

Der erste Tourist, der unser Gebirge aufsuchte, war kein Geringerer als Professor P. C. Thurwieser aus Salzburg. Er bestieg das Große Mühlsturzhorn schon in den zwanziger Jahren (wahrscheinlich 1825). Doch fehlt hierüber ein näherer Bericht. Thurwieser erwähnt nur gelegentlich einer ausführlichen Beschreibung des Panoramas eines Nachbargebirgsgipfels, daß er „den von ihm auf dem Mühlsturzhorn errichteten Steinhaufen nicht bemerkt“ habe.<sup>1)</sup> Die ersten Nachrichten, zum Teil eingehender Natur (über den Hauptkamm) erhielt die alpine Welt auch hier, wie fast überall in den Gebirgsgruppen der Nördlichen Kalkalpen, durch H. v. Barth.<sup>2)</sup> Dieser besuchte unser Gebirge nicht weniger als dreimal, beging vier Anstiegsrouten auf das Plateau, erstieg in raschem Siegeszuge die höchsten Erhebungen des Hauptkamms und raubte zudem noch der kühnsten Felsgruppe des Gebirges ihre Jungfräulichkeit. Er schilderte mit gewohnter Sorgfalt die Eigenart des Plateaus, beschrieb mit Gewissenhaftigkeit den Eindruck der Felswirnis dieser Bergwelt, kennzeichnete die von ihm ausgeführten Anstiege auf die höchsten Gipfel und verfertigte davon eine charakteristische Skizze. Nur von den von ihm zuerst besiegten, wehrkräftigen Grundübelhörnern unterläßt er es unerklärlicherweise, einen näheren Bericht zu geben. Aus seinen darauf bezüglichen, dürftigen Anmerkungen ist aber zu ersehen, daß ihm deren Ersteigungsschwierigkeiten einen großen, ja man darf wohl sagen zu großen Respekt eingefloßt haben. — Seine Besteigungen beschränken sich aber lediglich auf die Gipfel des Hauptkamms, von denen er die wichtigsten bezwang. Ein weiterer Aufsatz über die Mühlsturzhörner

<sup>1)</sup> D. J. A. Schöpf, P. C. Thurwieser, Salzburg 1871, 47.

<sup>2)</sup> H. v. Barth, Nördliche Kalkalpen, S. 72—88.

hörner folgte durch Fr. v. Schilcher,<sup>1)</sup> und ein kurzer Bericht über die Grundübelhörner von L. Purtscheller.<sup>2)</sup> In dem 1892 erschienen Ostalpenwerke ist daher nur von diesen Gipfeln des Hauptkamms allein die Rede, und zwar nur von den einfachen Anstiegsrouten. Von dem Seitenkamm der Drei Brüder berichtete zuerst J. Gmelch,<sup>3)</sup> der sie auch als erster Tourist 1897 besuchte und zugleich den Zauber der Unnahbarkeit von dem kleinsten, aber kühnsten dieses Dreigestirns nahm. Kurz vor Erbauung der Traunsteiner Hütte erzählte der damalige Vorstand<sup>4)</sup> der hüttenbauenden Sektion Allgemeines über die wirtschaftlichen und jagdlichen Verhältnisse und schilderte eine Besteigung der Häuslhörner. Später erschien nur ab und zu in knappen Tourenberichten Neues über dieses Gebiet, wobei wir auch zum erstenmal von einem Besuche der Gipfel des südlichen Seitenkamms lesen.<sup>5)</sup> Auffallend ist in diesem Gebirge überhaupt die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fast ausschließlich nur die leichteren Gipfel des Hauptkamms wiederholt besucht worden sind. Erst im vergangenen Jahrzehnt (1897—1909) hat sich auch hier mehr sportliches Interesse herausgebildet und einzelne wenige Kletterfreunde haben sich eingehender mit den Felsen beschäftigt und ihre Aufmerksamkeit den schwierigeren Gipfeln und wilderen Flanken der hohen Häupter zugewandt. Von diesen zum Teil recht schwierigen und reizvollen Kletterturen ist der breiteren Öffentlichkeit nichts bekannt geworden, weil sie fast durchweg in Form von kurzen Tourenbeschreibungen und vorzüglich in den nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Bergsteigern zugänglichen und bekannt werdenden Jahresberichten des Akademischen Alpenvereins München veröffentlicht worden sind.<sup>6)</sup>

Der Hauptkamm zerfällt in drei Gruppen, die durch tief einschneidende Scharten voneinander getrennt sind: die Gruppe der Häuslhörner ist die westlichste, die Gruppe der Mühlsturzhörner die mittlere, die der Grundübelhörner die östlichste. Zwischen den beiden ersten schneidet die Mairbergscharte, zwischen den beiden letzten die Grundübelscharte in den Hauptkamm ein, der sich am Südrande des Gebirges in weißschimmernden, größtenteils horizontal geschichteten Kalkwänden aufbaut und, in konvexem Bogen von Westen nach Osten ziehend, das hier erhöhte Plateau um etwa 300 m überragt. In dem gleichen Maße, als durch die ausgedehnte Steinmulde des nach Osten immer mehr sich vertiefenden Wagendröschkars das Plateau an Höhe verliert, senkt sich auch der Kammerlauf der Mühlsturz- und Grundübelhörner ostwärts hinab, so daß die relative Höhe der Felsen, vom Plateau gesehen, ziemlich konstant bleibt.

### I. DIE GRUPPE DER HÄUSLHÖRNER

setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Stock der Häuslhörner, der einen wuchtigen, mehrgipfeligen Felsklotz bildet, und dem sanft gerundeten Wagendröschhorn, das mit jenem durch einen tiefgesenkten Felsgrat verbunden ist und das Kleine Roßkar einschließt. Die Häuslhörner selbst bestehen aus zwei Gipfeln: Dem Großen Häuslhorn, 2287 m, und dem (nordwestlichen) Kleinen Häuslhorn, das nach Westen einen wilden Grat entsendet, der in der markanten Erhebung der Hifelwand, 1812 m, endet. Diese zieht als Grat zur Alpa wand, 1670 m, die ihrerseits wieder als glatte, senkrechte Mauer zum Alpa tal abfällt. Außer diesen Trabanten schiebt das Große Häuslhorn nach Norden einen nur von unten selbständig erscheinenden Stützpfeiler vor: den Windloch kopf, 2126 m. An dessen Fuße ist das ganze Jahr über reichlich Schnee ge-

<sup>1)</sup> Fr. v. Schilcher, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1880, S. 428.

<sup>2)</sup> L. Purtscheller, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1882, S. 318.

<sup>3)</sup> J. Gmelch, Ö. A.-Z. 1898, S. 201—207.

<sup>4)</sup> A. Zehale, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, Nr. 5 und 6.

<sup>5)</sup> M. Zeller, Jahrb. d. A. A.-V. München 1907/08.

<sup>6)</sup> Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, Ö. A.-Z. 1893 u. 1897, Jahrb. d. A. A.-V. München 1900, 1906—1909.

lagert: die „Hohen Windlöcher“ werden diese Hochmulden genannt. Die drei erwähnten, mit Namen belegten Punkte verdienen keineswegs die Bezeichnung „Gipfel“. Auch ist das Kleine Häuslhorn von dem Großen, das alle anderen Erhebungen beherrschend überragt, nur durch eine schwache Einschaltung getrennt (Häuslhornscharte), so daß eigentlich nur von dem Großen Häuslhorn und seinen Trabanten gesprochen werden kann. Nach Süden bricht die Bergmasse in hoher Steilwand nieder. Besonders wichtig zeigt sich die eigentliche Südwand des Großen Häuslhorns, die mit unersteiglichen Wänden aufsteigt.

Der Hauptgipfel wurde als der Kulminationspunkt des Gebirgsstocks und als leicht ersteiglich sicherlich schon lange vor H. v. Barth, der ihn 1868 erstieg, von den Einheimischen betreten. Er ist ein Aussichtspunkt allerersten Ranges. Während die leichteste Anstiegsroute von den Hohen Windlöchern in der sanft ansteigenden, trichterförmigen Felsmulde zwischen Windlochkopf und dem nordöstlichen Vorbau des Kleinen Häuslhorns von Norden in die Häuslhornscharte und von hier unschwierig auf das Große Häuslhorn führt (von der Scharre gelangt man ebenfalls ohne Schwierigkeit [orographisch links] auf das Kleine Häuslhorn), wählte Barth als Anstiegsroute die steilen, gradurchsetzten und zerrissenen Schrofenhänge der Ostseite, indem er, vom Roßkar ausgehend, sich in der Nähe des südöstlich streichenden Gratastes hielt. Diese Route wird jetzt gewöhnlich zum Abstieg benützt, um den Übergang zum Wagendröschhorn in der Nähe des Verbindungsgrates zu bewerkstelligen. Die Flanke ist zwar steil, aber nicht schwierig zu begehen. Die leichtere Anstiegsroute über die Hohen Windlöcher durch jene Mulde, in der man das Steigen kaum mit dem Namen „Klettern“ belegen kann, ist rot markiert. Man gelangt vom Reitertritt (Traunsteiner Hütte) in einer gut gangbaren Gasse östlich der Hörner (der sog. Roßgasse) zu den Hohen Windlöchern, und wenn man weitersteigt, ins Roßkar und links empor über Karrenfelder auf den Plattkopf.

Der Windlochkopf senkt sich zu den Windlöchern mit einer steilen, plattigen Kante herab, neben der eine im obern Teile gegabelte Steilrinne von ca. 200 m Höhe herabzieht. Dadurch sind eine Reihe von interessanten Klettervarianten über den Windlochkopf auf das Große Häuslhorn gegeben. Die linksseitige Rinne wurde im Juni 1902 von L. Peter und M. Mayer (im Aufstiege) zum ersten Male durchstiegen,<sup>1)</sup> die rechte zuerst im Mai 1907 von F. J. Seitz, W. Stockmaier und M. Zeller (im Abstieg) durchklettert.<sup>1)</sup> Beide haben einige schwierige Absätze und leiten direkt auf den gespaltenen Windlochkopf gerade empor. Die Nordkante wurde 1908 von Dr. F. Dessauer erstmals begangen.<sup>1)</sup> Im oberen Teil wurde dem zerklüfteten Grat östlich unschwer ausgewichen und so in mittelschwerer Kletterei ebenfalls der Windlochkopf direkt erreicht. Von dort führt ein breiter Grasrücken zum Gipfel des Großen Häuslhorns empor. — Diese Anstiege erfordern von der Traunsteiner Hütte 2½—3 Stunden Zeit.

Vom Kleinen Häuslhorn kann man auch direkt über seine latschenbewachsenen Nordhänge über leichte Schrofen zur Alpaalpe hinabklettern. Doch ist diese Route, die von Jägern im Abstieg manchmal benützt wird, keineswegs zum Anstieg zu empfehlen, wenn man nicht mit dem harzduftenden, widerspenstigen Zwergholz in ein heftiges Handgemenge geraten will.

Auch von Süden kann man durch eine halbschneidende große Steilrinne (eine Art seichtes, gewundenes Couloir, die sogenannte Häuslrinne), in nicht allzuschwerer Kletterei die Häuslhornscharte und damit den Gipfel gewinnen. Dieser Anstieg wird von Touristen fast gar nicht ausgeführt, obwohl der Steig von Lofer unweit vom Einstieg vorbeiführt. Dagegen soll die Rinne, nachdem sie

<sup>1)</sup> Siehe M. Zellers Führer durch die Reiteralpe. Verlag G. H. Stifel, Traunstein 1909.

bereits vor Jahrzehnten von Einheimischen erklimmen wurde, jetzt noch verhältnismäßig häufig von Gemsjägern zum Durchstieg benützt werden.

Einen besonderen Anstieg forcierten im Mai 1909 die beiden Münchner Bergführer O. Oppel und F. Rehm, indem sie, von der Scharte oberhalb der Hifelwand (die man von der Alpaalpe aus unschwierig erreichen kann) ausgehend, in fünfständiger, sehr schwerer Kletterarbeit den von hier zur Häuslhornscharte emporziehenden Westgrat erkletterten.<sup>1)</sup> Auch im Winter wurde das Große Häuslhorn schon mehrmals erstiegen, zuerst von C. Ermann und H. Speckhardt im Januar 1908. Die Osthänge sind einigermaßen lawinengefährlich.

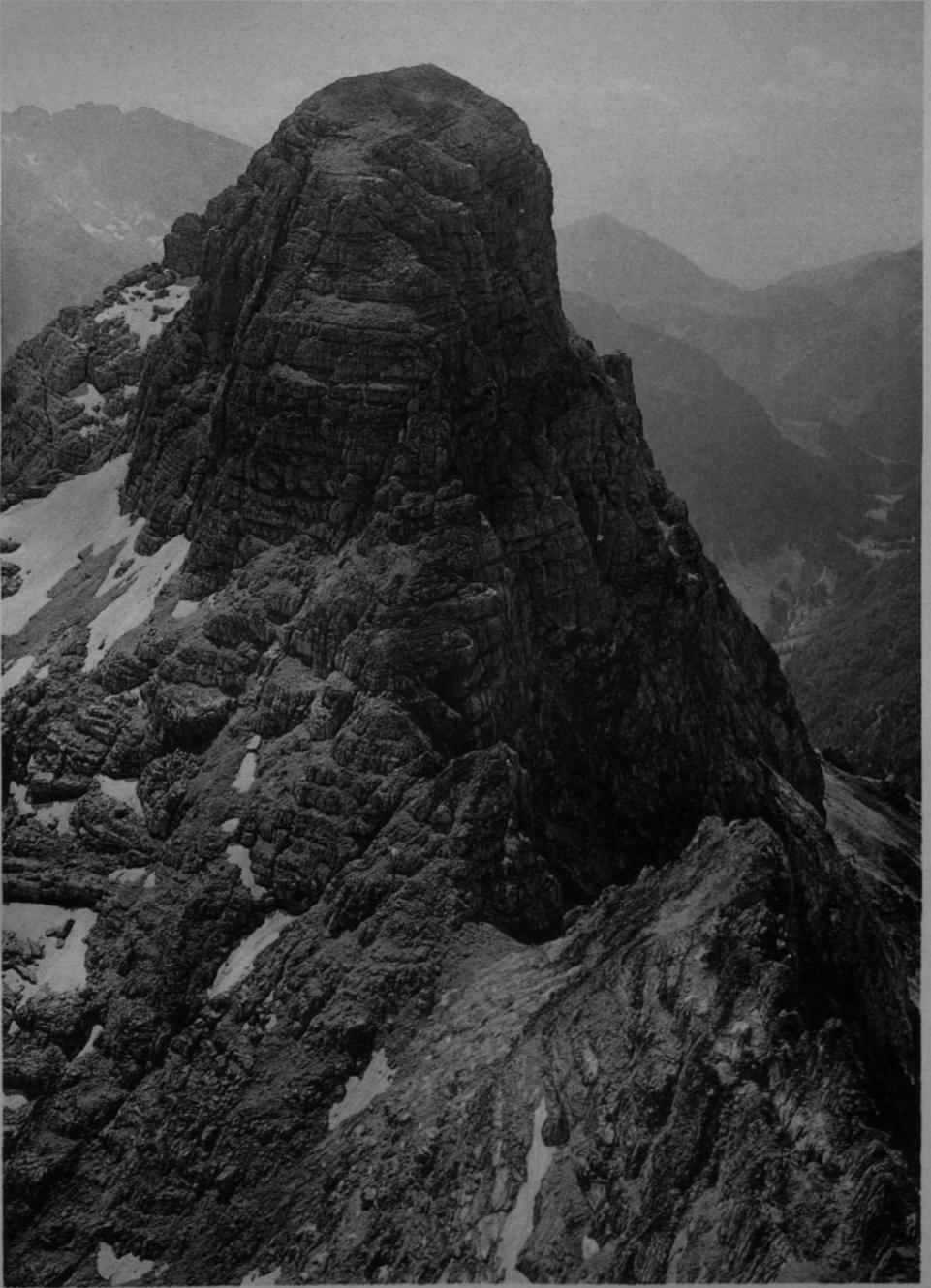
Das Wagendrischlhorn, 2252 m, erhebt sich über dem Unteren Plattkopf (nur mehr um ca. 150 m) in Form eines harmonisch geschwungenen, spitzen Horns, weshalb es von den Bewohnern der Ramsau, von wo aus gesehen es sich frei über dem Plateaugebirge aufbaut, auch „Spitzhörndl“ genannt wird. Es besitzt an seiner Nordwestflanke eine harmlose Felsstruktur und stellt den am leichtesten ersteigbaren Gipfel des Hauptkammes dar, dem sogar mit Schneeschuhen beizukommen ist. Die Fernsicht ist etwas beschränkter als von den höheren Nachbargipfeln. Man kann auf markierter Route, vom Reitertrett ausgehend, in einer Gasse zur nordöstlichen Einsattelung des Prünzelkopfs und über den Rücken der Steinberge zum Plattkopf gelangen, oder ihn auch vom Roßkar aus erreichen. Von hier aus gelangt man ohne jegliche Schwierigkeit über das nordwestliche Gehänge auf den Gipfel.

Wesentlich schwieriger ist die 1880 zuerst von F. v. Schilcher begangene Südostflanke zu erklimmen. Von der Mairbergscharte ausgehend, führt die Route über grasdurchsetzte Klammern und steile Felsstufen direkt zum Gipfel und erheischt manche Arbeit für Hände und Füße. Sie erfordert besonders für den Abstieg einen sicheren Steiger, in welcher Richtung sie gelegentlich der beliebten Wanderung Häuslhorn—Wagendrischlhorn—Stadelhorn öfters benützt wird. Schilcher benannte irrtümlicherweise diese Ausgangsscharte mit dem Namen Wagendrischlcharte. Die allgemein übliche Lokalbenennung ist jedoch Mairbergscharte, welcher Name von einer nahegelegenen Ortschaft, wie so häufig im Gebirge, abgeleitet ist.

Wesentlich geringere turistische Bedeutung hat der Anstieg von Nordosten, den W. v. Frerichs im September 1900 ausführte. Da dieser in nicht leichter Kaminklettere neben der steil abbrechenden Nordostkante vom Plattkopf weg emporführt, so ist er wohl in der Luftlinie „der kürzeste Anstieg“, aber es ist keineswegs eine Zeitersparnis, ihn statt des ebenfalls von hier ausgehenden, ganz dicht daneben verlaufenden, gewöhnlichen Nordanstiegs zu benützen. — Das einzige Problem an diesem Berg war seine Südsüdwestwand. Die Durchkletterung dieses ca. 400 m hohen Steilabsturzes nach Süden vollbrachten im Juni 1909 M. Hartmann und M. Zeller.<sup>2)</sup> Die Kletterei erwies sich überraschenderweise dank des guten Gesteins und der immer wieder quer durch die Steilabbrüche hindurchführenden, ansteigenden Bänder als mäßig schwer. Es wurde dabei die ganze Südflanke des Berges gequert und eine im unteren Teile der Wand eingelagerte, mächtige Aushöhlung entdeckt. Diese erscheint von unten als ein riesiger, trichterförmiger Gufel. In Wirklichkeit ist sie aber eine geräumige Felsnische, die einer großen Halle gleicht (Abb. 7, S. 169). Ist die Durchkletterung der Wand schon an sich landschaftlich großartig, so wird in dieser Wand der nirgends von besonders schwierigen Stellen eingedämmte Genuß beim Klettern noch erhöht durch den Anblick dieses seltenen Schaustücks der Natur (Höhle). — Unter winterlichen Verhältnissen wurde das Wagendrischlhorn zuerst im März 1907 von M. Zeller und Genossen besucht und zwar mittels Schneeschuhen in der auch im Sommer für den Anstieg

<sup>1)</sup> Anhang des Hüttenbuchs der Trausnietaler Hütte.

<sup>2)</sup> M. Zeller, Jahrb. des A. A.-V. München 1909/09, S. 66.



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

**Das Stadelhorn vom Wagendriscelhorn**

von der Traunsteiner Hütte erforderlichen Zeit von  $2\frac{1}{2}$ —3 Stunden. Verbunden mit dem Übergang über den breiten, langen Rücken der Steinberge bis zum Edelweißblahner ist der Besuch des Horns eine sehr genußvolle Schitur, die bedeutendste auf der Reiteralpe.<sup>1)</sup>

## II. DIE GRUPPE DER MÜHLSTURZHÖRNER

umfaßt zwei voneinander durch eine tiefe Einschaltung, die Mühlsturzscharte, scharf geschiedene Felsmassen. Die erste der beiden, eine klotzige Kalkmauer, hat an ihrem westlichen und östlichen Ende zwei Gipfel, die durch einen schwach gesenkten, scharfen Grat miteinander verbunden sind. Der westliche wird das Stadelhorn, 2286 m, der östliche das Große Mühlsturzhorn genannt. In den ersten Literaturberichten wurde die westliche, formvollendete Gipfelmasse des Stadelhorns, welche von der Mairbergscharte als turmförmiger Obelisk mit abgeschlagener Spitze steil aufstrebt, auch mit dem Namen Großes Mühlsturzhorn bezeichnet, während der östliche etwas niedrigere Eckpunkt keine Benennung erhielt, wofür aber die Mauerfront der Nordseite mit Stadelmauer bezeichnet wurde. So hat Thurwieser zweifellos den westlichen Gipfel, also das Stadelhorn, als den vermeintlich höchsten Punkt der Reiteralpe (er steht aber in Wirklichkeit um 1 m hinter der Höhe des Häuslhorns zurück) bestiegen, während er vom Großen Mühlsturzhorn berichtet. In Wirklichkeit ist es ja auch ein Felskoloß, dessen Kulminationspunkt allein eine Benennung vom topographischen Standpunkt aus verdienen würde, wenn nicht aus lokalen und andern Gründen eine doppelte Benennung berechtigt wäre. Denn die westliche Erhebung ist ein topographisch markanter Punkt, weil hier der Hauptkamm seine südöstliche Richtung verändert und einen nordöstlichen Verlauf annimmt. Dies hat schon H. v. Barth (siehe Nördliche Kalkalpen, Skizze) durch die Bezeichnung beider Gipfel gekennzeichnet. Er nannte den westlichen Gipfel Großes Mühlsturzhorn, den östlichen Mittleres Mühlsturzhorn, da der durch die Mühlsturzscharte getrennte Felskörper Kleines Mühlsturzhorn heißt. Allein diese Bezeichnung für die ersten beiden Gipfel ist nicht richtig, weil der erste Name weder mit der typischen Vorstellung noch mit der üblichen Bezeichnung der Bevölkerung übereinstimmt. In einem späteren Aufsätze von Fr. v. Schilcher über diese Gruppe erscheint die irrige Benennung Barths für diesen höheren Gipfel beibehalten, insofern hier das Stadelhorn auch mit dem Namen Großes Mühlsturzhorn belegt ist. L. Purtscheller versuchte, dieser irrthümlichen Auffassung entgegenzutreten, indem er in den Mitteil. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1882, S. 319, schrieb: „Weiter sei bemerkt, gegenüber einem früher erschienenen Aufsätze über diese Gruppe (Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins, 1880), daß nach Aussage der bewährtesten Führer und Jäger von Ramsau und Hintersee dem Stadelhorn nur diese Bezeichnung, nicht aber der von H. v. Barth eingeführte Name „Großes Mühlsturzhorn“ zukommt. Als Mühlsturzhorn wird jene etwas niedrigere Erhebung bezeichnet, welche sich zwischen Stadelmauer und den Grundübelhörnern einschiebt. Dagegen schreibt Purtscheller wieder in der 1893 erschienenen „Erschl. d. Ostalpen“, S. 312: „Das Große Stadelhorn, auch Großes Mühlsturzhorn genannt“ usw. und auf S. 314: „Der letzte, bisher noch unerstiegene, größere Gipfel in der Gruppe der Mühlsturzhörner, das Kleine Mühlsturzhorn, P. 2137 der Alpenvereinskarte, wurde vom Verfasser (Purtscheller) am 2. Juli 1892 erklommen.“ Man sieht daraus, welche heillose Verwirrung in Bezug auf Nomenklatur durch den Unterschied der Namen auf der Karte und den im Volksmunde gebräuchlichen verursacht worden ist. Der Verfasser pflichtet auf Grund eingehender Erkundigungen den Be-

<sup>1)</sup> Näheres s. M. Zeller, Schifahrten auf der Reiteralpe. Deutsche Alpenzeitung, 9. Jahrg., Heft 21 und 22.

zeichnungen von Dr. Gg. Leuchs als den klarsten bei.<sup>1)</sup> Diese sind durchaus aus der Anschauung zu begründen und erscheinen geeignet, eine reinliche Scheidung in dieser vielartigen und wechselnden Namengebung herbeizuführen. Leuchs belegt den westlichen Gipfel, P. 2286 m, einzig und allein mit der Bezeichnung „Stadelhorn“. Den östlichen, P. 2235 m, mit „Großes Mühlsturzhorn“, und den durch die tiefe Scharte getrennten Felskörper, P. 2141 m, mit „Kleines Mühlsturzhorn“. Erstere Benennung ist schon einmal durch Purtscheller eindeutig angewandt worden. Ebenso die Bezeichnung „Kleines Mühlsturzhorn“. Daß nun der Name „Großes Mühlsturzhorn“ für den östlichen Punkt paßt und wohl begründet ist, konnte nicht bloß durch Ermittlungen bei den Jägern und Führern festgestellt werden, sondern dies läßt sich auch aus der Vorstellung ableiten, welche die Einheimischen mit dem Namen „Mühlsturz“ verknüpfen. Unter „Mühlsturzhörner“ versteht der Bewohner des Ramsautales jene zwei kühn geschwungenen Hörner, welche sich über dem Großen Mühlsturzgraben aufbauen und als die zwei südlichsten Hörner herabschauen und daher nur von der Ost- und Südostseite, nicht aber von der Süd- und Südwestseite gesehen werden können. Die ihnen nordwärts vorgelagerten Hörner heißen die „Grundübelhörner“ oder „der Knittel“. Die dem Stadel- und Großen Mühlsturzhorn gemeinsame Südwand heißt im Volksmund „Stadelmauer“, weil sie sich, glatt und kahl, gleich einer rechteckigen Mauer zeigt. Mit diesem Namen wird aber nicht die Nordflanke des östlichen Punktes, oder das Große Mühlsturzhorn selbst, das sich nach Osten als charakteristisches dreieckiges Horn zeigt, belegt. Damit dürfte die Nomenklatur dieser Gruppe, die den Bergsteigern von jeher soviel Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten bereitete, genügend klargestellt und ein für allemal festgelegt sein!

Das Stadelhorn, 2286 m, ein kegelförmiger Turmaufbau, besitzt die älteste Ersteigungsgeschichte, und das wohl, weil es nicht nur zentral gelegen ist, sondern auch früher als der höchste Punkt des Reitersteingebirges gegolten hat. Sogar von Purtscheller wurde ihm noch mit der Höhenzahl 2288 m die Vorherrschaft über die übrigen Nachbargipfel zugesprochen. Erst die genauen Messungen der bayerischen Topographen haben ergeben, daß es um 1 m hinter dem Häuslhorn zurückbleibt. Damit ist die relative Schätzung H. v. Barth bestätigt worden. Wenn auch die Aussicht nach Westen vom Stadelhorn etwas beschränkter ist, wie vom höchsten Gipfel, so ist der Berg doch wegen seiner edleren Form und der besseren Übersicht über die Details der starren Felswildnis ringsum jenem noch vorzuziehen.

Der Gipfel dürfte durch Professor Thurwieser schon im Jahre 1825 zum erstenmal erstiegen worden sein. Für die damalige Zeit war dieses Unternehmen eine Leistung, da schon der Zugang ins Wagendröschkar nicht ganz einfach ist, und der steile Aufbau des mächtig emporgeschwungenen Felskegels sich ziemlich abweisend zeigt. Wahrscheinlich wurde der Anstieg von der Mairbergscharte ausgeführt, der jetzt noch der übliche und auch mit einzelnen Farbflecken gekennzeichnete ist. Die treppenförmig übereinander gelagerten Horizontalschichten erleichtern in überraschender Weise das gerade Emporklimmen über die abgerundete Nordwestflanke. Nur zwei größere Steilabsätze sind in Einrissen (mittelschwer) zu überwinden. Sonst ist die Kletterei eher „leicht“ zu nennen. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß die von weitem und von unten, sowie vom Wagendröschkar aus ungegliedert erscheinende Felsmauer vor Thurwieser von Einheimischen erstiegen worden wäre. Ein halbes Jahrhundert hatte der stolze Obelisk Ruhe, bis 1868 H. v. Barth mit dem Ramsauer Knecht Jos. Berger (vulgo Sagschneider) den Gipfel erstieg. In der Zwischenzeit dürften auch

<sup>1)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München, 1899/1900.

Einheimische den Gipfel nicht betreten haben. Dies ist umsomehr anzunehmen, als Barth in einer Anmerkung berichtet, daß nach seinen Erkundigungen „die Mühlssturzhörner“ im Berchtesgadener Land außerordentlich verrufen waren und gar von dem höchsten behauptet wurde, daß es unersteiglich sei. H. v. Barth stieg über die steilen Felsstufen der Nordflanke, vom Wagendröschkar aus, in einer Wanddepression empor, welche die Gipfelkörper des abgerundeten Stadelhorns und des flachwandigen Großen Mühlssturzhorns scheidet. Er erreichte den Grat zwischen beiden in einer Einsenkung und besuchte auch beide Gipfel. (Wie schon erwähnt, nannte er sie: „Großes und Mittleres Mühlssturzhorn“.) Bei seinem zweiten Besuch im gleichen Jahre stieg er von der Mairbergscharte über die Westflanke auf das Stadelhorn, und zwar gemeinsam mit dem verdienstvollen Salzburger Bergsteiger L. Doppler, der sich, in der Absicht, das Große Mühlssturzhorn zu besteigen, von einer Sennerin und einem Hirten irrthümlicherweise hatte auf das Wagendröschkar führen lassen. Darüber hatten sich beide Bergwanderer höchlichst ergötzt. Sie entließen daraufhin die „Pseudoführer“ und strebten dann gemeinsam führerlos ihrem Ziele zu. Von der Scharte benötigten sie  $1\frac{1}{2}$  St. Von diesem Jahre ab bekam der Gipfel häufigeren Besuch: 1869 bestieg ihn M. v. Prielmayer aus München, 1876 J. Pöschl aus Wien, 1877 A. Zöhnle, bei welchen drei Partien der damals schon rühmlichst bekannte J. Grill (Kederbacher) als Führer diente; 1878 erreichte F. v. Schilcher mit dem (alten) Führer Preiß den Gipfel. — 1879 setzten die Salzburger E. Eichler und L. Purtscheller gemeinsam ihren Fuß auf das edelgeformte Bergeshaupt, als die ersten „Führerlosen“. Seit dieser Zeit wird der schöne Berg sehr häufig bestiegen. Auch eine Wintertur ist zu verzeichnen: Ende März 1908 erreichten J. Gmelch und Genossen unter einigen wesentlicheren Schwierigkeiten den Gipfel.

Die etwas niedrigere, sogenannte Stadelmauer (das Große Mühlssturzhorn), die auch 1868 von H. v. Barth besucht wurde, der als der erste Ersteiger angesehen werden kann, erhielt hingegen lange Zeit keinen Besuch mehr, bis 1883 L. Purtscheller und die Salzburger Professoren E. Feuchtinger und H. Schöllner ihre Schritte auf das mit mächtigem Absturz nach Osten abbrechende, kühngeschwungene Horn lenkten, und zwar auf der Barthschen Route. Der Anstieg bietet, wie Barth schreibt, „nicht sehr bedeutende Schwierigkeiten“. Er ist auch heute noch der relativ leichteste, wenn man nicht vorzieht, vom Stadelhorn aus, dem Verbindungsgrat südlich ausweichend (ohne besondere Schwierigkeiten), zu diesem Gipfel hinüberzugelangen. Von den späteren Ersteigern des Großen Mühlssturzhorns wurde ein anderer Weg eingeschlagen, der, ebenfalls von den terrassenförmig übereinandergeschichteten, großen Gesteinsplatten im obern Wagendröschkar unterhalb der Nordostflanke ausgehend, zuerst auf ein steiles Schneefeld und dann ostwärts durch eine Steilrinne leitet. Dadurch gelangt man ohne große Schwierigkeiten zum Ostgrat; von hier weg ist die Kletterei zwar teilweise schwer, aber schön und sicher. Man steigt über die letzten Grattürme direkt zum Gipfelsteinhaufen hinan. Diese Route wird jetzt gewöhnlich bei Überschreitung des Großen Mühlssturzfelsens zum Abstieg benützt. Die drei Anstiege blieben lange Zeit die leichtesten und auch die einzigen, bis Georg Leuchs 1900 die Erklammerung des Berges von der Hirschbühelseite über seine über dem unzugänglichen Mühlssturzbagen unmittelbar und drohend sich emporschwingende, ungliederte Nordostwand ausführte. Er gelangte auf dem sogenannten Hirschbüheler Steig, der auf dem Bergrücken (zwischen Stadelgraben und Mühlssturzbagen) bis zum Ostpfeiler des Großen Grundübelhorns emporleitet, an den Fuß dieser stark geneigten Plattenwand, und durchstieg die 500 m hohe, teilweise grasdurchsetzte, glatte Wandflucht in sehr schwieriger und exponierter,  $3\frac{1}{2}$  stündiger Kletterarbeit; wobei

er an den linksseitigen Felsen der Schlucht einstieg und nach stets ausgesetzter Kletterei schließlich den in der Höhe entwickelten Südostgrat des Berges erreichte, dessen wilde Türme er teilweise umging, teilweise zu überklettern gezwungen war.<sup>1)</sup> Die Tur wurde seitdem nicht wiederholt, wohl weil der Zugang sehr umständlich und weil ja für die wenigen Kletterfreunde, die sich in diesem Gebiet betätigten, hier noch einige ebenso schöne Probleme bis in die jüngste Zeit der Lösung harrten.

Das Stadelhorn wurde auf neuer Route 1907 von M. Zeller von Nordosten erstiegen.<sup>2)</sup> Es wurde durch den schon von weitem gut sichtbaren, die Nordseite durchreisenden, gegabelten Einriß sowie über gut gangbare, nach Osten führende Bänder erklommen und in der gleichen Zeit, wie auf dem gewöhnlichen Nordwest-Anstieg (jedoch etwas schwieriger), vom Kar aus der Gipfel erreicht. Diese Nebenroute wurde vom Verfasser weniger aus sportlichem Interesse durchgeführt, als vielmehr zufällig, nämlich um sich den Rückweg (gelegentlich des Vorschubens seiner Requisiten ins Wagendröschkar bei der zweiten Begehung des ganzen Hauptkammes) zu ersparen; der Anstieg hat auch keine allgemeine Bedeutung, da ja der leichtere normale Weg ziemlich benachbart ist. Dagegen entsprang der Plan der nachfolgenden Tur einem klettersportlichen Bedürfnis: Die Durchkletterung der mächtigen Stadelmauer. Wer je vom Paß Hirschbühel den wuchtigen Anblick dieses über dem mächtigen Stadelgraben sich in regelmäßiger Form aufbauenden, für das menschliche Auge gänzlich ungegliedert erscheinenden Mauergürtels genossen hat, der wird auch verstehen, daß ich neidlose Freude empfand, als mir von meinem Turengefährten, M. Hartmann, die Nachricht zuzug, er habe die Wand bezwungen, nachdem ich nicht mehr in der Lage war, an der schon längst geplanten Lösung dieses Problems persönlich teilzunehmen. Nachdem M. Hartmann und ich schon früher die Achillesferse der Wandschwelle gefunden und den leitenden Faden festgelegt hatten, unternahm Hartmann in Begleitung des jungen, aber sehr tüchtigen Reichenhaller Führers M. Bose im September 1909 die Durchführung und errang auf dieser Route einen verhältnismäßig unerwartet leichten Sieg. Wir hatten die Wand für sehr steil und sehr brüchig gehalten. In Wirklichkeit erwies sich die Neigung aber viel geringer, der Fels besser gestuft und fester, die Kletterei daher viel harmloser, als wir angenommen hatten. Den Einstieg bildet ein schneeerfüllter Schluchtansatz, dessen Hintergrund von recht zweifelhaften Kaminreihen durchrissen ist. Glücklicherweise erwies sich aber die verborgene, seitliche Begrenzungswand viel gangbarer und die Plattengürtel im mittleren Teil zeigten schöne Absätze in Form von breiten Bändern und waren von nicht allzu brüchigen Einrissen durchzogen, die dem ständigen Vordringen keinen wesentlichen Widerstand entgegensezten. Man erreichte schließlich im Zickzack durch das obere Drittel den Grat etwas westlich des Gipfels des Großen Mühlsturzhorns. Die Kletterei erwies sich mit Ausnahme einiger schweren Stellen als durchschnittlich nur „mittelschwer“, was wohl für jedermann, der die Wand gesehen, beinahe unglaublich erscheinen dürfte. Landschaftlich bietet diese Tur, wie ja auch die übrigen Süd- und Ostwände infolge ihres freien Ausblickes und der Szenerien in der Wand selbst, großen Reiz.<sup>3)</sup> Die Erstersteiger benötigten für die zirka 450 m hohe Steilwand vom Einstieg zum Gipfel einschließlich Rast nicht mehr wie 2½ Stunden.

Zum Einstieg unter die Wand gelangt man entweder vom Plateau herab über die Mairbergscharte, oder von der Hirschbüheler Landstraße herauf über einen schwach ausgeprägten Schafsteig. Man vermesse sich aber ja nicht, in den un-

<sup>1)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München 1899/1900, S. 66

<sup>2)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München 1906/07.

<sup>3)</sup> Nähere Beschreibung siehe „Führer durch die Reiterstipe“.

gangbaren Mühlsturzhorn oder den wildzerklüfteten Stadelgraben einzusteigen, wenn man sich nicht großen Unannehmlichkeiten aussetzen und eventuell mit einem unfreiwilligen Freilager befreunden will. Dies gilt besonders für den Abstieg, bei dem man den Steig nur allzuleicht verfehlt. Von diesen mit Klippen und Riffen gespickten, zerrissenen und klammendurchsetzten Gräben können nicht nur die ersten Begeher der Südwand, sondern auch andere, die den ihnen unbekanntem Steig früher bogehen wollten, wie J. Gmelch, Führer Kederbacher jun. und Aschauer, ein recht bitteres Liedlein singen. Wenn man hingegen einmal auf dem zwischen beiden Gräben herabführenden Bergrücken angelangt ist, so kommt man auch im Falle des Verfehlens dieses schwach ausgeprägten, sehr selten begangenen Steigleins, freilich sich nur mühsam durch das Dickicht der Latschen schlagend, schließlich doch zur Landstraße herab. Er ist der landschaftlich schönste Steig, der zum Plateau emporführt. Leider ist nur an einer Stelle dürftiges Wasser, und zwar abseits des Steiges, vorhanden; der Wassermangel ist ja in den Kalkfelsen des Reitergebirges und mit einigen Ausnahmen auch auf dem Plateau selbst, ein Übel, mit dem man rechnen muß. (Es ist von Mitgliedern der Sektion Bayerland beabsichtigt, an ein paar Stellen Wasserplätze anzulegen.)

Das Kleine Mühlsturzhorn, 2441 m. Dieses vom Kar aus einer liegenden Sphinx gleichende, doppelgipfelige Horn bricht mit einzig schönem, lotrechtem Mauerabsturz in die Schlucht hinab, die an seinem Südwestfuß sich befindet und von der Mühlsturzscharte südostwärts in den Großen Mühlsturzhorn hinableitet. Unersteigliche Strebepfeiler besitzt es auch auf der dem Klausbachtal zugewandten Ostseite, wo es auf wanddurchsetztem Fundament fußt. Als erster Tourist erstieg es Anfang Juli 1892 L. Purtscheller.<sup>1)</sup> Ob nicht vorher Gemstreiber auf der Route von der Grundübelscharte, die auch der Erstersteiger wählte, auf den Gipfel kamen, kann nicht festgestellt werden. Der Beschaffenheit des nicht allzugroße Schwierigkeit bietenden, anfangs zerrissenen, später sacht ansteigenden und grasdurchsetzten Rückens des Ostgrates nach zu schließen, ist dies immerhin recht wohl möglich. Spuren einer Ersteigung fand Purtscheller aber nicht. Bereits am 27. Juli desselben Jahres wurde von der Partie J. Ruederer und Genossen mit Führer Aschauer dieser Anstieg wiederholt, und zugleich das Horn zum erstenmale überschritten. Man stieg über die steilen Felshänge der Nordseite etwas unterhalb des Westgrates zur Mühlsturzscharte hinab. Diese Route bietet auch im Aufstieg eine zwar schwierige, aber dank des festen Gesteins prächtige Kletterei von kurzer Dauer. Die Scharten erreicht man am besten vom unteren Wagensdrischkar; den immerhin untergeordneten Gipfel für sich allein zu besteigen, ist jedoch nicht empfehlenswert. Man wird seinen Besuch mit dem der Grundübel- oder Mühlsturzhörner verbinden können, da seine Überschreitung nicht viel Zeit in Anspruch nimmt. Von Süden dürfte er unersteiglich sein: sein Profil ist hier eine Senkrechte.

### III. DIE GRUPPE DER GRUNDÜBELHÖRNER

ist eine viergipfelige, von weitem uneinnehmbar aussehende Felsburg. Wirklich trotzige Wildheit und unbeugsame Energie ist der Charakter ihrer Felsbastionen. Sie ist entschieden der interessanteste Teil des Gebirges und ihre Ersteigungsgeschichte enthält ein ziemlich vollständiges Verzeichnis klingender alpiner Namen, deren Träger sich im Berchtesgadner Gebirge überhaupt hervorragend touristisch betätigt haben. Von der Hirschbühelerstraße gesehen, zeigen diese ungemein schroffen Zinnen mit ihrem düsteren Untergrund ihren wildesten Charakter. Ihre Wandpfeiler brechen, von dunklen Schluchten zerrissen, in überaus steiler, zum

<sup>1)</sup> Siehe Erschließung der Ostalpen, Bd. I, S. 314.

Teil senkrechter Flucht auf den Trümmerboden der Grundübelau hernieder. Vom Ramsauertale aus gesehen projizieren sie sich aufeinander und man sieht nur den östlichsten der Gipfel, das Knittelhorn, 2017 m, das die anderen großenteils verdeckt, sich in kühnem Schwunge über den Rundkessel der Halsgrube voll und frei entwickeln. Die anderen drei Gipfelerhebungen des über dem östlich offenen Wagendröschkar von Nordost nach Südwest zur Grundübelscharte streichenden, geschlossenen Felsbaues sind das Kleine Grundübelhorn, 2080 m, das Große Grundübelhorn, 2098 m, und der Grundübelturm, 2050 m, welcher letztgenannter Gipfel als gespaltener, ungemein kühner Doppelturm westlich vorgelagert ist (Abb. 4, S. 167). Die Gipfel sind durch kleinere Einschaltungen getrennt. Von diesen ziehen auf der südöstlichen Seite Schluchten herab, welche die Gipfelkörper trennen, während auf der nordwestlichen Seite schwach ausgeprägte, unten abbrechende Rinnen oder Felsverschneidungen das Gewände durchziehen. Von dieser Seite erscheinen die Gipfel fast ebenso unersteiglich, da sie hier mit senkrechten Wandplatten in dem mit großen Steinblöcken und hinanzüngelnden Griesflächen erfüllten, kesselartigen Karboden fußen. Von diesem Kare aus werden sie aber doch gewöhnlich erstiegen. Man gelangt in das Untere Wagendröschkar entweder von der Traunsteiner Hütte, indem man den markierten Weg durch die Steinberggasse emporsteigt und jenseits auf einem Steiglein (Steindauben) ins Kar herabklimmt, oder von unten, von Hintersee über den Böslsteig (wohl „böser“ Steig), der aus der Halsgrube über die steilen Wandabsätze des Randes kunstvoll, aber schon teilweise zerfallen, hinaufführt. Dieser Klettersteig ist hochinteressant, aber besonders im Abstieg leicht zu verfehlen, was dann eine üble Kletterarbeit zur Folge hat, bei der mancher schon aus der Klemme, in die er geraten, befreit werden mußte. Dieser „Treiber“-Steig war jedenfalls zur Zeit Barths, der ihn zum Abstieg benützte, nicht schlechter als heute; leider darf er vorerst aus jagdlichen Gründen nicht hergerichtet und erhalten werden.

H. v. Barth war es vorbehalten, auch hier die Pfade des Entdeckers zu wandeln und als Erster seinen Fuß auf die kühnen, ganz aus Kalk und Dolomit aufgebauten, prächtigen Felszinnen zu setzen. Er bestieg das Große Grundübelhorn mit dem Ramsauer Sagschneider Joseph Berger Ende Juli 1868 aus dem Untern Wagendröschkar durch jene seichte, wie ein Band emporziehende, schluchtartige Rinne, die von Norden nach Süden steil ansteigend in die Scharte zwischen dem Kleinen und dem Großen Grundübelhorn führt und beide Felskörper scheidet. Diese Anstiegsroute ist der natürlichste und blieb auch der relativ leichteste Zugang, obwohl er keineswegs gerade leicht zu nennen ist. So zählt v. Barth diese Ersteigung der „wilden Gesellen zu den schärfsten Kletterturen, die ihm aus den Nördlichen Kalkalpen überhaupt bekannt sind.“<sup>1)</sup> Die schon in der „Erschließung der Ostalpen“ als nicht verbürgt angeführte Ersteigung der Hörner durch J. Pöschl in den siebziger Jahren erscheint zu unwahrscheinlich, als daß sie hier angeführt werden könnte. Jedenfalls würde eine solche Tur durch die Berchtesgadner Führer, die Pöschl bei seinen Berchtesgadner Bergfahrten stets begleiteten, mit mehr Bestimmtheit herumgesprochen und durch Purtscheller in ganz anderer Form, und nicht nur gerücht- und gesprächsweise übermittelt worden sein. — 13 Jahre hatte „der Knittel“ (wie die Berge volkstümlich heißen) wieder Frieden in seinen Gewänden. Denn erst am 2. Oktober 1881 wurden die Hörner wieder erklommen, und zwar von L. Purtscheller unter Führung Kederbachers auf der Barthschen Route. Im Gegensatz zu v. Barth scheint mir Purtscheller bei Beurteilung dieser Tur zu optimistisch vorgegangen zu sein. Das Urteil v. Barths, das sonst so ungemein nüchtern und stets darauf bedacht ist, die damals üblichen, übertriebenen Schwierigkeits-

<sup>1)</sup> H. v. Barth, „Nördliche Kalkalpen“, S. 73.

vorstellungen auf das wahre Maß des wirklichen Empfindens zurückzuführen, ist ja hier sicher nicht ganz zutreffend. Die Äußerung, daß „eine Wiederholung der Tur nicht eben zu seinen Privatvergönungen zählen würde“, weckt eine unbecrchtigte Vorstellung von Schwierigkeit und Gefahr. Ein wenig zu sanft erscheint mir aber wieder Purtschellers Urteil, wenn er schreibt <sup>1)</sup>: „Vom Steinberg aus gesehen, scheint die Überwindung dieser jäh aufsteigenden plattigen Wände bedeutende Schwierigkeiten zu bieten. . . . Tatsächlich bieten beide Hörner der Ersteigung keine erhebliche Schwierigkeiten. Eine scharfe, plattige Felsecke ist die einzige schwierige Stelle der Besteigung.“ Ich habe schon erwähnt, daß die Kletterei nach unserem durch die Zeit geklärten Urteile jedenfalls nirgends leicht zu nennen und wegen des steilen und nicht allzupfesten Gesteins ja nicht zu unterschätzen ist, weshalb die Besteigung nur tüchtigen Felskletterern angeraten werden kann. Dieser Berg hat übrigens Purtscheller noch zu einer andern Äußerung veranlaßt, die durch die spätere Ersteigungsgeschichte widerlegt wurde. Purtscheller schreibt an gleicher Stelle: „Von Süden, d. h. von der Hirschbüheler Straße aus, allerdings dürfte die Erkletterung, wenn überhaupt, nur sehr schwer möglich sein.“ Nun sind aber seitdem drei Routen von dieser Seite durchgeführt worden. Von diesen auf die verschiedenen Hörner von Südosten führenden Wegen haben sich sogar zwei als gar nicht viel schwieriger erwiesen, als der normale Anstieg vom Kar aus.

Ebenfalls unter Führung Kederbachers folgte am 27. Mai 1884 den Spuren der beiden berühmten Alpinisten ein anderer rühmlichst bekannter Bergsteiger, O. Schück aus Wien (der mit dem gleichen Führer zuerst die Riesenwand des Watzmanns von St. Bartholomä aus bezwungen hat). Nähere Angaben liegen von dessen Tur nicht vor. Wieder hatte dann die Felswelt dieser Gruppe beinahe ein Dezennium Ruhe vor den Menschen. Erst 1892 erhielt sie wieder Besuch — diesmal von der anderen Seite her. Am 7. August erstieg der Garmischer H. Rast mit dem Führer Gruber den Berg von Südosten, und zwar erreichten sie das Knittelhorn über den Teufelskopf. Hätte Purtscheller diese Seite von unten einer eingehenden Betrachtung unterzogen, so hätte er sicherlich bald erkannt, daß hier die Natur in die pralle Felsmauer eine, ja mehrere Breschen geschlagen hat. Zwischen dem Kleinen Grundübelhorn und dem Knittelhorn schneidet ein schluchtähnlicher Steilgraben ein, der von der Scharte bis zu dem von der Halsgrube aus unschwierig erreichbaren Teufelskopf, 1250 m, herabzieht. Diesen mächtigen Einschnitt kann man schon von der Landstraße bei Hintersee aus erkennen. Er bildet eine von der Natur gegebene Anstiegslinie, und durch diesen Graben erreichte jene Partie den nordöstlichen Gipfel des Hauptkamms und stieg auf gleichem Wege wieder ab. In der Mitte des Einschnittes bietet ein Abbruch ziemliche Schwierigkeiten. Aber diese sind auch die einzigen, und übermäßig groß sind sie zudem nicht. Dieser Anstieg von Südosten ist eher „mühsam“ als besonders schwierig zu nennen, da man zur Überwindung des Steilgrabens allein zwei Stunden benötigt und die Route keine wesentlich größeren Schwierigkeiten aufweist wie der Barthsche Anstieg, unsomehr als die Gemstreiber zur Überwindung der schwersten Felspartie am Abbruch später eine Holzleiter hinaufschafften. Doch ist diese Leiter jetzt so ziemlich verfault und man wird gut tun, die Stelle linksseitig zu umgehen. Schon ein paar Tage später wurde dieser Anstieg wiederholt. Am 9. August 1892 erklimmen J. Ruederer, H. Gazert, R. Vater mit Führer Wimbacher das Knittelhorn.<sup>2)</sup> Diese Partie stieg auf dem nicht schwierigen Grat über das Kleine zum Großen Grundübelhorn, von diesem auf der Barthschen Route nach Norden ins Wagendröschkar und vollführte auf diese Weise die erste Überschreitung der Gruppe. Doch war dies erst die fünfte

<sup>1)</sup> Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1882, S. 318.

<sup>2)</sup> J. Ruederer, Ö. A.-Z. 1893, S. 213.

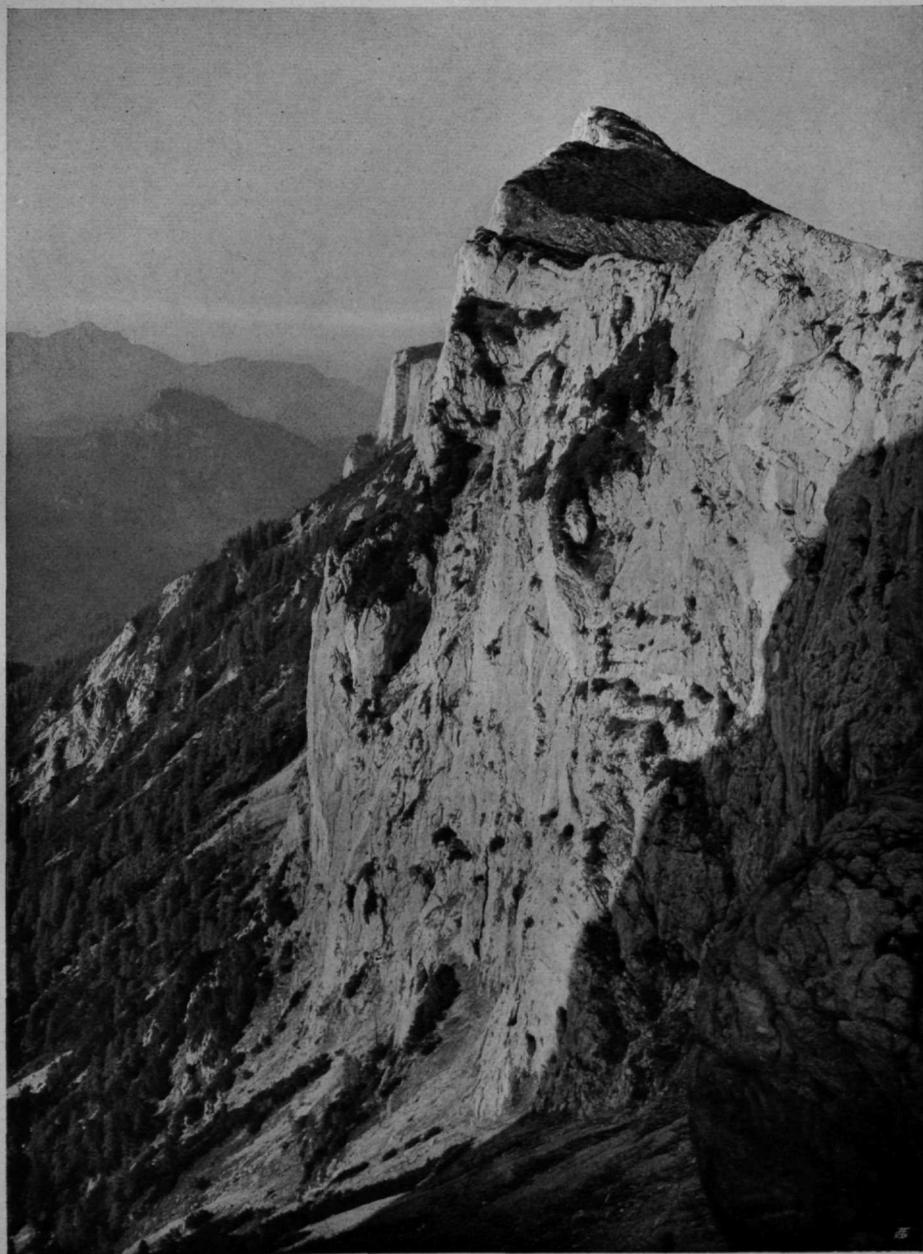
Partie — so wenig Freunde hatten sich die herrlichen Felskuppen innerhalb eines Vierteljahrhunderts zu erobern vermocht. Aber dann wurde der Besuch reger — es begann der Ansturm der jüngeren Bergsteigergilde, der Führerlosen, die den stolzen Felsbau innerhalb der folgenden 15 Jahre von allen Seiten über seine Rinnen, Schluchten und Grate zu erobern begannen, den Schleier des Unmöglichen von seinem Gewände rissen und seinen Körper dafür mit einem gleichmäßigen Netz von Routen überzogen, die durchweg schwere, sogar einige erstklassige Klettereien im Kalkfels bieten. — Nachdem W. v. Frerichs am 25. August 1894 als erster Führerloser den Gipfel des Großen Grundübelhorns auf dem Barthschen Wege allein erstiegen hatte, vollführte er im darauffolgenden Jahre mit Georg Wendl den Abstieg von diesem Berggipfel über seine plattige Nordwestflanke, indem sie von der Scharte zwischen dem Horn und dem diesem westlich vorgelagerten Grundübelturm sich längs einer Verschneidung der Felsen bei reichlicher Seilanwendung herabließen und, zuletzt nach Süden querend, auf die hoch hinaufzüngelnden Griesflächen des Kars gelangten.<sup>1)</sup> Diese Route, die im Aufstieg noch nicht ausgeführt ist, wurde nicht wiederholt und wird auch künftig ohne Bedeutung bleiben, da sie weder szenisches Interesse bietet, noch sportlichen Wert hat.

Einen hochinteressanten, technisch sehr schweren Anstieg, der klassisch schöne Turmkletterei bietet, vollführte am 4. September 1900 Georg Leuchs, indem er das Große Grundübelhorn über seinen imponierenden Westgrat erstieg, wobei der ihm vorgelagerte Grundübelturm, 2050 m, zum erstenmal erstiegen und überschritten wurde.<sup>2)</sup> Dieser Doppelturm fällt nach beiden Außenseiten senkrecht, gegen den Gipfel des Großen Grundübelhorns mit 30 m hohem, glattem Absturz zu einer Scharte ab, während er nach Westen hin mit einer 70° geneigten Plattenwand 80 m tief zu den unteren Türmen des wild zerrissenen Grates abstürzt. Diese hervorragendste Klettertur im Reitersteingebirge wurde bis 1909 nur einmal wiederholt, und zwar am 20. September 1907 von mir. Übrigens scheint er in jüngster Zeit als pikanteste Kletterfahrt in den Berchtesgadner Alpen doch allmählich zur Geltung zu kommen. Denn er wurde auf gleichem Wege mit geringer Abweichung im Sommer 1909 von drei Partien, an denen zweimal M. Hartmann und Führer Bose, einmal C. Prinz, Thea Biesty und Arth. Birth beteiligt waren, erklettert. Sie alle waren von der Eleganz des Emporklimmens bei ungewöhnlicher Ausgesetztheit hochentzückt, und ich glaube, selbst auf den verwöhntesten alpinen Feinschmecker wird diese Bergfahrt noch Eindruck machen, ganz besonders, wenn er allein an dem überschlanken Turm emporgeturnt hat. Am Tage der Erstersteigung beging Leuchs ferner eine neue Route im Abstieg vom Knittelhorn, die auch für den Anstieg sehr empfehlenswert ist, und zwar über die Nordostflanke.<sup>3)</sup> Auf der vom Gipfel ostwärts ausstrahlenden Rippe teilweise schwer abwärtskletternd, erreichte er eine ausgedehnte Terrasse, die quer durch die vom Hintersee so gewaltig erscheinende Nordostwand gegen das untere Ende des Wagendröschkars hinüberzieht. Über diese bequem gangbare Terrasse gelangte er, zuletzt über Steilschrofen, an denen einzelne Treiberseile sich vorfanden, in den Karboden. (Es dürften hier zu Füßen der Grundübelhörner im Herbst alljährlich gelegentlich der Hoffjagd die Gemstreiber gegen den Teufelskopf hinüberwechseln, weshalb sich solche Treiberseile an verschiedenen Stellen vorfinden.) — Diese Route ist wohl die kürzeste für den Anstieg, um vom Kar aus auf das Knittelhorn zu gelangen; sie erfordert kaum 1 1/2 Stunden Zeit. Am Tage der zweiten Überkletterung des Westgrates vollführte ich (September 1907) ebenfalls einen neuen Abstieg und zwar einen direkten vom Knittelhorn ins Kar über dessen Nordkante und Nordwestflanke, wodurch die Hörnergruppe

<sup>1)</sup> Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 60.

<sup>2)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München 1899/00, S. 65.

<sup>3)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München 1899/00, S. 66.



*Aufnahme von Dr. F. Benesch*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

*Die Randabstürze des Großen Weitschartenkopfes*

ihrer ganzen Längsausdehnung nach von Westen nach Norden zum erstenmal überschritten wurde.<sup>1)</sup> Diese Route kann ihrer Kürze halber für den Abstieg sehr empfohlen werden. Im Aufstieg jedoch dürfte sie infolge einer kurzen Abseilstelle an der Nordkante auf den nördlichen Stützpfiler ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegenstellen und für den Alleingeher wohl unmöglich sein. Auf der Südseite des Turms vollführten die Brüder Georg und J. Weiß am 29. Juni 1907 einen neuen Abstieg vom Großen Grundübelhorn zur gleichbenannten Scharte.<sup>2)</sup> Sie stiegen in der Verschneidung zwischen Horn und Turm schwierig hinab, bis sie in die Scharte hinüberqueren konnten. Da man auf diese Weise in die von der Scharte nach Südosten hinabziehende, gut gangbare Schlucht gelangen und von deren Fuß ohne Schwierigkeit unter den Südostwänden der Grundübelhörner-Gruppe bis zum Teufelskopf hinübergehen kann, so ist damit ein zweiter Abstieg von diesen nach Südosten eröffnet worden. Nachdem bereits am 26. August 1905 W. v. Göldel, H. Horst und Dr. R. Lütgen eine Variante des Barthschen Weges gefunden, die im oberen Teile direkt zum Kleinen Grundübelhorn hinanführt, gelang es am 28. Juni 1907 B. Leonpacher und mir, diesen Gipfel direkt über seine Nordwestflanke zu ersteigen.<sup>3)</sup> Dies ist ein sehr origineller Anstieg direkt durch die plattigen Abbrüche der Hörner gegen das Kar. Es wurde der Barthsche Einstieg benützt, dann gleich oberhalb der Treiberseile, die sich auch hier an einer Stelle vorfinden, nach Norden gequert und dann zu einer schon von weitem auffallenden, als rechteckige Platte in der Wand eingelagerten Depression emporgestiegen. Die abschüssige, glatte Riesenplatte konnte in einem feinen, horizontalen Einriß gequert und über deren Nordkante eine Kaminreihe erreicht werden, die als Rinnensystem direkt zum Gipfel des Kleinen Grundübelhorns emporleitet. Diese Tur ist zwar schwer, aber ungemein elegant. Sie wurde am 19. Oktober 1909 von M. Hartmann wiederholt, der auf meine Anregung hin in lebenswürdiger Weise der keineswegs leichten Aufgabe sich unterzog, am gleichen Tage noch das letzte, selbständige Problem in dieser Gruppe, ja überhaupt in der Reiteralpe, zu lösen, indem er jene Schlucht im Abstieg durchkletterte, die von der Scharte zwischen Kleinem Grundübelhorn und Knittelhorn nach Südwesten zur Grundübelau hinabzieht.<sup>4)</sup> Da diese Schlucht ungewöhnliche Schwierigkeiten bot, die im Aufstieg nicht zu überwinden sind, versuchte Hartmann auf andere Weise, von dieser Seite noch eine Aufstiegsroute zu finden, indem er sich der (im Sinne des Aufstiegs rechtsseitigen) Seitenschlucht zuwandte, dann (sehr schwierig) einen Sattel erreichte, von hier dem Abbruchrand der Hauptschlucht entlang kletterte und zuletzt über leichtes Geschröfe direkt auf den Gipfel des Kleinen Grundübelhorns zurückkehrte. Damit waren alle Flanken und Grate dieser vielgestaltigen Felsburg überlistet, die Erforschung der Grundübelhörner vollendet. — Seit der Erstersteigung waren 42 Jahre verflossen. Während in den ersten 30 Jahren nur zwölf Partien den Gipfel erstiegen hatten, vermehrte sich die Zahl der Besucher in den letzten zwölf Jahren um 30 Partien, so daß 42 Partien — durchschnittlich für das Jahr genau eine Partie — diese Hörner bestiegen — ein gewiß merkwürdiges Zahlenspiel des Zufalls, das nur dadurch festzustellen war, daß das Gipfelbuch hier sämtliche Besteiger der Grundübelhörner enthält; es wird daher für das künftige alpine Museum von Wert sein, wenn das stattliche, gegen Regen und Kälte gut verwahrte Buch einmal vollgeschrieben ist. Doch das wird wohl noch lange Zeit dauern. Denn wenn auch die Zahl der Besucher im Steigen begriffen ist — (es waren 1909 im ganzen fünf Partien), — so sind es für diese herrliche, hochinteressante

<sup>1)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München, 1906/07, S. 71.

<sup>2)</sup> Privatmitteilung.

<sup>3)</sup> M. Zeller, Jahrb. d. A. A.-V. München 1907/08, S. 60.

<sup>4)</sup> Routenbeschreibung s. „Führer durch die Reiteralpe“.

Felsgruppe noch immer herzlich wenig, umso mehr, seit die staatliche Automobilverbindung von Berchtesgaden nach Hintersee den Bergsteiger dicht an den Fuß des Berges bringt. Der Anblick dieser stolzen Hörner ist, ich wiederhole H. v. Barths Worte, „drohend dem, der sich ihnen naht, herzerhebend für jenen, der auf deren Scheitel gestanden.“

Turistisch ist noch erwähnenswert die Riesenkammwanderung, welche 1900 Georg Leuchs und 1905 ich selbst in einem Tage über die zehn Gipfel des Hauptkamms vollführten, wobei alle Gipfel überschritten wurden. Die Besteigung der Gipfel nacheinander auf den einfachen Routen, die inzwischen schon öfters gemacht wurde, füllt zwar schon einen Tag recht hübsch aus und erfordert Ausdauer im Klettern, ist aber mit der vollständigen Überschreitung des Hauptkamms nicht zu vergleichen, da gerade die schwierigsten Routen und Gratklettereien wegfallen (wie Wagendröschhorn-Abstieg nach Osten, Kleines Mühlsturzhorn von Norden, Großes Grundübhorn-Aufstieg Westgrat, Knittelhorn-Abstieg direkt ins Kar). — Diese Tour erfordert eben große Ausdauer und gewandtes, rasches Klettern, sowie Kenntnis der meisten Einzelrouten, wenn man noch rechtzeitig aus den Felsen kommen und ein unfreiwilliges Freilager vermeiden will. (Von der Traunsteiner Hütte und zurück erfordert diese Bergfahrt 15—20 Stunden Zeit.)

▫ IV. DIE GRUPPE (Westlicher Seitenkamm.) (Großer Bruder, 1860 m, Mittlerer Bruder, 1830 m, Kleiner Bruder, 1800 m.) Diese Gipfel bilden als Seitenkamm eine Kette

dreier Pyramiden, die vom Großen Weitschartenkopf abzweigt, in der Richtung von Nordosten nach Südwesten sich vom Plateau frei ablöst und das Alpatal nördlich begrenzt. Während der Große Bruder mit seinem Körper an der Nordostseite noch mit der Plateaumasse ganz verwachsen ist, fällt er im Süden als Grat zur sogenannten Nordostscharte ab. Von hier schwingt sich mit steiler Felskante der Mittlere Bruder empor, nach beiden Seiten mit latschenbewachsenen Schrofenhängen sich in bewachsene Gräben absenkend, während er zur Südwestscharte einen zum Teil bewachsenen Grat hinabsendet. In dieser Scharte hängt der frei und keck hinaustretende Felssporn des Kleinen Bruders, der ganz charakteristische Plattenpanzer aufweist und mit dem „Unterleib“ sich noch an seinen größeren Bruder lehnt. Die Fußgestelle der Brüder sind durch verwilderte Gräben getrennt, die nach Süden in den Kessel des Alpatales hinabziehen und zum Teil den Anstieg zu den Felsen vermitteln. Hauptsächlich gilt dies von dem von der Südwestscharte herabstreichenden Graben, der zum Einstieg in die Südostflanke des Kleinen und in die Westseite des Mittleren Bruders hinanführt. Man kann jedoch auch, ohne ins Alpatal abzusteigen, von der Traunsteiner Hütte über den Großen Bruder zum Mittleren und, an seiner Nordseite auf Gemspfad querend, zur Südwestscharte und damit zum Kleinen Bruder gelangen. Will man aber den Kleinen Bruder von der Westseite bezwingen, so geht man am besten von der Alpaalpe auf gutem Jagdsteig nach Nordwesten bis zu einem bewaldeten, westlichen Vorbau empor. —

Der Große Bruder ist ein markanter Eckpfeiler, der von Sennen schon von jeher besucht wurde. Der Gipfel ist von der Traunsteiner Hütte mühelos in 1¼ Stunden über seine Südwesthänge, zuletzt über den Grat zu erreichen. Er ist ein Aussichtsberg für jedermann. — Man kann vom Gipfel unschwierig zur Nordostscharte absteigen und könnte von hier in dem latschenbewachsenen Graben direkt zur Alpaalpe gelangen, wenn man das wirre Latschengestrüpp nicht scheut.

Der Mittlere Bruder hat die Form einer in die Höhe starrenden Dolchklinge mit abgerundeter Spitze. Daher besitzt er zwei Flanken und zwei Grate.

Eine Südost- und Nordwestseite. Die Südostwand ist stellenweise stark bewachsen und von Felsabbrüchen durchsetzt, während die Nordwestwand besonders oben frei von Vegetation ist. Von den zwei Graten bricht der Nordostgrat in stehenden Platten zur Nordostscharte ab, weshalb eine Überschreitung des Bergs nur von Südwesten nach Nordosten anzuraten, in umgekehrter Richtung aber nur sehr schwer möglich ist. Der Südwestgrat bietet mit seinen legeföhrendurchsetzten Schrofen den relativ leichtesten Anstieg, über den vielleicht schon längst Jäger angestiegen waren, ehe der erste Tourist, J. Gmelch, den Gipfel des gemsenreichen Berges betrat. Schon H. v. Barth, der die Drei Brüder nur von weitem (vom Plateau) gesehen, bemerkt, daß nach Aussage seines Führers J. Berger der Gipfel mit Schwierigkeit zugänglich ist. Ob damals schon jemand die Felsen durchstiegen hatte, kann jedoch daraus nicht gefolgert werden. J. Gmelch berichtet in seinem hübschem Aufsatz,<sup>1)</sup> daß kurze Zeit vor ihm (1897) Jäger den Gipfel erstiegen hatten, wie er erst nach seiner Bergfahrt erfuhr. Jedenfalls ist es auffällig, zu welcher später Zeit sich das erstmal ein Tourist mit den schönen Bergformen des Mittleren und Kleinen Bruders zu befassen begann. Das ist wohl in der abgeschiedenen Lage und bescheidenen, absoluten Höhe der Gipfel begründet, die nur über dem abseits gelegenen Tal der Saalach thronen. Gmelch erstieg den Berg von der Nordostscharte aus über dessen steile Gipfelwand, wobei er an der Nordseite bis zur Fallinie des Gipfels teilweise schwierig querte. Wenn auch dieser Anstieg (der auch ausgeführt werden kann, wenn man von der Südwestscharte kommt, da das von den Gemsen stark benützte Band um die ganze Bergseite herumführt) die meisten technischen Schwierigkeiten bietet, ohne gerade übermäßig schwer zu sein, so ist doch diese Route am meisten zu empfehlen, da sie fast stets durch latschenfreies Gefels leitet. Die Kletterei ist sogar sehr anregend zu nennen, und bei zweifelhaftem Wetter gibt es in solcher Nähe der Hütte kein hübsches Klettergelände, das für eine Halbtagsbeschäftigung geeigneter wäre, als der Mittlere Bruder von der Nordostscharte aus. — Die Brüder C. und M. Pflanz nahmen 1900 bei ihrem Besuch den Abstieg über die krummholzbewachsene Südostflanke in den nordöstlichen Graben. Die eigentliche Ostwand wurde erst im letzten Frühjahr bezwungen. R. Gerin und K. Wieder stiegen 1905 über den Nordostgrat zur Scharte ab, wobei sie dem ungangbaren Abbruch östlich auswichen und damit die erste eigentliche Überschreitung des Bergs von Südwesten nach Nordosten vollführten. Auch die Kante wurde 1910 begangen<sup>2)</sup>.

Der Kleine Bruder ist neben den Grundübelhörnern klettersportlich der interessanteste Berg des Gebiets. Als ein ungemein kühn in die Lüfte ragender Felsporn tritt er stolz und frei heraus. Man könnte ihn seiner Gestalt wegen das „Matterhorn des Saalachtals“ nennen. Denn von der Alpseite aus gesehen hat er eine harmonisch schlanke, pyramidale Form. Vom Plateau aus sieht er dem Mittleren Bruder ähnlich. Er hat ebenfalls wie dieser eine Nordwest- und Südostflanke, einen Südwest- und Nordostgrat, der zur Scharte abbricht. H. v. Barth berichtet von ihm: „Der dritte, niedrigste der Drei Brüder sieht sich an wie ein aus Felsmasse gegossener Spitzkegel. J. Berger, mein Führer auf die Grundübelhörner, erklärte ihn als unersteiglich, und ich habe Grund, diesem seinem Ausspruche Glauben zu schenken.“ Dies war wohl auch die Ursache, weshalb Barth, der geborne Draufgänger für kecke Felsgestalten, keinen Versuch der Ersteigung vornahm, und weshalb lange Zeit sich niemand an den kühnen Fels wagte. Bei dem damaligen Stand der Klettertechnik (Ende der sechziger Jahre) hätte der Kleine Bruder wohl auch seine Jungfräulichkeit mit Erfolg behauptet. Da er beim Tiroler Bergvolk, selbst bei den Führern, Hirten und Jägern

<sup>1)</sup> Ö. A.-Z. 1896, S. 201—207.

<sup>2)</sup> Hüttenbuch der Traunsteiner Hütte.

dieses Gebiets, für absolut unersteiglich galt, anderseits wohl selten ein „radikaler“ Bergsteiger in diese Saalachtalgegend sich verirrete, hatte der Berg noch volle drei Jahrzehnte Ruhe, bis ein erprobter Alpinist, J. Gmelch aus Traunstein, sich an seine mit senkrechten Plattengürteln umspannten Flanken wagte, die nur von einzelnen Latschenterrassen durchzogen sind. Nach mehrfachen Versuchen erreichte er am 14. August 1897 durch einen mit Graspäckchen ausgepolsterten Steilriß in der Südostwand die der Nordostkante nächstgelegene Latschenterrasse, die horizontal einwärts zieht. Zur Scharte bricht der Nordostgrat mit senkrechtem Plattenschuß zirka 20 m hoch ab. Diese „Gürtel“ sind für den Aufbau des Berges charakteristisch. Von der Terrasse schwingt sich der Grat als ungemein scharfe, zerfressene Kante zum Gipfel empor. Da die Südostwände von der Terrasse weg ein Queren nicht zulassen, so blieb dem Erstersteiger nichts übrig, als wieder den Weg über die steilaufstrebende, unheimliche Kante, über die man sich im Reitsitz und in sehr ausgesetzter Stellung Stück für Stück emporziehen muß, zu nehmen. Das Gefühl, das Gmelch nach Erreichen des Gipfels beherrschte, war nicht das stolzer Befriedigung über einen schwer errungenen Sieg, sondern die frohe Freude war vollkommen unterdrückt durch den beklemmenden Wunsch: „Wenn ich nur schon wieder drunten wäre!“, wie er in seiner köstlichen Schilderung freimütig bekennt. Dies ist auch recht wohl begreiflich. Denn es ist für den Ersten keineswegs von vorneherein erwiesen, daß bei der Unmöglichkeit der Seilanwendung an solch brüchiger Kante man auch da überhaupt hinabkann, wo man emporgeturnt hat. Er mußte sich als Alleingehender sagen: Die geringste Unvorsichtigkeit muß mir hier zum Verhängnis werden. Mit großer Sorgfalt ließ er sich in gleicher Stellung wie beim Aufziehen des Körpers wieder über die scharfe Kante herab. So erreichte er glücklich die begrünzte Terrasse in der Südostwand wieder. Da ihm nun ein starker Latschenboschen gestattetete, das Seil zu benutzen, so gelangte er von hier schneller und mit mehr Sicherheit über den mit einem Überhang gezierten Einriß hinab auf die unteren, gut gangbaren Latschenbänder, die zum Ausstieg leiten. Diese Route, die man von unten für die leichteste halten muß, möchte ich aber als die gefahrvollste, wenn auch keineswegs als die schwierigste unter den vier (bis jetzt gefundenen) Anstiegsrouten bezeichnen.

Der erste Bericht Gmelchs über die Besteigung dieses kecken Felsens war natürlich keineswegs angetan, dem „Brüderchen“ rasch Freunde zu werben. Trotzdem erhielt er nach einigen Jahren Besuch. Am 26. Mai 1900 folgten zwei der tüchtigsten Felssteiger des Chiemgaulandes, die Brüder C. und F. Pflanz auf gleichem Wege. Die dritte Besteigung vollführten die drei genannten Steiger zusammen, und zwar zur würdigen Feier an dem für die Reiteralpe so bedeutamen Tag: Am Morgen des 8. September 1901, des Einweihungstages der Traunsteiner Hütte. Im folgenden Jahre war es wieder allein die Partie der Brüder Pflanz mit G. v. d. Pfordten, die den kühnen Berg am 21. September 1902 als dritte erreichte. Die Teilnehmer der ersten vier Partien waren somit vier Angehörige der dem Fuße der Chiemgauberge nahe gelegenen hübschen Stadt Traunstein, die schon im ersten Jahre des Bestehens unsres großen Vereins innerhalb ihrer Mauern eine lebensfähige Sektion ins Leben gerufen und ihre Rührigkeit jetzt durch die Erbauung einer Unterkunftshütte in diesem einsamen Bergegebiet bewiesen hatte. Auch im darauffolgenden Jahr sah der Kleine Bruder nur einmal eine Partie über seinen Leib siegreich empordringen — es war die erste Führerpartie. Ein Passauer, R. Mayrhofer, erreichte den Gipfel am 7. Oktober 1903, geführt von dem in den benachbarten Steinbergen bewährten Leoganger Führer Oberlader. Aus dessen mündlicher Rücksprache mit dem Erst-

ersteiger muß geschlossen werden, daß der Führer einen von der Gmelchschen Route vollkommen abweichenden Weg, der aber ebenfalls über die Südostflanke emporleitet, eingehalten hat; es ist dies jene Route, bei der man, tiefer unten im Graben einsteigend, gerade gegen den Gipfel ansteigt (also von der Gmelchschen Route links [südlich] gelegen) und schließlich durch einen sehr schweren Quergang in das direkt zum Gipfel emporführende, gut gangbare Couloir gelangt. Ich möchte diesen Weg als den natürlichsten bezeichnen. Der Plattenquergang ist durch den nachfolgenden Führer Ennsmann aus Lofen, der diesen Weg (wie auch andre Berchtesgadner Führer) wohl infolge guter Sicherheitsverhältnisse ausschließlich benützt, durch Aushauen von Tritten und Anbringen von Seilringen etwas praktikabler gemacht worden. Er ist daher jetzt auch als der relativ leichteste zu bezeichnen, aber er ist noch immer stellenweise recht schwer! Ich belege diesen Anstieg aus obigen Gründen kurz mit dem Namen „Führerweg“. Mit dem Jahre 1904 beginnt ein neuer Abschnitt der Ersteigungsgeschichte. Denn von diesem Jahr ab bekommt der Gipfel nicht wie bisher jedes Jahr höchstens einen, sondern drei, vier, ja mehr Besuche. Nur der Jahrgang 1908 ist wieder mit nur einer Partie vertreten. Dafür weist aber das letzte Jahr 1909 umsomehr Besuche auf. Außerdem wurden nach 1904 von den „Jüngeren“ neue Varianten zu den Routen der Südostseite gefunden und der Gipfel auch von den anderen Seiten bezwungen. Gelegentlich der siebten Ersteigung am 22. Mai 1904 erreichte H. Honig die Latschenterrasse beim Nordostgrat durch einen, nördlich dem Gmelchschen Einriß parallel emporziehenden, engen, senkrechten Riß von ca. 25 m Höhe, der direkt aus dem Graben aufsteigt. (Noch schwieriger, aber dafür sicherer.) Eine zweite Variante der Gmelchschen Route bedeutete der gelegentlich der elften Ersteigung am 22. Juni 1905 von vier Salzburger Bergsteigern durchkletterte Riß, der etwas südlich dem Gmelch-Riß gelegen ist, und mehr einem Kamin (von ca. 35 m Höhe) gleichkommt. Er führt auf das südliche Ende der Latschenterrasse. Es wurde, um zu ihm zu gelangen, etwas tiefer vom Graben aus eingestiegen, ähnlich wie beim „Führerweg“, der den Riß rechts liegen läßt. (Ebenfalls sehr schwer.) Eine weitere Variante der Originalroute war die vollständige Begehung des Nordostgrates im Abstieg, die am 9. September des gleichen Jahres von R. Gerin und K. Wieder ausgeführt wurde. Sie stiegen vom nordöstlichen Ende der Terrasse zur Südwestscharte ab, wobei sie sich zuletzt über den ca. 15 m hohen senkrechten Plattenschuß frei abseilen mußten. Die beiden hatten an diesem Tage aber außerdem eine vollständig neue Route im Aufstieg begangen<sup>1)</sup> und zwar von der entgegengesetzten Seite über den plattigen Südwestgrat. Dieser Weg ist im Durchschnitt noch wesentlich schwerer als die übrigen angeführten Anstiege. Die Kletterei ist aber geradezu ideal schön und im Aufstieg dafür mit größerer Sicherheit zu bewältigen; für den Abstieg ist sie im Gegensatz hiezu aber keineswegs empfehlenswert. Damit war der Berg zum erstenmal auch überschritten worden (von Südwesten nach Nordosten), was in der letzten Ausgabe des „Hochtourist“ noch als unmöglich bezeichnet war. Die nächste (18.) Besteigung am 1. Juli 1906 durch W. Deimler und M. Zeller ist insofern erwähnenswert, als sie eine Dauerleistung darstellt; es wurde nämlich nach der Dreigipfelwanderung Häuslhorn—Wagendrisslhorn—Stadelhorn zur etwa 1000 m tiefern Alpaalm abgestiegen und am selben Tage außer dem Mittleren und Großen Bruder auch noch dem Kleinen eine Visite abgestattet. Gelegentlich der nächsten Ersteigung betrat als erste Dame am 8. August 1906 Irma Laßberg das stolze Felshaupt, geführt von dem schneidigen Lofener Führer Ennsmann (der übrigens mehr als ein halbes Dutzend Partien auf dem „Führerweg“ zum Gipfel

<sup>1)</sup> Gerin, Ö. A.-Z., 1906, S. 262.

gebracht hat). Er hatte damals nicht umsonst die Führerroute kurz zuvor zur Sicherung „hergerichtet“, sonst wäre eine Katastrophe für beide unvermeidlich gewesen. (Bei dieser Gelegenheit sei mit Befriedigung konstatiert, daß überhaupt im ganzen Reitersteingebirge bis jetzt noch kein tödlich verlaufener alpiner Unfall sich ereignet hat.) Die noch unbetretene Außenflanke des Berges mit der blanken, weißblinkenden Gipfelwestwand durchstiegen im Abstiege J. F. Seitz und M. Zeller<sup>1)</sup> am 11. August 1908 (25. Ersteigung), nachdem sie im Aufstieg die zweite Überkletterung des kühnen Südwestgrates ausgeführt hatten. Zugleich war damit der Berg ein zweites Mal überschritten und seine letzte jungfräuliche Wand begangen worden. Diese Westwandroute dürfte auch im Aufstiege noch gerade ausführbar sein, aber die andern Routen wegen einiger glatter Partien in den Kaminreihen der Gipfelwand in Bezug auf technische Schwierigkeiten noch wesentlich übertreffen. Im Abstiege dagegen bietet sie bei kundiger Seilanwendung den sichersten Weg. Er kann als der landschaftlich schönste umso mehr empfohlen werden, als er auf jenen gut gangbaren Jagdsteig leitet, der vom Einstieg direkt zur Alpaalm hinabführt. Er bedeutet auch die kürzeste Abstiegsroute. Dieser Abstieg wurde am 1. August 1907 vom Erstersteiger des Berges J. Gmelch mit F. J. Seitz wiederholt.

Mit dieser vierten selbständigen Route erscheinen sowohl die zwei Flanken, wie auch die zwei Grate des Berges begangen und jener eigenartige Fels turistisch erforscht, der als der keckste unter den kühnen Gipfeln im Reitersteingebirge in die Lüfte ragt, und dessen Ersteigung auf jeder Route das Prädikat „teilweise sehr schwierig“ verdient. Eine kombinierte Überschreitung der Drei Brüder von Südwesten nach Nordosten ist eine prächtige Bergfahrt.

**V. DER HIRSCHBÜHEL-  
KAMM, ca. 1900 m □ □ □**

Dieser an die Stadelmauer südlich anschließende, wildzersägte Felskamm ist aus Ramsaudolomit aufgebaut; seine Gipfel werden im Volksmund kurzweg „die Leimbühelhörner“ genannt, welche lokale Benennung wohl von dem „lehmigen“ Aussehen der Berge stammt. Die der Generalstabkarte, respektive der Alpenvereinskarte des Berchtesgadner Landes entnommenen Gipfelnamen lauten entsprechend dem Verlauf von Norden nach Süden wie folgt: Nördlicher und Südlicher Ameisnockenkopf, ca. 1910—1920 m, Drei Jäger, ca. 1860 m, Gernhorn, 1930 m, und Leimbühelhorn, 1875 m. Vom Hauptkamm ist er durch die tiefe Einsattlung der Hochscheide (Hochscheitsattel) getrennt. Zum Hirschbühelpaß sendet der Kamm einen sanften Ausläufer hinüber, der im Sulzenstein und Hirschbühelkopf einige latschenbewachsene Erhebungen aufweist, die aber nicht mehr zum eigentlichen Felskamm gerechnet werden können. Nach beiden Seiten stürzt er in wilde Wassergräben nieder, besonders nach der Ostseite, wo an seinem Fuße der zu einer Klamm sich verengende, unheimliche Stadelgraben herabzieht. Ein Teil der Gipfelerhebungen ist durch die Gräben oder Seitengrate zu erreichen und dürfte naturgemäß schon in früherer Zeit von Jägern und Gemstreibern betreten worden sein: So das Gernhorn als der Kulminationspunkt und die leicht erreichbaren „Drei Jäger“, deren Name dies schon andeutet. Den Nördlichen Ameisnockenkopf erstieg W. Lossen (als wahrscheinlich erster Tourist) am 14. August 1906. Er hatte den Gipfel vom „Hochscheit“ (Hochscheide) über den anfangs gut gangbaren, dann brüchigen Nordostgrat gewonnen. Spuren einer Ersteigung fand er nicht vor. Dagegen war auf einem latschenbewachsenen Kopf dieses Grates, der sogenannten Hochscheitschneide, eine Stange zu sehen, die offenbar von einem Jäger herrührte. Es

<sup>1)</sup> Jahrb. d. A. A.-V. München 1908/09, S. 61, und Jahrb. der Sektion Bayerland 1908/09, S. 74.

ist aber immerhin recht gut möglich, daß der Gipfel von Gemstreibern über die nach Nordwest hinabziehenden seichten Gräben vorher erstiegen worden ist. (Der Besuch dieses Gipfels ist von der Mairbergscharte aus sehr zu empfehlen, weil man von hier aus die Südbstürze der Reitalpe überschauen kann.) Von den beiden übrigen Gipfeln kann dies aber schwerlich angenommen werden. Südlicher Ameisnockenkopf und Leimbühelhorn wurden, wohl wahrscheinlich auch erstmals, gelegentlich der ersten Überkletterung des ganzen Felskammes am 13. August 1908 durch F. J. Seitz und M. Zeller erstiegen.<sup>1)</sup> Die Berge werden infolge ihrer Entlegenheit und geringen Höhe gegenüber dem Hauptkamm wohl nie zu größerer touristischer Bedeutung gelangen, trotzdem der Kamm abgesehen von seiner stellenweise großen Brüchigkeit und seinem düstern, unfreundlichen Aussehen, manch hübsche und originelle Kletterstelle bietet. Ich hatte die Begehung dieses noch unberührten, verwegen aussehenden Felsgerüstes unternommen, um diesem Aufsatz mit gutem Gewissen den Titel einer abschließenden Monographie geben zu können. Es ist übrigens überraschend, daß bis dahin kein Bergsteiger sich für diese charakteristischen Felsen interessiert hat, trotzdem schon H. v. Barth auf ihre eigenartige Szenerie hinwies. Landschaftlich ist die Tur insoferne von Reiz, als man stets den Gesamtanblick der prallen Südbstürze der Reiter-Steinberge genießt. Trotz teilweise Nebel und Schneegestöber gelang es den Erstersteigern, aus dem Chaos dieser Felsen über die Hochscheitelschneide auf den Loferer Steig herabzukommen. Weniger Glück hatten die Unternehmer der zweiten Begehung: M. Hartmann und Führer Bose im September 1909, die den trotzigen, heimtückischen Charakter des zerklüfteten Ramsadolomits deutlich zu fühlen bekamen und nur mit knapper Not und vieler Mühe einem schlimmen Geschick entrannten. Sie waren vom Hirschbühel bis an den Fuß der Südwand des Südlichen Ameisnockenkopfes gekommen. Es fiel Nebel ein, die Beschreibung der Route, auf welcher die Erstersteiger dieses schwierigste Stück der Kammwanderung bezwungen hatten, führten sie nicht bei sich. Sie wollten die recht böse aussehenden Kamme der Südwand umgehen, kamen ostwärts zu tief, gerieten in die Felsschleusen des Großen Stadelgrabens hinein, und mußten hier ein Biwak beziehen. Anders Tags kämpften sie sich mit großen Mühen und unter wirklicher Lebensgefahr quer durch die zerschundenen Felsriffe des wilden, trockenen Wassergrabens auf den Hirschbüheler Steig hinüber, den sie endlich am Nachmittag erreichten. Von Paß Hirschbühel beansprucht diese Kammwanderung im ganzen zehn bis zwölf Stunden, der Felskamm selbst läßt sich in sieben bis acht Stunden überklettern. Zum Sulzenstein muß man einen geeigneten Anstieg, der durchs Krummholz führt, suchen; man hält sich dabei möglichst auf dem Gratücken. Wer Spürsinn besitzt, gefährliche Stellen nicht scheut und sich auf die Behandlung dieses stellenweise sehr brüchigen Gesteins (Ramsadolomit) versteht, kann hier recht wohl auf seine Rechnung kommen. Es ist eine ständig über den Grat führende, einsame und szenisch großartige Kletterei, die bald über wilde Türme, bald über verwitterte Wandabbrüche, dann wieder über gleichmäßig dünne, im Reitsitz zu überwindende, schnurgerade dahinziehende Felsmauern, oder über rasselnde Geröllfelder und steile Grate führt. Da erinnert man sich so recht an das echte und rechte Wandern der alten Bergsteiger in öder, unbekannt und unberührter Felswildnis!

Über die Gipfel des Plateaukammes und die Randerhebungen im nordöstlichen und nordwestlichen Teil der Reitalpe ist in alpin-touristischer Hinsicht nichts weiter zu sagen. Sie haben für den Hochturisten kein Interesse; wohl aber

<sup>1)</sup> M. Zeller, Jahrb. d. A. A.-V. München 1907/08, S. 61—63.

für den modernen alpinen Schneeschuhläufer, für den bei längerem Verweilen die Reiteralpe ein Dorado ist. Es sei an dieser Stelle auch kurz erwähnt, daß im Winter von den Steiganlagen auf das Plateau jene über den Schreck, ferner der Wachterl- und der Alpasteig für Schneeschuhe in Betracht kommen. Der Aufstieg zum und die Abfahrt vom Plateau kann auf diesen Wegen ständig auf Brettern unternommen werden, wenn man in geeigneter Weise vorgeht. Den Hauptgenuß bildet aber für den Schneeschuhfahrer der Aufenthalt auf dem Plateau, die Fahrt über dessen hügeliges Gelände und besonders das Befahren der sanft nach einwärts fallenden Hänge der Randgipfel, die Überquerung der Steinberge und der Besuch des Wagendrischlhorns, — wahrhaftig ein abwechslungsreiches Gebiet, das gerade für längeren Aufenthalt infolge des hochgelegenen Stützpunktes mühelose, genußreiche Schneeschuh-Wanderungen inmitten hehrer Winterpracht in Hülle und Fülle darbietet.



Abb. 1. Grundübelturm von Westen (Text S. 158)

Die reichgegliederte südliche Reiteralpe bietet nun kein Feld mehr, um wesentlich Neues zu unternehmen. Denn das Reitersteingebirge ist durchforscht, es kann als vollständig erschlossen angesehen werden: Die Gipfel sind alle betreten, die abweisenden Bergwände sind dem Ansturm der letzten Jahre gefallen, die dunklen Schluchten sind durchstiegen, die zerfetzten Grate des Hauptzuges und der Seitenkämme überklettert.

Wollte man jedoch anfangen, die Wandabstürze der Randgipfel zu durchklettern und auf das Plateau der Reiteralpe ähnlich wie auf das der Raxalpe (auf das beinahe hundert Anstiege gemacht sind) viel Dutzend Anstiege und damit rein sportliche Plateauaufstiege zu eröffnen, dann freilich ist der Born des Neuen hier noch lange nicht erschöpft. Aber dieses Schicksal wird hoffentlich der

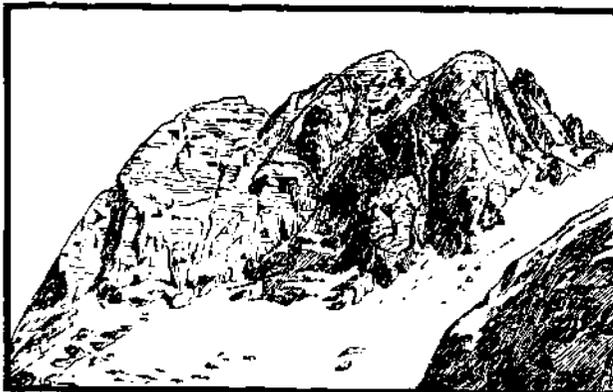


Abb. 2. Grundübelhörner von Norden (Text S. 156—159)<sup>1)</sup>

Reiteralpe nicht wie der einer Großstadt zunächstliegenden Raxalpe zuteil werden. Die Reiteralpe verfügt zudem über eine reiche Gipfelentwicklung und mannigfache Felsformationen. Der Bergsteiger, der Hochturist, der Kletterfreund hat es daher nicht nötig, sich wie auf der Raxalpe auf die Ausfindigmachung besonde-

<sup>1)</sup> Von links nach rechts: Knittelhorn, Kleines und Großes Grundübelhorn, Grundübelturm (West-Grat).



Abb. 3. Grundübelturm (Westgrat des Großen Grundübelhorns)  
(Text S. 158 u. 175)

#### TURENBESCHREIBUNGEN

Ich gehe in meinem Gedächtnis zurück. Und da sind es vor allen drei Bergfahrten, die ich aus dem Erinnerungskranze, den ich mir im Laufe der letzten fünf Jahre hier gewoben, herausgreifen möchte — so grundverschieden sie in ihrer Art sind! Als erste sei die letzte des letzten Jahres gewählt — es war eine Bergtur, bei der ich spielend den Sieg über eine jungfräuliche Wand erringen durfte. Die zweite ist eine pikante Klettertur des vorhergegangenen Sommers 1907: Ich war gut in Übung und in bester Verfassung.

rer gekünstelter Durchstiege durch die Plateaubabstürze zu verlegen, sondern hier kann sich selbst der zähmste alpine Sportsmann mit den teils bequemen, teils recht interessanten Reiteralpsteigen zufriedengeben, die ja auch Trittsicherheit und Schwindelfreiheit erfordern; und vom Plateau aus kann er sich dann noch den schönen Gipfeln zuwenden, sich der mannigfachen Anstiegsrouten freuen und sie nach seiner Art auswählen.



Abb. 4. Gruppe der Grundübelhörner (Text S. 155–160 u. 175)



Abb. 5. Die Südstürze des Hauptkammes vom Hirschbühelkamm aus (Text S. 139)

Es war dies ein kraftvolles, freudiges Ringen auf schon einmal von Menschen begangenen, schwierigem Wege und ein genußreicher Abstieg in die unbekannte Tiefe. Als letzte Bergfahrt endlich sei von einer noch ein Jahr früher von mir allein ausgeführten Kammwanderung von langer Dauer und höchst abenteuerlichem Tun erzählt. Zu deren Beginn war es ein mutiges Kampfspiel, das ich der Reihe nach mit den Felsgestalten ausfocht; dann folgte ein „Hangen und Bangen in schwebender Pein“, und nur knapp entging ich dem Verhängnis. — Diese drei Unter-

nehmungen haben in mir auch demgemäß so ganz verschiedenartige Empfindungen ausgelöst, die mir noch klar vor der Seele stehen. Und deren Wirkung auf mich entsprach auch jenen verschiedenen inneren Zuständen, in die der Mensch im Hochgebirge versetzt werden kann: Es waren übermütig heitere, dann gesundkräftige, lebensvolle, und endlich ernste, den ganzen inneren Menschen tief aufwühlende Stimmungen.

Trotzdem ich mir bewußt bin, daß solche Erinnerungen lediglich rein persönlichen Wert haben, hoffe ich doch, daß die in folgendem geschilderten Bergfahrten dem Freund der so selbständig sich aufbauenden Berchtesgadner Alpen, die ja noch viel Großartigeres, vielleicht aber nirgends wieder so Bizarres wie im Reitersteingebirge in sich bergen, Interesse erwecken, umsomehr als die Turen neu sind und manche Eigenart und seltene Merkwürdigkeiten

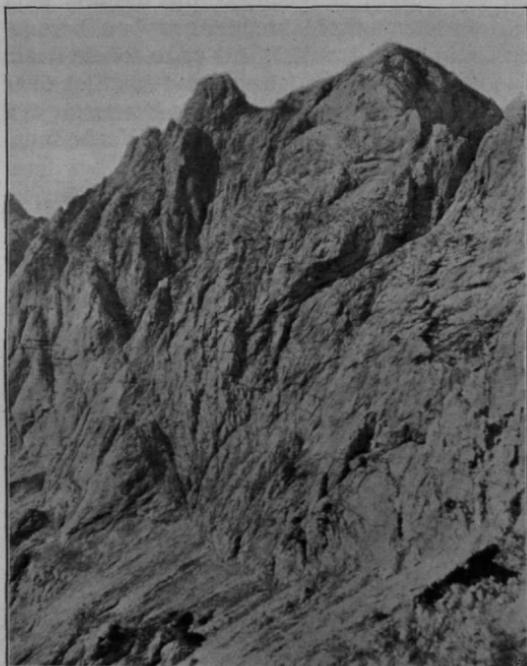


Abb. 6. Südwand des Wagendriscelhorns (Text S. 169)



Abb. 7. Höhle in der Südwand des Wagendriscelhorns  
(Text S. 150 u. 169)

aufweisen. Sie sind deshalb auch würdig, öfters ausgeführt zu werden von jenen Hochturisten, die das Schauklettern und Massensteigen, wie es sich in andern Teilen unserer Nordtiroler Kalkalpen heute zeigt, von Grund aus verabscheuen.

1. DURCH DIE SÜDWAND AUF DAS WAGEN-DRISCHLHORN

(1. Ersteigung von Süden.) (Abb. 6 u. 7, S. 168 und 169.) In

der Auffindung eines Weges durch eine jungfräuliche Wand liegen noch geradeso die Reize einer Entdeckungsreise, wie sie vor einem Menschenleben mit der ersten Besteigung eines Berggipfels überhaupt verbunden waren (Aufgaben, vor welche wir alpinen Epigonen schwerlich mehr in den Alpen gestellt werden). Besonders gilt dies, wenn durch einen solchen Wandabsturz noch keine Route hinaufführt und die neue Tur keine Parallelroute oder gar nur Variante darstellt. —

Zur Hintanhaltung einer großen Enttäuschung möchte ich von vornherein klar aussprechen, daß sensationslüsterne Neugierige bei dieser folgenden Schilderung nicht auf ihre Rechnung kommen. Denn diese Tur ist kaum mit dem Durchschnittsprädikat „schwer“ zu belegen. Und doch führte sie mich durch eine zirka 400 m hohe, jäh abfallende Steilwand. Sie bleibt mir gerade deshalb als eine höchst genußvolle Tur in Erinnerung, weil ich das Glück hatte, hier



Abb. 8. Mühlsturzs- und Grundübelhörner von Südosten  
(mit Großem Mühlsturzsgraben) (Text S. 140)

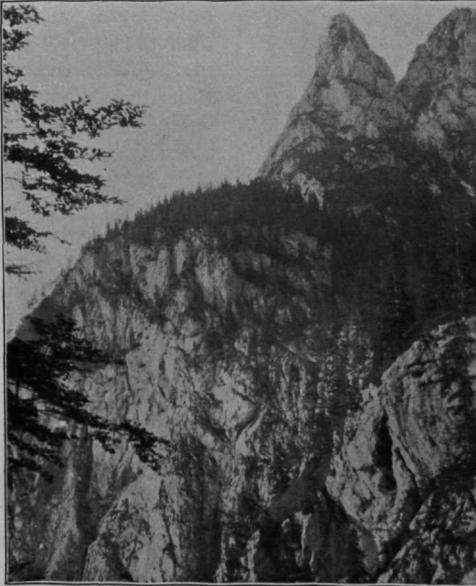


Abb. 9. Kleiner Bruder vom Alpatal  
(Text S. 161 u. 172)

schauen — so kalkulierten wir. Unser ursprüngliches Ziel war eigentlich, heute die ebenfalls noch unbezwungene Stadelmauer (das ist die gemeinsame Südwand des Stadel- und des Großen Mühlsturzhorns) zu durchklettern. Auf einem anfangs schwer auffindbaren Schafsteiglein stiegen wir gemächlich an jenem sonnigen Morgen den Bergrücken hinan, der sich zwischen dem grauhaft zerklüfteten Stadel- und Mühlsturzhorn von den Felsmauern weg südostwärts zu Tal schiebt. Es war schwül und in der Ferne zeigte sich schon die Luft dunstgeschwängert. Das Steigen ist hier, besonders weiter oben, wo zudem das Weglein ausgeprägter und der Hang sanfter wird, angenehm und kurzweilig, weil immer wieder neue Szenerien zu beiden Seiten durch die wild zerklüfteten, wanddurchsetzten Gräben, durch die darüber auf-

den zauberhaften Schleier des Unbekannten so spielend zu lüften. Denn wenn ich auch sagen muß, daß ich noch nicht leicht von vornherein schon mit einer solch sicheren Überzeugung des Gelingens an die Lösung eines alpinen Problems herangetreten bin, wie in diesem Falle, ich mir doch den bevorstehenden Kampf und die notwendige List, den besten Weg zu finden, wesentlich größer vorgestellt hätte. Und so erging es auch meinem Gefährten.

Am Peter- und Paulstage war's, als ich mit M. Hartmann von der Hirschbüheler Landstraße aus emporstieg. Zwei Tage zuvor war nicht wenig Neuschnee gefallen. Doch an den steilen Wänden der Reiteralpe konnte er den heißen Strahlen der Junisonne des vergangenen Tages nicht lange Widerstand leisten, umsomehr als die Wände nach Süden

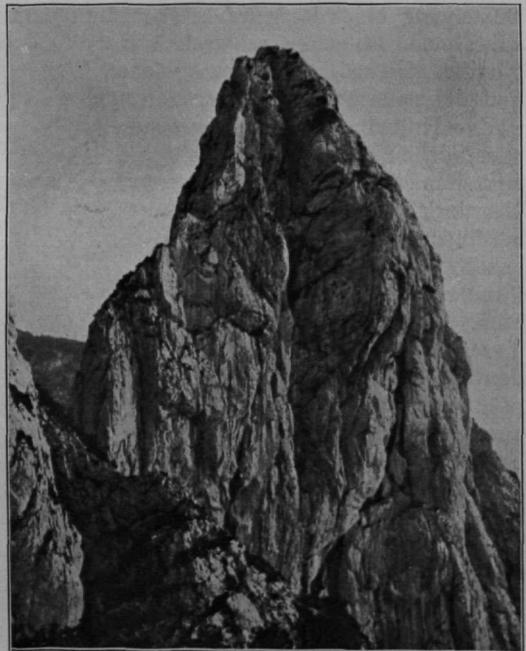
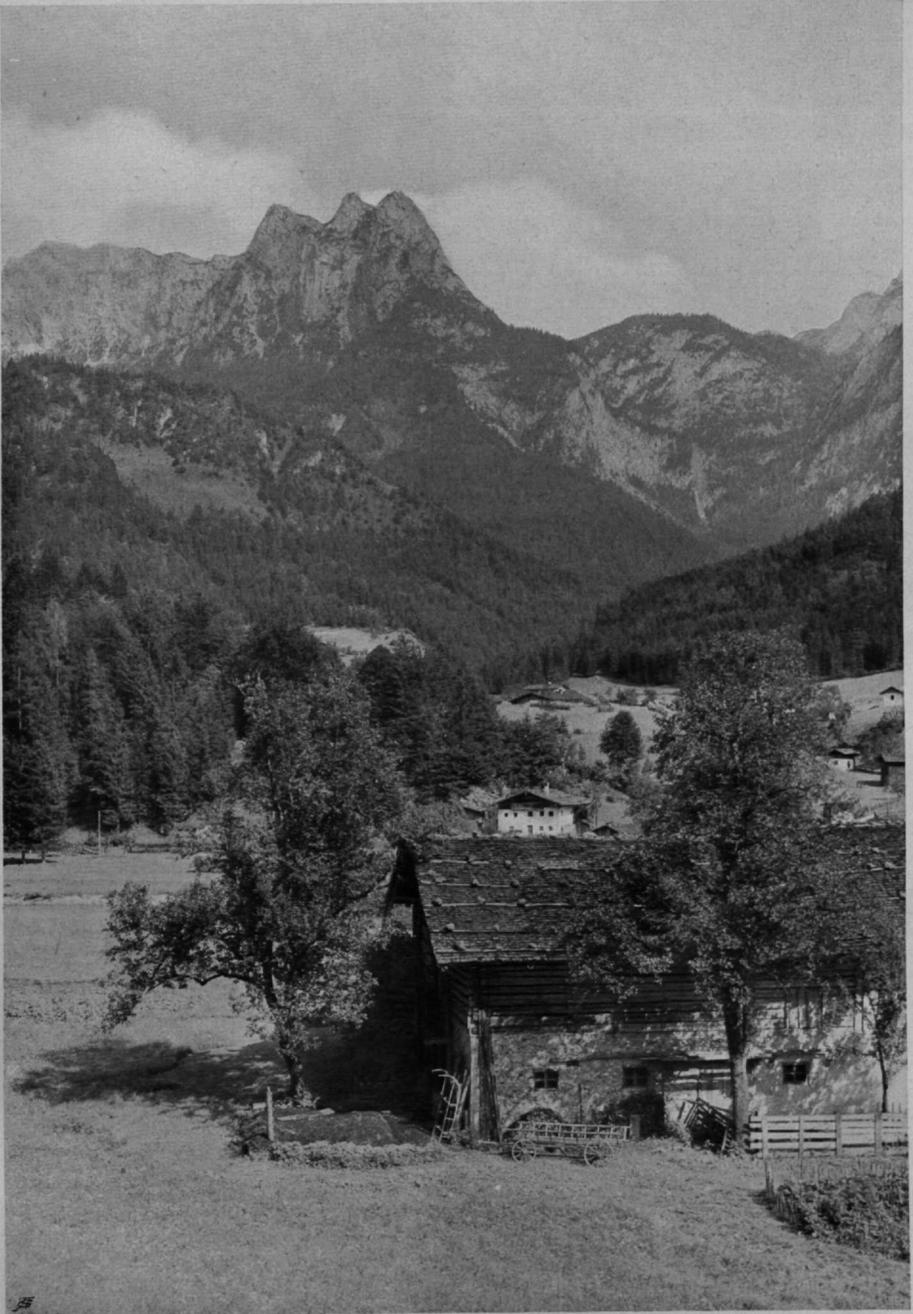


Abb. 10. Gipfel des Kleinen Bruders vom Mittleren Bruder (Text S. 174)



Aufnahme von Dr. F. Benesch

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Die „Drei Brüder“ von Reit aus

tauchenden grimmigen Mühlssturzhorn zur Rechten und den zahnigen Hirschbühelkamm jenseits des Stadelgrabens zur Linken sich darbieten, während man, nach rückwärts schauend, gerade gegenüber das schneeschimmernde Hocheiskar mit seinem zersägten Felszirkus gewahrt. So gelangt man über den oben latschenbewachsenen Rücken bis zur Stadelmauer und unter der mächtigen Südwand, deren Kontur hier wenig vom Lote abweicht, führt der Felspfad über plattiges Geschröfe zu einer Einsattelung, die mit phantastischen Formen unersteiglicher Felsgestalten gekennzeichnet ist. Um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr setzten wir uns zur Frühstücksrast unter einem dieser Dolomittürme nieder und begannen, die Südwand des Großen Mühlssturzhorns nach einer Durchstiegsmöglichkeit mit dem Fernrohr abzusuchen. Wir fanden auch bald den leitenden Faden bei einem Schluchtansatz, der die einzige Einstiegsmöglichkeit darbietet, und klügelten jene Route aus, die einige Wochen später meinen Gefährten hier auch zum Ziele führte. (Mir war es leider nicht mehr vergönnt, daran teilzunehmen, denn bald darauf erlitt ich einen Schienbeinbruch auf diesem sogenannten Hirschbühelsteige. Der Unfall wurde durch Steinerschlag herbeigeführt. Bei einem unglücklichen Seitensprung kam mein rechter Fuß in eine Vertiefung, und wurde durch den Fall des Körpers auf den Boden abgeknickt. Ich mußte mich selbst retten und benötigte mit dem gebrochenen Fuß zwei Tage bis ins Tal.) Heute war ich auf den Anblick aufs höchste gespannt, den mir jene in der Südwand eingelagerte Gufel gewähren würde, die ich schon gelegentlich der ersten Begehung des Hirschbühelkammes deutlich als eine große Aushöhlung in der Wand erkannt hatte. Meine Phantasie hatte mir des öfteren schon, wenn ich mir eine Vorstellung von dem Aussehen des mächtigen Felsgewölbes machen wollte, einen Streich gespielt. Und selbst im Traume erschien es mir als der geheimnisvolle Felseingang in die Unterwelt des Berges. Zwerge und Gnomen erblickte ich in der Schatzkammer geschäftig hin und her eilen, und ihre wie lauterer Gold und Edelsteine flimmernden Schätze bearbeiten und bewachen, und viel beschenkt, mit Reichtümern überladen, kehrte ich aus der Höhle zurück — leider nur im Traume. — Wie mag es nun in Wirklichkeit dort oben aussehen? Dieser Gedanke ließ uns nicht lange verweilen, umso mehr als in der Ferne über den Tauern das Wetter sich zu verschlechtern begann.

Über steile Hänge mit altem Schnee vorsichtig querend, standen wir bald an der Schwelle des Wagendriscchlorns; der Einstieg in die Südwand ist deutlich durch ein markantes Band gegeben. Das Band beginnt wie ein Gehsteig, verschmälert sich allmählich und steigt, von Osten nach Westen ziehend, gleichmäßig an. Auf ihm gelangten wir in einer halben Stunde ohne besondere Schwierigkeiten zur Höhle! Du wundervolle Walhalla der Berggeister, nun bist du aus deiner Einsamkeit gerissen, in der du undenkliche Zeiten verträumt hast, von Menschen ungekannt. Vor unseren erstaunten Blicken öffnete sich eine riesige Halle, die von schwarzem, triefendem Gefels überwölbt ist. Die seitlichen Wände treten hervor und schließen im Zirkel den Raum bis etwa auf einen Quadratranten, durch welche Öffnung der Ausblick nach Süden frei ist. Nach innen vertieft sich der Boden, so daß sich darin das Wasser ansammeln konnte, gleich einem natürlichen Reservoir. Auf dem kleinen Seelein schwammen dicke Eisschollen. Nach außen schloß den Grund ein Schneegemäuer ab. Die Sonnenstrahlen spielten von oben in den Trichter und ließen Wasser, Schnee und Eis im Gegensatz zu den düsteren Felsüberwölbungen zauberhaft erhell erglänzen! Vor den schwarzen Überhängen zitterte und flimmerte der Wasserstaub im Sonnenschein. Überall glitzerte es in dieser geheimnisvollen Welt. Erst nach einer Viertelstunde Aufenthalt rissen wir uns von dem überwältigenden Anblick dieser Höhle los, die Ähnlichkeit mit der berühmten Kolowratshöhle im Untersberg besitzt, und in welche der Zugang wohl

ebenso leicht wie zu jener, ohne besonderen Kostenaufwand (durch Anbringung eines Drahtseils kurz vor der Einmündung des Bandes in die Höhle) gesichert werden könnte. Dieses Schaustück der Natur würde dann jedermann zugänglich sein, und sicher viel besucht, da der von der Mairbergsscharte nach Lofer führende, gut versicherte Klettersteig vorbeileitet, der häufig begangen wird und nicht weit vom Beginn des Bandes aus den Felsen herabkommt. — Wir folgten der jenseitigen Fortsetzung des Bandes. Ich war auf das Weitere so begierig, daß ich immer sehr rasch vorauseilte, so daß der mit dem Rucksack belastete Gefährte trotz seiner Klettergewandtheit kaum mitzukommen vermochte. Bald bogen wir, auf schmaler Leiste hinüberkriechend, um eine Ecke, und der nach Südwesten schauende Teil der Wand lag in freier Entwicklung vor uns! Landschaftlich ist der Ausblick nach Süden voll Reiz, die Szenerie in der unersteiglichen Südwand des Großen Häuslhorns ungemein gewaltig. Nach Errichten eines schlanken Steinmanns klangen wir in einer muldenförmigen Depression anfangs gerade hinan, bis die senkrechten Gipfelfelsen uns nach Westen drängten. Wir kamen in eine Steilrinne, die durch die Verschneidung einer riesigen Platte, die von weitem einem Turm gleicht, mit der Wand gebildet wird und zuletzt in einem überhängenden Kamin endigt! Hier schien der Ausweg nur durch diesen höchst ungemütlich und rotgelb gefärbt aussehenden Einriß möglich und wir machten uns schon auf ungewöhnliche Schwierigkeiten gefaßt, als ich plötzlich von der Seite her durch einen Spalt der nach außen abschließenden Platte Licht gewahrte. Ich zwängte meinen Körper, vom Gefährten gesichert, durch den sehr engen Felsspalt und sah an dessen Ausgang ein schmales Band in eine Schlucht hinabziehen. Hurra, drüben geht's zum Grat empor! Rasch wäre der Gefährte bei mir gewesen, doch der mächtige Rucksack ging recht schwer durch; er war „gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge!“ Endlich hatte ihn Hartmann durchgerissen. Langsam krochen wir auf dem sanft abwärts führenden schmalen Gesimse, an die senkrechten Felsen gedrückt, aber ohne besondere technische Schwierigkeit, hinüber zu der nach unten abbrechenden Schlucht. Es begann bereits zu tröpfeln, als ich durch eine Steilrinne von hier hell jauchzend auf die Gratscharte hinausstieg. Und als wir nach fünf Minuten über den westlichen Vorgipfel den Hauptgipfel des Wagendröschlhorns erreichten (es war eben 12 Uhr mittags), gab es schon den berühmten Salzburger Schnürregen. Als der Himmel aber nach wieder fünf Minuten seine Schleusen ganz öffnete, liefen wir vom Gipfel auf dem leichten Nordanstieg hinab, in stetem Sturmschritt über die zerrissenen Karren des Wagendröschlhorns balancierend, um im Regen hurtig über den uns schon gut bekannten Böslsteig nach unserm Ausgangspunkt Hintersee abzusteigen. Wenn wir auch tüchtig „gewaschen“ ankamen, so konnten wir doch recht froh sein, rechtzeitig der unbekannteren Steilwand entkommen zu sein; in raschem Siegeslaufe, in spielendem Dahineilen sie besiegt zu haben, war uns dank der schiefe von Osten nach Westen die Wand durchziehenden, exponierten Bänder möglich geworden, auf welchen wir die sonst sehr schwierig zu begehenden Felsen in kaum 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden querend bezwangen, ohne besondere Schwierigkeiten anzutreffen. Wir hatten wieder einmal gesehen, daß die relative Schwierigkeit, steile Felspartien zu begehen, weniger von der Steilheit der Wand, als vielmehr von der Beschaffenheit und Gliederung der Felsen abhängig ist.

## 2. EINE ÜBERSCHREITUNG DES KLEINEN BRUDERS

(2. Ersteigung über den Südwestgrat, 1. Abstieg nach Westen, 2. Überschreitung. Abb. 9 und 10, S. 170.) Die Drei Brüder, das waren einst kecke Bauernburschen von Reit. Über alles liebten sie die Jagd, die sie mit dämonischer Leidenschaft ausübten, Tag für Tag; auch den Sonntag ent-

heiligend mit ihrem wilden Tun. Am frühen Morgen eines Feiertags trieben sie sich abermals, statt sich in die nahe Kirche von Unken zur feierlichen Messe zu begeben, in den steilen Wänden der westlichen Reiteralpe umher. Jagend, immer jagend, und auch an solch hohem Feiertage des edlen Wilds nicht schonend. Der scheuen Gemse galt heute wieder die Pirsche. Vom Tale herauf tönten die ge-weihten Glocken der heimatlichen Kirche, zur heiligen Wandlung läutend. Höhnend rief der Kleinste, Verwegenste von diesem Bruderkleeblatt: „Wandlung hin, Wandlung her, das Jagen freut uns stets vielmehr.“ Gellend hallte sein Schuß durch die Wände, aus den Gewehrläufen der andern rollte ein zweiter, ein dritter Knall — ein dröhnender Donnerschlag folgte — die drei Schützen verstummten und erstarrten! Und mit steinernem Antlitz schauen sie heute noch ins Saalachtal hinab, warnend und drohend zugleich. Am weitesten vorgeschoben der jüngste, keckste von ihnen: der Kleine Bruder. Und deshalb ist er so ungeschützt draußen am Massivgewände als hängender Felssporn postiert — weil er sich am tollsten hervorge-wagt. Deshalb muß er stetig auf die Kirche hinunterstarren — weil er sie am frechsten gemieden; deshalb muß er den hallenden Ton der Glocken am lautesten vernehmen — weil er ihren mahnenden Klang am tiefsten verachtet: Ein Symbol der Strafe des Himmels! — Eine alte, schöne Volkssage, die dir wohl jeder der biedereren Bewohner des einsamen Talgrundes, mehr oder weniger phantastisch aus-geschmückt, erzählen kann. — Wer nur die rauhe Wirklichkeit gelten läßt, an der Sehnsucht nach dem Unmöglichen keine Freude findet und sich keine Spanne Zeit nimmt, sie einem schönen Traume zu opfern — wie arm ist der!

Ja, der Kleine Bruder! Hui! Der Kerl hat Rasse! Wie er prahlt mit seinem prallen Plattenpanzer. So grimmig sieht er ins Saalachtal hinab, so herausfordernd für jeden Hochtouristen, daß dessen Puls bei diesem Anblick schneller geht, und sein Schritt sich beschleunigt. Stände der kecke Bursche in einer weniger dem Turistenstrom abgekehrten Gegend, er wäre wohl längst ein heißumworbener Mode-gipfel unserer kletterfreudigen Jungmannschaft. — Nachdem ich R. Gerins Be-schreibung seines neuen Anstieges in den Händen hatte und mir die Route von der Alpaalpe aus betrachtet, sowie von der Landstraße aus die Westseite wenigstens im unteren Teil als gangbar erkannt hatte, stand mein Entschluß für den nächst-jährigen Sommerurlaub fest. In Verbindung mit dem noch nicht wiederholten, pikanten Anstieg wollte ich einen Abstieg über die noch unberührt gebliebene Nordwestflanke des kühnen Felsens versuchen. Und als ich am 12. August 1908 meinen Sommerurlaub antrat und abends auf der Traunsteiner Hütte mit einem anderen Liebhaber dieses Gebietes programmäßig zusammentraf, stand die Er-füllung der obersten Nummer meines alpinen Wunschzettels für den folgenden Tag fest. Morgens 6 Uhr brachen wir, F. J. Seitz und ich, nach Verabschiedung von der ob unseres gemeinsamen Besuches hocheifreuten Hüttenwirtin von der liebgewonnenen Stätte auf, die mir fast eine zweite Heimat geworden ist. Heute war so ganz das richtige „Brüderlwetter!“, nicht zu schön, als daß man die Be-schränktheit der Rundsicht besonders bedauern müßte, nicht heiß, weil wolkig und neblig in den höheren Regionen. Und doch regensicher genug, um die verhält-nismäßig kurze, aber sehr schwierige Bergfahrt mit guter Aussicht auf Erfolg an-treten zu können. Die Gipfel der Drei Brüder mit ihrer geringen absoluten Höhe zwischen 1800 und 1900 m standen nebelfrei. Und wir wollten heute von vorne-herin nur dem kleinen Frechdachs zu Leibe rücken, die beiden andern Brüder aber „links“ und „rechts liegen lassen“, da sie uns nichts Neues mehr bieten konnten.

Als wir über den Alpasteig im Laufschrift in kaum drei Viertelstunden zur gleichbenannten Alm hinabgelangt waren, fanden wir den oberen Boden des Hoch-tales von Erdbeeren streckenweise wie übersät. Da wurde unser Beschluß, uns

nur auf den Kleinen Bruder zu beschränken, von neuem befestigt. Oder vielmehr — es bestand ernste Gefahr, daß wir ob dieser roten Beeren den Kleinen ganz vergessen würden — so eifrig schlichen wir in der Kesselsohle in gebückter Haltung umher, schweisgsam und scheinbar mit beiden Händen heftig gestikulierend — in Wirklichkeit aber nur in dem Bestreben, möglichst gewinnsüchtig und rasch eine große Zahl der köstlichen Waldfrüchte dem gierigen Gaumen zu geben. Als wir wohl eine halbe Stunde uns im Kreise um uns selbst herum bewegt, zogen wir instinktiv, langsam, „äsend“ empor, den Erdbeeren nach; neben dem Jagdsteiglein hinan, das bald zu einem guten Steig sich entwickelt, nachdem wir uns endlich mit erdbeerüberladnem Magen, aber doch schweren Herzens, von diesen gastronomischen Genüssen losgerissen hatten und zwar mit dem heiligen Schwure, in diese gesegnete Gegend nachmittags wieder zurückzukehren. Solche duftende Erdbeerfelder sind bekanntlich dem alpinen Ehrgeiz sehr gefährlich; denn, wie Schnee in der Sonne schmilzt, so schwindet die Unternehmungslust bei dem Genusse solch köstlicher Frucht. Wir konnten daher froh sein, mit drei Viertelstunden Zeitverlust über diese Gefahr hinweggekommen zu sein. Um  $\frac{3}{4}$  Uhr verließen wir, auf dem Wald bzw. Vorbau angelangt, das auf die Westseite hinüberführende Steiglein und stiegen längs eines Genswechsels gegen die Felsen an. Nach einer Viertelstunde gelangten wir so zum Einstieg am Grate zu Füßen des mit stehenden Platten umgürteten schlanken Felsgebildes. Die Form des eigentlichen Felsaufbaues ist nicht mehr so kühn wie von der Alpaalpe aus (von wo der Berg einem aus Erz gegossenen Spitzkegel gleicht), weil er verkürzt erscheint. Dafür zeigt sich aber der wahre Charakter der abweisenden Felsbastionen dieses sich hier beinahe überstürzenden, überschlanken Gebildes. Wir stehen vor einem mit senkrechten Platten aufschießenden Felsgürtel, dessen Terrasse die einzige noch mit Krummholz bewachsene ist. Diese Plattenmauer wird von einem ca. 45 m langen, schiefen Kamin durchrissen, der von unten als unheimlich enger Riß sich uns gezeigt hatte. Da der Gefährte eine Fahne mitschleppte, die er auf dem stolzen Gipfel hissen wollte, übernahm ich die Führung. Anfangs war der Kamin breit genug, um mich in seinen Rachen ganz aufzunehmen. Lustig, wenn auch luftig, war dies Emporstemmen. Der Einriß hatte aber seinen feingesalzenen Witz. In der Mitte wurde er zu einem Riß, der eine gelbe, grifflose und glatte Stelle zeigte. Da hieß es listig sein, und wieder mit roher Gewalt den Körper emporreißen. Dann wird der Einriß wieder zum gut gangbaren Kamin. So gelangte ich pustend auf die grüne Terrasse, auf der unsere Vorgänger, Gerin und Wieder, einen eleganten Steinmann gebaut hatten. Hier ließ sich dank unserer zwei Seile gut sichern, und bald tauchte der Gefährte mit vor Anstrengung hochgerötetem Gesichte am Rande auf, die Fahnenstange nachschleifend. Dann ging's nach einem Quergang wesentlich leichter in einem steilen Couloir neben der Gratkante hinan, bis deren rote Überhänge auf einem plattigen Bande um die Kante drängten. Auf der anderen (nördlichen) Seite ging's in Rissen und Kaminen wieder auf den Grat empor. Noch manch mühsame Stelle gab's an der schneidigen Kante. Besonders erinnere ich mich einer etwas überhängenden Wandstufe — die schwerste Stelle, bei der ich mich auf die Schultern des auf engem Platze zusammengekauerten Gefährten stellte und mit der Zugstemme des Reckturners mich über das kleingriffige, aber feste Gestein hinaufschwang. Beinahe hätte an dieser Stelle unsere Fahnenstange — in Wahrheit ein der Moidl listig entwandeter Besenstiel — Reißaus genommen. Nach 9 Uhr betraten wir das Haupt des kühnen Felsens. — Die etwa 150 m hohe, aber sehr schwere Kletterei hatte uns also etwa eine Stunde Zeit gekostet — wir waren heute recht flott gestiegen. Die Aussicht vom Kleinen Bruder ist sehr beschränkt —

Mittlerer Bruder, Häuslhörner und jenseits des Saalachtales die Loferer Steinberge und das Sonntagshorn — wenn es nicht gar zu neblig ist wie heute! — Nur die weißblinkende Schlange der prächtigen Landstraße und die grün-schillernde Saalach daneben bieten uns einen genußvollen Blick und führen unser Auge auf den schönen Marktflücken Lofer hin. Der Kleine Bruder ist eben ein ausgeprägter Sportberg. Nach fünf Minuten haben wir daher das ästhetische Moment absolviert und machen uns nach Einnahme von einigem Imbiß an die feierliche Enthüllung und Aufpflanzung unserer Nationalfahne. Nachdem das blau-weiß gestreifte Tuch an den Besenstiel genagelt, wird dieser in den Steinmann versenkt. Nun war der Gefährte ganz in seinem Element. Wie eine Biene schwirrte er hin und her, pustend riesige Steine herbeischleppend, um die vom Westwind gepeitschte, flatternde Fahne gegen Umfallen gut zu sichern. So war in eifriger Arbeit rasch die Zeit verfliegen und der Anblick der grünen Matten der Alpaalpe zog uns nach einer Stunde schon tiefenwärts. Ein kurzes, leichtes Stück der dann sehr exponiert abfallenden Nordostgratkante gingen wir nach Norden vor und bogen westwärts. Ein geneigtes Plattenband führte abwärts in die Wand hinaus. Es war eine Lust, auf der „Gemsledernen“ hinabzurutschen. Nun sahen wir in den finstern Rachen einer Kaminreihe, welche die nach außen hängende Gipfelwand wild durchriß. Der oberste Schlund war prächtig hinabzustemmen, dank seiner gleichmäßigen Weite. Wo dieser senkrechte Kamin von ca. 15 m in einen zweiten, längeren übergeht, landete ich auf einer Felsnase. Da war ein guter Sicherungsblock vorhanden und diesen hatten wir hier recht notwendig, denn der obere Teil des zweiten Kamins ist glatt und überhängend. Am Seile turnten wir nacheinander hinab. Damit waren wir unter der Gipfelwand und auf leichterem Felsgelände angelangt, das ich schon im Gedanken beherrschte. Bald kamen wir durch eine Rinne in eine Mulde mit rotem Erdreich und gleich darauf standen wir, eine Stunde nach Verlassen des Gipfels, wieder am Fuße des plattigen Südwestgrates — die Raumkurve war geschlossen. In raschem Tempo eilten wir das Steiglein abwärts, zu unsern roten Erdbeerfeldern hinab. Lange labten wir uns dort „von der Hand in den Mund“, ehe wir unsere große Aluminiumdose anzufüllen begannen. Hei, das sollte abends einen Schmaus geben! Der Holzknechtschmarren unserer Moidl war eben doch zu trocken. Nachdem die Dose gefüllt, entschloß sich mein Gefährte, mir ein Geheimnis zu enthüllen. Er hatte schon gestern erwähnt, daß er bis hierher etwas heraufgetragen, „was noch kein Mensch vor ihm im Rucksack auf einen Berg hinaufgeschleppt hat“. Heute wollte er den gewichtigen Gegenstand auf die Traunsteiner Hütte bringen, den er hier hinterlegt hatte. Und meine Überraschung war fürwahr groß, als Seitz einen großen Block am Steig wegwälzte und zwei schwere „Hanteln“ zum Vorschein kamen, von denen jeder volle fünf Pfund wog. Sie waren für die Hütte für schlechtes Wetter zum Training bestimmt. Der Gefährte hatte sie gestern von Ruhpolding über das Heutal herübergeschleppt. Um 5 Uhr saßen wir um die Pfanne mit Erdbeerschmarren.

### 3. EINE ÜBERSCHREITUNG DER GRUNDÜBELHÖRNER VON WESTEN NACH NORDEN

(2. Ersteigung des Großen Grundübelhorns über den Westgrat [Grundübelturm], 1. Abstieg vom Knittlhorn nach Nordwesten. Abb. 1—4, S. 166 und 167.) Die

Sonne stand gerade im Zenith, als ich an der Grundübelscharte mich zur Erklöterung des Großen Grundübelhorns über seine verwegenste Seite anschickte, um das abenteuerliche Kalkgerüst noch zu übersteigen. Damit war ich im Begriffe, die zweite vollständige Begehung des ganzen Hauptkammes mit dieser östlichen Berggruppe

zu vollenden, die sechs Jahre vorher Georg Leuchs erstmals gelungen war. Langwierige Felsarbeit hatte ich an diesem klaren Herbsttage somit schon hinter mir. Dies mein Tun läßt sich in Kürze folgendermaßen skizzieren: Schon um 4 Uhr früh hatte ich an diesem 20. September 1907 die Traunsteiner Hütte im dämmerigen Dunkel verlassen. Ich schlenderte sodann quer über die mit einem dünnen Morgennebel überschleierten Wiesengründe des Reitertretts, um südwärts gegen die Roßgasse anzusteigen. Die Sterne begannen zu erlöschen, der Mond zu erblassen und über die Höhen flossen die ersten falben Lichter des Tags, als ich in dieser Hohlgrasse langsam aufwärts stieg, um über die Hohen Windlöcher den Häuslhornkamm zu gewinnen. Und als ich als ersten Gipfel das Kleine Häuslhorn bestiegen hatte, lag schon das goldene Frühlicht der erwachten Sonne über dem Gipfel des Großen Häuslhorns. Auf diesem angekommen, verzehrte ich mein Morgenbrot und gönnte mir einige Muße, um durch den frischen Morgen die Wunder der vor mir ausgebreiteten weiten Gotteswelt zu schauen — es war dies voraussichtlich der ästhetische Hauptgenuß des Tages, nachdem ich heute bei diesem Programm nicht viel Zeit zum Träumen und Schauen haben sollte, wenn ich nicht auf die längst geplante Ausführung verzichten oder ein unfreiwilliges Freilager im steilen Gefels beziehen wollte. Der Himmel war verblüffend blau; an einem solch schönen Herbstmorgen besitzt das Firmament oft ein geradezu triumphierendes Blau, in dem sich kein Wölkchen kräuselt. Blendende Lichtfülle ergoß sich über die Berggrate. Zugspitze und Dachstein, die im Morgenlicht leuchtenden Eisflächen der Tauerngipfel und der dunkle Saum des Bayerischen Waldes — alles lag so rein und klar ausgebreitet um mich herum — und was liegt zwischen diesen Endpfeilern der vier Himmelsrichtungen! Wer könnte sie alle aufzählen, diese große Zahl von Bergeshäuptern? Wer möchte damit beginnen, ihre Namen zu nennen, wenn sie in solch leuchtender Pracht dank der herrlich reinen Herbstluft in unerhörter Klarheit vor dem staunenden Menschen liegen — es wäre ja zweckloses Beginnen! „Name ist Schall und Rauch! Gefühl ist alles.“ Und wenn auch viele gute Bekannte darunter waren, die frohe Erinnerungen auszulösen geeignet gewesen wären — ich gab mich vorerst in dieser Viertelstunde nur der Harmonie um mich, der Bewunderung und Betrachtung der Bergformen und Farben hin — wunschlos, tatlos, vom Schauen gebannt! Um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr riß ich mich von dem Zauber los, der mich umgab. — Der heutige Tag sollte ja für mich nicht ein solcher stillen Genießens sein, wie es die vergangenen Tage waren, sondern ein Tag zähen Ringens und frohen Kampfes. Nachdem ich die Gruppe der Häuslhörner hinter mich gebracht hatte, wurde es mir beim Abstieg vom Wagendröschhorn zur Mairbergscharte in meiner „Full dress“ gar zu unbequem, denn die Sonne glühte mir gar heiß schon ins Gesicht. Ich entschloß mich daher, nun alles Unnötige abzulegen, und nahm den Weg am Stadelhorn vorbei durch das Obere Wagendröschkar, um meine Requisite für das voraussichtliche Biwak möglichst weit nach Osten vorzuschieben. Am Ostfuß des genannten Horns begab ich mich in mein „Kletternegligé“ und versenkte in eine trichterförmige Karrenvertiefung Pickel, Bergschuhe, Gummimantel und — nach alter Gewohnheit — auch mein Hemd, um es für das Freilager trocken zu haben. Ich bestieg das Stadelhorn nun auf neuem Wege von Nordosten durch einen unten gegabelten Riß, um nicht noch weiter zurückgehen zu müssen, überschritt hierauf das Große Mühlschurzhorn und, von der gleichbenannten Scharte anklimmend, das Kleine Mühlschurzhorn. Von diesem nach Osten absteigend, gewann ich die Grundübelscharte, als gerade mein Chronometer 12 Uhr zeigte.

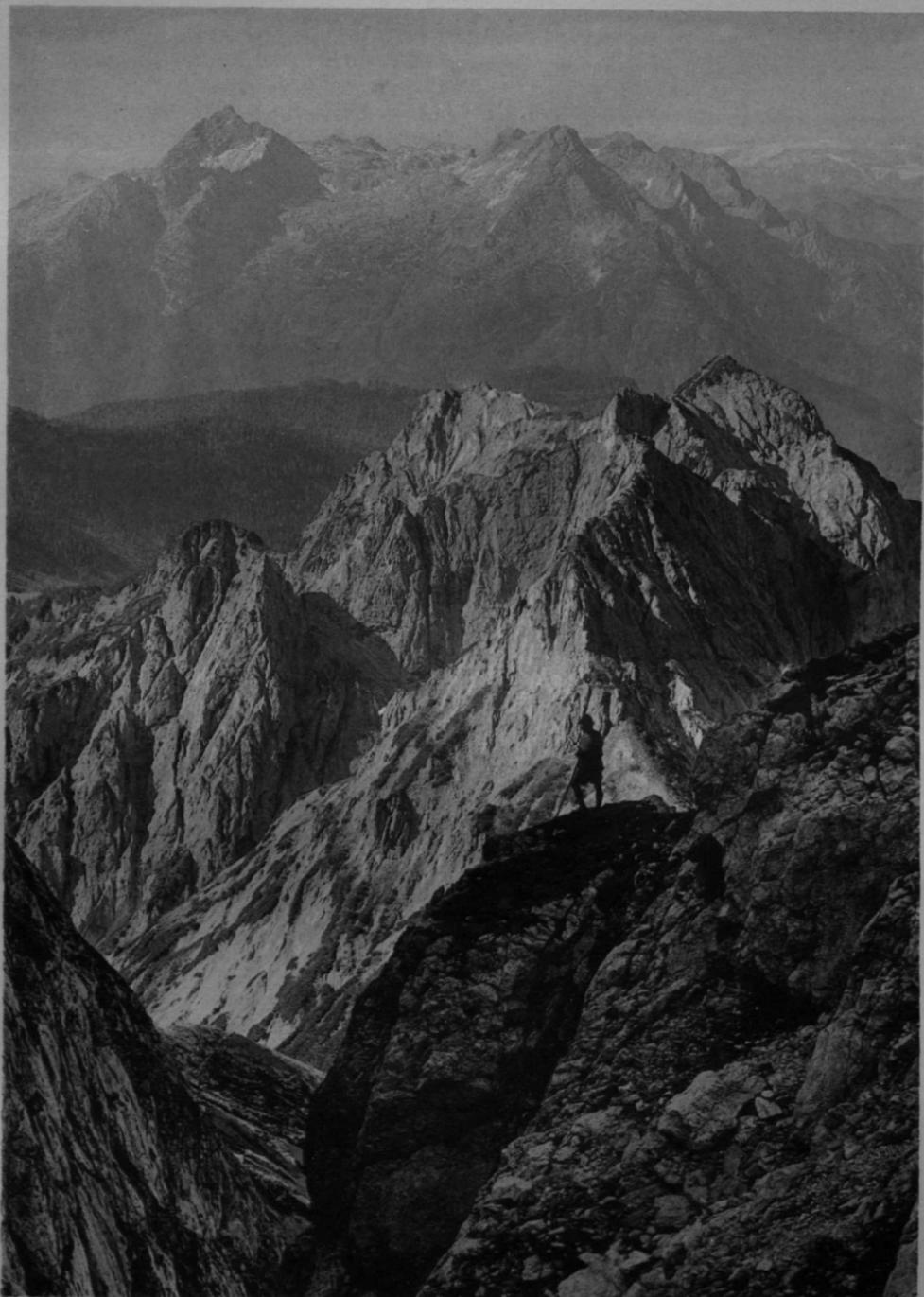
Und nun stand mir nach diesem langen Wandern und Klettern noch die heißeste

Arbeit des Tages bevor: Die Überschreitung der Grundübelhörner. In der ganzen Bergwelt des Reitersteingebirgs gab's heute außer mir keinen Menschen. Ich konnte und mußte allein Zwiesprache halten mit der schweigsamen Natur — irgend ein Lebewesen hatte ich bis jetzt überhaupt nicht erblickt. Ist es daher zu verwundern, wenn ich beklommen zu den wild aufstrebenden Türmen des Grates emporblickte, über den ich mich auf schwindeindem Kletterpfade emporkämpfen wollte; der erst einmal, und zwar von einem der tüchtigsten Kletterer, begangen war? Und doch lockte es mich wie Sirenen gesang und mit Zaubergewalt empor. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft daran, daß ich damals an der Scharte schon das dumpfe Gefühl hatte, daß ich einer großen Gefahr entgegengehe! Aber ich hatte auch die Zuversicht, daß ich ihr mit List, Schlauheit und Vorsicht entrinnen und die geplante Tur glücklich vollenden werde. Und dies gab mir auch den Mut zurück, trotz aller Bedenken gegen das Alleinsein weiter zu gehen. Frischer Wagemut und Trotz gewannen rasch die Oberhand über abwägende Bedenken, die impulsiv diesmal in mir aufstiegen. Ein „Jungsiegfried“ zog ich aus, das zu mir herabdrohende Ungeheuer des Grundübelturms zu besiegen mit dem Schwerte des Vertrauens auf meine reiche Erfahrung, meine vieljährige Übung und auf mein bisher noch ungetrübt alpin Glück. Aber ich hatte mir auch vorgenommen, heute meine Vorsicht zu verdoppeln und gar nichts zu riskieren! Ich hatte ja auch noch reichlich Zeit vor mir — weshalb sollte ich jetzt schon mutlos verzichten? Der Bergsteiger darf ja auch die Gefahr nicht scheuen. Er muß vielmehr auf sie gefaßt sein, dann steht er über ihr. Und darin liegt gerade der Hauptwert der Bergsteigerei, daß die Gefahr nicht ausgeschaltet ist. Denn dann würde gerade das den Verstand anregende, die seelische Kraft stärkende und charakterbildende Element ausgeschaltet sein.

Unter solchen autosuggestiven Gedanken verließ ich um 12 $\frac{1}{4}$  Uhr die Scharte und nahm mit festem Entschlusse den selbstgewollten Kampf auf. Ich umging die lehmigen Schartenzacken des hier ansetzenden Westgrates auf der Nordseite, ebenso den nächsten Turm durch einen Quergang und einen Kamin (während der Erstersteiger diesen Turm schwieriger überklettert hatte) und stand nun dicht am Fuße des Grundübelturmes. Fürwahr, ein eleganter Junge, das muß man sagen! Schlank und blitzblank, nur mit einem sanften Bäuchlein in der Mitte, mit straffen Sehnen und in hellem Gewande stand der wilde Geselle vor mir. Mit bangem Zweifel glitt mein Blick über die kühnen Platten des Doppelturms, der hier von Westen mit seiner Verdickung ein ähnliches Aussehen hat wie der bekannte Campanile di Val Montanaia. Der Turm, der nach Osten mit einem glatten Abbruch zur Scharte, nach beiden Seiten senkrecht abfällt, setzt hier mit seiner 70° geneigten Plattenwand an. Beim Felsbauch scheint der Kletterpfad über überhängenden Fels zu führen. Was soll ich den Leser mit steilen Wandstufen, Überhängen, Gesimsen, Rissen, Kaminen und Platten langweilen, über die ich durch Zugstemmen, Stemmzüge, Kriechen und Schließen, Verspreizen und Schwindeln emporgelange auf den überschlanken Scheitel. Kaleidoskopartig sind diese Details in meinem Gehirn durcheinandergeworfen. Kurz gesagt: Es geht stets über zwar kleingriffig-rauhen, aber sehr festen Fels in ungewöhnlicher Exposition fast gerade empor. Die Schwierigkeiten sind ungefähr die gleichen wie am Winklerturm; die Überschreitung hat überhaupt mit jener viel Ähnlichkeit aufzuweisen. Auch hier ist mir besonders ein Riß in respektvoller Erinnerung, den Leuchs, nachdem er ihn bezwungen, auf Grund des frischen Eindrucks im Gipfelbuch mit dem Prädikat „Äußerst schwer“ belegte. Und ich muß dieser Bezeichnung beipflichten. Mir machte auch das Hineinkommen in den, an der ausgesetzten Kante schief eingeschnittenen, engen Spalt infolge meiner vor vielen Jahren beim Turnen schwer beschädigten linken Kniescheibe recht viel Schwierig-

keiten, da man gerade die linke Hand und den linken Fuß in den Riß klemmen muß; wengleich ich sonst beim Klettern von dem Schaden keinen besonderen Nachteil empfunden hatte. Aber hier, wie am Pichlriß war mir der Defekt höchst unangenehm. Zusammenfassend möchte ich den Eindruck, den die Ersteigung dieses Plattenturms in technischer und ästhetischer Hinsicht auf mich gemacht, in folgende Worte kleiden: Wer an den Unregelmäßigkeiten und Unebenheiten der abschüssigen Plattenwand des Turms, die man mit dem Auge zuerst kaum erkennen kann, sich einmal emporgeturnt hat, tief unter sich zur Linken die Öde der Felsbucht des Wagendröschlars, zur Rechten die unberührte Schauerlichkeit der Grundübelau, der wird sagen, daß diese heiße Felsarbeit zugleich eine intensive Probe von Schwindelfreiheit und klettertechnischem Können für den Felssteiger bedeutet; und selbst den verwöhntesten alpinen Feinschmecker wird diese Klettertur entzücken! (Abb. 1, S. 166.)

Um  $\frac{1}{2}$  2 Uhr hatte ich den spröden Westgipfel unter meinen Fuß gebracht und nur ein kurzes Luftstück trennte mich vom östlichen Turmaufbau. Die Überwindung der unteren Wandstufe des Ostgipfels vom Einschnitt weg, der den Turm spaltet, ist aber entschieden die härteste Nuß für den Alleingehér; besonders wenn er nicht allzugroß geraten ist, mag er sich vorsehen. Für zwei dürfte diese Stelle durch einen sicher und leicht zu bildenden menschlichen Steigbaum nicht besonders schwer zu überwinden sein. Die Situation ist folgende: Kaum eine Steinwurfweite vom Westgipfel entfernt, erhebt sich der schlanke Steinmann in fast gleicher Höhe auf dem Ostgipfel des Doppelturms. Ein tiefer, schmaler Spalt trennt die beiden Gipfelkörper. Das unterste Stück der Ostgipfelwand erhebt sich lotrecht und glatt aus dem Spalt. Das sah mich „schauderhaft grifflos“ an. Und ich erinnerte mich an den meine nicht allzu bedeutende Größe zweifelnd messenden Blick, mit dem Dr. G. Leuchs mich bei gelegentlicher Interpellation über diese Stelle vielsagend angesehen hatte. Bis jetzt hatte ich einen Gefährten nicht vermißt. Nun aber erkannte ich so recht den Wert eines Begleiters, und sei es auch eines mittelmäßigen. Denn ich probierte vergeblich nach Leuchs' Beispiel, der von dieser Stelle lakonisch schreibt: „Durch einen maximalen Spreizschritt (über dem Spalt stehend) gelang es mir, zwei Griffe an der trittlosen Wand des Ostgipfels zu fassen und diesen selbst (sehr schwierig) zu erreichen.“ Ich grätschte mit dem rechten Kletterschuh auf eine kleine Ecke hinüber — meine kurzen Extremitäten reichten gerade aus. Aber der Spreizschritt war für mich wohl noch etwas „maximaler“ wie für meinen „Vorgänger“. Nun den Oberkörper um  $90^\circ$  verdrehend, griff ich, mit ausgestreckten Armen tastend, herzhaft in die Höhe. Richtig, mit den Fingerspitzen konnte ich die Steinkante gerade noch erfassen. Sollten das die zwei „Leuchsschen Griffe“ sein? Oder waren die doch höher? Waren sie mir, dem Kleineren, wirklich zu hoch? Sollte ich aus solch verträker Körperstellung mittels Klimmzug mich rasch emporreißen — ins Ungewisse tastend, die Füße pendeln lassend? Nein, das durfte ich nicht riskieren, zumal bei solcher Ausgesetztheit nicht! Ich hatte noch nie eine so bestimmte Vorahnung, daß ich hier falle — und bin auch noch nirgends anderswo gestürzt. Hier aber war es der ahnungsvolle Geist, der immer besonderen Ereignissen voranschreitet, „wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis malt“. Ich hatte wohl schon Schwereres vollbracht, aber nie in solch gefährlicher Situation. Also zurück, und — es war mein fester Entschluß — lieber verzichten auf die Krönung des bisherigen Tageserfolges — wenn ich mich nicht sichern konnte! Selbst sich gegen eventuellen Sturz sichern? Ich retirierte behutsam und versuchte, mein 30 m Seil auf einen Gipfelzacken hinaufzuwerfen. Doch es gelang mir nicht. Wohl zehn Minuten verträdelte ich damit, — „es hat nicht



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeffelens Pyr.-Korn-Pap.

Der Hirschbühelkamm von der Mairbergscharte  
(Im Hintergrund die Leoganger Steinberge)

sollen sein“, und „es wär' so schön gewesen“, was umsomehr bedauerlich war, weil der Zacken so schön über dem „Spreizschritt“ sich befand. Doch weiter links, etwas tiefer, war auch noch ein Felszacken. Bald hing das Seil von dort in zwei Enden zu mir herab. Dieser Ankerpunkt lag aber etwas draußen auf der Nordseite. Dies war wegen der Möglichkeit des Pendelns bedenklich, und ich vervollständigte das geplante Seilsicherungskunststück dadurch, daß ich in eine doppelt genommene Rebschnur Knoten flocht, sie an den zwischen zwei Blöcken des Westgipfels eingeklemmten Rucksack band und das andere Ende mir um den Leib befestigte. Damit hatte ich die Möglichkeit gewonnen, mich aus der Pendellage gegen den Spalt hinzuziehen, und zugleich die Gewißheit, im Falle des Gelingens vom etwas erhöhten Ostgipfel aus den Rucksack frei zu bekommen. Ich band mich nun ganz kurz ans doppelte Seil, das, am Zacken hängend, der Gewichtsprobe standhielt, und konnte nun mit gutem Gewissen an das turnerische Wagnis gehen. Für den Fall des Mißlingens hatte ich nun alles nach menschlichem Ermessen getan, was zu ersinnen möglich war. Diese Sicherung wirkte auch prächtig, wie sich bald zeigen sollte! Abermals grätschte ich mit gespreizten Beinen und verdrehtem Oberkörper, mit ausgestreckten Armen griff ich wieder hoch, verkrallte die Fingerspitzen in den kleinen Vertiefungen der Steinkante. Und nun galt's: klares Auge, feste Hand. Mit einem gewaltsamen Ruck, der an Wut grenzte, riß ich meinen Körper bei baumelnden Füßen über die Wandstufe hoch, um mittels Zugstemme in die Stütze zu gelangen. Und dies glückte mir auch, momentan wenigstens! Doch rasch muß ich mit einem Arm einen höheren, besseren Griff suchen — die andere Hand stützt das ganze Körpergewicht, ein Probieren des Griffes ist nicht möglich — auf gut Glück packe ich diesen mit der Rechten und entlaste die Linke, um mit ihr rasch nachzugreifen, da der Fuß in der Luft vergebens nach einem Stützpunkt tastet — da fühle ich, daß der Griff sich löst — Herrgott ich falle! — ist mein erster Gedanke, aber ich fiel nicht, ich stieß förmlich den Körper instinktiv mit dem linken Arm nach innen ab und sprang, die Kniee in Beuge, über den Spalt hinüber. Ein kräftiger Ruck am Körper, — da saß ich nun mit jenem Körperteil fast am Südrand des Ostgipfels, den die weise Mutter Natur zum Sitzen eben geschaffen hat, und blickte mit verduztem Gesicht in die gähnende Tiefe. Allmählich kam es mir zum Bewußtsein, daß mich der Strick vor dem Todessturz bewahrt hatte. Es überlief mich heiß, — mit fiebernden Nerven spürte ich das Blut mit Überdruck in meinen Schläfen hämmern, und nur das Schlagen des eigenen Herzens tickte noch durch die große Ruhe. Die Seele bebte, ich war tief bewegt und spürte den kalten Hauch der furchtbaren Gefahr, über die ich dank Überlegung und Vorsicht den Sieg davongetragen. Das gefürchtete Pendeln hatte ich mir durch den Sprung nach einwärts erspart. Aber diesen Sprung, den ich, 300 m über dem Karboden durch die Luft getan habe, werde ich nie vergessen! Jetzt aber schrie laut die Lust zum Leben in mir auf: „Denn nur der Lebende hat recht.“ Niemals empfand ich vorher die bejahende Daseinsfreude übermächtiger als in jenen Augenblicken nach dem glücklich verlaufenen Sturze. Die Gefühle, die rasch aufeinander in mir wach wurden: es ist nicht möglich, sie zu schildern mit Tinte und Feder. Nachdem ich den lähmenden Schreck der ersten Minuten überwunden hatte, gewann ich die seelische Ruhe wieder zurück. Was nun? Zuerst war ich zum Rückzug fest entschlossen; um keinen Preis wollte ich das Manöver noch einmal wiederholen. Mußte ich mir doch sagen: wenn ich mir bei dem Sprung nur den Fuß etwas verstaucht hätte, so wär ich wohl verloren gewesen, da man sich nirgends um mich ängstigte, denn auch die „Moidl“ erwartete meine Rückkehr nicht mehr, da ich vor hatte, am anderen Tage früh nach Hirschbühel abzu-

steigen. Also Umkehr, wo doch das heißersehnte Ziel so nahe winkt! Und dazu einen zweifelhaften Abstieg über den schwindligen Weg, den ich heraufgekommen? Offen gesagt, wäre die Rückkehr leichter gewesen, die Entsagung hätte den Sieg davongetragen über das heiße, ungestüme Verlangen, die Tur zu vollenden. Gab es denn aber keinen Ausweg aus diesen Zweifeln? Sorgsam prüfte ich die Felsen nach einer Möglichkeit des Durchkommens. Und nach längerem Suchen fand ich auch in den Falten des Felsens eine andere Lösung. Ich entdeckte eine andere Schwäche dieser rätselhaften Sphinxfigur und begann nun auf der Südseite zu lavieren. Durch eine „Hangeltraverse“ kam ich auf ein kleines Postament und konnte von hier, dank des Seiles, das ich jetzt genau in der Zugrichtung des Zackens zog, die grifflose Kantenwandstelle umgehen. Ohne Seilanwendung wäre dies aber nicht möglich gewesen. So war ich denn doch noch mit List auf den Ostgipfel gelangt. Schon wollte ich in meiner Siegesfreude hinausjauchzen; aber ein Blick in die bodenlosen Abgründe ringsum ließ mich noch verstummen! Denn ich stand noch recht isoliert mitten im Äther. Doch das Seil half auf der anderen Seite flott abwärts — ein zweimaliges Abseilen über die senkrechten Abbrüche einer Platte brachte mich in die Einschartung zwischen Grundübelturn und Grundübelhorn, und ich kam bald darauf über treffliche Plattenlagen in höchst genußvoller Klimmarbeit auf den Gipfel des Grundübelhorns — mein Ziel war erreicht. Meine Lungen pochten noch hörbar, als das Echo meines frohen Juchzers von Wand zu Wand rollte, zurück auf meinen Standort. Ich hatte die Zauberblume im Felsgewände gewonnen; überströmendes Glücksgefühl schwellte die Brust. Ich fühlte mich einem König in dieser Bergwelt gleich, ja mehr — ich fühlte mich als Eroberer! Nicht nur den Berg hatte ich erfolgreich bekämpft, nicht nur die tote Materie — mich selbst hatte ich von neuem gewonnen. Das Fürchten, das der Berg mich gelehrt — ich hatte es tapfer niedergezwungen und über die Gefahr durch Überlegung gesiegt. Aber ich schwor mir gleichzeitig, daß dies die letzte, schwere Tur sein sollte, die ich als Alleingänger unternehmen würde.

Weit davon entfernt, in solcher Situation einen prickelnden Nervenkitzel zu empfinden und mit der Gefahr „spielen zu wollen“, hatte ich, nur auf die eigene Kraft und List vertrauend, in zähem Ringen den widerspenstigen Fels unterjocht. Es schrie in mir auf vor sieghaftem Glück. Ich fühlte zwar den großen inneren Wert des Alleingehens — aber auch dessen Ernst, der leicht zum Verhängnis werden kann. Und dennoch möchte ich für das Alleingehen einige Worte sagen, wenn ich ihm gleich im Prinzip keineswegs das Wort reden kann. Schon das ungestörte alleinige Umherwandern im Hochgebirge bietet einen erhöhten Genuß, weil es uns ablenkt vom Alltagsgespräch, weil es den Menschen in intimere Beziehungen zur schweigenden Natur bringt, die ihm auf das laute Fragen nicht antwortet, sondern ihn immer wieder auf sich selbst zurückwirft; und gar das Alleingehen bei schwierigen Turen zwingt uns zu tieferem Sinnen über uns selbst, zur Selbsteinschätzung, Selbstbetrachtung, zum Selbstvertrauen, zur Sammlung unserer körperlichen und seelischen Kraft. Alles empfinden wir allein größer, tiefer! Aber anderseits ist nicht nur die physische Kraftanstrengung eine erhöhte; auch die moralische Verantwortung ist für den Einzelnen eine größere, die Gefahr des Alleinseins zweifellos eine gesteigerte, wie die alpine Unfallstatistik schlagend beweist. Daher möchte ich nur in gewissen Fällen eine beschränkte Berechtigung, allein schwierige Bergfahrten zu unternehmen, für einen kleinen Kreis ganz Tüchtiger anerkennen, für andere aber auf eine milde Beurteilung ihres Vermessens hinwirken, indem ich auf das Hauptmotiv des Alleingehens hinweise: auf das Bedürfnis nach Einsamkeit! Es ist doch keineswegs ein schlechtes Zeichen für den Kern eines Menschen, wenn er Freude daran findet,

in der Natur sich ganz allein zu ergehen, wenn er Mut genug hat, nur auf eigene Kraft gestellt, Entbehrung und Kampf zu bestehen. Die Einsamkeit verträgt nur jener, der sich selbst in jeder Stunde etwas zu sagen hat. Aber schwere Fels-turen allein zu unternehmen, hat nur der erprobte, reife, erfahrene Bergsteiger ein moralisches Recht; nur jener, der auch sonst die Bergfahrt leiten würde, die er ausführt; nur jener Tüchtige, der mit klarem Bewußtsein und rechtem Sinn an solche Turen herangeht; der allein zu stehen vermag wider Not und Gefahr; der sein Ich genau kennt und voll und ganz auf sich vertrauen kann. Die an sich berechnete Mahnung, womöglich mindestens zu zweien schwere Turen zu unternehmen, verträgt wohl auch Ausnahmen, wie jede Regel im menschlichen Leben.

Nun lasse ich mich auf dem ragenden Gipfel des Grundübelhorns nach zehnstündiger Arbeit heute zum erstenmal (3 Uhr nachm.) zu längerer Rast nieder; denn nun kann ich mir ein Stündchen Ruhe gönnen in stillem Schauen und wonniger Rast. Ich mache es mir bequem und strecke mich in süßem Nichtstun nach Verteilung allen Proviantes auf dem Polster des Rucksacks in der warmen Nachmittags-sonne aus! Dann wird die liebe, alte, gute Holzpfeife in Brand gesteckt und ich beginne nun mit Andacht die Nachmittagsruhe zu genießen. Und gebe mich dabei ganz der Wonne des Schauens hin! Ich wollte nachholen, was ich an ästhetischem Genießen bisher versäumt. Das Anstreben des fernen Zieles hatte heute diese Möglichkeit mir ziemlich versagt. Jetzt aber, nach getaner Arbeit sollte das geschmälerte Naturgenießen zu seinem Rechte kommen. Nach schweren Turen empfindet man dies in solchen Augenblicken umso intensiver. Der Eindruck der Szenerie ist ein tieferer auf die empfänglich gestimmte Seele, er wirkt beruhigend auf das durch fortwährende Spannung erregte Gemüt. Erst nach ehrlich strenger Arbeit überkommt den Menschen ein solcher Gipfelrausch, der eine Glückseligkeit auslöst, wie wir sie sonst im Leben so schattenlos und rein vergebens suchen.

Die Fernsicht ist hier natürlich weniger umfassend als von den Kulminationspunkten. Dafür aber der Nahblick in die Umgebung und ins Kar hinab umso instruktiver, der Tiefblick auf die Grundübelau und den smaragdgrün umranderten, dunklen Spiegel des Hintersees schaurig und wieder lieblich, ja entzückend. Und mir sind die umgebenden heimatlichen Chiemgauerberge, die Berchtesgadener Alpen und im Süden die Hohen Tauern im letzten Jahrzehnt gar gute Freunde geworden, seit meiner Jugend goldenen Tagen liebe Vertraute gewesen. Dadurch nehmen sie für mich beinahe menschliche Individualität an. Innige Freundschaft verbindet mich mit ihnen, ich kenne alle ihre Gesichtszüge in ernster und heiterer Stimmung. Viele Stunden reinsten Glücks habe ich mit ihnen schon gemeinsam verbracht. Von hier oben sieht man so recht den Kontrast der wilden Felsszenen und der lieblichen Tallandschaft der grünen Ramsau. Die atemlose Stille wird nur zeitweise unterbrochen von dem dumpf-rauschenden Röhren des Edelhirsches, der, vor der Brunft stehend, an den walddreichen Hängen des gerade gegenüberliegenden Hochkalters seinen Kampfruf und seine Liebesklage wie fernen Donner rollen läßt.

Vor dem Verlassen des Gipfels, um  $\frac{3}{4}$  Uhr, holte ich noch das in guter Blechkassette verwahrte schöne Gipfelbuch hervor, das Klubbruder Leuchs vor zehn Jahren heraufgetragen, als es von unserem „A. A.-V. München“ gestiftet ward. Es sind auch alle Namen der früheren Besteiger darin nachgetragen, fast durchweg Namen von gutem alpinen Klange: v. Barth, Purtscheller, Schückmit Sagschneider, Kederbacher und Preiß. Ich ersehe auch, daß seit Leuchs' Bezwingung des Westgrats, also seit neun Jahren, niemand mehr diese hervorragende Felstur unternommen hat. Vielleicht ist daran der lakonische Vermerk im „Hochturist“ mit schuld: „Auch von der Scharte zwischen Kleinem Mühl-

sturzhorn und Großem Grundübelhorn über dessen westlich vorgelagerten Turm wurde das Große Grundübelhorn äußerst schwierig erklettert.“

Ich gehe nun gemächlich und ständig „tabakbrennend“ über den leichten, aber luftigen Verbindungsgrat auf das Kleine Grundübelhorn und zum Knittelhorn hinüber. Um die Überschreitung des Hauptkammes bis zu seinem östlichen Verlauf durchzuführen, habe ich beschlossen, vom Knittelhorn nach Norden womöglich auf dessen Stützpfiler und von diesem direkt ins östliche Ende des Kars abzusteiigen (Abb. 2, S. 166). Und dies gelang mir auch prächtig. Dieser neue Weg bedeutet den kürzesten Abstieg von diesem östlichen Gipfel der Hörnergruppe. Es war hier nach steilen Grat- und Wandpartien lediglich eine kurze freie Abseilstelle an der Kante zu überwinden, um in die gutartigen Stemmkammine zu gelangen, die mich nach 1 1/4 Stunden schon auf den Boden des Wagendröschlkars brachten. Doch war's schon 6 Uhr abends — also an einem frühen Herbstabend gerade höchste Zeit zum Aussteigen aus den Felsen. Ich streckte mich der Länge nach platt aus und schlürfte gierig das in den Unebenheiten der Karrenplatten befindliche, nicht gerade chemisch reine Wasser. — Zum zweiten Male heute hatte sich inzwischen der Himmel purpurn gefärbt. Glühend rote Streifen durchschnitten den Äther. Nachdem der runde Feuerball wie eine glühende Masse geschmolzenen Stahls jenseits der noch teilweise hellen Kalkkuppen des Wagendröschlhorns und der Mühlsturzhörner hinabgestiegen war, verschwand der grelle Schein. Am Horizont erblaßten allmählich die Farben und ringsum starrte es düster in der steinernen Inselbucht des nach Westen ansteigenden Kares, das von den wilden Felsen und den Wänden der Steinberge eingeschlossen ist. Schon tauchte die volle Mondscheibe, wunderbar nahe scheinend, hinter dem Hohen Göll in die Höhe und zeichnete dunkle Umriss ins einsame Kar. Die Schatten der Nacht stiegen unmerklich langsam und in langen Linien aus dem schon längst in dunkelnde Dämmerung getauchten Tälern herauf zu mir einsamem Menschlein. Und während der Silberschein des Mondes ebenso langsam von den Höhen zu mir herabstieg, wanderte ich mit frohem Herzen über den Karboden empor. Die Grundübelhörner schienen wie Walhalls Zinnen über mir in den Himmel zu wachsen. Unter dem Stadelhorn fand ich nach einigem Suchen mein Kleiderdepot; ich zog mein trockenes Hemd mit unendlich wohllichem Gefühle an, steckte die Füße in den Bergsack, legte den luftdichten Gummimantel um meinen Körper und streckte mich mit Wonne auf den harten Felsboden der Länge nach aus — er erschien mir heute als wunderbar weiches Lager. Während ich dann sinnend in das mit Myriaden von Sternenaugen flimmernde Himmelsdach emporstarrte, fielen mir die Augen zu; der Engel des Glückes senkte frohen Frieden in mein Herz und bald fand ich den traumlosen Schlaf müder Bergsteiger.

## AUS DEM GEBIETE DER TÜBINGER HÜTTE (GARNERATAL<sup>1)</sup>, VORARLBERG)

□ VON Dr. KARL BLODIG □

Nach mehrjährigen, zum Teil recht schwierigen Verhandlungen, die sich namentlich darum drehten, wo die geplante Hütte entstehen solle, entschied sich die Sektion Tübingen am 10. November 1906 für das Hochplateau im hintersten Garneratale am Fuße der mächtigen Plattenspitze. Getreu dem Wahlspruche des D. u. Ö. Alpenvereins: „Die Kenntnis der Alpen zu erweitern und zu verbreiten, sowie deren Bereisung zu erleichtern“, wählte Tübingen unter mehreren, der Sektion empfohlenen Plätzen den gewiß hervorragendsten. War doch das ganze Berggrund, das den Abschluß des Garneratales bildet, bislang ohne passenden Stützpunkt, und es gehörte aus diesem Grunde zu den am seltensten besuchten Gegenden Vorarlbergs. Ferner bildet die Tübinger Hütte das längst ersehnte Bindeglied zwischen der Station Gargellen und dem Madlenerhause auf dem herrlichen Höhenwege von Gaflei am Hange des Dreischwesternberges bis zur Wiesbadener Hütte am Fuße des berühmten Piz Buin. Als ich im September 1909 nach der Tübinger Hütte zog, waren in ihrem nächsten Umkreise noch neun, sämtlich über 2750 m hohe Spitzen unbestiegen und unbenannt. Dieser Umstand allein beweist schon, daß die neue Tübinger Hütte einem wirklichen Bedürfnisse entsprach. Im Bestreben, im Laufe der Jahre die Gebirgsgruppen Vorarlbergs durch die Schriften des D. u. Ö. Alpenvereins seinen Mitgliedern näher zu bringen, nahm ich die Erbauung der Tübinger Hütte zum willkommenen Anlasse, den benachbarten Teil der Silvrettagruppe behufs eingehender Beschreibung zu besuchen.

Ich verließ Schruns am 12. September 1909 um 5 Uhr nachmittag und betrat um 7 Uhr 30 Min. abends den alpinen Mustergasthof „zum Rößle“ in Gaschurn. Um 8 Uhr 25 Min. ging's dann, natürlich mit der Laterne, zur Ill hinab und auf breitem Alpenwege nach dem Maisäß-Ganeu, bei dessen Hütten ich um 9 Uhr 25 Min. anlangte. Von dem zum Großteile mit dunklen Wolken bedeckten Himmel blitzten einzelne Sterne herab und ließen die Witterungsaussichten für den anderen Tag wenigstens als nicht ganz hoffnungslos erscheinen. Man hatte mir hinsichtlich des „Auslassens“ des Weges hinter den Hütten von Ganeu und der Art, seiner in der Nacht wieder habhaft zu werden, allerdings einige Angaben gemacht, aber ich mußte in der stockdunkeln Nacht dennoch einige Zeit herumsuchen, bis es mir gelang, den Pfad wieder zu erwischen. Manchmal flog mir ein aufgeschreckter Vogel dicht am Kopfe vorbei, sonst war das Rauschen des tief in der Schlucht dahinschießenden Garnerabaches der einzige Laut, der die Stille der Nacht störte. Es war 10 Uhr 30 Min., als ich bei der ob dem Garnerasee befindlichen „Gärtnerruhe“ vorbeiging. Um 11 Uhr 5 Min. klopfte ich bei der Garneraalpe an

1) Bezüglich der Schreibweise Garners oder Ganers teilt mir Herr Schulrat Professor Dr. Zösemair in Innsbruck folgendes mit: Bleiben Sie bei der Schreibung Garners. 1548, 12. November erscheint urkundlich eine Alpe Garnaren und das Maisäß Ganeuw in Gaschurn, 1610 das Tal Garners. Dieser Name ist in Vorarlberg durchaus nicht selten. Gerade in Gaschurn ist auch ein Anwesen Garra an der Ill ein Garnäre Hof, Güter und Wald auf dem Dünserberg, Garney oder Itschgarneyalpe im Großen Walsertale, Garnitz-Alpe in Laterna, Garnig in Sattelns, Garna Weideboden in Dalaas, usw. mit überall viel-

leicht demselben Grundworte und irgend einer Ableitungssilbe. Das Grundwort kann sein: 1. Gorna oder Garne d. h. Rinne, Rinnal, Runst, Tobel, also Vallis Garnaria = Tobetal. 2. Ein Garner gibt es zu Mons und Obervatz in Graubünden, wohl möglich auch durch Umsetzung aus Granarium = Stadel, Kornstadel. 3. Carnermi oder Carnerm heißt im Mittelalter Schaf, also Schafal. 4. Kann das r auch eingeschoben sein und das alte Grundwort canna, Rohr, Schilf, vallis canaria (Ganra)-Riedtal gelauter haben.

und erkundigte mich über die Weiterführung des Weges. Bis zu den Hütten des sogenannten Staffels, die ich um 11 Uhr 40 Min. erreichte, war der Weg gut kenntlich, dann aber verlor er sich völlig und ich war eben daran, umzukehren und in einer der Hütten des Staffels den Morgen zu erwarten, als ein großer Wegweiser aus dem Dunkel auftauchte und wenige Schritte von ihm entfernt ein frisch angelegter, breiter Weg begann. Vertrauensvoll folgte ich ihm und er führte mich in mäßiger Steilheit an der rechtseitigen Talwand schräg aufwärts. Nach einigen Kehren geleitete er mich zur Tübinger Hütte, 2100 m, deren Türklinke ich kurz vor 1 Uhr nachts anfaßte. Zu meinem Leidwesen trug die Vortüre nicht das Alpenvereinschloß. Ich mußte daher Freund Compton, der schon am Vortage hier Standquartier genommen hatte, aus dem Schlafe pochen. Nach dem sechsstündigen strammen Marsche, den ich hinter mir hatte, verfiel ich sofort in tiefen Schlaf.

#### KESSISPITZEN UND GARNERASPITZEN

Kessispitze, 2834 m, Kessikopf, 2767 m, Westliche Garneraspitze, 2843 m, Östliche Garneraspitze, 2859 m.

Der 13. September brach nicht sehr verheißungsvoll an. Das Thermometer zeigte trotz der bedeutenden Höhe, in der wir uns befanden, 12,5° C.; der Himmel war mit einem, wenn auch durchsichtigen weißen Schleier bedeckt. Während Compton sein Malgeräte ordnete, trat ich vor die Hütte und musterte die Umgebung. Auf einer aussichtsreichen kleinen Plattform erbaut, gewährt das neue Haus einen ausgezeichneten Überblick über das ganze Berggrund, das die Umrahmung des Garneratales bildet. Von den nordöstlich aufragenden Kämmen des Hochmaderers, der aber selbst nicht sichtbar ist, bis zu den Höhen der nördlich stehenden Versertla ist es eine Kette von 14 km Länge, die man von hier überschaut. Unmittelbar östlich der Hütte ragen zwei prächtige Felsgestalten auf, der „Schwabenturm“ und die „Schwabenplatte“, so benannt von dem ersten Ersteiger, Herrn Direktor Lochner, St. Gallenkirch. Nördlich von dem erstgenannten Berge erblickt man die Valgragisspitze, 2784 m. Dicht neben der Schwabenplatte erscheint ein Felsturm, der gleich der Valgragisspitze schon dem wasserscheidenden Kamme gegen das Cromertal angehört; er ist durch zwei fingerförmige Zacken auf seinem Gipfel ausgezeichnet und war am Morgen des 13. September noch unerstiegen. Dann folgt gegen Süden hin die Östliche Plattenspitze, 2858 m, die Plattenscharte, 2742 m, und dann das Glangstück des Talschlusses, die 2880 m hohe Westliche Plattenspitze. Ein Felssporn teilt den von ihr herabwallenden Garneraferner in zwei Arme. Dann setzt sich der Grat über mehrere, damals noch unerstiegene, höchst charakteristische Felstürme nach Südwesten fort. Besonders die erste Erhebung westlich der Plattenspitze, 2980 m, dürfte das Blut der zünftigen Besucher des Garneratales in Wallung bringen, denn die täuschende Ähnlichkeit dieses Turmes mit der berühmten Dent du Géant in der Montblancgruppe kann kaum übersehen werden. Ich schlage für diesen kühngeformten Obelisk den Namen „Garneraturm“ vor. Der Topographische Atlas der Schweiz verzeichnet im weiteren Kammverlaufe gegen die Kessispitze hin die Koten 2859 und 2843. Ich folge in meiner kleinen Abhandlung dem obengenannten Kartenwerke, da es in Zeichnung und Kotierung der österreichischen Spezialkarte gerade auf dem stark veralteten Blatte „III-Ursprung“ weit überlegen ist. Westlich vom P. 2843 m senkt sich die Kammlinie zu einem etwa 2650 m hohen Firnsattel hinab, um sofort wieder auf eine Höhe von 2767 m emporzusteigen. Über einige unbedeutende Kuppen streicht der Grat dann zur Kessispitze, 2834 m. Eine wilde Zackenreihe führt uns dann zum Garnerajoche, 2485 m, hinab. Es folgen der Hinterberg, 2691 m, der Mittelberg, 2661 m, und zwischen beiden

die von der Bevölkerung allgemein als Vergaldnerjoch bezeichnete Einsenkung. Die Karten legen diesen Namen einem zwischen dem Mittelberg und dem Kuchenberg gelegenen, 2486 m hohen Sattel bei. Im Einverständnis mit den Vorständen der Sektionen Tübingen und Vorarlberg schlage ich für das zwischen Hinterberg und Mittelberg gelegene Joch den Namen „Hinteres Vergaldnerjoch“ vor. Nördlich vom Vergaldnerjoch verliert die Umrahmung des Garneratales den hochalpinen Charakter und weist im Matschunkopfe 2466 m, im Knappenbergle 2375 m und in der Versettla 2462 m Höhe auf. Gegen Norden überblickt man die saftig grünen Weiden des Garneratales mit den Hüttenkomplexen von Staffel und der eigentlichen Garneraalpe. Darüber erscheinen einige Berge der westlichen Ferwallgruppe



*Garnerasee*

zwischen Geisterspitze und Tollespitze und in weiter Ferne erblickt man die Rote Wand am Formarinsee.

Wir verließen das Schutzhaus um 7 Uhr 45 Min. und folgten zuerst dem gegen das Vergaldnerjoch führenden Alpenvereinswege. Er leitete uns zwischen großen Felsblöcken an kleinen Wassertümpeln und prächtig grünen Wiesenflecken vorbei nach dem mächtigen Trümmerfelde, das sich am Fuße der Kessispitze ausbreitet. Der Hauptsache nach boten sich uns drei Anstiegsmöglichkeiten dar: über den Ostgrat, die Nordflanke und den Nordwestgrat. Ungezählte Varianten ließen sich da ausführen, je nachdem man eine der verschiedenen Rippen und die dazwischen liegenden Rinnen wählen wollte. Wir gaben jener Route, die uns am raschesten und mühelosesten zum Ziele zu bringen schien, den Vorzug, und das war jene durch die Nordflanke. Anfänglich stiegen wir über grobes Blockterrain hinan, betraten dann ein kleines Schneefeld, überschritten hierauf

einen Felsriegel und näherten uns so dem Rande des großen Firnfeldes, das nordöstlich von der Kessispitze liegt. Dieses wurde auf dem leicht zu begehenden Felsterrain, das sich an seiner westlichen Begrenzung befindet, umgangen, und wir betraten, ohne irgendwelchen Schwierigkeiten zu begegnen, um 9 Uhr 45 Min. die Spitze des Berges. Wenn wir die Kessispitze zu unserem ersten Ziele gewählt hatten, so geschah dies deshalb, weil ihre Lage im hintersten Winkel des Garneratales uns eine gewisse Gewähr in Betreff der von dem Gipfel zu erwartenden Rundschau geben zu können schien. Unsere Voraussetzungen wurden in vollem Maße erfüllt. Sowohl das Massiv der Plattenspitze, als auch der Kammverlauf von ihr gegen den Hochmaderer konnten in aller nur wünschenswerten Deutlichkeit studiert werden. Ferner eröffnete sich uns ein sehr belehrender Blick in das Gefüge und den Aufbau der Eisenthälispitze, 2882 m, die wir trotz ihrer imposanten Gestalt als nicht im eigentlichen Gebiete der Tübinger Hütte liegend aus unserem Programme ausschalteten. Überaus großartig erwies sich der Anblick der Seehorngruppe, obgleich eine der berühmtesten Spitzen des Gebiets, der Groß Litzner, verdeckt durch das Riesendreieck des Großen Seehorns, unsichtbar blieb. Dafür entschädigt den Besucher der Kessispitze der Blick auf die Plattenhörner, den königlichen Linard, die scharfe Silhouette des Verstanklahorns und der Torwache, die schöne Firngestalt des Piz Fliana, sowie die anderen das Becken des Silvrettagletschers umstehenden Höhen: Die beiden Buine, das Silvrettahorn und die Erhebungen des Grenzkammes zwischen dem Fermunt- und Jamtalerferner; von der Dreiländerspitze bis zu den zackigen Hennebergerspitzen ist das eine stattliche Anzahl. Da die Kessispitze im wasserscheidenden Rücken zwischen Montavon und Prättigau steht, besitzt sie bei ihrer bedeutenden Höhe naturgemäß gegen das Bündnerland eine ganz unbeschränkte Rundschau. Besonders die in unmittelbarer Nähe gelegene Kette der Fergenhörner mit dem berühmten Fergenkegel, dann die über dem Hühnersee steil auferichtete Gruppe der Seescheien sind es, die das Interesse auch verwöhnter Alpinisten zu erregen imstande sind. Am ungünstigsten liegt der Berg für die Betrachtung des Rätikons, da er so ziemlich in der Verlängerung der Streichrichtung dieses Gebirgszuges aufragt.

Dagegen präsentieren sich die Hauptgipfel des nahen Ferwallgebiets, sowie die Berge des Klostersales ganz prächtig. Mehr lokales Interesse freilich werden die relativ niedrigeren Berge des Bregenzerwaldes hervorrufen. Freund Compton hatte schon ein großes Stück der Plattenspitzgruppe in sein Zeichenbuch gebannt, bis ich mit der gewissenhaften Aufzeichnung der Rundschau zu Ende gekommen war. Es begann die Teilung der Arbeit insoferne, als ich ihm mundgerechte Bissen zuschob; heute war dies besonders nötig, da das Wetter sich beängstigend schnell verschlechterte, so daß die Minuten für seine Arbeit doppelt kostbar waren.

Um 12 Uhr schlugen die von Südwesten heranziehenden Nebelmassen über uns zusammen; Compton war soeben fertig geworden, packte sein Malzeug ein und wir machten uns an den Rückweg. Um in touristischer Beziehung wenigstens etwas neues zu leisten, wählten wir zum Abstiege den Ostgrat des Berges. Über leicht zu begehende Platten, kleine Felsbänder und durch flache Rinnen stiegen wir von 12 Uhr 5 Min. bis 12 Uhr 30 Min. zu einem geräumigen, mit Schutt bedeckten Sattel hinab; nördlich der Gratfortsetzung zieht sich ein breites, firnbedecktes Band hin. Wir wählten zum Weiterkommen tunlichst den Grat und bogen nur für wenige Meter gegen Süden aus, wenn die dem Kamme aufgesetzten kleinen Zacken und Türme die voraussichtliche Arbeit als verhältnismäßig zu zeitraubend erscheinen ließen. Um 12 Uhr 45 Min. standen wir auf der im Top. Atlas mit 2767 kotierten Spitze, der höchsten Erhebung zwischen Kessispitze

Plattenscharte

Östl. Plattenspitze    Nördl. Plattenturm  
Südl. Plattenturm

Valragisspitzen  
Zwillinge im Valragis

Hochmaderer



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

*Hochmaderer und Valragiskamm vom Kleinen Seehorn gesehen.*

und dem Massiv der Plattenspitze, für die ich den Namen Kessikopf vorschlage, da die Erhebung dem Massiv der Kessispitze angehört und nur eine Rückfallskuppe dieses Berges darstellt. Immer dem abwechslungsreichen Grate nach Möglichkeit treu bleibend, stiegen wir bis 1 Uhr zum tiefsten Sattel zwischen dem Massiv der Kessispitze und dem der Plattenspitze ab.

Nach Süden hin sind es mit Schutt bedeckte Hänge, die von hier aus nach dem hintersten Grunde des schweizerischen Schlappinatales und zum Hühnersee hinabführen; im Norden reichen die Firnfelder des Garneragletschers bis zur Paßhöhe herauf. Ich schlage für diesen Sattel, der einen ebenso lohnenden als leicht zu erreichenden Übergang nach der Schweiz darstellt, den Namen Kessijoch vor. Die Höhe dürfte etwa 2650 m betragen. Hier blieben wir, durch eine überhängende Felswand vor dem kalten Winde und den hin und wieder fallenden Graupeln geschützt, kurze Zeit sitzen und schon hatte ich mich in mein Schicksal ergeben, wieder zur Hütte absteigen zu müssen, als plötzlich die Sonne hervorbrach und die Nebel verschwanden. Compton, zuvorkommend wie immer, deutete gegen die über uns sich auftürmenden Klippen der Plattenspitzengruppe und meinte, daß ich wohl gerne da hinaufsteigen möchte. Wie schnell sprang ich da auf, und um 1 Uhr 10 Min. waren wir wieder im Anstiege gegen die mit 2843 kотиerte Spitze begriffen. Eine sehr hübsche und dabei leichte Kletterei führte uns abwechselnd über große Blöcke, durch zierliche Risse und auf guten Gemswechseln bis 1 Uhr 40 Min. nach dem P. 2843, den ich als Westliche Garneraspitze bezeichnen möchte. Die Erhebung bildet den südlichsten Punkt des ganzen Garneragebietes und entsteigt dem Garneragletscher, so daß der vorgeschlagene Name ziemlich gerechtfertigt scheinen dürfte. Hier war auch der Blick auf den schön umrahmten Seegletscher frei geworden. Man erblickt die beiden im Seetale gelegenen Seen, Schottensee und schlechtweg „der See“ genannt, ferner den im obersten Küblisertale eingebetteten Hühnersee. Reizvoll erheben sich zur Seite des mächtig dominierenden Großen Seehorns die beiden kleinen Seehörner und die Zackenkrone der Seescheiben. Die letztgenannten sind von der Tübinger Hütte aus leicht über das Kessijoch erreichbar. Nun kletterten wir, aber jetzt in nordöstlicher Richtung, zum nächsten Sattel hinab, den wir um 1 Uhr 45 Min. erreichten. Endlich begann die Tur auch sportlich etwas interessanter zu werden. Die nächste Erhebung im Grate gegen die Plattenspitze, P. 2859, stellte sich als ein nach allen Seiten prall abfallender Riesenblock dar. Die Spitze besitzt ganz oben eine Art Felsenfenster; wir taufte sie Östliche Garneraspitze. In sehr schöner Kletterei, die gleichwohl für Geübte nirgends eigentlich gefährlich genannt werden konnte, näherten wir uns dem letzten Aufbau des Turmes. Da hieß es nun mittels eines sehr weiten Spreizschrittes sich hinaufarbeiten, aber ohne daß man vorher an der gegenüberliegenden Felswand einen eigentlich sicher zu nennenden Griff gehabt hätte. Compton hatte einen jungen Engländer mitgenommen, dem er Unterweisung im Malen gab; da der junge Mann das erste Mal im Gebirge war, so wagten wir besonders beim Mangel eines Seiles nicht, ihn eine ebenso schwer zu überwindende als im Falle eines Sturzes bedenkliche Kletterei ausführen zu lassen. Mit Unterstützung Comptons schwang ich mich auf den obersten Gipfelblock hinauf und stand um 2 Uhr auf der Östlichen Garneraspitze, 2859 m. Ich überzeugte mich, daß eine Überschreitung des Turmes ohne Seil oder Kletterschuhe besonders in Hinsicht auf unseren Schützling, der sich allerdings für einen völligen Neuling geradezu hervorragend tapfer hielt, untunlich war. Eine Flucht von ziemlich geneigten Platten zog von meinem Standpunkte nach dem nächsten Sattel hinab; jenseits erhob sich dann ein anscheinend recht widerhaariger Gesell, der schon mehrfach von mir erwähnte

Garneraturm, den man freilich auch hätte umgehen können, um zur Scharte südwestlich der Westlichen Plattenspitze, 2880 m, zu gelangen. Dieser waren wir nämlich inzwischen schon recht nahe gerückt. Ich kletterte nun zu meinen Begleitern zurück und nach fruchtlosen Versuchen meinerseits, den Garneraturm auf einer leichten Route zu umgehen, stiegen wir gemeinsam zu jenem Sattel hinunter, den wir um 1 Uhr 45 Min. zum erstenmal betreten hatten. Hier blieben wir kurze Zeit, da ich mich etwas erholen mußte; um 2 Uhr 35 Min. aber traten wir über den westlichen Ast des Garneragletschers den Abstieg nach der Tübinger Hütte an. Compton und ich hätten da wenig Federlesens gemacht und wären über die steilen Firnfelder abgefahren. Unserem Begleiter durften wir aber derartiges nicht zumuten, besonders bei dem Umstande, als öfter kleine und größere Felsen aus dem Schnee hervorguckten. Wir mußten im Gegenteile gerade die Felsen aufsuchen, da sich ja Ungeübte auf solchen noch weit leichter zurechtfinden als auf steilem Firne. Um 4 Uhr betraten wir das gastliche Heim der lieben Herren aus Schwaben, wohl zufrieden mit unserem Tagwerke, da der Grat zwischen Kessispitze und Östlicher Garneraspitze vorher noch nie begangen worden war.

◻ ◻ VOM HOCHMADERER ZUM  
SÜDLICHEN VALGRAGISTURM

Hochmaderer, 2825 m, Valgragisspitze, 2784 m, Südliche Valgragisspitze, ca. 2750 m, Valgragriskopf, ca. 2770 m,

Nördlicher Valgragristurm, ca. 2800 m, Südlicher Valgragisturm, ca. 2790 m.

Kaum waren wir am 13. September nachmittags in die Tübinger Hütte getreten, als der Regen schon an die Scheiben schlug; das Barometer fiel ganz außerordentlich rasch, und als wir uns am 14. von den guten Betten erhoben, schneite es von 2500 m aufwärts wie zu Weihnachten. Auch der 15. ließ sich nicht besser an, und Compton und sein Nacheiferer wurden wohl ein halbdutzendmal durch die Regenschauer unter das schützende Dach zurückgejagt, sobald ihr Tatendurst sie bei der geringsten Aufhellung ins Freie getrieben hatte. Am Abend des 15. endlich helte sich der Himmel auf, die Rote Wand sowie die Silbertalergipfel wurden wieder sichtbar, und als ich mich am 16. September um 5 Uhr morgens erhob, war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Wir verließen die Hütte um 6 Uhr und gingen auf dem neuen Alpenvereins-Wege längs der westlichen Abdachung des Valgragiskammes gegen das Gonschettatal hinauf. Weiter oben hörte der Weg zwar so ziemlich auf, aber da und dort deuteten uns rote Marken an, daß wir uns auf der allgemein üblichen Route befanden. Mit jedem Schritte erweiterte sich die Aussicht, und als wir um 7 Uhr 20 Min. im Hochmadererjöchel standen, flog unser Blick frei vom Finsteraarhorn bis zu den Ötztaler Gipfeln. Den Glanzpunkt der Aussicht bildete die Litznergruppe, sowie die Gegend um das Fluchthorn. Ich will mich über den Ausblick vom Joche hier nicht näher auslassen, da ich das Panorama vom Gipfel des Hochmaderers eingehend zu behandeln gedenke; nur soviel soll hier bemerkt werden, daß der Übergang vom Garneratale nach dem Cromertale, beziehungsweise von der Tübinger nach der Saarbrücker Hütte für sich allein schon ohne eine Gipfelbesteigung sehr lohnend ist. In den meisten Beschreibungen heißt es, „man folgt vom Hochmadererjöchel aus dem Grate“, um zur Spitze des Hochmaderers zu gelangen. Ich will nicht behaupten, daß dies zu den Unmöglichkeiten gehört, denn die Leistungen der Jungmannschaft der alpinen Körperschaften lehren uns mit dem Worte „unmöglich“ sehr vorsichtig zu sein. Aber so viel steht fest, daß es eine kolossale Verschwendung von Kraft und Zeit wäre, dem Grate zu folgen, wenn es sich nur darum handelt, den Gipfel zu erreichen. Man geht

vom Hochmadererjöchl am besten in nordwestlicher Richtung über leichte Schrofen, kleine Bänder und durch flache Rinnen zu einer weiten, schwach geneigten Schutthalde hinan, die sich im Westen des Gipfels befindet; 7 Uhr 50 Min. Wir querten die Halde in nördlicher Richtung gegen jenen Felsriegel, der sie nach Norden hin begrenzt. Dort angekommen erblickten wir die auf dem Gipfel des Hochmaderers befindliche Stange. Entlang der Felswand stiegen wir nun gegen Osten hinauf zum Nordgrat des Berges, den wir etwa 15 m unterhalb der höchsten Erhebung erreichten. Über die völlig verschneiten Platten arbeiteten wir uns hinauf und standen um 8 Uhr 15 Min. auf dem Gipfel des Hochmaderers, 2825 m. Obgleich wir durch ältere und neuere Beschreibungen der Rundschau schon auf etwas Außergewöhnliches vorbereitet waren, wurden wir doch durch die Weite des Horizonts sowohl, als durch die Schönheit einzelner Teile des Panoramas auf das angenehmste überrascht.

Während der anderthalb Stunden, in denen Compton auf dem Gipfel malte, hatte ich hinreichend Zeit, die schier unermeßliche Rundschau zu bewundern. Gleich die allernächste Umgebung des Berges gehört zum Schönsten, das man in Vorarlberg sehen kann. Die Litznergruppe, der Tiefblick in das Cromertal und zum Madlenerhaus, das Fluchthorn und die Zackenkrone der Küchel- und Kuchen spitze, die imposante Gestalt des Patterliols, sie alle müssen geschaut und können nicht geschildert werden. Zwischen der dunkeln Pflunspitze und dem Dreieck der Eisentalerspitze leuchtet die blitzblanke Reutlinger Hütte von der Wildebene herauf. Über dieser flachen Einsattelung erscheinen die Klostertaler Berge, allen voran die Wildgruppe sowie die den Spullersee umragenden Höhen. Die Lechtaler Berge und die Gipfel des Bregenzerwaldes schließen das formenreiche Bild gegen Norden ab. Jenseits der Furche des Illtales, in dessen Gebiet man die Ortschaften Bartolomäberg und Thüringerberg erblickt, erhebt sich die jetzt ganz unscheinbar aussehende Gruppe der Heimspitze und Valisera, überhöht von der Sulzfluh, der Drusenfluh und der wahrhaft in königlicher Majestät aufragenden Scesaplana. Südlich davon erscheinen die Berge der Ostschweiz, die Ringelspitze, der Tödi, und im Glanze all ihrer Schönheit und Pracht die Gipfel des Berner Oberlandes vom Schreckhorn bis zum Aletschhorn, in ihrer Mitte das mächtige Dreieck des Finsteraarhorns. Die Gruppen, welche an der Wiege des Rheins stehen, wie das Rheinwaldhorn, und die Berge des Oberhalbsteins, sind alle Haupt an Haupt trefflich sichtbar. Die Graubündner Alpen schließen das Berggrund gegen Süden ab. Im Vordergrund machen die Eisen thälispitze, die Kessispitze, die Fergenhörner und die Plattenspitze prächtig Figur; in allernächster Nähe entragen dem uns besonders interessierenden Valgragisgrate eine Reihe schöner Berge und Türme, die wir noch am selben Tage zu besuchen gedachten. Vergeblich suchte ich die Saarbrücker Hütte zu erspähen, doch sind es die Ausläufer der Valgragisspitze, welche die „schwarzen Böden“, auf denen die Hütte steht, verdecken. Auch die Tübinger Hütte ist von unserem Standpunkte aus nicht sichtbar. Um 9 Uhr 50 Min. brachen wir wieder auf und erreichten, im tiefen Neuschnee getreulich den Fußspuren unserer Anstiegsroute folgend, um 10 Uhr 15 Min. wieder das Hochmadererjöchl.

Die nächste Erhebung gegen Süden ist die Valgragisspitze, 2784 m. In fünf Minuten umgingen wir vorerst einen Felskopf an seiner Westseite, um in einen zweiten, etwas höheren Sattel zu gelangen. Von hier stiegen wir bis 10 Uhr 45 Min. über vereinzelt Rasenpolster, leicht begehbares Felsterrain und über große Blöcke zu einem Firnfeld hinan. Wir querten es in südwestlicher Richtung bis zu einer Mulde, die in einen sekundären Grat eingebettet ist, der sich von dem Massiv der Valgragisspitze nach Nordwesten absenkt. Hier blieben wir behufs Auf-

nahme einer Skizze und verschiedener Lichtbilder einige Zeit. Von keinem anderen Punkte aus tritt die wundervolle Architektur der Valragisspitze so günstig hervor: Der letzte Gipfelbau stürzt nach Norden in senkrechter Felswand ab und der Blick trifft unmittelbar daneben die tief unten ausgebreitete Bielerhöhe, sowie das freundliche Madlenerhaus. Während Compton noch arbeitete, stieg ich über das Firnfeld hinan, um die schwächste Seite der Valragisspitze zu erkunden. Dies ist die Westflanke des Berges, über die ich um 11 Uhr 15 Min., allerdings vom Neuschnee arg behindert, die 2784 m hohe Spitze erreichte. Dicht östlich von ihr befindet sich eine zweite, fast gleich hohe Erhebung, die vom Hauptgipfel durch eine tiefe Scharte getrennt ist. Sie wies steile, große Platten auf, die aber an jenem Tage derart verschneit waren, daß wir gar keinen Versuch machten, den zweiten Gipfel zu erreichen. Auch hier fertigte Compton eine größere Skizze. Mich fesselte vor allem die Fortsetzung der Kette gegen die Östliche Plattenspitze hin. War doch das ganze nun folgende Gratstück unbetreten, auch wies die Karte keinen einzigen Namen auf. An jenem Tage konnten Compton und ich uns im kleinen wenigstens in die Stimmung und Lage der Gründer und Pioniere unseres Alpenvereins, der Grohmann, Petersen, Ruthner und Stüdl, hineindenken, die durch Jahre das reizvolle Vergnügen genossen, unbenannte, unkertierte Gipfel zu besteigen.

Zwischen der Valragisspitze und der Östlichen Plattenspitze, von welchen bekannten und gut bestimmten Punkten ich ausgehe, weist der Grat acht deutlich ausgeprägte größere Erhebungen auf. Wir bestiegen am 16. September 1909 die vier nördlichen, am 17. und 18. die beiden südlichsten dieser Berge; die beiden mittleren, die einen mächtigen Doppelgipfel bilden, konnten wir wegen Schneebedeckung und Vereisung damals leider nicht erreichen. Die Rundschau von der Valragisspitze ist trotz der geringen Entfernung vom Hochmaderer, und obgleich der Höhenunterschied der beiden Berge doch kein sehr bedeutender ist, entschieden minderwertig. Vor allem fehlen die hübschen Talaussichten, auch erschien uns die Gruppierung der einzelnen Ketten vom Hochmaderer gesehen ganz unvergleichlich günstiger. Erwähnt sei, daß man die Tübinger Hütte sieht. Gerade um Mittag setzten wir unsere Reise in ein unbekanntes Land fort. Um 12 Uhr 10 Min. standen wir in einem Sattel, von dem aus treffliche Gernwechsel über Bänder, teilweise auch in der Ostflanke des Hauptgrates gegen Süden führten. Jede Felsecke bot ein neues, überraschend hübsches Bild, dazu genießt man ununterbrochen den Anblick der großartigen Silvrettagruppe im engeren Sinne, mit ihren weithin leuchtenden Gletscherfeldern und so ungemein formenschönen Gipfelbauten. Um 12 Uhr 35 Min. standen wir auf der ersten Erhebung südlich der Valragisspitze, die wir auf 2750 m schätzten und Südliche Valragisspitze benannten. Nach Erbauung eines kleinen Steinmannes setzten wir unsere Forschungsreise fort. Es folgten einige hübsche, sehr luftige Grate, deren Begehung bei der starken Neuschneebedeckung sich teilweise sehr interessant gestaltete. Wir stiegen dann durch eine tiefe Rinne gegen das Cromental ab und standen nach Querung einer steilen Felswand um 1 Uhr in einem breiten Sattel. In 20 Minuten stiegen wir dann, im Neuschnee oft knietief wattend, über Felsboden zum nächsten Gipfel hinauf, dem wir eine Höhe von 2770 m zugestehen möchten. Wir bezeichneten ihn als Valragiskopf. Er beherrscht das Cromental, gegen das er weit hinausragt. Die Tübinger Hütte war von ihm nicht sichtbar. Wir blieben zehn Minuten oben, da Compton eine Zeichnung anfertigte; von 1 Uhr 30 Min. bis 1 Uhr 40 Min. stiegen wir dann zum nächsten Sattel hinab. Jenseits erhob sich ein prächtiger Turm, der allem Anscheine nach noch höher ist als die Valragisspitze, wie wir wenigstens vom Hochmaderer aus feststellten. Plattige, beschneite Felsen ließen einen Versuch zu seiner Ersteigung über die uns

zugewandte Nordseite als aussichtslos erscheinen. Wir stiegen über schmale Bänder, deren Begehung des Neuschnees halber recht unangenehm war, auf die Westseite des in Frage stehenden Berges hinüber und ich versuchte hier, angeseilt und von Compton unterstützt, über eine Platte hinaufzuklimmen. Aber die nassen, grifflösen Felsen machten es mir unmöglich, die nur etwa 10 m hohe Stelle zu überwinden. Bei trockenen Felsen muß es geradezu ein köstlicher Leckerbissen sein, hier hinaufzuturnen. Nun gingen wir nach Süden weiter und von dieser Seite gelang es uns, trotz noch größerer Steilheit im Aufbau des Berges, den Gipfel zu erreichen. Sobald wir den massenhaft liegenden Neuschnee weggeschafft hatten, erschienen gutgriffige Felsen und ich gelangte, von Freund Compton trefflich versichert, um 2 Uhr 20 Min. auf den zirka 2800 m hohen Gipfel. Nun lagen die Erhebungen zwischen dem Hochmaderer und unserem Standpunkte unzweifelhaft unter uns. Wir taufte den Gipfel »Nördlicher Valgragisturm« und bitten, falls diese Bezeichnung nicht genehm sein sollte, um bessere Vorschläge. Leider vergaß ich zu notieren, ob man die Tübinger Hütte von hier aus sieht. Nach Erbauung eines kleinen Steinmannes rüsteten wir uns um 2 Uhr 30 Min. zur Fortsetzung unserer Entdeckungsreise.

Da wir ein sehr langes (60 m) Seil bei uns hatten, seilte sich Compton über die große Platte an der Nordseite des Berges, die wir im Aufstiege bei den heutigen Schneverhältnissen als nicht begehbar bezeichnet hatten, ab; dann folgte ich auf gleiche Weise. Rasch umgingen wir dann auf wohlbekanntem Pfade den eben besiegten trotzigen Gesellen an seiner Westseite zum zweiten Male, und stiegen über leichte Felsen auf den nächsten südlich gelegenen Turm, den wir um 2 Uhr 50 Min. erreichten. Wir nannten ihn Südlichen Valgragisturm und schätzten seine Höhe auf 2790 m. Von ihm aus erblickten wir die Tübinger Hütte. Ich bemerke dies immer deshalb, weil ja hierdurch in Bezug auf das Zurechtfinden in dem unbekanntem Gebiete ein kleiner Fingerzeig gegeben wird. Uns deuchte dieser Turm der vielleicht beste Standpunkt für die Würdigung der Seehorngruppe. Comptons Stift und Pinsel tanzten durch mehr als eine Stunde auf dem Papier herum, um das wundervolle Bild festzuhalten. Während dieser Zeit war ich fleißig daran, den besten Weg nach dem nächsten, südlich gelegenen Sattel ausfindig zu machen. Die Sache erwies sich aber als schwierig und ohne unser langes Seil wären wir bei dem stellenweise tiefen Schnee und der Vereisung aller im Schatten liegenden Felsen zu einer zeitraubenden Umgehung genötigt gewesen. Um 4 Uhr klappte Meister Compton sein Buch zu; ich hatte einige Meter unterhalb des Gipfels das Seil über einen Felsblock geschlungen und wir ließen uns über die erste Steilstufe hinab. Dann folgte ein Quergang nach Westen hin auf einem verschneiten Grasbände. Darunter befand sich eine nahezu wagrechte Felsleiste, aber ohne eigentliche gute Griffe. Die Leiste bildete den oberen Rand einer Steilstufe von etwa  $2\frac{1}{2}$  m Höhe, an deren Fuß eine geneigte Platte ansetzte, die etwa  $1\frac{1}{4}$  m breit war, und dann kam ein Abbruch von etwa 15 m Höhe, der in die großen Schuttfelder tauchte. Da ich bei meiner Kurzsichtigkeit die Höhe der obersten Stufe etwas unterschätzte, unterließ ich es, mich anzuseilen, da ich mich in gutem Glauben befand, daß ich bei gehörigem „Langmachen“ die Platte ohne weiteres erreichen könne. Aber als ich an der kleinen Wand hing und merkte, daß die Platte für mich nur durch einen, wenn auch noch so kleinen Sprung erreichbar sei, wollte ich wieder hinauf. Die Wahrscheinlichkeit nämlich, auf der glatten, geneigten und dazu nassen Platte auszugleiten und dann hinabzustürzen, war zu naheliegend. Nun aber ging's hinauf auch nicht mehr. Die elenden Griffe erlaubten mir keine Ruckstemme, und für die Füße gab es auch nicht den allergeringsten Halt. So dürfte wohl die Situation aussehen, denen Alleingehener zum Opfer fallen! Mit gewaltiger Kraft packte mich Compton am Arme, dann an der Schulter und es gelang ihm

unter, ich kann wohl sagen äußerster Anspannung aller Kräfte, mich hinaufzuziehen. Eine Minute etwa blieb ich atemlos sitzen, dann seilte ich mich an, und kletterte — nun spielend leicht — hinab, faßte Posten und ließ Compton zuerst auf meine Schultern treten; dann glitt er vorsichtig über die Platte zu mir herab. Nach einem ziemlich heiklen Quergange gegen Osten hin standen wir — ich noch immer etwas schlotterig in den Knien — in einem tief eingeschnittenen Sattel, der sich unmittelbar nördlich des großen Doppelgipfels ungefähr in der Mitte zwischen Valgragisspitze und Östlicher Plattenspitze befindet. Die vorgeschrittene Zeit erlaubte bei der Kürze des Tages keine weitere Ausdehnung unserer Gratwanderung. Durch eine breite Schlucht liefen und fuhren wir gegen Westen hinab und erreichten um 5 Uhr 30 Min. den vom Hochmadererjochl kommenden Alpenvereinsweg und um 5 Uhr 40 Min. die liebe Tübinger Hütte. Die ganze Tur gehört zu den schönsten und — besonders in Bezug auf die Aussicht lohnendsten — Gratwanderungen, die ich in Vorarlberg kenne. Sie dürfte in den kommenden Jahren im Hochsommer bei trockenen Felsen für ausdauernde Kletterer zu einer der beliebtesten Unternehmungen im Gebiete der Tübinger Hütte werden. Die Überschreitung des ganzen Kammes vom Hochmaderer bis zur Plattenscharte, 2742 m, kann ganz wohl in einem Tage ausgeführt werden. Alleingeht werden mit Vorteil ein langes, dünnes Seil mitnehmen. Kletterschuhe sind nicht gerade nötig, doch wird durch ihre Anwendung die Tur natürlich bedeutend erleichtert werden.

#### PLATTENSPITZEN UND SEEHÖRNER

Westliche Plattenspitze, 2880 m, Östliche Plattenspitze, 2858 m, Südlicher Plattenturm, 2860 m, Kleine Seehörner, 3034 und 3020 m.

Goldig erglänzte der klare Morgenhimmel am 17. September, als Compton und ich um 5 Uhr 50 Min. die Tübinger Hütte verließen und, einer für geübte Augen gerade noch kenntlichen Steigspur folgend, gegen den östlichen Arm des Garneraferners hinaufstiegen. Ein kleiner Moränenrücken, dessen Schutt dank der nächtlichen Kälte leicht zusammengefröhen war, brachte uns rasch in die Höhe. Um 6 Uhr 20 Min. betraten wir den hier flachen Gletscher. Durch eine halbe Stunde hielten wir uns schräg aufwärts in südlicher Richtung, bis wir einen Felsriegel erreichten, der uns rasch auf ein steiles, hartgefrorenes Firnfeld führte. Während wir auf diesem gemächlich hinanstiegen, flammte plötzlich die unferne Rätikonkette, von der Morgensonne voll getroffen, auf. Die Abstürze der Sulzfluh, die senkrechten Wände der Drusenfluh sowie der edlen Drei Türme, und alle diese hochüberragend, die tief verschneite Scesaplana erhoben sich ganz zauberhaft über den noch dämmerig dunkeln Talgründen. Weiter oben änderten wir die Richtung und stiegen auf dem großen Firnfeld, das, auch von der Tübinger Hütte sichtbar, dicht unter dem Gipfel der Plattenspitze nach Nordwesten sich absenkt, hinauf. Zuletzt waren noch wenige Minuten Weges auf den Felsen zurückzulegen und wir befanden uns auf dem Scheiderücken zwischen Österreich und der Schweiz; bald darauf betraten wir die Westliche Plattenspitze, 2880 m, den Kulminationspunkt des Gebietes von Garnera. Glückliche, wer einen so strahlend reinen Morgen auf beherrschender Zinne erhascht, wie uns einer beschiedenen war. Compton, der ja der Arbeit wegen heraufgestiegen war, vertiefte sich in sein Werk, die wirklich verblüffend vor uns aufragende Seehorngruppe zu konterfeien, ich aber wußte tatsächlich nicht, an welchem Punkte ich die Betrachtung des Panoramas beginnen sollte. Bald reizte der und bald jener Gipfel zu einem wenigstens flüchtigen Blicke.

Die Aussicht von der Plattenspitze bildet eine treffliche Ergänzung zur Rundschau vom Hochmaderer, indem von der Plattenspitze aus auch ein Einblick in

die Becken des See- und Silvrettagletschers gewonnen werden kann. Nicht dringend genug kann ich allen — auch weiblichen — Besuchern der Tübinger Hütte ans Herz legen, die beiden genannten Berge zu besuchen.

Da die Westliche Plattenspitze der Hauptberg des Gebietes ist, dürfte es angezeigt sein, die Rundschau von diesem Gipfel etwas eingehender zu beschreiben. Wenden wir uns zuerst gegen Norden, so ist es die Gruppe der Braunarispitze, deren flaches Dreieck uns sofort auffällt; westlich daneben erhebt sich, unverkennbar an ihrem lotrechten Absturze, die Rote Wand am Formarinsee; das Bregenzerwaldgebirge, die Walsertaler und Rheintaler Berge bis zum Kulm bei Übersaxen zeigen dann allmählich sanftere Formen. Es folgen die Heimspitze und Valisera, die Gruppe der Schafberge bei Bludenz, dann schwingt sich die Silhouette des Horizonts plötzlich hoch auf zur markigen Gestalt der Zimbaspitze; Sulzfluh, Drei Türme und Drusenfluh finden mit ihrer gewaltigen Südwand nicht ihresgleichen in diesem Alpenabschnitte. Alle drei warten noch immer ihres Bezwingers von der Schweizer Seite. Dahinter erhebt sich das schöne Dreieck der Scesaplana, das den sonst von ganz Vorarlberg sichtbaren Säntisstock verdeckt. Daneben erblickt man die Falknisgruppe und etwas entfernter die ostschweizerischen Berge, wie den Mürtchenstock, den Glärmisch, die Ringelspitze, den Tödi, Biferstenstock, Hausstock, Vorab. Unvergleichlich schön ragen die Berner Alpen in die Lüfte: der so überaus charakteristische Zackengrat vom Schreckhorn bis zum Lauteraarhorn, der Eiger, der Mönch, die silberglänzende Jungfrau, die Wand der Viescherhörner, das spitze Agassizhorn, das erhabene Finsteraarhorn und das massige Aletschhorn. Dann folgen die Urneralpen, besonders schön die Große Windgälle, die Spannörter und der Titlis; auch die Dammgruppe ist deutlich erkennbar. Oberalpstock, Rheinwaldhorn, Tambohorn, Pizzo Stella, Piz Medel, Tinzenhorn und das gebogene Horn des Piz Platta führen uns bereits in das schöne Graubündnerland. Wir erblicken hier den breiten Piz d'Aeüa, den scharfgezackten Piz d'Err und Piz della Calderas, sowie das Trapez des Piz Kesch; daneben leuchtet schon die strahlend weiße Kette der Berninagruppe in den tiefblauen Himmel hinein. Von den zierlichen Sellaspitzen bis zum dreigipfeligen Piz Palü fehlt keines der berühmten Häupter. Und nun sind wir beim Glanzpunkt der gesamten Rundschau, der malerischen Silvrettagruppe, angelangt. Die Herrschergestalt des Piz Linard, die scharf umrissenen Verstanklahörner, die feinen Gestalten der Kleinen Seehörner, der Riesensbau des Großen Seehorns können nicht leicht von irgendwo besser gewürdigt werden, als von der Westlichen Plattenspitze. Nur der Groß Litzner verbirgt sich hinter dem Großen Seehorn, auch der Piz Buin wird vom Silvrettahorn verdeckt; dagegen sind die Lobspitzen und Hennebergerspitzen sehr gut sichtbar. Im Hintergrunde erscheinen einige Ötztaler Gipfel; in weit höherem Maße aber nimmt das Fluchthorn, das uns seine volle Breitseite zukehrt, unser Interesse gefangen.

Zu beiden Seiten dieser Prachterscheinung erheben sich die Berge des Unterengadins und Oberinntals. Über der Furche des Inntals lag etwas Dunst, der aber im Laufe des Tags völlig verschwand. Neben den nun folgenden Bergen des Paznauntals erblickt man die lange Flucht der nördlichen Tiroler Kalkalpen, geschart um die Parseyerspitze. Davor stehen die ausgeprägten Bauten des Ferwalls: Küchelspitze, Kuchenspitze und der trotz seiner geringeren Höhe dominierende Patteriol. In unserer unmittelbaren Nähe folgt dann der Scheiderücken zwischen Garnera- und Cromertal mit der Valgragisgruppe und dem Hochmaderer, neben dem die den Arlberg beherrschenden Gipfel sichtbar sind. Noch eines unvergleichlichen Schaustückes muß ich gedenken, nämlich der Wildgruppe zwischen Zürser- und Spullersee, deren Südabfall an die gepriesensten Dolomitberge heranreicht.

Aber trotz aller Reichhaltigkeit dieses Panoramas möchte ich doch der Aussicht

des Hochmaderers den Vorzug geben, da man von dort die Silvretta-Gruppe von ihrer Breitseite erblickt, und weil anderseits die den Ausblick vom Hochmaderer so entzückend gestaltenden Talaussichten der Rundschau der Plattenspitze nahezu fehlen.

Um 8 Uhr 25 Min. vormittags schickten wir uns zur Fortsetzung unserer Tour an. Über die Schutt- und Felsänge der Nordostflanke des Berges erreichten wir in 20 Minuten die Plattenscharte, 2742 m. Compton fertigte eine Farbenskizze der Seehorngruppe an, die nun durch das Auftauchen des Groß Litzners vervollständigt wurde; ich machte einige photographische Aufnahmen, um später manche Details zur Hand zu haben. Um 9 Uhr 15 Min. begannen wir dann an den Hängen der Östlichen Plattenspitze anzusteigen. Wir hielten uns auf deren leicht begehbarer Südflanke, die trotz des tiefen Neuschnees nicht die geringste Schwierigkeit bot. In mäßiger Neigung übereinander gelagerte und mit Geröll bedeckte Rinnen führten uns zur Spitze des Berges, 2858 m, hinauf, die wir um 10 Uhr 10 Min. betraten. Ohne irgend welchen Aufenthalt gingen wir dann gegen den nächsten, nördlich aufragenden Turm vor. Von der Tübinger Hütte gesehen, treten die zwei schlanken Säulchen auf seiner Spitze deutlich hervor. Sobald wir die Nordseite der Östlichen Plattenspitze betraten, um gegen die Scharte zwischen ihr und dem — wie wir ihn nennen — Südlichen Plattenturm zu gelangen, wurde der Neuschnee auf den steilen Grashängen und geneigten Platten sehr hinderlich. Man mußte jeden Schritt sondieren, besonders bei dem Umstande, als die Plattenhänge nur kurz waren und unvermittelt in das tief unten sichtbare Cromertal abstürzten. Wir umgingen den Grat an seiner Ostseite und kletterten dann bis 10 Uhr 20 Min. über die hier stark verschneiten und mit schönen Eisstalaktiten besetzten Felsen auf den Südlichen Plattenturm, ca. 2865 m. Bei den höchst ungünstigen Verhältnissen, die der viele Schnee verursachte, wäre die Ersteigung des nächsten, etwas höheren Turmes, des Nördlichen Plattenturmes, ein nicht zu rechtfertigendes Wagstück gewesen. Wir wechselten mit den vor der Tübinger Hütte stehenden Leuten Ruf-Grüße und kehrten dann zur Plattenscharte, 2742 m, zurück. Diesmal umgingen wir die Östliche Plattenspitze auf ihrer Ostflanke. Schon um 10 Uhr 45 Min. standen wir in der Plattenscharte, verbargen unser Gepäck unter Steinen und liefen dann von 11 Uhr bis 11 Uhr 15 Min. über die mit feinem Schutt bedeckten Hänge zum Rande des Seegletschers hinab. Hatten wir uns nach den heutigen Erfahrungen auf eine böse Schneewaterei gefaßt gemacht, so wurden wir äußerst angenehm enttäuscht, indem der Schnee auf dem flachen Gletscher fest gefroren war, so daß wir nach genußvoller Wanderung um 12 Uhr bei dem steil zum Kleinen Seehorn sich aufschwingenden Firnfeld ankommen. Während wir über den Gletscher gingen, bewegte sich ein schwarzer Gegenstand, anscheinend rollend, so rasch von dem Gipfelsel des höheren der beiden Kleinen Seehörner über den steilen Firn herab, daß wir an ein abstürzendes Felsstück dachten. Als das mutmaßliche Felsstück aber allen Gesetzen der Schwere entgegen in einer Isohypse gegen das Große Seehorn kollerte, dort umkehrte und sich gegen den Schottensee wandte, da sahen wir unseren Irrtum ein. Als das Ding dann näher kam, konnten wir vier Beine unterscheiden und unseres Staunens war kein Ende, als wir die gewaltigen Sprünge eines Gemsbockes sahen, der den absoluten Höhenunterschied von 500 m in zwei Minuten zurückgelegt hatte. Trotz unserer vorzüglichen Steigeisen benötigten wir für die halbe Höhe — allerdings im Aufstiege — 35 Minuten. Ein kleiner Bergschrund wurde mit gebotener Vorsicht überschritten. Um 12 Uhr 35 Min. legten wir, an den Felsen des mächtig vor uns aufstrebenden Berges angekommen, die Steigeisen wieder ab und kletterten in zehn Minuten ohne Mühe über die gewaltigen Blöcke und Platten zum Gipfel des

Valgragiaspitze, 2784 m

Zwillinge

Nördlicher  
Plattenturm  
Südlicher  
Ostl. Plattenspitze, 2838 m

Westl. Plattenspitze, 2880 m



Nach der Natur gezeichnet von E. T. Compton

Bruckmann repr., Schaufelens Pyr.-Korn-Pap.

Umgebung der Tübinger Hütte (Garneratal)

Kleinen Seehorns, 3034 m, hinauf. Überaus günstig für die Betrachtung der Silvretta-gruppe im engeren Sinne gelegen, bietet der Berg auch eine ganz hervorragende Fernsicht. Bei der ungemein durchsichtigen Luft konnten wir den Hohentwiel, den unteren Teil des Bodensees, die immer erhabene Zugspitze, den Monte della Disgrazia und die um den Furkapaß aufragende Gipfelwelt in voller Deutlichkeit ausnehmen.

Besonders reizend dünkte uns der Blick auf das Inntal, über dessen Furche das spitze Dreieck des Tschirgant bei Imst aufragte. Immer wieder kehrten aber unsere Blicke zum Großen Seehorn und zum Groß Litzner zurück. Herrlich schön lag die Öztalergruppe, die Piazz- und Berninakette im Sonnenglanze vor uns da. Noch war Compton bei der Arbeit, als ich um 1 Uhr 10 Min. zum Gletscher hinabstieg, um die zweite, 3020 m hohe Spitze des schönen Doppelberges zu besuchen. Einem ungeheuren Vogelkopfe gleich entragt ihr letzter Aufbau dem obersten Seegletscher. Angenehm abgestufte, plattige Felsen führten mich von 1 Uhr 15 Min. bis 1 Uhr 25 Min. auf ihren Gipfel. Die oberste Platte, die den höchsten Gipfel bildet, kann sich kühn neben berühmte Stellen an der Charmoz oder Grépon reihen. Man muß unbedingt beide Gipfel besuchen, um die in der Tat furchtbar schöne Nordwand der höheren Spitze bewundern zu können. Zwischen beiden Gipfeln führt eine prächtige Rinne hinab zum obersten Augstbergkessel. Von 1 Uhr 35 Min. bis 1 Uhr 40 Min. stieg ich wieder nach dem Firn hinab, wo ich mit Compton zusammentraf. Wir zogen die Steigeisen wieder an und brachen um 1 Uhr 50 Min. auf. Nach manch sausender Fahrt standen wir um 2 Uhr 5 Min. wieder auf dem flachen Gletscher. Noch immer erwies sich der Schnee als prächtig tragfähig, so daß wir schon um 2 Uhr 30 Min. bei unserem Gepäck dicht unter der Plattenscharte eintrafen. Auch unsere Mägen forderten hier ihren Anteil, nachdem wir seit dem Morgen nur im Genusse der allerdings ideal schönen Rundsicht geschwelgt hatten. Erst um 2 Uhr 53 Min. traten wir den Abstieg nach der Tübinger Hütte an.

Noch verdienen die beiden Ausblicke, welche man von der Plattenscharte genießt, vermerkt zu werden. Nach Westen ist es die Kette vom Hochgerach bei Bludenz bis zum Zitterklapfen, die man erblickt; darüber erglänzt der ferne Bodensee, ein durch Lieblichkeit und Farbensduft gleichermaßen ausgezeichnetes Bild. Nach Osten dagegen erschaut man ein Stück Hochgebirge von erhabener Majestät: Zu Füßen liegt der fleckenlos weiße Seegletscher, dem der anmutige Doppelgipfel des Kleinen Seehorns, die imposante Pyramide des Großen Seehorns und der gleich einem drohenden Finger emporgestreckte Groß Litzner entragen. Neben der Cromerspizze, 2870 m, senkt sich der Blick nach dem Inntale hinab und bleibt auf dem Wahrzeichen jener Gegend, dem bekannten Tschirgant haften. Wer sich nicht zutraut, der allerdings leicht zu ersteigenden Plattenspitze seinen Besuch zu machen, sollte wenigstens auf die Plattenscharte steigen; sie ist es vollauf wert.

Nur ungern verließ ich die aussichtsreiche Höhe, aber Compton drängte und wir gingen in strammem Tempo (von 2 Uhr 55 Min. bis 3 Uhr 30 Min.) nach der Tübinger Hütte hinab. Compton ging dann auf dem Wege gegen das Vergaldnerjochl auf die andere Talseite und die Leser dieser Zeitschrift können die Frucht seines Fleißes in dem beigegebenen Bilde, das freilich bei aller Vortrefflichkeit der Reproduktion nur einen matten Abglanz des Comptonschen Originals darstellt, bewundern.

Ich betrachtete die durchgeführte Tur eigentlich nur als einen Lückenbüßer. Die Besteigung des Nördlichen Plattenturms, sowie der beiden noch unbestiegenen Gipfel im Valgragiskamme hätte ich gerne für den gewaltigsten, schon erstiegenen

Viertausender eingetauscht. Aber wir mußten uns bescheiden. Eine schönere Tur freilich, als die Besteigung der Westlichen Plattenspitze sowie des Kleinen Seehorns, läßt sich von der Tübinger Hütte nicht leicht ausführen.

**NÖRDLICHER PLATTENTURM, ca. 2865 m**

Schon am 17. September abends fielen die Hüttenbarometer bedenklich; am frühen Morgen des 18., dem letzten für uns verfügbaren Arbeitstage, war es geradezu drückend warm; aus dem Montavon schoben sich zarte, schleierhafte Talnebel herauf und die von mir geweckte Wirtschafterin verhielt ab 9 Uhr mit Bestimmtheit einen ausgiebigen Regen. Mit einer Verbissenheit, die den waschechten Alpenwanderer kennzeichnet, brachen Compton und ich dennoch bei Dämmerung auf — 5 Uhr 15 Min. — und gingen wie am Vortage zum Garneragletscher hinauf, den wir um 5 Uhr 45 Min. erreichten. Wir verfolgten ihn wenige Minuten gegen die Plattenscharte, dann wandten wir uns nach Nordosten und stiegen um 6 Uhr 10 Min. in die erste Felsrinne neben dem Firnfelde ein. Der tropfnasse Schnee ließ uns nur langsam aufwärts kommen und ich sah mit einer beklemmenden Angst nach Westen hinaus, ob wir noch vor dem mit Sicherheit eintretenden Witterungsumschlage unseren Turm erreichen könnten. Wir arbeiteten uns über das die Rinne bedeckende grobe Blockwerk im Schweißte unseres Angesichtes hinauf und standen um 6 Uhr 40 Min. in einem Sattel, von dem aus die heute ganz fahl aussehende Litznergruppe in wundervoller Gruppierung jenseits des Seegletschers vor uns auftauchte. Bis 6 Uhr 45 Min. stiegen wir dann auf leicht begehbarern Felsterrain auf der Westseite des Hauptgrates, zuletzt über einige schmale Bänder, zu einem höheren zweiten Sattel hinan, der uns schon gegen das Cromortal geleitet hätte. In dieses führt eine oben mit Gras ausgekleidete Rinne hinab, die anscheinend nach etwa 40 m Höhe senkrecht abbricht. Weiter unten glaubten wir wieder gut kletterbare Felsen zu erblicken. Auf dem Grate ging's nun durch fünf Minuten zum Fuße unseres Turmes hinauf und wir waren so glücklich, ihn schon um 6 Uhr 55 Min. zu erreichen. Die eigentliche Kletterei hatte also nur fünf Minuten gedauert, obgleich wir den letzten Gipfelturm angeiseilt und nur einzeln erstiegen hatten. Dieser schöne Turm, von uns Nördlicher Plattenturm genannt, ist etwas höher als der Südliche; er ist ein Doppelgipfel. In der Scharte zwischen beiden Gipfeln erbauten wir einen kleinen Steinmann. Die nach Süden leicht überhängende Spitze erblickt man wenige Schritte taleinwärts von der Tübinger Hütte vom Wege nach dem Vergaldnerjöchl. Da das Unwetter mit beängstigender Schnelligkeit herankam, verließen wir unseren luftigen Standpunkt schon um 7 Uhr 5 Min. und langten im ersten, tiefer gelegenen Sattel um 7 Uhr 20 Min. an. Von hier sieht man den Turm noch nicht, was ich für etwaige Nachfolger festlegen möchte. Um 7 Uhr 25 Min. standen wir wieder auf dem Gletscher. Unser Abstieg glich einem tollen Jagen, aber wir wußten, warum wir so taten. Auf dem Gletscher angekommen, machte Compton noch rasch eine Skizze des Turmes. Um 8 Uhr waren wir wieder in der Hütte. Einzelne Tropfen waren schon während unseres Abstieges gefallen, nun setzte ein gründlicher Regen ein und bald steckte die ganze Umgebung der Tübinger Hütte in dichtem Nebel. Wir verließen das gastliche, blinkend saubere Haus, in dem wir köstliche Stunden verbracht hatten und das uns noch schönere ermöglichte, um 9 Uhr 10 Min. voll herzlicher Dankbarkeit gegen die Herren aus Tübingen. Um 10 Uhr 10 Min. trabten wir bei der verlassenem Garneraalpe vorbei, und über Ganeu und kamen über den ganz unvergleichlich schönen Pfister- und Vetterweg längs der Wasserfälle um 11 Uhr 30 Min. bei Frau Kessler in Gaschurn an. Wohl waren nicht all unsere Pläne in Erfüllung gegangen, aber was wir gesehen haben, bot uns hohe Befriedigung, und deshalb hoffen mein verehrter Freund

Compton und ich, daß unsere vereinten Bemühungen bei möglichst vielen Lesern die Lust nach einem Ausfluge ins schöne Garneratal und zur schmucken Tübinger Hütte wachgerufen haben!

**DIE ZWILLINGE IM GARNERATALE, ca. 2830 m UND 2870 m<sup>1)</sup>**

Sehnsüchtig und zugleich grollend blickten Compton und ich am 16. September 1909 nach der Besteigung des Südlichen Valgragisturmes zu dem damals noch namenlosen Doppelgipfel hinauf, der sich südlich von unserem Standpunkte auftürmte. Die verschneiten und mit Eiszapfen behangenen Plattenschüsse ließen auch nicht den kleinsten Gedanken an einen Versuch in mir aufkommen. Wohl hatte ich die Besteigung dieser Berge als erstes Ziel für das Jahr 1910 in Aussicht genommen, um mit einer umfassenden Schilderung der Höhen von Garnera vor die Leser der „Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins“ zu treten; aber ich fühlte einen Stich durch mein Inneres gehen, als mir im April dieses Jahres die Post eine Reproduktion des Comptonschen Gemäldes brachte, das diesen Zwillingenberg darstellte; das Bild war dazu aus-ersehen worden, als Titelbild in der heurigen Zeitschrift zu figurieren. Ich sollte die Beschriftung vornehmen und war zu meinem Leidwesen noch gar nicht auf dem Berge gewesen! Alle verfügbaren Namen waren schon vergeben, so nannte ich die Berge „Zwillinge im Garneratale“. Durch die besondere Zuverlässigkeit des Schriftleiters der Zeitschrift wurde mir zwar der Termin für die Einreichung eines Aufsatzrestes ausnahmsweise bis Ende Juni hinausgeschoben, aber die starken Schneefälle des Wonnemonds ließen meine Hoffnungen auf die Bezwingung des Berges auf den Nullpunkt sinken. Am 8. Juni glaubte ich den Gang in das Garneragebiet mit Erfolg antreten zu können. Ich verreise in Begleitung des Herrn G. W. Gunz aus Gofis von Schruns um 5 Uhr nachmittags und traf um 8 Uhr in Gaschurn ein. Von den Segenswünschen der trefflichen Familie Kessler begleitet, wanderten wir um 9 Uhr abends über Ganeu nach dem Garneratale hinauf. Von 1500 m an war der Talboden, in dem der Alpweg verläuft, durch Lawinenreste bedeckt; die Wegspuren verschwanden des öfteren und nur dem Falkenauge meines Begleiters, der selbst ein Sohn der Berge ist, gelang es, den Weg immer wieder zu entdecken. Um 12 Uhr 30 Min. betraten wir im Staffeln eine Hütte und frühstückten ausgiebig. Um 1 Uhr 5 Min. ging's weiter nach Gutdünken über die weite Schneefläche; um 2 Uhr 15 Min. konnten wir der Versuchung nicht mehr widerstehen und machten es uns zwischen üppigen Alpenrosenbüschen auf einem aphen Plätzchen bequem. Nach einem erquickenden Schlafe setzten wir unsere Reise um 4 Uhr fort und standen um 4 Uhr 30 Min. vor der Tübinger Hütte. Diese war im Winter durch eine Staublawine beschädigt worden, so daß wir durch ein Fenster einsteigen mußten.

Herr Dr. Franz Braun aus Bregenz war am Abend des Vortags heraufgegangen und empfing uns freudig. Rasch wurde Schokolade gekocht und um 5 Uhr 40 Min. brachen wir selbdrift auf. Der Schnee trug ganz vortrefflich, so daß wir über die im Sommer ziemlich mühsam zu begehenden Schutthänge rasch aufwärts kamen.

Von der Tübinger Hütte aus sieht man dicht neben dem markanten Felsbau des Schwabenturmes die oberste Partie des Südlichen der beiden Zwillinge; dann folgt gegen Norden eine tiefe Scharte und daneben erhebt sich der Nördliche Zwilling. Wir wandten uns dem weiten Kare zu, das zwischen den Valgragistürmen und dem Schwabenturme eingebettet ist. Um 6 Uhr 10 Min. standen wir in der Mulde, versahen uns bald darauf mit den Steigeisen und erreichten

<sup>1)</sup> Meine Schätzungen der Höhe der beiden Zwillinge, sowie des Nördlichen und Südlichen Plattenturmes stehen und fallen mit der Note 2850 m der Östlichen Plattenspitze des Schweizer Topographischen Atlas. Sollte diese, wie ich meine, zu hoch gegriffen sein, dann müßten alle Höhen der vier obengenannten Berge entsprechend verringert werden.

um 7 Uhr 35 Min. den Sattel, der zwischen den Valgragistürmen und dem Nördlichen Zwilling vom Gebiete von Garnera nach dem Cromertale führt. Während des Aufstiegs hatte ich genug zu tun, um die Wißbegierde meiner Begleiter bezüglich der sich allmählich entwickelnden Rundschau zu befriedigen. Geradezu überwältigt waren meine Gefährten beim Anblicke der Litznergruppe. In wirkungsvollem Kontraste steht die ebennmäßige Pyramide des Großen Seehorns neben dem bizarren Turme des Groß Litzners da. Eine bis zum Berner Oberlande und den Öztaler Gipfeln reichende Fernsicht lohnt schon hier die Bemühungen des Wanderers. Unser Gegner sah immer widerhaariger aus, je mehr wir uns ihm näherten. Einer Riesenplatte gleich entragt er dem Schneefelde, dessen oberster Teil gegen das Cromertal in gewaltiger Wächte ausläßt. Da wir oben noch einige, vermutlich hartgefrorene Schneefelder zu überqueren hatten, nahmen wir die Steigeisen und Eispickel mit und stiegen über Felsen zu einem schmalen Bande hinan, das uns in wagrechter Richtung durch die Nordwestflanke des Berges führte. Im Sommer wird man am besten tun, von dem Sattel weg nur mehr die Kletterschuhe zu benützen. Am Ende des Bandes angekommen, stiegen wir in eine nun freilich mit Schnee erfüllte Felsrinne hinab; wir verfolgten sie nach aufwärts und stellten fest, daß die Platten, welche die Rinne auskleiden, sehr glatt und ungünstig geschichtet sind; der harte Schnee, der sie bedeckte, machte die Erkletterung dieses Stückes entschieden leichter als im Sommer. Ich trug an jenem Tage versuchsweise die neue Mizzi Langer-Kauba-Steigeisenbindung; wenn meine Gefährten noch mit dem Befestigen des ersten Eisens beschäftigt waren, stieg ich schon wieder den Firnhang hinan; ein Griff und die Eisen saßen fest, ein Griff und sie waren abgelegt. Besonders auf Turen, bei welchen man öfters abwechselnd auf Fels und Eis kommt, die Eisen also mehrmals an- und ausgezogen werden sollen, ist die neue Bindung eine wahre Wohltat.

Im weiteren Verlaufe unserer Rinne nötigte uns der von oben hereinhängende Fels etwa 15 m weit zu kriechen; dann setzte ein steiler Kamin mit winzigen Griffen an, der uns bis 8 Uhr 45 Min. zum Grate hinaufführte. Ich bin gegen derlei Eindrücke ziemlich abgehärtet, aber der Tiefblick nach dem Cromertale packte mich doch mächtig. Als meine Gefährten nachgekommen waren und die Seehorngruppe erschauten, erschallte ein lauter Jubelruf. Wenige Ruckstemmae noch und wir standen um 8 Uhr 55 Min. auf dem ca. 2830 m hohen Gipfel des Nördlichen der Zwillinge im Garneratale.

Wir bedankten uns gegenseitig für die geleistete Hilfe, da ja bald der, bald jener vorausgegangen war, und beglückwünschten uns zur gelungenen Tour. Das entzückend schöne Wetter tat das Seine dazu. Ich schaute besorgt zum Südlichen Zwilling hinauf, der uns um etwa 40 m überragend mauergleich dastand. Ein wilder Absturz machte das Erreichen des Sattels, der uns von seinem Fuße trennte, in direkter Richtung ohne ein etwa 100 m langes Seil unmöglich. Wir blieben eine Stunde auf unserer luftigen Hochwarte, da ich meinen Gefährten die entzückende Aussicht bis ins kleinste Detail erläutern mußte, was natürlich gerne geschah. Sie deckt sich ziemlich mit der an anderer Stelle geschilderten Rundschau vom Hochmaderer. Nach Erbauung eines Steinmanns brachen wir kurz vor 10 Uhr auf. Ich als in „Genagelten“ gehend nahm den Vortritt und stellte auf den Schneeflecken gute Tritte her. Um 11 Uhr waren wir wieder am oberen Rande des großen Schneefeldes im Nordwesten unseres Gipfels angelangt. Dr. Braun fühlte sich, wohl infolge der fast schlaflos zugebrachten Nacht, nicht sonderlich disponiert. Allerdings mußte er uns das erst sagen, beim Klettern hatte das keiner von uns anderen bemerkt. Wir verabschiedeten uns von ihm, wenn auch mit tiefem Bedauern, halsten ihm noch ein Gutteil unseres Gepäckes auf und stiegen,

wie stets in jenen Tagen, wenn wir Schnee betraten, mit Steigeisen durch eine steile Rinne hinab zu einer im Westen des Nördlichen Zwillings gelegenen Mulde, deren unterer Teil von der Tübinger Hütte gerade noch sichtbar ist. Kaum hatten wir die Rinne dicht an den Felsen ihrer oberen Begrenzung gequert und machten uns mit Umgehung des Nördlichen Zwillings daran, zum Fußgestelle des Südlichen anzusteigen, als es Dr. Braun nicht mehr auf seinem Ausgucke litt. Die reizvolle Trasse, die wir im steilen Firn herstellten, tat es seinem Bergsteigerherzen dermaßen an, daß er mit einem wahren Laufschrille hinter uns heranstürmte. Er ließ auf unser Andringen seinen Rucksack in der Mulde unten liegen und traf uns an jener Stelle, wo die Felsen von beiden Seiten sich bis auf etwa 3 m nähern und die Rinne so steil wird, daß ich, um mit Purtscheller zu sprechen, das Seil „entfaltete“. Nach unserer Meinung dürften im Sommer ganz abschreckend glatte Platten die Passage zu einer schwierigen machen. Wir fanden die „Gegend“, wie sich einer meiner Begleiter ausdrückte, ganz ins Hochalpine verändert; sengend heiß brannte die Sonne auf uns hernieder und erweichte die etwa 25 cm betragende Schneedecke; bei jedem Versuche, eine Stufe herzustellen, glitt der Schnee ab und ließ die auf den Felsen nur schwach angefrorenen Eisplatten sichtbar werden, die ihrerseits dem Fuße auch keinen richtigen Halt gaben. Dazu eine Neigung von ca. 50—55°. Was hätten wir da wohl ohne Steigeisen gemacht! Ganz untunlich war es, eine Stufe zu schlagen, da man sofort die glatten Felsen bloßlegte. Behutsam stampfte ich den nassen Schnee zusammen, setzte dann den Fuß vorsichtig auf das Eis und schob mich langsam in die Höhe. Die kritische Stelle war nur etwa 15 m hoch, aber ich kann mich an nur wenige heiklere Passagen erinnern. Wir atmeten erleichtert auf, als wir auf den — orographisch gesprochen — die linke Seite der Rinne bildenden Felsen ankamen. Leider war unsere Freude nur kurz. Als einzige Route bot sich uns nämlich eine überaus steile Rinne dar, die ein so morsches Gestein aufwies, daß ich noch jetzt mit Bangigkeit daran zurückdenke. Was man auch in die Hand nahm, erwies sich als locker, und als seinerzeit der beste Kletterer, Robert Hans Schmitt, den Ausdruck „hinaufheucheln“ erfand, muß er sich in ähnlicher Lage befunden haben. Mit angehaltenem Atem drückten und schoben wir uns einzeln da hinauf, während die Genossen jeden Tritt und Griff mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten. Es war die vollendetste Überlistung der leblosen Masse, die man sich denken konnte. Mit einem hohen Wonnegefühl schlangen wir uns endlich um einen festen Block auf eine kleine Plattform hinauf und wandten uns, einem schmalen Gesimse folgend, gegen eine mit Rasen teilweise ausgekleidete Rinne, die uns zum Westgrate des Berges brachte. Noch einige kleine Buckel mußten überschritten werden, und wir standen um 12 Uhr 55 Min. auf der Spitze des Südlichen Zwillings, ca. 2870 m. Nun befinden wir uns unbestritten auf dem höchsten Punkte nach der Westlichen Plattenspitze. Die Aussicht ist eine dementsprechend überaus umfassende und wird nur von der des Hochmaderers und der Westlichen Plattenspitze übertroffen. Nachdem sich die erste Aufregung über die gelungene Tour gelegt hatte, lagerten wir uns möglichst bequem, um dem Körper die verdiente Ruhe zu gewähren. Ich schlief sofort ein und erwachte erst durch den lebhaften Meinungsaustausch meiner Gefährten über den günstigsten Platz zur Errichtung eines Steinmannes. Den Ausschlag gab die Rücksicht darauf, daß er von der Tübinger Hütte aus gesehen werden sollte. Ich will noch erwähnen, daß die Abstürze der ganzen Kette von der Valgragisspitze bis zum Südlichen Plattenturm gegen das Cromortal hin für unternehmende Kletterer noch ein dankbares Feld bieten.

Um 2 Uhr 55 Min. machten wir uns zum Abstieg fertig. Da wir nicht wußten, welche Überraschungen uns der Berg bieten werde, hatten wir Nagelschuhe,

Pickel und Steigeisen bis auf den Gipfel mitgenommen. Nun hatte ich als Vorausgehender das Vergnügen, mich mit zwei Pickeln zu schleppen, Dr. Braun trug als zweiter einen Rucksack mit zwei paar Bergschuhen und drei paar Steigeisen, Gunz als letzter trug zwar nichts, da er aber sozusagen ohne Versicherung kletterte, teilten wir uns redlich in die Annehmlichkeiten des Bergsteigerlebens. Dr. Braun und ich verließen uns fleißig auf das liebe Seil, Gunz aber überwand die böse Stelle in wirklich mustergültiger Weise, ohne das kleinste Steinchen auf uns zu werfen. Um 3 Uhr 15 Min. stand ich wohlgenut am oberen Ende der Eisrinne; Dr. Brauns Gefühle schwankten zwischen dem der Freude über die glückliche Überwindung des faulen Risses und dem der Sorge der Eispassage halber, Gunz dagegen, der in den Felsen vorzüglich kletterte, im Eise aber ein völliger Neuling war, jammerte zu meinem Gaudium tüchtig. Als er aber sah, wie er nach meinen Anweisungen ganz trefflich ohne den kleinsten Ausschlüpfer über die allerdings sehr schlimm aussehende Eisrinne hinabkam, bekam er Mut und durchlief in zwei Stunden alle Entwicklungsstufen vom furchtsamen Geher, der stets parallel dem Hange auftritt, jede Stufe ruiniert und totsicher ausgleitet, bis zum selbständigen Eismanne, der den Pickel kunstgerecht anwendet und die Füße zu gebrauchen weiß. Nach manch schneller Fahrt über den leider sehr ungleiche Beschaffenheit zeigenden Schnee landeten wir um 6 Uhr abends bei der Tübinger Hütte. So endete unsere, von Schruns aus gerechnet, 25stündige Reise mit einem glänzenden Siege über zwei mächtige jungfräuliche Gipfel.

**GARNERATURM, ca. 2830 m**

Gratübergang zur Westlichen Plattenspitze, 2880 m. Am 10. Juni verließen wir

die Tübinger Hütte um 4 Uhr 35 Min. morgens und stiegen stets über Schnee bis 6 Uhr 15 Min. zu dem im Nordosten des Garneraturmes eingebetteten Sattel hinauf. Im Sommer sind es Wiesen und Moränenhänge, über die man hinaufgeht, bis der westliche Teil des Garneragletschers erreicht ist. Während meine Gefährten schon Pläne für die Erklammerung des mauerartig aufsteigenden Felsturmes schmiedeten, umging ich den Turm an seiner West- und Südseite. Ein gewaltiger Riß durchzieht die letztere; vielleicht könnte man auch hier zum Ziele gelangen. Um 6 Uhr 35 Min. war ich wieder bei meinen Gefährten. Wir ließen unser Gepäck am Fuße der Wand im Schnee liegen und unser Kletterchampion Gunz trat, mit Mauerhaken versehen, an die Spitze. In sehr unbequemer Stellung zogen dann Dr. Braun und Gunz die Kletterschuhe an, die sie im Schnee nicht durchnässen wollten. Um 7 Uhr 5 Min. begann die eigentliche Kletterarbeit. Ein kaum kenntlicher Riß mit spärlichen Griffen zieht schräg von links nach rechts hinauf zu einem kleinen Gessimse; hier schlug Dr. Braun einen Mauerhaken ein, um dem vorangehenden Gunz besser Hilfe geben zu können. Nun folgte eine vorgebauchté grifflose Platte, die schräg nach aufwärts überstiegen werden muß. Ich stehe nicht an, die Art, wie Gunz das zustande brachte, ein Meisterstück zu nennen. Besonders erschwert wird die Erklammerung dadurch, daß man an einer großen, nur locker aufliegenden Felsplatte vorbeikommen muß, die im Falle des Abgehens eine ganze Gesellschaft in die Tiefe befördern würde. Nach Überwindung dieser schwierigsten Stelle, welche mir auf allen Bergen des Garneragebiets vorkam, erreichten wir rasch eine nur etwa 5 m entfernte kleine Felsnische am Fuße einer senkrecht aufragenden Platte. Noch wenige Minuten leichter Kletterei und wir standen um 7 Uhr 55 Min. auf dem Gipfel des Garneraturmes, der von der Westlichen Plattenspitze um etwa 50 m überhöht wird. Dr. Braun maß ihn mit dem Seile auf genau 22 m. Die Daten der ersten Ersteigung wurden unter einer wagrechten Platte hinterlegt, dann betrachteten wir die großartige Aussicht. Nach einer halben Stunde begannen wir den Abstieg. Wir

legten ein Reserveseil um eine äußerst günstig gelegene Felseiste, dann stieg Dr. Braun und hernach ich hinab; Dr. Braun war schon wieder auf dem Schnee angekommen, als ich mich unter der Platte feststellte, um Gunz eventuell Hilfe geben zu können. Während des Abstieges suchte ich vergeblich nach den Griffen und Tritten, welche Gunz als erstem im Aufstiege die Ersteigung ermöglicht hatten. Zu einer Damentur wird der Garneraturm nicht leicht herabsinken. Um 9 Uhr 40 Min. standen wir alle wieder im Firnsattel zwischen Garneraturm und Westlicher Plattenspitze. Wohl fing es an zu graupeln, das hinderte uns aber nicht, um 9 Uhr 50 Min. den noch unbegangenen Grat gegen die Westliche Plattenspitze in Angriff zu nehmen. Drei Felstürme wurden teils umgangen, teils überstiegen, den gewaltig nach der Schweiz überhängenden Wächten wichen wir ehrfurchtsvoll aus und betraten um 10 Uhr 15 Min. den obersten Teil des großen Firnfeldes, über das die Westliche Plattenspitze auch von der Tübinger Hütte her erreicht werden kann. Um 10 Uhr 30 Min. standen wir bei der Gipfelstange und freuten uns, daß das Wetter wieder hell geworden war und die großartige Rundschau nicht allzusehr beeinträchtigte. Zum so und so vielen Male wurde die Litznergruppe angestaunt, Vorarlbergs Höhen mit dem Fernglase abgesucht und um 11 Uhr 40 Min. traten wir den Abstieg nach der Plattenscharte, 2742 m, an. Tiefer Schnee bedeckte auch hier alle Schutt- und Felshänge und nach manch flottem Abfahren betraten wir um 12 Uhr 55 Min. die traute Tübinger Hütte. Wir brachten sie in musterhafte Ordnung, vernagelten die Fenster und traten um 1 Uhr 30 Min. den Abstieg an.

Wundervoll leuchtende Polster von violetten Primeln sagten als erste Boten, daß auch hier oben der Winter dem Frühlinge weichen mußte. Während unseres Marsches nach Gaschurn blieben wir noch oft stehen, um den herrlichen Tal-schluß zu betrachten. Kurz vor Erreichen des Garnerasees tritt die Plattenspitze noch einmal in aller Majestät hervor; meine Genossen gaben sich hier das Versprechen, bald wiederzukehren. Um 4 Uhr 15 Min. bogen wir hinter Ganeu zum Pfisterwege ab, und die imposanten Wasserfälle sowie die treffliche Anlage auch des Vetterweges entlockten meinen Begleitern manchen Ruf der Bewunderung. Um 5 Uhr gingen wir bei Frau Keßler vor Anker.

Die Hauptgipfel des Garneragebietes sind nun alle erstiegen, aber eine große Zahl bedeutender Aufgaben harret noch ihrer Lösung. Mögen diese Blätter dazu die Anregung geben, daß recht viele Bergfreunde einer der schönsten Gruppen der österreichischen Alpen einige Tage widmen. Unvergeßlich schöne Stunden werden der Lohn für diese Bemühung sein.

□            DIE DURRECKGRUPPE            □  
 EIN BEITRAG ZU IHRER ERSCHLIESSUNG  
 VON Dr. HERMANN SCHWARZWEBER

Sei mir begrüßt, du blaue Vase mit deinen schimmernden Sternen von Edelweiß, mit deinen feingeästelten, fruchtgeschmückten Lärchenzweigen, in denen so manch goldig Harztröpfchen verschwiegen glitzert, und mit deinen warmen Farben der Erika!

Goldige Arnikaköpfchen schauen verwundert aus dem Strauß heraus, als wollten sie mich fragen: Weißt du noch? Und dann kehrt sie zurück, eine Welt von Erinnerungen strömt herauf, wird mir aufs neue erzählt von den lieben Blumenköpfchen da drinnen, von dem sanften Edelweiß und der verträumten Erika. Und sie erzählen mir und erzählen . . . .

Und dann taucht sie auf, die stille Alpenwelt dort unten, wo fernher die Dolomitberge leuchten und ringsum die Firnen brennen in stillem, seligem Glanze. Darüber ein tiefer, blauer Himmel. Über dunklen Wäldern türmen sich hohe Wände, dazwischen weiß leuchtend die Gletscher, in samtenen Almböden fast versteckt die kleinen Sennhütten. Und hinunter blicke ich in die freundlichen Täler, wo mit goldenen Strichen der Ernte Segen quillt, wo die Dörfchen sich aneinander reihen und die weißen Häuschen mit den braunen Scheunen stehen. Wo die roten Geranien vor den Fenstern glühen wie Lichter, grünbuschige Obstbäume sich schmeichelnd um die Höfe drängen. Ein feines Sträßchen sehe ich den murmeln, rauschenden Bergbach entlang ziehen, der soviel zu tun hat mit den vielen Gletschern da droben. Aber ich sehe noch mehr. Ein liebes Häuschen taucht auf, hoch droben an steiler Berglehne; über das wettergebräunte Balkenwerk hängen leuchtendrote Nelken herab, weiß schimmert die Stirnwand ins Tal. Drinnen wohnen liebe, trauliche Menschen. Ich sehe sie mit frommem Gruß am kleinen Kirchlein vorbeigehen zu ihrer Tagesarbeit, und dann klappert am Bach das Mühlrad, dann läuten die Herdenglocken, und über das Tal tönt der Juhlschrei des Hirten. Durch die weiten Lärchenwälder geht dann ein Rauschen wie Atemholen vor der Arbeit. Dann wieder vermeine ich sonniges Lachen zu hören, so lieb und fein, wie von lieben, blonden Mädchen. Und jetzt wieder rauscht das Hochtal: ein mächtiger Orgelklang.

All das sehe ich, höre ich und fühle ich, und sie alle erzählen mir's immer wieder, Kindern gleich, die nicht sofort eine Antwort bekommen, das stille Edelweiß, die liebe Erika und das goldene Arnikaköpfchen; und dazwischen spricht auch das Lärchenzweiglein, und alle, alle fragen: weißt du noch? Und dann ist oft ein Lärm in meiner stillen Stube, ein Kichern und Lachen, ein Necken und Zupfen und Stoßen, ein Erzählen und Fragen und Erinnern, daß ich die Fenster öffnen muß und weit hinausschaue über mein Städtlein, hinüber zu dem dunkeln Kranz der Schwarzwaldberge und hinauf zu den schimmernden Sternen, die wohl auch leuchten über dich, du mein liebes, stilles Durreck!

Du blaue Vase mit deinen schimmernden Sternen von Edelweiß, mit deinen feinen Lärchenzweigen, in denen so manch goldig Harztröpfchen verschwiegen glitzert, und mit deinen warmen Farben der Erika, sei mir begrüßt!

## ALLGEMEINES

Wenn man sagt, man sei „im Durreck“ gewesen, kann es einem passieren, daß man gefragt wird, ob man über Bern oder über Luzern hingefahren sei. Wenn man dann von der Zufahrt über den Brenner nach Bruneck erzählt, dann erhellen sich wohl die Sachverständigen-Mienen, und ehe man noch ausgesprochen, hört man's halb vorwurfsvoll, daß man's nämlich nicht gleich gesagt, halb erleichtert, daß man's schlaue selbst herausgefunden: „Also Dolomiten!“

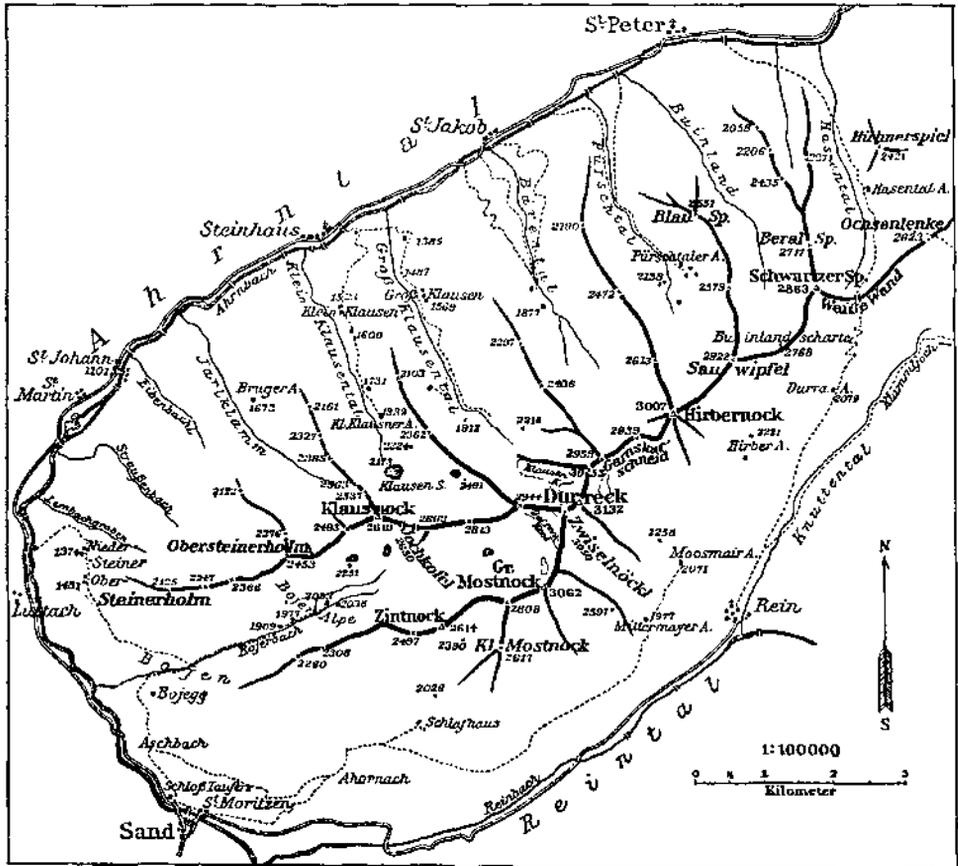
Nein, meine Verehrtesten! Aber da Sie es mir doch nicht glauben würden, daß man über den Brenner zu den Hohen Tauern komme, so wollen wir es auf andere Weise versuchen. Auf einer Alpenkarte nehmen wir die uns allen bekannte Entfernung Innsbruck—Wörgl in den Zirkel und setzen das feste Ende des Zirkels in Innsbruck ein, d. h. auf der Landkarte, und umschreiben mit dem anderen, beweglichen Ende, von Wörgl etwa einen Viertelskreis nach Süden. Wir sehen da gleichsam im Fluge unter uns durchziehen die letzten nach Westen hinausgeschobenen Kämme der Kitzbüheler Alpen; der tiefe Gerlospaß erscheint nun, der das Längstal der Salzach, den weiten, grünen Pinzgau, mit dem Gerlostal verbindet, dann steigt die Landschaft unter uns wieder in die Höhe, und gerade noch über die letzten Spitzen der Zillertaler geht unsere Bahn, während ein wenig östlich davon schon die Hohen Tauern beginnen. Und nun senkt sich wieder der Blick: wir sind in einem fruchtbaren Tal, ein Dörfchen reiht sich an das andere, blinkend weiße Häuschen klettern an den Tallehnen hinauf, darüber Hochwälder: wir sind im Ahrntal. Aber noch einmal zwingt uns des Zirkels stets gleiche Entfernung, das Tal zu verlassen und über einen letzten Ausläufer, um den sich das Tal schmiegsam legt, hinauzusteigen und auf der andern Seite hinunter, und wir sind wieder in demselben Tal und zugleich in seinem Hauptort und Ausgangspunkt: in Sand im Taufers. Das störrische „Eck“ aber, über das wir zum Schluß noch mußten, das waren die Kämme der Durreckgruppe, deren Grenze nach Norden und Westen vom Ahrntal gebildet wird.

Wie wir so von hoher Warte die Länder unter uns durchziehen sahen, da konnten wir auch deutlich erkennen, daß das Ahrntal etwas ganz anderes ist als die Täler, die wir bisher geschaut. Wir hatten auch gleich gesehen, daß der Gebirgsstock, der sich jenseits des Ahrntals erhob, zu einer anderen Gruppe der Alpen gehöre, als wir bisher getroffen. Wir hatten etwa von der Höhe der Birnlücke aus gesehen, wie der Großvenediger einen mächtigen Zug ausschickt, gleich als ob er auch teilhaben wollte an den fruchtbaren Gefilden von Taufers. Und dieser Zug wallt in gewaltiger Eisespracht mit Firmenglanz dahin über die Dreiherrnspitze zur Röhspitze und streckt von dort recht fürwitzig seinen langen, langen Arm weit vor, gerade als wollte er nach dem Blüten- und Fruchtekorb des sonnigen Taufers haschen. Durch die Weite der Erstreckung ist der Arm wohl müde geworden wie jemand, der nach zu weiten Zielen greift, und ist ein wenig eingesunken gerade dort, wo der Vorderarm beginnt; und das ist die Durreckgruppe. Der Arm muß sich auch gar soweit strecken, 25 km weit, wer will's ihm da verargen, daß er nach 10 km müde einsinkt und erst in den letzten 15 km sich noch einmal ein wenig aufrichtet? Und diese letzte Anstrengung, das Aufrecken bis über 3000 m Höhe, ist auf der Karte unter dem Namen der Durreckgruppe verzeichnet.

Wir wissen nunmehr, daß unsere Gruppe weder zu den Zillertalern gehört, wohin sie manche rechnen, noch zu den Rieserfernern, die so stolz da drüben prangen, als wären sie die echten, direkten Abkommen und nicht unser Durreck. Wir wissen nunmehr, daß unser Gebirgsstock zur Gruppe der „eigentlichen Hohen Tauern“ gehört, daß er ein Stück des westlichen Zentralkammes bildet, der mit seinem inneren Eckpfeiler, dem Tauernkogel, anhebt und sich auf eine Länge von

51 km bis zum Steinerholm über Luttach im Ahrntal erstreckt. Von der breiten Einsenkung der Ochsenlenke in diesem Kamm bis zum äußeren Eckpfeiler, dem Steinerholm, auf eine Länge von 15 km: das ist die Durreckgruppe.

Wer auf einer der beherrschenden Spitzen in der Durreckgruppe steht, bekommt von ihr sofort den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Gruppe. Von der Ochsenlenke, jener Einsenkung im Gratverlauf seit der Röhspitze, die nicht nur durch ihr Herabsinken auf beinahe 2500 m, sondern mehr noch durch ihren land-



schaftlichen Charakter: nämlich das vollständige Untertauchen des Felsgrates unter wellige Schuttböden, die Ostgrenze für unsere Gruppe bildet, bis zu ihrem Doppelende im Steinerholm, 2125 m, und Zintnock, 2614 m, ist es ein geschlossener Gratzug. Die Nordgrenze bildet das 27 km lange Längstal des Ahrnbaches, der an der Birnlücke dem Krimmler Ahrntal am nächsten kommt und in drei Talstufen seinen Weg bis Bruneck nimmt. Im Süden trennt das ebenfalls tektonische, 12 km lange Längstal des Reinbachs unsere Gruppe von der gletscher-geschmückten Rieserferner- oder Antholzergruppe. Den Abschluß nach Westen stellt das fruchtbare Taugers dar.

In diesen Grenzen zieht sich in einer mittleren Kammhöhe von 2700 m der

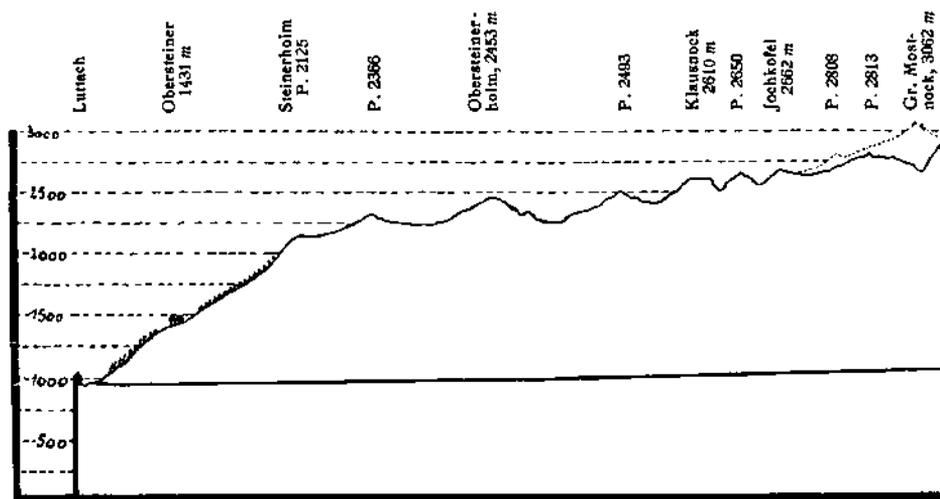
Durreckkamm von der Ochsenlenke, 2623 m, über den „Schwarzen Spitz“, 2863 m, Sauwipfel, 2922 m, Hirbernock, 3007 m, die Gamskarschneid, 2994 m, 2959 m, etwa 7 km nach Südwesten und erreicht in der Durreckspitze, 3132 m, seine höchste Höhe; und das ist zugleich der Kulminationspunkt der ganzen Gruppe, wie schon aus ihrem Namen hervorgeht. Von der Durreckspitze, oder richtiger von dem im weiteren Gratverlauf nur  $\frac{1}{4}$  km Luftlinie entfernten Zwieselnöckl, das schon in seinem Namen seine Bedeutung trägt, gabelt sich (zwieselst sich — wird zwei) der bisher in einem Strang verlaufene Grat und schickt einen Ast nach Süden zu dem nur 1,2 km entfernten Großen Mostnock, 3062 m<sup>1)</sup>, dem so stolzen zweit-höchsten Gipfel der ganzen Gruppe, von wo er sich wieder nach Westen wendet; und damit hat er wieder die gleiche Richtung angenommen wie der andere Ast, der die bisherige Richtung des Hauptgrates beibehält und vom Zwieselnöckl über den Klausnock, 2610 m, in einer Ausdehnung von 8 km nach Luttach zieht. Zwischen beiden Graten, die jetzt nur noch eine mittlere Kammhöhe von 2500 m haben, liegt das samengrüne, stille Hochtal der Bojer-alpe mit seinen stillen Seen.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte, noch mehr aber von den luftigen Hoch-warten des Durreckgrates auf die Gruppe selbst, zeigt einen auffallenden Unter-schied im Aufbau zwischen der Nord- und Südseite. Nicht etwa, als ob das merkwürdig wäre, daß auf der Südseite keine Gletscher mehr vorkommen, sondern nur ein einziger Firnflecken, als ob man sich verwundern müßte, daß das Grün weiter hinaufklettert als im Norden; nein, es ist ein Unterschied im inneren Bau und Charakter der Landschaft. Nach Süden fällt die ganze Kette der Durreck-gruppe ohne jeden eigentlichen Grat nur hie und da mit einer Seitenrippe in einer steilen Flanke ab, taucht in den welligen, grünen Almböden unter, wellt und knittert diese noch, gleich als ob ihre Kräfte noch unter der sammetweichen Decke ein wenig rumorten und nicht so schnell sich zur Ruhe bringen ließen, und verebbt dann sanft im Tal. So ist auf der ganzen Südseite der Gruppe kein einziges Seitental oder auch nur Tälchen, sondern sonnig und heiter und smaragd-grün zieht sich der Almmantel bis unter die Wände des Hauptkammes, ein lachen-der Spielplatz der Sonnenstrahlen mit leuchtenden Edelweißsternen. Wie ganz anders im Norden! Welch weite Hochtäler! Welch zerackte, mächtige, bis zu 5 km lange Grate da vorspringen und in tollen Sprüngen hinabstürmen ins Ahrntal! Und sie schließen öde Kare ein, mit einer stillen, wehmütigen Traurigkeit darin; und wenn der Wolken unendliche Decke sich grau darüber schiebt, dann ist's, als wollten auch sie uns erzählen von traurigen Herzen und tiefem Leid. Als ob eine einsame Glocke sie durchklänge und läute von stillem Weh, das niemand kennt, als diese schweigsamen, stillen Hochtäler im Durreck.

Der Hauptkamm des Durrecks ist gewissermaßen nach Süden verschoben zwischen den beiden Grenzältern des Rein- und Ahrnbaches. So kommt es, daß sein Hang gegen das Reintal steiler ist (32° gegenüber 24° der Nordseite), weil kürzer (3 km gegenüber 5,5 km nach Norden), und ohne Seitentäler; nach Norden dagegen ist Raum zur Entwicklung der weiten Hochtäler und der gewaltigen Seitengrater. So hat unsere Gruppe sieben solcher Transversal-täler, die auf den Hauptkamm rechtwinklig zulaufen, und die in ihrem Verlauf alle einander sehr ähnlich sind. Sie gehören

<sup>1)</sup> Früher ganz allgemein Moosnock bezeichnet mit demselben Wortstamm wie die unter ihm gelegene Moosmaieralm, wird der Gipfel jetzt vielfach Mostock genannt und geschrieben. Das ist eine falsche Bildung, die aus dem noch richtigen Mostnock entstanden ist. Abgesehen davon, daß in der ganzen Landschaft „Noch“ eine ganz regelmäßige Bezeichnung für Berg ist (Klausnock, Hirbernock, Zintnock), während Stock vollständig ungebräuchlich ist, gibt das Wort auch gar keinen Sinn her, wenn man nicht noch dem ersten Wortstamm Mo sein s läßt. Richtig aber ist nur Moosnock oder Mostnock, wie auch

die Bevölkerung ihn nur „Möschnöck“ nennt. — Es seien hier noch einige Worterklärungen beigelegt, die ich zum großen Teil der Liebenswürdigkeit Prof. A. Unterföhrers in Graz verdanke. Zintnock von mhd zint = zacke, zlnne. Sauwipfl vielleicht = Sauwipfl — Sauschwanz ein Witz-namen; Buinland = Böhmenland; Beralspitze vielleicht ladinsch pers = Fels; Pürschtal von bürsching = kurzes Alpenheu. — holm in Steinerholm könnte von slavisch holm sich herleiten, wie auch im Wort Ochsenlenke ein slavisch lenke = Bergloch, Sattel nach V. Glutner steckt.

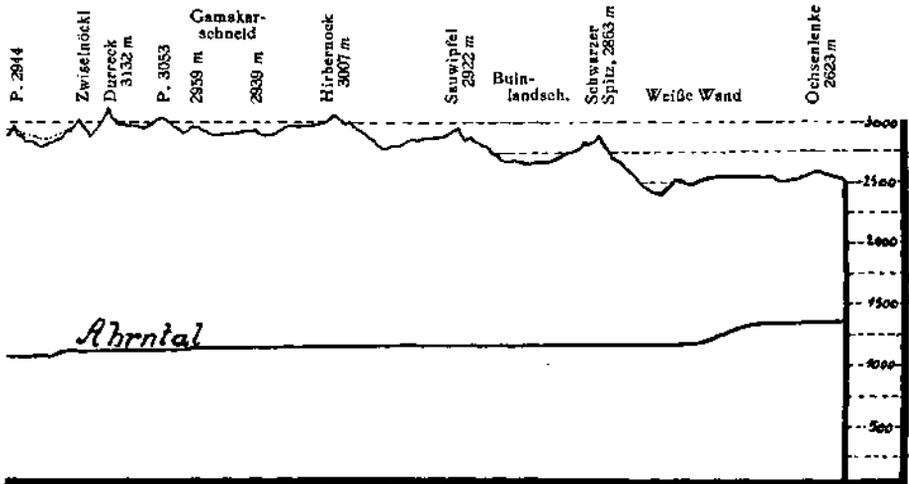


Maßstab 1 : 60,000

Längenprofil der Durreckgruppe

alle zur Gattung der Hängetäler, d. h. sie münden nicht auf den Talboden des Haupttales des Ahrntales, sondern enden ein paar hundert Meter über diesem in den Hängen. Die verflossene, Zeit seit dem Rückgang des Haupttalglitchers nach der iszeit bis heute war eben noch nicht groß genug, daß die Erosion die Seitentäler in gleichmäßigem Gefälle bis zum Boden des Haupttales hinuntergesägt hätte. Und so muß das Bächlein, das oben im Tal in nur mäßigem Gefälle plaudernd, schwatzend und murmelnd unter Lärchen und Tannen abwärts floß, auf einmal, sowie es noch hoch oben sein Ziel, den weißschäumenden Ahrnbach unten erblickt gar mächtig zu hüpfen anfangen und zu springen, daß ihm ganz der Atem ausgeht, bis es endlich durch diese steile Rinne unten ist. Während der Neigungswinkel an den Ahrntalseiten etwa durchschnittlich  $36^\circ$  beträgt, gehen die Seitentäler selbst ziemlich eben hinein, und erst im Hintergrund steigen sie etwas. Es gibt ein gutes Bild, wie ähnlich sie in ihrem Bau einander sind, wenn man die Neigungswinkel ihrer Talsohlen miteinander vergleicht. Das Großklausental hat  $13^\circ$ , das Bärenental  $13^\circ$ , das Kleinklausental  $14^\circ$  und das Bojertal ebenfalls  $14^\circ$ . Alle diese Hochtäler sind dabei von steilen Höhenzügen eingeschlossen, die ihre Hänge in etwa  $40^\circ$  Neigung auf die fast ebenen Böden dieser Hängetäler schicken. Von besonderem Interesse ist es auch, auf der Karte oder in der Natur zu sehen, wie sich die einzelnen Seitentäler des Durrecks drüben, jenseits des weiten Ahrntals auf der Südseite der Zillertaler Alpen zu entsprechen scheinen, daß man glauben könnte, einzelne Grate aufeinander eingestellt zu sehen.

Entsprechend ihrer Höhe und ihrer Lage im Süden der Wettergrenze weist unsere Gruppe keine besonders bedeutenden Gletscher auf. Immerhin ist auch sie ein Beweis für das, was Richter allgemein gefunden hat, daß die 2600 m Kurve als Schneegrenze merklich nach unten überschritten wird. Besonders gilt das von dem orographisch begünstigten Klausenkees, das sich bis auf 2300 m erstreckt und noch vor sieben bis acht Jahren hundert Meter tiefer gewesen sein soll. Er ist ein tückischer Geselle, der zur Art der Hängegletscher gehört. Ungefähr in seiner Mitte ist er seiner ganzen Ausdehnung nach von einer Steilwand unterbrochen, über welche die Eistrümmer der oberen Hälfte herabstürzen und sich darunter zu einem neuen Gletscher zusammenfügen, der dann bis 2300 m herab-



Luttach—Durreck—Ochsenlenke.

Maßstab 1:60,000

fließt und kurz vor einer neuen Steilwand aufhört, über die er eben noch vor acht Jahren ins Kar abstürzte. Nach den Messungen Richters<sup>1)</sup> soll er zusammen mit dem Firnfeld im innersten Winkel des Bojertales 45 ha betragen. Meine Nachmessungen ergeben eine größere Fläche, nämlich 34 ha + 19 ha. Das ist wohl nicht so bedeutsam, auffällender ist schon, daß Richter das Klausenkees als Firnflücken bezeichnet. Diese Bezeichnung mag für die Schneefelder des Durreckkeeses, und auf der Südseite der Durreckspitze gerechtfertigt sein, das Spaltengewirr des Klausenkeeses überzeugt aber, daß ihm der Titel Gletscher nicht versagt werden darf.

Mit ihrem Mangel an weiteren Gletschern liefert auch unsere Gruppe einen deutlichen Beweis für das allgemein beobachtete Zurückweichen der Gletscher. Noch im Jahre 1864 zählte K. von Sonklar fünf Gletscher in der Durreckgruppe auf<sup>2)</sup>, und auf seiner Karte vom Jahre 1867<sup>3)</sup> nehmen sie einen ganz beträchtlichen Raum ein. Von den aufgezählten: Mostnockgletscher, Nördlicher und Südlicher Durreckgletscher, Bärengletscher und Bienstallgletscher sind die beiden letzten vollständig verschwunden, der Südliche Durreck- und der Mostnockgletscher sind zu Firnflücken zusammengeschrumpft, und nur der Nördliche Durreckgletscher — heute Klausenkees genannt, während der Mostnockgletscher Sonklars heute Durreckkees heißt — ist übrig geblieben.

Die Tektonik der Durreckgruppe ist die des westlichen Tauernkammes. Nach Sonklar<sup>4)</sup> erstreckt die Hebung der westlichen Zentraltauern ihre Wirkung aus der Gegend von Sterzing bis zum Felbertauern; deren dynamische Achse aber scheint etwa von dem Lappacher Törl über das Weissenbachtal in die Sohle des Ahrntals einzufallen und sich von hier östlich über die Dreiherrnspitze und den Venedigerstock bis zum Tauernkogel geradlinig fortzusetzen. Eine Hebungslinie von großer Bedeutung. Fast alle Gruppen streichen damit parallel. Das Inntal von Innsbruck bis Kufstein, das Ennstal bis Hieffau, das Murtal bis Bruck und das Drautal zwischen Innichen und Lienz.

<sup>1)</sup> Ed. Richter, Die Gletscher der Ostalpen. Stuttgart 1888. S. 226.

<sup>2)</sup> K. von Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern.

Wien 1866. S. 218.

<sup>3)</sup> K. von Sonklar, Karte der Hohen Tauern. Wien 1867.

<sup>4)</sup> K. von Sonklar, a. a. O., S. 344.

Die Art und Weise, mit der diese Hebung auf den Boden selbst einwirkte, scheint in den verschiedenen Teilen des Hebunggebietes verschieden gewesen zu sein. Denn während der Druck der hebenden Kraft im Westen den Zillertaler Hauptkamm einerseits und den Antholzer Hauptkamm andererseits der Länge nach absprengte, blieb in den Umgebungen des Venedigers der Gebirgskörper ungeteilt in der Längsrichtung. Auf diese Weise entstand also der westliche Zentral- kamm der Tauern, der Zillertaler Hauptkamm und der Antholzer Hauptkamm samt den dazu gehörigen Längsspalten des Ahrn- und Reintales. Gleichzeitig ging aber auch die Zerspaltung des Bodens in der auf die Hebungssachse senkrechten Richtung vor sich. So bildeten sich in unserer Gruppe die Hochtäler von Klein- und Großklausen, Bärenal, Pürschtal, Hasental, genau wie sich infolge dieser Hebung auf der Nordseite des Gebirges alle nördlich abstehenden Höhenzüge des Zillertales und alle nordwestlichen Tauerntäler gebildet. Auf der Südseite der angegebenen Hebungssachse öffnet sich in gleicher Weise die weite Spalte des Tauferertales.

Wie in der Tektonik, so schließt sich auch in seiner geologischen Beschaffenheit unser Gebiet an die Venedigergruppe an.<sup>1)</sup> In der Hauptsache herrschen besonders auf der Ahrntalseite Schieferhüllengesteine, eine unterbrochene Kette von Kalk unsicheren Alters zieht durch die Gruppe, wohl schon von weitem sichtbar an der Weißen Wand, die davon ihren Namen trägt. Die Blauspitze im Pürschtal erinnert uns wohl an den herrlich grün und blaugrün schillernden Serpentin, der dort gebirgsbildend auftritt. Der Hauptkamm und die Reintalseite werden von Gneis eingenommen, der granitartig mächtige Blöcke zu einer richtigen Urgesteinskletterei bietet. Einmal greift auch der eigentliche Granit von Süden her, von den Rieserfernern über den Reinbach hinüber, und jedem Wanderer fallen die mächtigen Granitblöcke auf, die die neue Straße durch das Reintal säumen.

**ZUGANGSWEGE  
UNTERKUNFT** □

Das ist das Berggebiet, das kaum 60 km in der Luftlinie von Innsbruck entfernt liegt, näher also als Landeck, und das doch so einsam ist, so wenig besucht. Freilich, wenn man hört, daß der Schienenweg die doppelte Zahl der Kilometer benötigt, um nach Sand zu kommen, hat man schon eine Erklärung für den geringen Besuch. Und wenn man sich erinnert, daß bis zum Jahre 1908 Sand 20 km von der nächsten Bahnstation entfernt war, dann weiß man einen Grund mehr.

Doch das wird jetzt anders werden. Seit dem Jahre 1908 führen die hellen eleganten Wagen der elektrischen Bahn den Wanderer mühelos von Bruneck nach Sand, und damit ist Sand mit einem Schlag in die Reihe der ersten Kurorte gerückt; ein Kurort von durchaus vornehmem Eindruck.

Durch die Bahn ist Sand aber auch in den Schnittpunkt der verschiedensten Verkehrsachsen gerückt. Von Antholz gelangt man über die Gänsebüchl- oder die Antholzer Scharte ins Reintal, und aus dem Defreggental kommen heute schon viele über das Klammljoch in dieses Tal, um hinunter nach Sand zu steigen. Seit die Tauernbahn fährt, pilgern stets mehr und mehr über die Birnlücke ins schöne Ahrntal hinab, von Pregratten gelangt man über das Hintere und Vordere Umbaltörl dahin, vom Zillertal stehen all die vielen Jöchel offen, und besonders der Schwarzenstein mit dem Berliner Haus leitet einen großen Turistenstrom herüber. Durchs schöne Weißenbachtal steigen die herab, die aus dem Mühlwaldertal über den Neveser Sattel kommen. Und so treffen sie sich jetzt schon von allen Seiten am Fuße unserer Durreckgruppe. Und wenn einmal, vielleicht schon nächstes Jahr, hoch droben auf dem Großen Mostnock ein Alpenhaus der Sektion

<sup>1)</sup> Vergl. J. Blass, Geologische Karte von Tirol und Vorarlberg. Innsbruck. 1:500000.

Taufers steht, dann wird sich auch dahinauf ein Strom ergießen, und die Bergfreunde werden die herrliche Aussicht bewundern und den wunderbaren Nahblick. Denen mögen diese Blätter als Führer dienen.

Es wäre nun schicklich, und ich würde es auch gern tun, von Weganlagen und Hüttenbauten im Durreck zu erzählen. Leider — oder glücklicherweise? — ist da nicht viel zu berichten. Es gibt einen einzigen Alpenvereinsweg in der ganzen Gruppe: den der Sektion Fulda, der von Rein an der Durraalpe vorbei zum Sattel der Weißen Wand, 2556 m, führt und auf der andern Seite auf versichertem Wege zur Hasentalalpe ins Ahrntal (fünf Stunden). Geplant war für das Jahr 1910 von der Weißen Wand eine neue Weganlage direkt am Bergrücken hin nach Kasern. Ferner geht die Sektion Taufers<sup>1)</sup> ernsthaft daran, am Großen Mostnock in einer Höhe von 2800 m gerade über dem kleinen See in dem Sattel vor P. 2808 eine Hütte zu bauen. Dazu wird dann ein Weg von der Ahornach—Reiner Seite aus angelegt. Der Hüttenplatz hat eine ganz ideale Lage. Dann wird auch für das Durreck eine neue Zeit anbrechen, und gar viele werden sein Lob verkünden drunten im Tale.

Einstweilen und bis jetzt ist man auf die Almen angewiesen, die in jedem der stillen Täler im Norden und auch auf der Südseite der Gruppe überall sich finden. Freundliche, treuherzige Menschen wohnen drin, die den Wanderer gern aufnehmen, dessen Fuß sich in diese Gebiete verirrt hat. Gleich freundlich und zuvorkommend freuen sie sich, wieder einmal mit Menschen zusammen zu kommen und zu hören, was drunten im Tal und draußen in der Welt passiert. Milch, Brot und Butter kann man stets haben und ein Nachtlager im duftenden, samtweichen Heu. Ein Schnaps und Tabak sind ihnen als Vergütung fast lieber als Geld. Und jene Tage und Wochen, die ich da oben bei den Sennen auf der Bojeralm oder beim Bauern von Großklausen verbracht habe, sind die schönsten in meiner Erinnerung.

Unten im Tal liegt ringsum ein Kranz von netten, sauberen, nicht teuren Gasthäusern nach alter Tiroler Sitte; von Sand angefangen bis Prettau und auch auf der andern Seite, im Reintal, überall war ich gut aufgehoben und zufrieden.

#### ■ ■ DIE LANDSCHAFT IN DER GESCHICHTE UND KARTOGRAPHIE

Gleich lieben Freunden laden die Täler am Fuße des Durrecks ein: Kommet herein in unsere fruchtbaren Gefilde, nehmet euern Weg durch unsere fast ebenen Talböden, kein Schrecknis droht euch da, Sonne nur fließt von den fruchtbaren Hängen auf euch herab, und gar lieblich ist's zu sehen, etwa wie vom geheizten Zimmer hinaus ins Schneewetter, wenn über den fruchtbaren Matten und dunkeln Hochwäldern da und dort eine Spitze aus eisiger Welt herablugt.

Und gleich als ob es die Geschichte verstanden hätte, diese freundliche Einladung zu befolgen, haben sich schon von den frühesten Zeiten an Menschlein geschäftig in diesen Tälern ausgebreitet, haben ihrer Siedlungen wohllich Gepräge emsig hineingetragen. Uralt Kulturland ist's, das wir betreten, wenn wir am Fuße des Durrecks sind. Das weite, fruchtbare Tauferertal mit seinen zahlreichen, freundlichen Dörfchen im Tal und seinen stolzen Burgen auf den Höhen, es gemahnt uns an wechselvolle Zeiten und Schicksale.

Nach dem Tode Theoderichs ging Rätien für die Goten verloren, und im nördlichen Teile setzten sich ostwärts vom Arlberg die Bajuwaren an und drangen

<sup>1)</sup> Nach einer freundlichst übermittelten Privatmitteilung ihres Vorstandes Herrn Ing. Dr. Aegid Mutschlechner-Innsbruck, dem auch hier bestens gedankt sei.

bis in unsere Gegend vor. Mannigfach wechselte wohl die Grenze an der Etsch und am Eisack gegen die Lombarden, die im Süden das Erbe der Goten angetreten hatten; aber das Pustertal nahmen die bajuwarischen Herzoge in Besitz, und aus dieser Periode stammen die meisten deutschen Namen des Pustertales. So gehört die Gegend von Bruneck bis Lienz zu den frühesten germanisierten des heutigen Tirols,<sup>1)</sup> und auch im Taufers sind Dietenheim, Aufhofen, Tesselberg uralte Bajuwaren-sitze; vielleicht sogar jenes tapferen Herzogs Tassilo, der ums Jahr 600 gegen die Slaven an der Drau auszog.<sup>2)</sup> Diese waren bedrohlich nahe herangekommen, und die Grenze gegen slavische Sprache und slavische Siedlungen verlief mit der „östlichen Wasserscheide des Taufersertals“,<sup>3)</sup> also etwa mit der Ostgrenze unseres Gebietes. Drüben im Virgen- und Defreggental zeigen die Siedlungsnamen auf -nitz schon ihren slavischen Ursprung an. Aus diesen uralten Zeiten blieben freilich auch Reste der alten romanischen Bevölkerung übrig, und je mehr ein Winkel abgeschlossen war von den Stürmen und Drängnissen jener Jahrhunderte, desto eher war auch diese Möglichkeit wahrscheinlich. Und so soll es auch im Taufers noch im letztvergangenen Jahrhundert nach Beda Weber alte Leute gegeben haben, die romanisch sprachen.<sup>4)</sup> Und auch mancher Name im Tauferertal soll noch darauf hindeuten.<sup>5)</sup>

Solche Erinnerungen kommen uns wohl, wenn wir durch die gesegnete Landschaft mit ihren wogenden Kornfeldern und stolzen Schlössern fahren, und da fragt man sich wohl auch, was denn das Wort Taufers bedeute. Ob es wohl mit der zur Zeit Ludwigs des Frommen schon genannten *curtis regia tuberis* zusammenhängt?<sup>6)</sup> Sicher ist wohl, daß es mit rätisch *tuvara*, *tuvers* verwandt ist, das Hohlschlucht bedeutet und dem deutschen Tobel entspricht.<sup>7)</sup> An die Rätier erinnern auch die beiden Bergbäche, die sich um das Durreck herumziehen: der Rain- oder Reinbach und der Ahrnbach. Steub erklärt Rein und Rhenus für identisch, als eine häufig vorkommende Form für Flußnamen bei den Rätiern;<sup>8)</sup> dasselbe sei bei *arn* der Fall, da sogar die Etrusker einen *arnus* hätten.<sup>9)</sup> Aber sollte der Name nicht vielleicht eher von *Val aurina*, dem „goldenen Tal“ kommen, da doch noch im Jahre 1080 auch *ourin* verzeichnet ist? Und so an die Bergwerke gemahnen, die die Rätier schon vor zwei Jahrtausenden betrieben?<sup>10)</sup> Oder sollte es mit keltisch *arn* zusammenhängen, das Fels bedeutet?<sup>11)</sup> Mag das eine oder das andere richtig sein, soviel erzählen uns alle die Denkmäler menschlichen Geschehens, daß wir hier in einer Landschaft uralter Kultur und Geschichte verweilen.

Das spiegelt sich auch überraschend deutlich in den alten Landkarten wieder. Während wir von vielen Gegenden aus dieser Zeit noch keine Aufzeichnungen haben, finden wir auf den Karten des 17. Jahrhunderts unsere Gegend von Siedlungen belebt, die auch heute noch in diesen Tälern liegen. Zwar grausig genug stellte man sich ihre Lage vor, und auf dem Blatt „Bischthumb Saltzburg des *Novus Atlas I ap. G. Blaeuw, Amst.*“ aus dem Jahre 1635 wird über die Berge in den Tauern berichtet: „Der bergen ist dieses Land allenthalben voll vnd sonderlich der rauhen und hohen Güpffeln, welche die Inwohner

1) L. Steub, Über die Urbewohner Rätiens . . . München 1843. S. 23.

2) K. F. Wolff, *Ins Ahrntal*. D. A.-Z., IX. Jahrg., S. 447.

3) L. Steub, a. a. O., S. 184.

4) L. Steub, a. a. O., S. 24, Anm. 3.

5) L. Steub, *Zur rätischen Ethnologie*. Stuttgart 1854. S. 136.

6) A. Steinizer, *Geschichtliche und kulturgeschichtliche Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg*. Innsbruck 1905. S. 366.

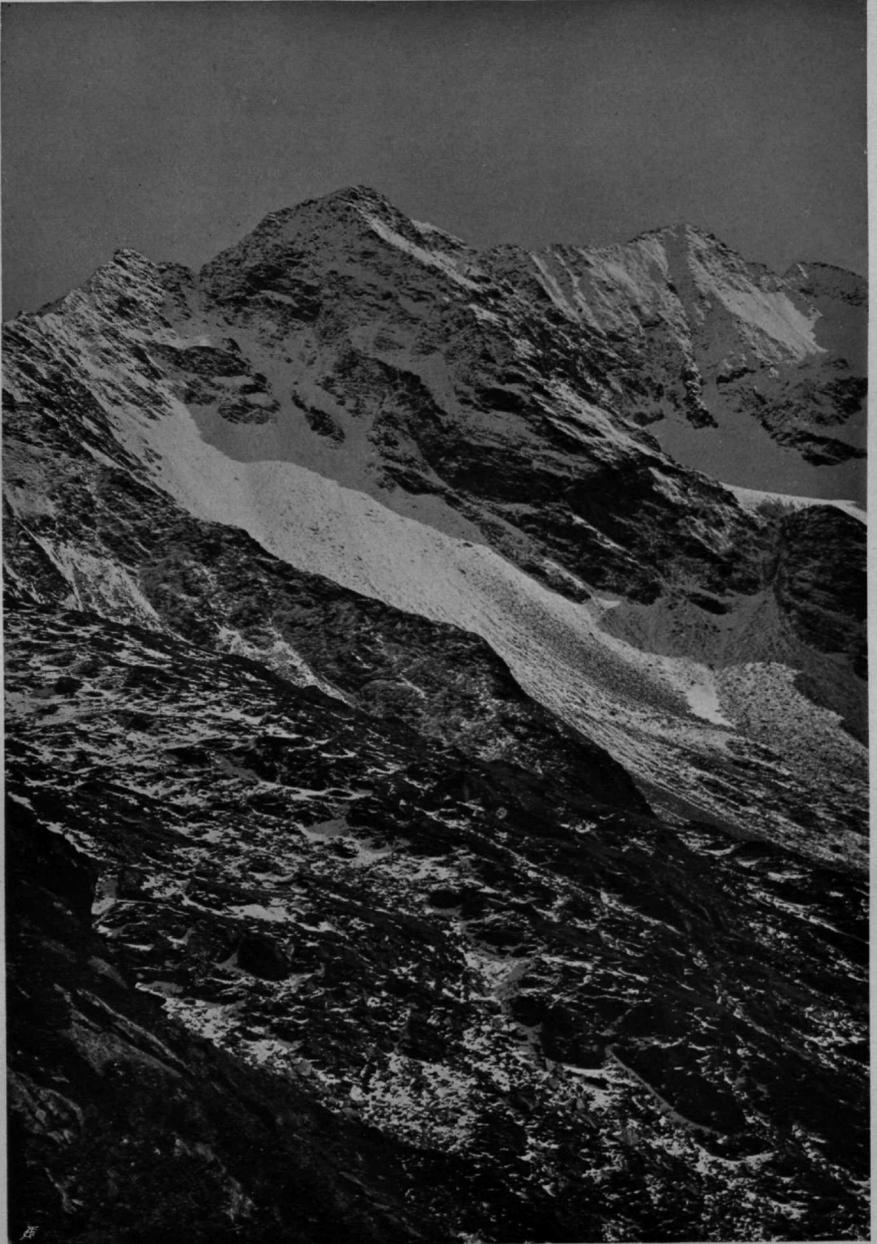
7) K. F. Wolff, a. a. O., S. 448; vergl. A. Achleitner, *Tirolische Namen*. Innsbruck 1901. S. 113. — V. Hintner, *Beiträge zur tirolischen Namenforschung*. Jahrbücher der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 1904. S. 19.

8) L. Steub, *Urbewohner*, S. 141.

9) L. Steub, *Urbewohner*, S. 98.

10) K. F. Wolff, a. a. O., S. 449.

11) H. Gruber, *Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V.*, 1902, S. 260.



Aufnahme von Dr. K. Dörrer

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

P. 3053, Durreck und Zwieselnöckl (bei Neuschnee)

in gemein Thaur mit jhren vnterschiedlichen vnd besondern Namen aber den Rastatterthaur, Feldbergthaur, Kornthaur, Casteinerthaur ꝛc nennen, die denn von wegen der grossen höhe dermassen kalt sind, daß alle die jenige, so auch im höchsten Sommer darüber reisen, vber kälte klagen. Die strassen sind dermassen eng vnd jehe, daß man auch mit den Saumrossen, die derselbigen gewohnt, vbel fortkommen kan, der Wagen vnd Karren zu geschweigen, vnd wenn sich etwann ein Wind erhebt, wie denn oft geschicht, stürzt er entweder alles das, so er an Menschen vnd Vieh erwischt, von denselbigen herab, oder treibt den Schnee dermassen zusammen, daß er alle bäum vnd strassen, vnd was darauff wandert, bedeckt vnd ersticket.“<sup>1)</sup>)

Aber trotzdem sieht das Kartenbild nicht einmal so schlimm aus. Besonders das Tauferetal zeigt eine reiche Besiedlung und ist so ein deutlicher Beweis, daß die Kenntnis der Alpenländer doch schon weiter vorangeschritten war, als man gewöhnlich annimmt. Eines freilich darf man dabei nicht übersehen: nur soweit es sich um menschliche Siedlungen handelt, ist diese Kenntnis vorhanden. Nach seiner Orographie und dem ganzen Landschaftscharakter ist das Kartenbild noch ganz unrichtig.

Dabei kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Kartographen die Werke ihrer Vorläufer benutzt haben. Es sind in der Darstellung der Siedlungen im Ahrntal, in falschen Angaben über Gebirge und Wälder so viele Ähnlichkeiten, daß sie wohl nur auf diese Weise genügend erklärt werden. Es wäre ja möglich, daß noch im 16. Jahrhundert die Ahrn aus einem großen See im innersten Talwinkel gekommen wäre — noch auf einer Karte von 1788 findet sich dieser See, an dem ein Flecken „Ahrntal“ liegt<sup>2)</sup> —, ähnlich wie auch der Weissenbach und der Reinbach aus solchen kommen sollen. Beim Reinbach kann man den Sumpf unter St. Wolfgang als einen in Verlandung begriffenen See annehmen.<sup>3)</sup> Im Ahrntal dagegen? Sollte es da der kleine See bei der Grünbühelalpe sein?

Am interessantesten ist die Darstellung unseres Gebirgsstockes in der Kartographie. Ähnlich wie auf Karten aus derselben Zeit zwischen Courmayeur und Chamonix statt des Montblanc ein ausgedehnter Wald sich befindet, der sich vollständig in einer Ebene von einem Ort zum andern erstreckt, so zeigen auch die meisten Karten an Stelle des Durrecks einen weiten Wald, der es erlaubt, ohne jede Steigung ins Defereggental und Virgental zu wandern. Das ist ganz deutlich auf einer kleinen Karte vom Jahre 1616,<sup>4)</sup> wie auch auf einer bedeutend größeren vom Jahre 1635.<sup>5)</sup> Auf einer französischen Karte von 1681<sup>6)</sup> ist dann wenigstens die Rieserfernerkette eingezeichnet, freilich ganz schematisch ohne jedes individuelle Gepräge; aber immerhin ist so das Virgen- und Defereggental vom Ahrntal nunmehr getrennt. Vom Durreck ist auch hier noch keine Spur, während doch in der Tiroler Landtafel des M. Burgklehner vom Jahre 1611<sup>7)</sup> das Gebirge des Durrecks wenigstens insofern verzeichnet ist, als der Raum zwischen Ahrn und Rein mit Bergen ohne Namen ausgefüllt ist. Das gleiche findet sich in seinem „Tiroler Adler“ von 1620.<sup>8)</sup> Erst im Jahre 1774 treffen wir dann in Peter Anich auf einen Kartographen, dessen achtsamer Genauigkeit auch

1) G. Blaeuw, *Novus Atlas* I Amst. 1635. Der Bad. Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe verdanke ich die ausgiebige Benutzung ihrer reichen Kartenbestände. Md I I.

2) Carte géographique repr. le Cercle d'Autriche nouvellement dressé par F. L. Güüefeld, Nuremberg chez les Herit. d'Homann l'an 1788. nr. 35.

3) Darauf weist auch der Buernhof „zum Seeber“, der von dem ehemaligen See seinen Namen heute noch trägt.

4) Beritius, *Tabulae Geographicae*, Amst. 1616.

5) *Salzburg Archiepiscopatus, et Carinthia Ducatus auct.*

*Ger. Mercatoris*. Amsterdami, Apud Guiljelmum Blaeu. Zu: *Nov. Atlas* von Anm. 19.

6) *Les Duchés de Stirie, de Carinthie, de Carniole et autres Estats Hereditaires à la maison d'Autriche*. Per le Sr. Sanson, *Geographe* . . . du Roy. 1681.

7) Freundliche Mitteilung des Herrn Archivraktikanten Dr. K. Dörner, Innsbruck, dem auch hier ein herzlich Wert des Dankes gesagt sein möge für seine unermüdete, stets hilfsbereite Unterstützung.

8) Privatmitteilung von Dr. K. Dörner-Innsbruck.

unsere Durreckgruppe wohl die erste richtige und ausführliche Darstellung verdankt. Bei allen Mängeln in der Technik des Kartenbildes tritt doch die Gruppe in ihren Grundzügen deutlich erkennbar hervor und überrascht durch ihren Reichtum an geographischen Namen, die vielfach heute nicht mehr lebendig sind. Umsomehr aber fällt es auf, daß unter den 14 Bergnamen unserer Gruppe jener der Durreckspitze fehlt.<sup>1)</sup> An P. Anichs Bild der Gruppe schließt sich wohl ein Kartenwerk an, das um die Wende des 18. Jahrhunderts erschien und in seiner Darstellungsweise ein deutlicher Beweis für die Fortschritte der Kartographie ist. Ein geschlossener Gebirgszug kommt da von der „Drey Herrn Spitz“ übers Thörl Joch und verläuft, vom Ahrn- und Reintal begrenzt, gegen Westsüdwesten. Gegen das Ende teilt er sich in zwei Äste, deren einer gegen das Weißenbachtal zugeht, der andere gegen Taufers. Das ist unsere Durreckgruppe, hier „Taufers Berge“ genannt.<sup>2)</sup> Gletscher zeigt hier die Gruppe keine, von den Berggipfeln ist nur einer bezeichnet: der „Garnskor“. Diese Karte leitet hinüber zur schönen Tauernkarte von Sonklar und weiter zu unseren schönen modernen Karten des Alpenvereins und des Militär-geographischen Instituts in Wien, die allerdings gerade im Durreck noch manches richtigstellen müssen.

Im Gegensatz zur Darstellung der Berge steht die der Siedlungen. So entsprach es auch dem Interesse des Menschen jener Zeit, der darauf Wert legte, während er den Bergen gern aus dem Wege ging. Es finden sich denn auch, von den frühesten Karten angefangen, in unserm Gebiet eine Zahl von Siedlungen, die stetig wächst, manche Namen sogar aufführt, die heute verschwunden scheinen. Die beiden ersten Siedlungen, die uns auf der Karte begegnen, sind „Daufers“ und „Luttach“. Burgklehner führt noch dazu auf: „S Jacob“, „S Peter in kofl“ und „im Rein S Wolfgang“. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts finden sich schon folgende: Taufers, Mileg, Amsandt, S Joanis, Stainhaus, Lutach, Marchen, Pretau, Arnthal.<sup>3)</sup> Ihre Reihenfolge ist oft nicht richtig, aber die große Anzahl zeigt doch die Bedeutung und Wichtigkeit des Tales. Diese Orte bleiben sich etwa gleich, bis im Anfang des 19. Jahrhunderts die neuere Kartographie weitere dazu nennt. Sie gibt uns auch Kunde von den Alpenübergängen hinüber ins Zillertal, die schon benützt werden, und ist so ein Zeuge des neuen Geistes, der sich nicht fürchtet vor „großer Höhe“ und „großer Kälte“.

So haben sich für uns die alten Karten belebt und sind zu Bildern einer alten Zeit geworden. Ein Stück uralter Geschichte hat sich vor unsern Augen abgespielt, und mählich brauchten wir unsern Blick nicht mehr in so weite Fernen zu richten, und langsam sind wir so durch die Jahrhunderte in unserer Zeit angelangt. Vorbei war nun die Furcht vor den Bergen. Ein Gipfel nach dem andern ward besiegt. Und jeder neue Sieg zog andere nach sich. Rings in der Runde waren die Könige schon gefallen. Glockner und Ortler hatten schon längst ihr Haupt gebeugt. Jahrzehnte waren verflossen, seitdem auch der Hauptgipfel des westlichen Tauernkammes von den kecken Steigern erstürmt worden war: der Grotvediger. Und nun kam auch für das Durreck seine Stunde.

Im Juli 1877 ward auch der Durreckspitze steiler Gipfelbau betreten. C. Arnold aus München war's, der mit Josef Außerhofer aus Rein von der Reintalseite hinaufgestiegen war. Sechs Jahre später ward sie von V. H. Schnorr aus Zwickau mit Führer Stabeler aus Taufers von Norden nach Süden überschritten. Den frühesten Besuch erhielt wohl der Hirbernock im Jahre 1863 von K. von Sonklar.

<sup>1)</sup> P. Anichs Karte, Ausgabe 1774. Originalzeichnung im St.-A. Innsbruck, Karten 658. Bergnamen, die heute nicht mehr gebräuchlich sind, finden sich: Sagernockberg, Zwiflen-Eckberg, Großklausenberg, Kleinklausenberg, Stöckelberg, Gfälsberg, Heimberg, Achhornachberg.

<sup>2)</sup> A. von Coulon, Militärkarte von Süd-Deutschland in

20 Sectionen. Gestochen bei J. B. Seitz in München und gedruckt bei A. Dreer in München.

<sup>3)</sup> M. Burgklehner, Tiroler Landtafel, große Holzschnittausgabe 1611, Bl. 7.

<sup>4)</sup> Tyrolia Comitatus, S. principii Ferdinando Carolo . . . tabulam hanc humillime offert et deditat J. Blaeu.

Dann nach der Eroberung der Durreckspitze war wieder Ruhe.<sup>1)</sup> Die stille, große Ruhe des Durrecks. Dann und wann ein Nachsteigen auf den betretenen Routen, aber die Ersteigungen des Durrecks lassen sich wohl an den Fingern zweier Hände abzählen. Das Fremdenbuch von Steinhaus im Ahrntal weist von 1893—1909 keine einzige Durreckbesteigung auf.

Erst aus dem Jahre 1900 hören wir dann wieder von einem ersten Gratübergang, den H. Menger und J. Moriggl aus Innsbruck am 2. August vom Großen Mostnock über den Kleinen Mostnock zum Zintnock unternahmen.<sup>2)</sup> Und im Juli 1904 machten sich dann Karl Dörrer aus Innsbruck und Hermann Schwarzweber aus Freiburg i. Br. an eine systematische Begehung der ganzen Gruppe. Von Luttsch überschritten sie lückenlos den Grat bis zur Durreckspitze in den Tagen vom 18. bis 22. Juli. P. 2944 wurde auch über die Süd- wand erklettert. Darauf überschritten die beiden Touristen die Gruppe von der Ostgrenze her. Von der Ochsenlenke ward der Hauptkamm über die Weiße Wand, den „Schwarzen Spitz“, Sauwipfel und Hirbernock überschritten am 24. und 25. Juli 1904.<sup>3)</sup> Vom Hirbernock aus war der Gratverlauf über die Durreckspitze zum Großen Mostnock am 12. August 1899 begangen worden von R. Sieger und F. Schmitt.

Endlich im Jahre 1909 ward auch die Durreckspitze nochmals auf neuem Weg erstiegen über den nördlichen Begrenzungsgrat des Klausenkeeses, und zwar am 20. August von O. Primus und Oberleutnant Dr. Schaufler-Innsbruck und Dr. H. Schwarzweber-Pforzheim. Ebenso wurde jetzt der Westgipfel der Gamskarschneid, 2959 m, über den Nordgrat erstiegen und durch die Steilrinne westlich vom Gipfel ein neuer Abstieg gefunden, der wahrscheinlich den sichersten und raschesten Zugang durchs Großklausental nach Steinhaus darstellt. Am 24. August eroberten die Genannten P. 2944 über den gewaltigen Nordwestgrat.<sup>4)</sup>

Damit ist im wesentlichen die Erschließung der Durreckgruppe beendet. Wohl gibt es noch einige Nordgrate zu besiegen, an manch plattiger Wand mag sich noch eine verbeißen. Aber nicht das soll dich, Bergfreund, in diese stillen Täler führen. Das kannst du auch anderwärts haben. Aber wenn du fernab von Hütten und Wegen die stille Einsamkeit der Berge suchen, im leisen Wellenschlag des still verschlossenen Alpensees so manch köstlich schweisgamem Bergmärchen lauschen willst, wenn in den gewaltigen Karen so manch traurig Lied und Leid in dir widerklingt, gleich einer heißen Sehnsucht nach den Deinen, wenn du auf sonnigen Höhen jubeln willst dem tiefblauen Himmel des Südens zu, der über die leuchtenden Schranken der Dolomiten herüberlugt, dann komm' mit! Hol deinen Pickel und Schnerfer, nun hebt eine schöne Fahrt an! Bergheil dazu!

### FREIE FAHRTEN

Schwer und träge wälzten sich dunkle Wolkenballen über die weiten, weißen Flächen der Firnfelder des Schwarzensteins. Dort oben kamen sie schwer heran und mit gewaltiger Wucht entfernten sie sich. Langsam, leise. Dort oben standen wir Menschen befangen in diesem gewaltigen Ringen. Plötzlich huschte ein roter Schein durch die dunklen Ungetüme, und bald flammte alles rot auf um uns. Es war der Sonne Abschied von den Erdenbergen. Und harmonisch klang's, wie ein mächtiger Choral. Bald verschwanden sie, die rosigen Ballen, gleich leuchtenden Wundern in die blauen Schatten der Berge, und hell und klar lag vor uns eine Alpenwelt.

<sup>1)</sup> E. Richter, Die Erschließung der Ostalpen III. Bd. Berlin 1894. S. 128 f. Nach der Darstellung des ersten Aufstiegs auf die Durreckspitze kann man sich keine rechte Route denken.

<sup>2)</sup> Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1903, S. 58.

<sup>3)</sup> Ö. A.-Z. 1906. — Bericht des A. A.-V. Innsbruck 1905.

<sup>4)</sup> Ö. A.-Z. 1910.

Auch drüben überm Tal kroch ein heller Wolkenstreifen hinauf, und hinter ihm her ergoß sich eine breite Sonnenwelle. Sie traf gewaltige Hochwälder und öde Kare, zerschründete Gletscher und schroffe Zinnen, dunkle Wiesengründe und fahle Wände. Auf dem Schwarzenstein war's, zur Abendstunde, da trat sie mir zum erstenmal entgegen — die Durreckgruppe.

Durreck, umrahmt vom leuchtenden Glanze der Gletscher und vom trauten Grün fruchtbarer Täler liegst du da, Perle des Ahrntales, und die Häupter der Zillertaler strecken sich und schauen hinüber zu dir, und die Rieserferner wenden ihre Stirnen dir zu. Durreck, wie ein Märchen ist es mir aus alten Zeiten, ein selig Erinnern an goldne Kindertage, wie fernes Tönen einer uralten Melodie, wie sanftes Verklingen eines lieben, schlichten Volksliedes, wenn ich deiner Unberührtheit gedenke, wenn mein Auge auf deinen grünen Auen, dunklen Wäldern und scharfen Graten ruht. Zwischen zwei vielbesuchten Tälern liegst du! Auf der einen Seite umfaßt das Ahrntal deine verschwiegenen Hochtäler, auf der Sonnen-seite das Reintal. Du selbst aber bist einsam, wenig bekannt und noch weniger begangen.

Und gut ist's, daß dem so ist. Wer von der Berliner Hütte über den Schwarzenstein gewandert ist, der wird diese Wohltat zu schätzen wissen. Froh wird sein Auge aufleuchten und befreiend sich seinem Herzen die Erkenntnis entringen: In den Bergen wohnt also doch die Freiheit! Zwar hat sie sich zurückgezogen, scheu wie das Märchen, und mit Mühseligkeiten muß sie erkämpft werden. Aber erkämpft wird sie doch, und Heil euch, die ihr es verkosten dürft, das selige Gefühl, weitab von der Menschen Wohnungen zu sein, einsam auf dem Berge; einsam tagelang, wochenlang!

STEINERHOLM, 2125 m, UND  
OBERSTEINERHOLM, 2453 m

So lieb ich's manchmal bei diesen hohen Herrschaften, gerade wie bei einer spröden Schönen: zuerst einen Anstandsbesuch. Da sagt man sich allerhand Schönes und Höfliches, neckt sich gar, wenn's hoch kommt, ein wenig und zieht sich dann achtungsvoll zurück. Von Händeln und Streiten keine Spur! Das kommt erst, wenn man sich besser kennt. So war's auch beim Durreck.

Ein Morgen im Ahrntal. Karl Dörner und ich. Der Tag schaute schon längst über die Bergschränken ins Tal, als wir in Luttsch unsern freundlichen Gasthof verließen und wenige Schritte unterhalb des „Unterstocks“ über die Ahrn steil die Wiesen hinaufkletterten. Oben trafen wir einen Pfad, der uns durch taufrische Fruchtfelder nach Oberstein führte. Die dunklen Wolken hatten sich gehoben und in der Höhe verschwanden ihre letzten Reste eilig hinter den Gratkanten. Lieblicher Sonnenschein durchflutete das Tal, das fast senkrecht zu unseren Füßen in heiterer Schönheit sich ausbreitete. Drüben über dem Ahrntal öffnete sich jetzt das Weißenbachtal unseren erstaunten und frohen Blicken. Einem Schatzkästlein glich sein Inhalt. Überall der warme Kontrast von Saatengold und Wiesengrün, von Waldesdunkel und Eisesblinken.

Große Verwunderung erregten wir, als wir beim nächsten Bauernhof haltmachten und eintraten, um Brot zu kaufen. Gar trefflich wurden wir bedient. Es war ein Früchtenbrot, das uns gut schmeckte. Ein Glück doch, daß es im Tale keines mehr gegeben. Für des Leibes Speise war so gesorgt; nun auf Freund zu neuen Zielen! Schon winkte uns ein Pfad und versprach uns mühelos hinaufzuführen auf den Steinerholm. Doch gar bald war seine Herrlichkeit zu Ende. Also denn pfadlos weiter. Bald mühsam durchs Gestrüpp, bald ermüdend durch einen alten Bergsturz. Doch stets wird auf dem Westkamm geblieben. Schon wird der Tann lichter, schon zeigt er Spuren des täglichen Kampfes, des Kampfes

ums Leben. Unterdessen hat sich die Sonne verkrochen, und schon rieselt es von den moosbedeckten Bäumen herab, und erst als wir nach drei Stunden, vom Tal aus gerechnet, die Waldgrenze und den Steinerholm, 2125 m, erreichen, wird es besser. Zwar hängen noch immer drüben am Großen Löffler dunkle Wolken, und immer noch ächzen die Tannen. Eine melancholische Stimmung breitet sich über den Hochwald aus und legt sich auch auf unsere Herzen. Schwer und bang, Doch bald kriechen wir wieder hervor unter unserem schützenden Felsen, und als die liebe Sonne wieder kommt, wird hurtig ein mächtiger Block erklettert. Er ist wie geschaffen zur Rast.

Unter uns liegt jetzt der Hochwald, wetterharte Tannen und daneben morsche Trümmer einstiger Gefährten, Baumleichen, traurige Zeugnisse eines erbitterten Kampfes. Hier stehen wunderbare Lärchen neben Leichen, hochragend und gebleicht, gespensterhaft wie Galgenholz. Blühendes, kraftvolles Leben neben dem Tode. Ist das nicht auch ein Bild des Lebens, des Lebens des Bergsteigers? Horch, von der andern Talseite trägt der Wind den Knall von Schüssen herüber. Ist es vielleicht zur Einweihung der Gedenktafel an einen der Tüchtigsten unter den Tüchtigen der Bergwelt? Ist es für den Stabeler Hans, dessen Erinnerung heute drüben bei der Chemnitzer Hütte gefeiert wird? Der Schaflahnernock war sein letzter Berg.

Doch blicken wir hinüber ins Taufers, Karl! Was sollen wir traurig sein. Noch sind die Tage der Rosen. Schau hinüber und hinunter ins Taufers. Welch ein Bild goldenen Friedens! Freust du dich nicht mit mir, schau doch, wie die Saaten golden glänzen, und wie die grünen Streifen dazwischen sich ziehen! Freund, freu' dich doch mit mir! Und wenn wir auch nicht wissen, wo wir heute schlafen, ob auf dem Moos, ob im Heu, dafür sind wir auch Bergfahrer, darum sind wir auch im Durreck!

Nach einer Stunde der Rast und des Genusses brechen wir auf. P. 2247 ist überwunden, und auch P. 2366 liegt schon hinter uns, und jetzt stehen wir nach einer Stunde auf dem Obersteinerholm, 2453 m.

Nun eröffnet sich unserm Auge, was wir bisher nur von weitem geschaut. Was wir gestern vom Schwarzenstein so schön und so leuchtend gesehen, heute liegt es vor uns. Die steile Spitze des Durrecks da vor uns, die so unangreifbar aussieht, wie irgend ein Plattenturm. Die zersägten Grate und die Steilstufen am Mostnock. Doch gemach, ihr Lieben. Wenn auch jetzt mein Auge keinen Haltepunkt findet an euch Gestrengen, wir rücken doch vor, wir sind ein zähes Geschlecht und gar merkwürdig müßte es sein, sollten wir umkehren müssen. Wer gewinnt? Wir oder ihr? Wir werden ja sehen. Und wenn wir dann vor euch stehen, wenn jede Ritze und Falte uns offenbar, dann hütet euch. Bange machen gilt nicht, besonders nicht auf diese Entfernung. Unersteiglich scheint ihr zu sein, und abweisend steht ihr da, aber schon sind sie erschienen, die euch von neuen Seiten angreifen, und sie lassen nicht ab, es sei denn, sie unterliegen. Bergheil rufen sie dir zu, Durreck! Und von weitem tönt es zurück: Bergheil! Aber klang's denn nicht wie Hohn, wie ein neckisch Lachen?

Der Große Löffler ist unterdessen ganz mit schwarzen Wolken eingehüllt worden, drüben am Mostnock zieht ein Gewitter vorüber den Rieserfernern zu, alles ist in fahler Beleuchtung, die öden Kare und die weißen Schneeflecken, die Grate und die Spitzen. Düsterteit liegt auf dem Bilde und eine große Schwermut. Verdächtiger Donner grollt von den Zillertalern herüber und mahnt uns, auf der Hut zu sein. Wir warten voller Spannung. Wird das Wetter hinter der Durreckspitze durchziehen, oder müssen wir Reißaus nehmen zur Alpe hinunter? Schon ist's im Ahrntal. Eine tief schwarze, mächtige Mauer. Der Blick schweift hinüber ins lachende Tauferer-

tal und weiter zum wolkenlosen Süden, dort, wo leuchtend und scharf umrissen die Dolomiten in die reinen Sonnenlüfte ragen. Dumpfer Donner ruft uns zurück aus jenen Sonnengegenden. Zweimal schon war ein Gewitter hinter dem Durreck gegen die Rieserferner gezogen, doch jetzt — zum Teufel, was ist denn das: da fängt ja schon unser Pickel zu singen an. Zuerst summt meiner, dann folgt auch der Karls. Sofort werden sie weggeworfen, die schwer genagelten Schuhe anderswo versteckt, und dann kriechen wir in eine entfernte, wacklige Steinhütte, die gerade so groß ist, daß man auf dem Boden sitzend den Kopf anschlug und für die Beine kein Obdach mehr finden konnte. Schäferhände hatten diese Platten so zusammengestellt. Der Dichter meint zwar, Raum sei in der kleinsten Hütte für ein traulich liebend Paar. Aber es war doch sehr eng da drinnen, und dabei tropfte es fortwährend von oben herab, und von den Seiten wehte es gewaltig den Regen herein. Draußen kracht der Donner, und wir da drinnen widmen uns der geistreichen Beschäftigung, jeden Tropfen aufzufangen, was nur mangelhaft gelingt. Karl konstruiert sogar eine Dachtraufe. Aber es hilft alles nichts. Ganz naß machen wir uns nach vier Stunden wieder auf. In unserer Herzenseinfalt sagen wir uns nun: auf die Durreckspitze langt's jetzt doch nicht mehr; so wollen wir denn den scharf ausgeprägten Grat begehen, der vom Obersteinerholm ins Ahrntal hinabzieht. Dann wollen wir das öde Kar zur Rechten queren und auf seinem Nordwestgrat den P. 2493 ersteigen und so den Höhenzug der Gruppe wieder erreichen. Hat sie, die Schöne, uns bei unserem Anstandsbesuch so wenig nett und manierlich behandelt, so wollen wir nun zeigen, wie kalt uns das gelassen hat.

Also hinab denn vom Obersteinerholm über den Nordwestgrat. Anfangs geht es über Geröll und Platten mühelos, wenn auch mit Vorsicht. Dann kommt ein scharf gezacktes Grat. Klimmzüge werden erforderlich, die kleinen Zwergzirben sind nur hinderlich. Drei Gratköpfe müssen überwunden werden, dann stehen wir nach andert-halbständiger Kletterei an der Waldgrenze. Doch auch schon in kürzerer Zeit läßt sich der Grat überschreiten, wenn man nicht angeseilt geht. Wir hatten zur Vorsicht das Seil angelegt. Eine halbe Stunde geht es dann durch eine mit Geröll erfüllte Hochmulde. Jetzt stehen wir vor dem Grat, der auf P. 2493 hinaufführt. Zuerst geht's leicht, dann steil durch Felstrümmer; jetzt gebieten Platten Vorsicht, und schließlich kommt als Krönung des Grates ein plattengepanzelter Felskopf, der durch einen kaminartigen Riß überwunden wird. Da erwacht bei diesen guten Griffen die frohe Kletterlust, und freudig stehen wir schon nach einer halben Stunde auf P. 2493. Bald sind wir von da wieder auf dem Obersteinerholm. Der flache Rücken erlaubt ein tüchtig Ausschreiten.

Nun wollen wir aber unseren Antrittsbesuch beendigen. Unsere Reverenz, du stolze Schöne da hinten, es war sehr schön, es hat uns sehr gefreut. Ich habe dich lieb gewonnen, obwohl du so trotzig und wild warst, ja gerade deswegen. Ich liebe den Trotz und die Wildheit. Noch einmal grüßen wir hinüber zur Spitze, auch du, Mostmock, sei uns gegrüßt; lebet wohl, ihr Dolomiten dort unten, die ihr den ganzen Tag in heiterer Sonne gestrahlt, wir fahren zu Tal.

Damit verschwinden wir vom Kamm. Unter uns liegen klein, winzig klein wie Kinderspielzeug, einige Almhütten im Bojer Hochtale zerstreut. Eine von ihnen sieht ganz einladend aus und steht am Bache. Dorthin steuern wir jetzt, die wir in eiligem Lauf die Südhänge des Obersteinerholms hinabspringen. Rückwärts gegen den Pickel gelehnt, läßt sich's prächtig springen, und schon nach einer halben Stunde sind wir unten bei den freundlichen Sennern, die ganz erstaunt sind, Fremde zu sehen.

Der Abend dämmt herein ins stille Hochtal. Wir treten hinaus vor die Hütte. Die feierlichste Zeit. Eine Zeit des Schweigens, stiller Erinnerungen.

Immer und immer wieder zieht jener weiche, ruhige, volle Klang mir ins Herz, wenn ich des Abends das Kommen der Nacht beobachte. Wie sie scheu hereinkommt, zuerst aus den Winkeln und Schluchten, wie ihr schwarzer Leib hervorquillt aus den Verstecken des Talkessels. Oben spielen noch immer um die Gratkanten die ruhigen, reinen Lichter der sinkenden Sonne. Ein großer, stiller Frieden zieht in unsere Herzen. Dein Weh erlischt, die Sehnsucht verstummt. Die Stunde des Schweigens. „Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.“ So der Zarathustrasänger. Und wie eine Belohnung ist's, die über dich kommt. Wie ein Segen der Eltern. Lang sitztest du da. In tiefer Ruhe. Nur der Gletscherbach braust hinunter, zu den Menschen. Dann und wann tönt fernes Herdengeläut an dein lauschend Ohr. Fernher, ganz fern. Dann und wann schlägt leise an dich eine warme Luftwelle: des müden Tages letzter Gruß. Dann wieder kühl und still. Ein Abendgebet der Natur. Und auch in dein Herz, du stiller Wandersmann, zieht's wie ein Nachtgebet. Wie groß tritt dir alles entgegen, und wie klein bist du! Wenn du schildern könntest, was durch deine Seele auf und niederwogt: Selige Erinnerungen, frohes Genießen, stiller Stolz. Ein glücklicher Hausvater fühlst du dich; Glockenstimmung! Heilig fürwahr ist mir immer die Stunde, da die Menschen schweigen und die Wasser reden. Und sie reden so viel und so tief. So tief . . .

Ein Steinschlag kracht oben in den Wänden. Einen Augenblick scheint alles den Atem anzuhalten. Doch es ist weiter nichts. Der gestirnte Himmel ist heraufgezogen und blickt und blinkt ins stille Hochtal. In der Ferne ein letztes, leises Verebben des Tages. Und die Wasser rauschen und reden so tief . . .

□ □ □ KLAUSNOCK —  
JOCHKOFEL — P. 2944

Als des nächsten Tages Sonne durch die Ritzen und Spalten zu uns ins Heu hereinflugt, erheben wir uns und schütteln das Heu aus unsern Kleidern. Dann löffeln wir noch ein wenig Milch aus der großen Holzschüssel; und jetzt hinauf auf die luftigen Grate, dorthin, wo du mit deinem Blicke die Zillertaler beherrschest und die Rieserferner, wo lang dein Auge haften bleibt an der Herrlichkeit der Dolomiten und an dem Blinken des Venedigers. Durch Alpenrosengestrüpp geht's aufwärts, über Felsplatten weiter. Da — wie ein Mirakel öffnet sich uns ein tiefgrüner See. Da noch einer. Und auch dort einer. Seid mir begrüßt, ihr Seen, ihr Lebensspender und Lebensträger, ihr Märchenaugen so tief und so grün, so fragend und scheu!

Bald sind wir auf P. 2493. 8 Uhr ist's, als wir ihn verlassen. Auf breitem Rücken gelangen wir rasch weiter. Da steigen drei Gratköpfe vor uns auf. Umgehen? Nein, lückenlos wollen wir die Gratwanderung machen und auf dem Grat, nicht 50 m unterhalb, was so oft auch noch „Gratwanderung“ genannt wird. Also angepackt. Eine harte Nuß. Aber drüber wollen wir. Ich voran am Seil, Karl hinter mir. Gut ist's, daß diese Platten so rauh mit Moos bedeckt sind; das gibt den Knien Halt und den Handflächen auch. Der letzte der drei Türme ist erreicht; Karl baumelt am Seil langsam hinunter. Für mich treibe ich einen Mauerhaken ein, und dann lasse ich mich langsam zu Karl hinab. Anderthalb Stunden sind verflossen, noch immer ragt vor uns der Klausnock auf. Jetzt wird er selbst in Angriff genommen. Über den Südwestgrat hinauf. An engen Ritzen und zwischen wackligen Blöcken hindurch winden wir uns empor. Ein wenig besser geht es noch durch die Südseite, wo Freund Karl sich hinaufarbeitet. Er hält gerade einen Monolog über das haltlose Gestein. Besonders hinderlich verspüre ich die Last des schweren Rucksacks, der beim Klettern immer

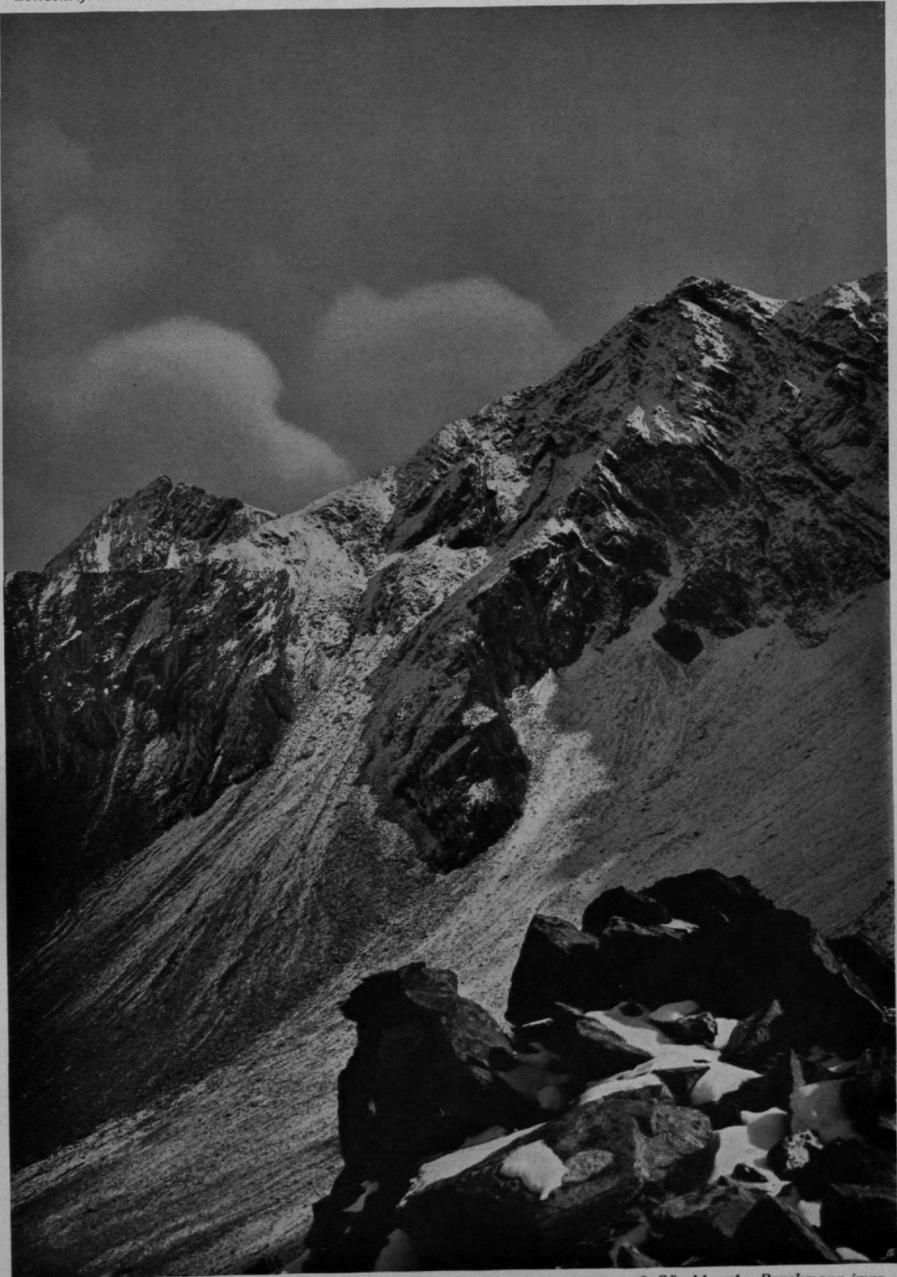
rückwärts zieht. Doch nach 10 Uhr kann ich ihn auf dem Gipfel des Klausnock, 2610 m, ablegen.

Nun schweift der Blick hinaus und hinüber zu den Firnfeldern der Zillertaler; wir rühmen den klaren Tag, die goldige Stunde; wir sind entzückt von dem einsamen Hochtal von Kleinklausen, das sich uns geöffnet hat; so lieb und so traut schaut sein großes Seenaug uns an. Unser Gipfel sendet den einen Begrenzungsgrat dieses stillen Tales aus. Ob der wohl zu machen wäre, fragen wir uns, reden dies und das, bis wir unruhig aufbrechen. Wir sind erstaunt, nur so wenige Minuten da gesessen zu sein, aber eine quälende innere Unruhe hat uns erfaßt: weiter, weiter, bis du's weißt: kommst du auf die Durreckspitze oder nicht. So stolpern wir zur nächsten Scharte hinunter, werfen da einen scheuen Blick nach dem lockenden Kleinklausner See, steigen auf den nächsten Berg, den Jochkofel, 2650 m, hinauf, stolpern auf der andern Seite zur Klausenscharte hinunter. Dort unten liegt unser Rastort. Vorsichtig balancieren wir wie schon auf dem Klausnock so auch auf dem Jochkofel über die scharfe Schneide und springen dann zwischen Platten und Blöcken hinab. Nun sind wir unten an der Klausenscharte, über die später sicher einmal ein Weg führen wird, der Steinhau mit dem Mostnock und Durreck verbindet.

Ein breiter Sattel ist's; eben und mit Platten belegt; wie geschaffen zum Lagerplatz. Daneben ein, zwei Seelein. Die nächste Strecke unseres Grats ist zu überschauen und verspricht, uns rasch weiter zu bringen. Da ist die Unruhe wieder zurückgedrängt. Es wird schon gelingen, meint der eine. Ja, ganz gewiß, der andere. So kommt dann wieder jene selige Stunde, wo du bei leiblicher Erholung auch den Geist erfreust, zurückblickend auf die geleistete Arbeit. Das ist auch gut für uns Gehirnmenschen, wenn wir eine tüchtige körperliche Leistung sehen, und wie wohl tut einem das Gefühl: heute hast du dein Mittagsbrot verdient durch ehrliche, harte Arbeit. An deinen zerschundenen Händen kannst du sehen, wie hart sie war, und an deinen Kleidern ebenfalls. Aber es liegt hinter mir, und gern hab ich's getan, gefreut hat's mich und deshalb hab' ich's getan. Sonderbar, wie oft haben wir nicht gesungen: Beim Bier und beim Wein, lustige Brüder wollen wir sein. Und jetzt haben wir nichts als Schwarzbrot, Tee und Butter und sind doch viel lustiger; so lustig, daß sogar Freund Karl Jodierübungen vornimmt, was ihm allerdings nur mangelhaft gelingt, jedoch weiter keinen Schaden anrichtet. Nicht einmal die Alpendohlen sind verschwunden. Nur größeren Hunger muß die Sache im Gefolge haben, wie ich zu meinem Schrecken an unserem Schwarzbrot merke.

Nach langem, seligem Sinnen und Träumen strecken wir wieder die Glieder und beugen uns unter die Last des Rucksacks. Das ist ja der schönste Spaziergang, der jetzt anhebt. Der scharfe Grat von vorhin ist verschwunden. Ein breiter Rücken, einer riesigen Steinwüste gleichend, führt uns in einer Stunde hinauf zum P. 2662, der von den Sennern in der Bojer-alpe im Gegensatz zur Karte Klausnock genannt wird. Kaum war ich oben angelangt, da winkte ich Karl schon von weitem zu. Da kann's ja wieder nett werden. Durreck, du spielst mit uns; stets ragst du vor uns auf, zum Greifen nahe, und wie man dich fassen will, wirfst du neue Hindernisse auf. Heia, du sollst doch mein sein! Grad deinen Trotskopf liebe ich. Bin ja selber einer.

Das, was die Unholde uns jetzt wieder entgegensandte, war wieder ein scharf zersägter Grat mit vielen Gratköpfen. Deshalb winke ich Karl zu und ziehe wieder verheißungsvoll mein treues Seil hervor. Macht nichts, gar nichts, meine Hochverehrte, unterhalte ich mich mit ihr, während ich das Seil zurechtliege, ist schon gut so; deshalb sind wir ja auch nicht zu dir gekommen, um über Gras-



*Aufnahme von Dr. K. Dörner*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

*Sauwipfl und Hirbernock (bei Neuschnee)*

böden zu marschieren. Ist auch viel besser, du bist vorher recht stachlig und ehrlich, als daß du uns nachher hübsch fein verrätst, wie ein falsches Mädcl. Schwierigkeiten haben wir erwartet, und einen fröhlichen Kampf wollten wir wagen. Deshalb schaue ich schließlich auch ganz begeistert auf dieses neue Hindernis, diese neue Warnungstafel unserer lieben Durreckspitze. Quos ego! scheint sie uns zuzurufen, aber vermessen ist das Völklein und kümmert sich nicht um die Verbote der strengen Schönen. Was will dein zürnender Blick, was sollen deine drohenden Mienen? Es steht dir ja so gut. Auge in Auge treten wir dir gegenüber, und nach ehrlichem, offenem Kampfe wirst du uns wohl den Preis gönnen. Auch in den Alpen ist es so: je spröder, desto begehrenswerter.

Nach zwei Stunden schon sind wir auf P. 2813. Noch schärfer wird deine Waffe, Durreck, noch abweisender dein Verhalten; noch wilder bäumt sich der Grat auf. Aber kalt Blut. Nur kein Drängen. Das Seil hilft uns weiter. Noch schwieriger? Auch gut, die Kletterschuhe heraus! Die tun ihren Dienst. Unaufhaltsam rückt ein Gratkopf nach dem andern hinter uns, die Strecke vor uns bis P. 2944 ist schon merklich kleiner geworden. Im Reitsitz werden die äußerst luftigen Zacken überwunden. Dann nur an den Händen hängend, jetzt wieder ein fingerbreiter Tritt, nun ein Schwung — so, jetzt kann man wieder ein wenig ausschlaufen. Weiter! Ein Klimmzug, jetzt ein Spreizschritt, da, nach zwei Stunden, ist auch P. 2944 betreten. Also doch vier Stunden hat uns dieser luftige Grat von P. 2662 gekostet. Ohne jede Rast sind wir geklettert, Griff für Griff weiter gedrungen; kein Wort miteinander gesprochen. Durreck, deine Sache steht schlimm, hast du uns weiter nichts entgegenzustellen?

O doch! Schon liegt das farbige Licht der untergehenden Sonne auf deinen Spitzen. Für heute hast du gesiegt. Die Nacht ist dein Bundesgenosse. Ein starker Bundesgenosse, dem wir weichen müssen.

Durch die Wände geht's abwärts zum untersten Teil des Durreckkeeses. Steil und mühsam, aber es geht. Über den Schnee eilen wir in großen Sprüngen. Dann kommt die Nacht. Nun müssen wir langsam gehen. Kein Licht zeigt, daß noch Menschen in diesem Hochtal hausen. Nur das Brausen des Wassers, das von den Wänden stürzt, und das Gurgeln des Gletscherbaches erfüllt das Tal. Nach zwei Stunden haben wir unsere Hütte wieder erreicht. Als wir vor der Alm noch einmal zurückschauen, da gießt der Mond die erste Schütte seines Silbers ins einsame Tal. Hell gleißt der Wildbach auf, und rund um uns scheint alles dunkler noch zu werden. Ernst und groß schauen die Berge herab.

Die Almstube ist verschlossen, also gleich ins Heu! Der Hunger wird schon beim Schlafen vergehen. Wir öffnen die knarrende Türe, zünden Licht an: es ist noch niemand da. Dann suchen wir den günstigsten Winkel auf. Gute Nacht! Gute Nacht, tönt's zurück. Da weckt uns dasselbe Knarren, es raschelt im Heu, und plötzlich faßt mich einer am Arm. „Isch ebber do?“ „Ja freilich, wir sind's wieder!“ „A woll“, sagt die Stimme. Dann war Ruhe bis zum Morgen.

**PUNKT 2944** Am nächsten Tag meint dann der Senner: „Bal i zruckkommen bin, hob i gmerkt: holla, do isch ebber do.“ Dann hat er es gleich rausgehabt, daß wir es wieder waren. Wir bitten ihn noch um einen Schmarren, aber er vertröstet uns auf den Abend: „Dös gibt aber dann an deiflich guiten o.“ So brechen wir denn nach sieben Uhr ohne Schmarren auf, Milch und Schwarzbrot war unsere Kost wie bisher. War's auch noch für die kommenden Tage. Dazu noch das Nachtlager im Heu, wobei man auf eine Woche nicht aus seinen Kleidern herauskommt. Da wird wahr, was Nietzsche einmal sagt: „Von sich absehen lernen ist nötig, um viel zu sehen. Diese Härte, tut jedem Bergsteigenden not.“

Langsam steigen wir wieder hinan, was wir gestern in der Dunkelheit herabgestolpert sind. Auf Schafsteigen erklimmen wir die verschiedenen Talriegel, dann wenden wir uns nach links, um zum Einstieg auf P. 2944 zu kommen. Nach 2 $\frac{1}{2}$  Stunden sind wir dort. Vor uns baut sich nun die Wand auf. Just mitten durch führt eine Schlucht hinauf. Sie scheint am schnellsten auf die Spitze zu bringen. Das ist auch unser Wunsch, als wir jetzt 10 Uhr 30 Min. aufbrechen. Vom Gletscher steigen wir gerade in die Felsen, und dann kommt die Rinne. Sie scheint keine besonderen Schwierigkeiten zu bieten. Aber warte nur, bis du drin steckst. Schon daß sie viel steiler ist, als sie aussieht, macht sich sofort bemerkbar. Griffe? Wie wenig und wie kümmerlich. Dafür aber böse, böse Platten. Steine sausen vorbei, dumpf schlagen sie in der Tiefe auf. Eine eingespreizte Platte bereitet große Schwierigkeiten. Langsam, mit äußerster Kraftanstrengung unternehme ich es, mich an ihr hinaufzustemmen, während Karl sie umgeht. Kaminartig eng ist's geworden, jetzt wieder breiter. Die Schlucht teilt sich. Trügerische Grasbüschel versuchen wiederum, den Blick zu täuschen. Ich quere schwierig nach links hinüber. Kein Haltepunkt. Doch dort weit links drüben für den linken Fuß scheint einer zu sein. Schweren Herzens muß ich mich nun doch dazu entschließen, den Bergschuh auszuziehen. Den rechten wenigstens. Mit dem rechten Fuß im Strumpfe, mit dem linken im Bergschuh geht's weiter. Als Zeuge der Schwierigkeiten aber steht stolz mein rechter Bergschuh unten. Es fehlt doch nicht der Humor selbst in den ernstesten Lagen. Endlich, endlich habe ich einen sicheren Stützpunkt gefunden. Karl fliegt das Seil zu und, an ihm sicher geführt, gelangt er zu mir und bringt mir auch mein zurückgelassenes Objekt. Jetzt endlich kann ich meine Kletterschuhe anziehen. Es war nötig. Bald hängt man nur an einer Hand, bald ist nur ein Fuß und eine Hand in einem schmalen Riß verstaubt, aber mit Geduld und Tücke bringen wir's doch fertig. Und nicht bloß eine Stimmübung war es, als wir nach 2 $\frac{1}{2}$  Stunden von der Bergspitze einen Jodler ins Tal hinunter schickten und noch einen und immer noch einen.

Auch durch die Südwestwand war jetzt P. 2944 erstiegen, und wahrlich hart war die Mühe und hoch der Preis. Aber gelungen ist's, und jetzt schmeckt auch unser lecker bereitetes Mahl: Tee, Schwarzbrot und Butter. In der Sonne liegen wir da, schauen hinaus in die weite Welt. Freude im Herzen, Frohsinn in der Brust. Vor uns türmt sich die Durreckspitze auf. Greifbar nahe. Stolz und kühn sieht sie aus. Wird's gelingen? Den Mut nicht sinken lassen, wenigstens versucht wird's. Zwar verlockend sieht sie nicht aus, — so ging unsere Rede —, doch wozu das. Hatten wir doch eben eine Arbeit geleistet, die uns selbst befriedigte und uns mit Hochgenuß erfüllte.

Lange, wohl allzulange lagen wir da und ließen die Sonne auf uns scheinen und äugten hinüber zum Gegenstand unserer Wünsche. Ach, die Schöne kam nicht herüber. So war denn 1 Uhr 20 Min. Aufbruch. Der Grat hatte, das mußten wir uns gleich gestehen, verteufelt viel Ähnlichkeit mit dem von gestern. Ich hänge meinen Schädel über das nächste Wandl, komme zurück und binde sofort wieder das Seil fest. Karl geht voran. Ich sichere mich, und dann läuft das Seil langsam durch meine Hände, Meter um Meter. Doch kaum ist Karl hinter dem nächsten Gratkopf verschwunden, da höre ich schon seine Stimme: „Deiß, Duiß, dös schaugt schiach aus! Festhalten! Loslassen!“ So ging's anmutig weiter. Nur mehr ganz langsam gleitet das Seil aus meiner Hand. Die 25 m nehmen kaum ein Ende. Und als ich dann an die Reihe komme, nachzurücken, merke ich's auch, wie schwierig es ist. Ein Überhang ist es, über den man sich hinablassen muß, wobei man, nur an den Händen hängend, pendeln darf, bis man etwas Festes unter den Füßen fühlt. Mit großem Wohlwollen bestätigt

mir Karl, als ich nach längerem Zappeln mit den Füßen irgendwo anstoße: „Jetzt hasch'd'n.“ Die ganze Kletterei ist ein Rutschen, Ziehen, Pendeln, Hängenbleiben, Zurück, Vorwärts, Abwärts, Aufwärts, ein Reiten und Spreizen. Da muß man sich wieder 10 m abseilen. Jetzt kommt ein Schartl, durch das man kriechen muß. Denn drüber ist ein Block gestülpt, der auf- und niederwippt, wenn man an ihn stößt. Dann erklettern wir wieder eine Wand, wobei der Stützpunkt für den Rücken wackelt. Gut ist es nur, daß dein Gefährte dich immer zuverlässig und gefahrlos sichern kann, indem er das Seil um einen der vielen Felszacken laufen läßt. Sonst aber wollt' ich's aufs erstemal nicht wagen. Ein Kartenhaus stellt sich uns jetzt entgegen, nur daß die Karten riesige Steinplatten sind. Lautlos schleichen wir an ihnen vorbei. Schon über zwei Stunden turnen wir jetzt auf diesem Grat und dürfen uns wohl eine Pause von einer Stunde gönnen. Dann beginnt das gleiche Spiel von neuem. Welche Zeit mußte vergehen, bis der Grat so in seine Trümmer zerlegt wurde? Ein Trümmerfeld, groß und mächtig noch in seinem Zerfall. Trümmer von 4 bis 8 m Höhe. Dazwischen winden wir Menschenlein uns hindurch. Bald durch Risse aufwärts, bald durch Risse abwärts. Jetzt wieder führt ein schauerlich exponiertes Band auf der Ahrntalseite weiter. Sausende Felsblöcke, durch deine Hand in Bewegung gebracht, zeigen dir deinen Weg, falls du stürzest. Lange noch kracht ihr Aufschlag, bis sie tief unten am Klausenkees zur Ruhe kommen, und lange noch ist die Luft mit ihrem Schwefelstaub geschwängert. Jetzt kommt ein Felskopf, der allein eine halbe Stunde erfordert. Eine Brücke führt über ein Schartl; leider wackelt sie, — hält aber doch aus.

Sieben Uhr ist es wiederum, und wir stehen an der Scharte, die dem Durreckkees am nächsten ist. Wiederum hast du dich mit Erfolg gewehrt, Durreck. Aber nahe sind wir dir gekommen. Sehr nahe. Dein Pulver hast du wohl verschossen? Platte an Platte getürmt. Grat an Grat gereiht. Wer siegen wird? Schon der dritte Tag neigt sich heute dem Abend zu, da wir auf dem Grat zum Durreck hin klettern. Ständig steht die Spitze vor unsern Augen. Stolz und lockend, herb und zurückweisend. Blau grüßen die dunkelschattigen Wände der Rieserferner herüber, schwarze Wolken liegen auf den leuchtenden Fernern der Zillertaler, um uns herum heult oft der Sturm und jagt Wolken vor sich her, drohen die Gewitter; nur die Dolomiten dort unten leuchten tagaus tagein in wolkenlosem Sonnenschein.

Wohl habe ich mit Heine gesungen: „Lebet wohl, ihr glatten Säle! Glatte Herren, glatte Frauen! Auf die Berge will ich steigen, lachend auf euch niederschauen.“ Aber trotzdem zieht eine merkwürdige Stimmung in mich ein. Ist's des Südens ewig heit'rer Himmel, der mich traurig stimmt in diesen Regenwolken, seid ihr's, ihr goldenen Fluten und grünen Striche des Tauferertales, die ihr mich grüßt, wie mein liebes Breisgau, wenn ich vom Schwarzwald niederblicke? Oder seid ihr's, ihr Dörfchen, die ihr da unten im Tal wie lauschige Erzählungen euch anschmiegt an die schützenden Berge? Ihr Zillertaler, wo habt ihr euren Glanz verloren, daß ihr immer Trauer traget um eure Kronenhäupter, lasset sie doch fahren, diese schwarzen Schleier! Eine traurige Stimmung zieht in mich ein, wie ein Sehnen nach der Liebsten, wie ein Heimweh nach bekannten Stätten, lieben Menschen. Eine Talsehnsucht möcht' ich es nennen. Nur einmal wieder im Tal sein, dann meinetwegen wieder hinauf in die Höhen.

Doch was soll das? Du willst doch nicht? Nein, jetzt erst recht nicht. Unser Ziel und Losung ist die Durreckspitze. Für heute zwar heißt sie: Bojeralm. Frisch auf, daß wir noch zur rechten Stunde unten sind. Heute gibt's ja einen Schmarren und dazu noch einen „deifisch guten“. Das sind ja herrliche Aussichten. 7 Uhr

30 Min. fuhren wir über den vereisten Ferner ab. War's der Schmarren, der uns so zur Eile trieb? — Eine leise Abendröte hatte sich über den Himmel geschoben, dunkle Wolkenbänke lagerten davor, und ein stiller Frieden ward über das Hochtal ausgegossen. Wir traten in die Hütte.

**AUF DER BOJERALM** Drin strömt uns schon der liebliche Duft des Schmarrens entgegen. Bald sitzen wir zusammen mit dem Senner und dem Hütbuben am Tisch. Eine große irdene Schüssel Milch wird aufgetragen, die Bratpfanne mit dem „soviel guiten“ Schmarren daneben. Jeder bekommt seinen Löffel, der an der Wand steckt, und dann geht's los. Wozu Teller, wenn jeder in die Schüssel langen darf. Und die ist groß genug für vier. So sitzen wir und essen bald Schmarren, bald nehmen wir für den Durst wieder einen Löffel Milch dazu, bis wir genug haben. „Tuist genuiche haben?“ fragt der Senner. Wohl, wohl. Die Abendröte schimmert noch immer durch die trüben Fenster und wirft einen leisen Schein auch in die kahle Stube der Alm. Nach dem Essen kommen dann langsam die Senner aus den Nachbaralmen, so daß schließlich acht da beisammen sitzen. Lang saß man so da. Dann und wann sprach einer, die andern meinten dann „woh, woh!“, oder grunzten zustimmend. Mählich war es Nacht geworden. Man sah nur das Glimmen ihrer Pfeifen. Dann und wann mußte einer sie wieder anzünden, dann konnte man im Widerschein des zuckenden Lichts für Augenblicke die wetterharten Gesichter erkennen. Dann war wieder Dunkelheit. Nur wenig wurde geredet. Über Weiden, Viehstand und ähnliches.

Der Donnerstag kam herauf. Der vierte Tag auf der Alm. Früh schon schüttelte ich mir das Heu aus Ärmel und Kragen und begab mich auf Auslug. Wie ist's, meint Karl, als ich zurückkomme. Nicht gut. Große, weiße Wolkenfahnen flattern um den Mostnock. Dort oben am Vorkopf des Durrecks, am Zwieselnöckl, wallen sie auf und nieder. In ewiger Bewegung steigen sie auf und ab. Das verheißt nichts Gutes. Sei's drum, dann halten wir heute Rasttag. Wie ist es doch so mollig, die andern neben sich aus dem Heu krabbeln zu sehen und selbst hübsch weiter schlafen zu dürfen. Als dann die Sonne durch die Ritzen der Scheune strahlte und ihre Lichtstraßen von unzähligen Sonnenstäubchen fimmerten, da war es doppelt interessant, dem Spiel zuzusehen, ohne durch den Schreckensruf: Zeit, aufstehen! herausgetrieben zu werden.

Also heute war Rasttag. Die Sonne war nun doch hervorgekommen; auch gut so. Hast du ihn schon einmal erlebt, so einen Rasttag auf blumiger Alm, in goldener Sonne? Bist du schon einmal in weltverlorenem Sinnen dagelegen in dem weichen Gras, wenn die Käfer um dich summten? Hast du hinaufgeschaut zu den Wolken, wie sie dahinzogen, die Segler der Lüfte? Auch sie führen ein Leben, auch da oben gibt es ein Werden, Geschehen und Vergehen. Sieh nur, wie sich die weißen Wolkenballen ineinanderschieben, jetzt haschen sie nach einander, jetzt ein drohender Knäuel, dann wieder zerteilen sie sich, fliehen auseinander, und ein reiner tiefblauer Himmel lacht über dir.

Der Schäfer kommt her und legt sich zu uns ins Gras. Schon gestern hat er erzählt, wie er einmal bei der Gemsjagd auf den Grat gegen die Durreckspitze gekommen sei und sie habe ersteigen wollen. „Oba, mei Liaba, do schauht's schiach aus. Dös kann ma nicht dermachn. Do aui kimmt ma nicht. A schiacha Grat, meint er, den Durreck dermachst von der Seiten nia nicht.“ Das war trostreich für uns. Ja, die Senner zweifelten überhaupt an unseren turistischen Fähigkeiten und glaubten, wir würden niemals über den Grat hinübergelangen. Das alles, weil wir schon dreimal wieder zurückgekommen waren. Wenn sie nur

mitgetan hätten am folgenden Tag! Während uns dann der Schäfer die Volksnamen der verschiedenen Punkte für Geld und gute Worte aufzählte, begannen wir unsere Röcke, Hosen und Strümpfe zu flicken. Es war nötig. Am Bach wurde dann große Wäsche gehalten. Am Mittag ging's hinunter nach Sand zum Schuhflicker. Durch ein wunderschönes Hochtal führt der Pfad zum Schloß hinab. Mit der Abendröte waren wir wieder oben.

Der Abend kam. Der letzte auf der Alm. Noch einmal kamen die Senner zum Abschied, noch einmal mutmaßten sie, ob wir's dermachen. Halt schiach. Dann wird ein Licht angezündet, einer spielt die Mundharmonika, und jetzt ein Tanz. Ein Ländler von zwei Sennern getanzt. Ziemlich ungenlenk bewegen sie sich barfuß durch die Stube. Und eine Freude hatten diese zwei großen Kinder, die auch auf den Zuschauer übergang. Bald wiegen sie sich nach dem Takt der Musik, dann schnalzen sie mit der Zunge, dann wieder gehen sie schrittweis vor und zurück.

Ich trete vor die Hütte. Das Licht des Vollmonds flutet durch das Tal. Silberfließt's von den Hängen herab. Weit drunten im Süden zuckt ein Wetterleuchten; und drinnen tönt die Mundharmonika zum Taktschritte der Tanzenden. Es ist so ein Gegensatz zwischen den kindlichen Menschen da drinnen und der großen, unfaßbaren Natur. Und doch wieder im tiefsten Wesen eine Übereinstimmung. Eine dunkle Gestalt löst sich von der Hütte. Der Hütbube. Zum Wasserschöpfen geht er. Ich trete auch hinzu und trinke den kühlen Trank. Dann freue ich mich wieder mit den Naturmenschen, die uns als alte Freunde behandeln und uns schon längst duzen.

Die Zeit des Schlafens kommt heran. Wir kriechen ins Heu. Mein Gefährte stört mich die ganze Nacht. Des Morgens gesteht er mir, er habe immer geträumt, er stehe auf einer der Schartenbrücken, die so wankten und wackelten.

**DIE DURRECKSPITZE** Es dämmt. Schnell heraus. Die Luft ist warm, Wolken umschleichen den Mostock, der Durreckstock ist gar nicht sichtbar. Bald legen sich die Wolken schmeichelnd auf die Gletscher, dann wieder erheben sie drohend ihre Häupter. Kurz vor 8 Uhr wagen wir es doch. Um 10 Uhr sind wir am Durreckkees, das wir in einer großen Kehre überschreiten müssen, weil wir die Steigeisen im Tal gelassen haben. Nach drei Viertelstunden sind wir wieder in der Scharte, die wir vorgestern verlassen haben. 11 Uhr 15 Min. brechen wir auf von der Scharte zwischen Durreckkees und Klausenkees. Es beginnt schon wieder niedlich. Genau so wie vorgestern. Riesige Platten sind zu überwinden, schwindlige Bänder zu begehen; da hilft ein Klimmzug über einen Überhang, dort kann man sich hinaufstemmen. 1 Uhr ist's, als wir uns auf dem Zwieselnöckl niederlassen, dem Vorkopf des Durrecks, ca. 3050 m. Wir können jetzt selbst prüfen, was der Schäfer gesagt hat. Vor uns liegt die Durreckspitze im grellen Licht der Mittagssonne. Nur ein Steinwurf Entfernung scheint es zu sein. Der Spitze Eindruck ist unheimlich. Schien sie uns früher wie ein schönes Weib, aber auch ein stolzes, verlockend und wieder zurückweisend, so jetzt unheimlich, kalt, feindselig, gehässig. Horch, da grollt auch schon der Donner. Schwarz zieht's her vom Sauwipfel. Bange Minuten der Überlegung. Wie sie so grell beleuchtet wird, giftig gelb scheint's widerzustrahlen von ihrem grauen Felsenleib, und dahinter die schwarze Wetterwand, dräuend, wuchtig, atembeklemmend! Sie ist die höchste Spitze der Gruppe, 3132 m hoch, und auf ihr vom Gewitter überrascht zu werden, gehört nicht zu den Hochgefühlen des menschlichen Daseins. Doch die Wolkenbank scheint still zu stehen. Zwar sagt mir eine innere Stimme, geh nicht hinauf, aber ich

trotze ihr diesmal. Rasch entschlossen hinab in die Scharte, so schnell und so vorsichtig wie möglich. In einer halben Stunde stehen wir dort zwischen Vorkopf und Spitze. Gewaltig bäumt sich vor uns der steile Grat auf. Doch mutig angepackt. Zuerst auf der Ahrntalseite auf schmalen Bändern, dann auf der Grat-schneide, aber mehr dem Reintal zu auf sehr schmalen Gesimsen mit kümmerlichen Griffen, so Freund, gelangst du dort aufwärts. Es scheint, als wollte die stolze Spitze noch einmal alle Kraft zusammennehmen, um die zudringlichen Verehrer abzuschütteln. Nimm dich in acht, warnt sie, gewaltig ist meine Macht. Die notwendigsten Haltepunkte für die Vorderglieder der Finger sind gerade noch vorhanden, luftige Platten verwehren den Zutritt. Hurra, jetzt liegt sie unter uns, die stolze Spitze. In 55 Minuten von der Scharte aus haben wir es fertig gebracht. Es war ein heißes Ringen, und ich atme froh und befreit auf. Da drüben auf dem Zwieselnöckl sah die Sache ganz bedrohlich aus. Bedrohlich nur? Nein, gehässig, fürchterlich. Viele Berge hab ich seither bestiegen, hab manchen Strauß mit den lieben, trotzigem Gesellen ausgefochten, aber ich werde sie immer und immer wieder vor mir sehen, die steile Spitze, grell beleuchtet von der Mittagssonne und die schwarze Gewitterwand dahinter. Ja, die schwarze Wand und die bewegungslose, sonnendurchzitterte Luft.

Jetzt war das Ziel erreicht. Und wenn vorhin noch die bange Frage in uns klang: Hat der Schäfer recht? so zog jetzt stolze Freude in uns ein. Stolze Freude am Besitz. Jetzt war es also doch erreicht, was wir uns in Luttach drunten vorgenommen, was wir in Innsbruck geplant und vom Schwarzenstein aus be-sichtigt hatten. Es war gelungen, dem Berge zum Trotz und den Sennern auf der Bojeralm. Ein Zettel ward niedergelegt, der Kunde davon gab.

Doch so eine richtige Gipfelstimmung wollte nicht aufkommen. Wohl ist die Fernsicht weit umfassend. Mit den blauen Rieserfernern hebt sie an, daran schließen sich die düstern Tauern, die glänzenden Schneeflächen der Venediger Gruppe, die Zinken und Gletscherfelder der Zillertaler Alpen, und dort unten lugen über die goldgrünen Felder von Taufers die Wände der Dolomiten. Leuchtend, ruhig, klar. Wohl bietet die Rund-sicht entzückende Bilder. Wohl ist über uns nur noch Luft, aber immer raunt es mir höhnisch zu, du bist noch nicht Sieger. Ein Blitz und du? Immer steht dort noch vor uns die schwarze Wetterwand. Die Rast ist kurz. Ich dränge. Rings um uns drohende Gewitter. Eines nach dem andern zieht hart an uns vorbei. Aber schau, Karl, schau dorthin, kommt das nicht direkt auf uns zu? Jetzt grollt der Donner. Eilig machen wir uns auf, steigen aber immer vorsichtig am Seil auf dem Nordgrat abwärts. Gerade beim vorletzten Schartel vor P. 3053 müssen wir auskneifen. Nach einer Stunde müssen wir den Grat verlassen und rechts abwärts durch die Schrofen steigen. Nach der Überwindung der Wände verlockt es uns, zu rasten und wir kommen dadurch in ein Gewitter, das sich indessen bald ins Reintal hinüber verzieht und fürchterlich an den nahen Rieserfernern sich entladet. Dann fahren wir über einen kleinen Ferner ab, steigen nochmals durch eine Wand und befinden uns in einem großen Geröllfeld. Als wir nach diesem ermüdenden Springen, Stolpern und Rutschen wieder weiches Gras treffen, da legen wir uns schnell hin.

Eine müde, eintönige Stimmung lag über dem ganzen Bild. Die grünen, weichen Bodenwellen kamen in langsamem Schlage daher, bis sie oben an den starren Klippen brandeten. Lange lagen wir da und beobachteten das Gewitter an den Rieserferner Wänden, bis uns schwere Tropfen ermahnten, schleunigst aufzubrechen. Ein neues Gewitter! Gerade noch zur rechten Zeit konnten wir in der Moosmaieralm unterstehen. Eine nette Alm mit herzigen Bewohnern. Ein Vater mit sechs Kindern. Zwei Buben, zwei Mädels und zwei junge Männer. Alles schafft

und rührt die Hände. Nacht ist's schon, als Karl und ich durch den Wald nach Rein hinunterspringen. Just eine Viertelstunde nachher treten wir ein in das freundliche Gasthaus. Bei Gespräch und Becherklang vergeht die Zeit rasch, und als ich vor das Haus trete, sind alle Wolken schon verschwunden; rein und klar funkeln die Sterne hernieder und laden zur trauten Zwiesprache ein. Wie ich dich liebe, du Nacht in den Alpen, mit deinen tiefen Augen und deinem geheimnisvollen Raunen. Das Murmeln des Bächleins tönt herauf, die Grillen zirpen. Tiefe Ruhe. Oben aber funkeln in ungetrübtem Glanze die Träger des Lichts.

**SCHWARZER  
SPITZ, 2863 m**

Nun war es Sonntag. Am Samstag noch waren wir von Rein hinaufgestiegen über die Durraalpe unter der Weißen Wand vorbei zur Ochsenlenke, 2623 m. Es war uns dabei nicht so grausig vorgekommen, wie K. Daimer im Jahre 1876 geschrieben hatte: „Überhaupt bedarf es auf diesen steilen Mähdern, welche nach Regen sehr schlüpfrig, zur Zeit der Trockenheit außerordentlich glatt sind, aller Vorsicht; nur ein leichtes Ausrutschen kann eine sehr rasche Talfahrt und Tod nach sich ziehen. Mancher Senner hat auf solchen Wiesen sein Leben eingebüßt.“ Von der Ochsenlenke hatten wir den Grat begangen bis zum letzten Vorkopfe von der Weißen Wand mit ihrem Alpenvereinsweg, dem einzigen in der ganzen Gruppe. Nach anfänglich leichtem Steigen war es wieder schwierig geworden. Drei Gratköpfe waren es, die besonders im Abstieg Schwierigkeiten boten. Das Seil mußte ausgiebig benutzt werden.

Dann waren wir, wieder vom obligaten, alltäglichen Gewitter überrascht, durch eine steile Rinne zur Hasentalalpe geflüchtet und des Abends spät nach St. Peter gekommen.

Dort hatten wir Gelegenheit, einen alten, volkstümlichen Brauch kennen zu lernen, nämlich die menschenfreundliche Tätigkeit der „Nachtbuben“. Kaum war uns nach langem Trommeln und Rufen gelungen, den Wirt wach zu kriegen, und saßen wir nun im Herrgottswinkel, als draußen an die Läden gepocht und ein seltsam Gekreisch von weißen Gestalten gemacht wurde. Das waren die Nachtbuben; junge Burschen der Gegend, die, in weiße Tücher gehüllt, nachts vor einzelnen Häusern Lärm machen und dem Besitzer seine Sünden aufzählen. Doch diese Nachtgeister haben nicht viel Geisterhaftes an sich. In unserem Fall wenigstens war ihr seelsorgerischer Eifer schnell durch ein paar Glasl Schnaps beschwichtigt, die der dicke Wirt mit behaglichem Schmunzeln über die aufgezählten Sünden herbeiholte. So hörten sie mit der weiteren Vervollständigung des Sündenregisters unseres schmunzelnden Witwers, das auch so schon nicht klein war, auf. Na ja, und wir haben doch so manches gehört.

Nun läuteten die Sonntagsglocken. Friedsam zogen ihre Klänge durchs weite Tal, hinaus dorthin, wo die goldenen Saaten wogten, hinauf dorthin, wo zwischen Wäldern grüne Wiesen sich dehnen mit weißen Häuschen in der Mitte, hinunter dorthin, wo der Ahrnbach brausend in enger Klamm sich Durchlaß erkämpft. Oben auf diesem Talriegel hatte das Kirchlein die Gläubigen versammelt, und jetzt zerstreuten sie sich nach allen Richtungen.

Auch wir zogen wieder hinauf zur Alm und zur Scharte, die wir gestern verlassen hatten. Nach 2 1/2 Stunden stehen wir oben und holen das Seil heraus. Mit vielen Mühen und Schwierigkeiten erklettern wir den Felskopf und gelangen dann leicht zur Wegscharte. Steil aber leicht führt jetzt die Spur auf den „Schwarzen Spitz“. In drei Viertelstunden ist die wild zerschartete Spitze erstiegen.

Welch eine Aussicht bot sich uns da. Die Zillertaler Firnkanten heben sich und schieben sich bis fern in das duftige Blau, weithin dehnen sich die düsteren

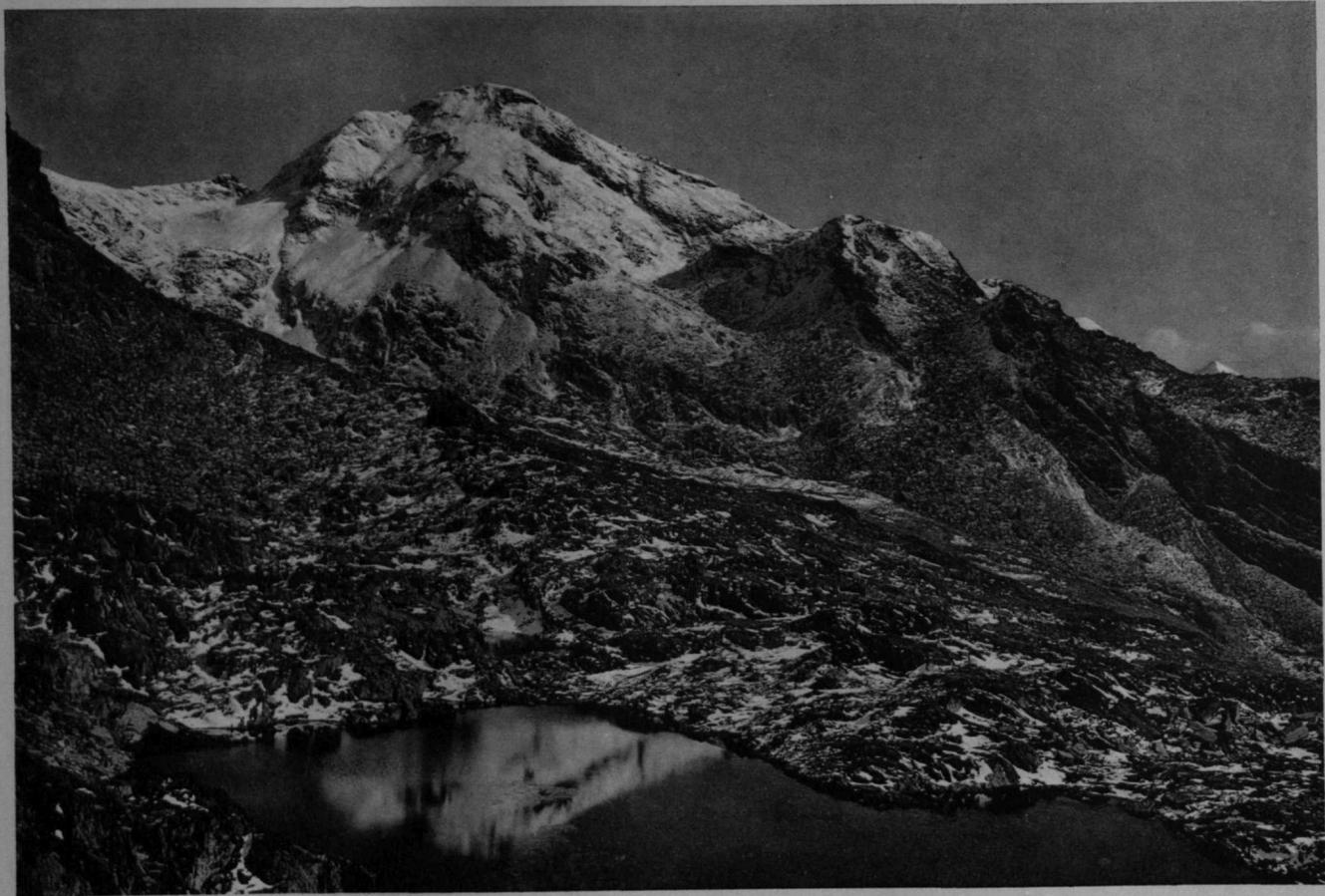
Tauernketten; und gar vor uns die harten Gipfel der Affentalergruppe, wie streben sie so stolz aus den ruhigen, weichen Wellenlinien der grünen Almböden hinauf in die klare Luft. Wie ein aus der Erde hervorgewachsener Vulkan, so stehen sie da. Etwas Markiges und Kraftvolles liegt in ihnen, und jedes Bergsteigerauge muß sich an ihnen begeistern. Drüben der gewaltige Stutenock und all die Firngrate der Rieserferner; dann dort gegen Taufers zu anmutige Fruchtbarkeit, und darüber recken sich die stahlharten Linien der Dolomiten. Vor uns mächtig und imponierend die Durreckspitze. Eben legt sich eine Wolke auf den Mostnock und das Durreck, während hinter ihnen heller, farbiger Sonnenschein flutet. Eine volle Farbensymphonie, ein mächtiger Schlußakkord!

Die Arbeit begann wieder. Ein haarscharfer Grat führt weiter. Schwierig und gefährlich fällt er ab. Wiederum müssen wir uns anseilen. Zwischen zwei mächtigen Platten zwängen wir uns durch, und dann bietet eine fast glatte Wand jedem Weiteren ein kräftiges Halt. Der erste Mauerhaken — vom Schmied im Sand — krümmt sich. Erst der zweite „echte“ hält. So gelangen wir hinüber. Jetzt zieht sich das Gratl weiter, nicht eine Handbreit und äußerst brüchig. Mühsam rutschen wir im Reitsitz bis auf den nächsten Gratkopf. Schwierig geht's weiter. Ein mächtiger Spreizschritt bringt uns über ein tief eingerissenes Schartl, und dann kommt eine Plattenwand; — 20 m tief. Karl rutscht am Seil hinab. Mich bringt das um den Mauerhaken doppelt genommene Seil hinunter.

Drei Stunden sind wir an dem Grat beschäftigt. Die Ferner rings um uns haben rote Farben angenommen, der Abend strahlt in warmem Licht. Bald wird es Nacht sein. Wir müssen scheiden. Kurz vor 8 Uhr fahren wir durch eine Geröllrinne zu Tal. „Spat“, ruft es uns aus der Durraalpe zu, und aus dem Dunkeln tönt noch die Stimme: Zoit lossa.

Unterdessen ist hinter den Rieserfernern der Mond aufgegangen. Sein weißes Licht flutet durch der Tannen dunkel Geäst, zittert über dem Boden und weist uns den Weg. Die Gletscher leuchten ihr mildes Licht herab, und Friede liegt über dem Tal.

Du Leuchten des Mondes mit deinem Flimmern im Tann! Wie führst du sie an der Hand herauf, die Erinnerungen an alle jene Nächte in der großen, heiligen Natur. Sie umgeben mich und fragen mich, weißt du noch? Ja, ja, ich weiß es noch so genau, o so klar, als hätt' ich sie erst gestern erlebt jene Sturmnacht auf dem Montblanc, jene leuchtend prächtige Nacht an den Grandes Jorasses mit ihren Sternschnuppen; ich erlebe sie noch so erschütternd jene Neujahrsnacht auf des Feldbergs schimmernder Kuppe, da die Neujahrglocken aus den Tälern heraufklangen wie Glücksglocken aus seligen, fernen Weiten, da ein lieber Mensch mit frohen, tiefen Augen still neben mir lauschte und wir glaubten, es müsse nun eine neue, schönere, höhere Zeit für uns anbrechen. — Ja, ich sehe auch dich noch, du Winternacht im hintersten Sellrain. Ende Februar war's. Kalt, bitter kalt. Lautlos schleifen unsere Schier über die weißen, glatten Flächen. Trügerisch gleißt das Mondlicht und wirft spielende Lichter durch den Tann. Irrlichtern gleich! Wir suchen den gastlichen Widum von Ochsegarten. Nirgends ein Licht, die große Gratkante in den Stubaiern verbracht; wie Wetterleuchten flammt's darüber und der Sturm heult in kurzen Stößen. Und wiederum schweifen meine Blicke zurück und steigen hinauf zu den wildzersägten Sattelspitzen, wo wir zu zweit eine lange, lange Sommernacht verbracht in ihren wilden Abstürzen, wo aus weiter Ferne, wohl aus dem Bayerischen herüber, ein einsam Lichtlein leuchtete und von Innsbruck herauf dampf der Atem der Großstadt tönte. Und in Vorarlberg draußen war's auch einmal, wo wir in Neuschnee an der Sulzfluh oben die



Naturaufnahme von Dr. K. Dörner

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Großer Mostnock aus dem Bojertal (Neuschnee)

Tilisunahütte suchten. Unter uns im Finstern das Brausen von Wasserfällen, vor uns Hügel auf Hügel. Auf einmal leuchtete ruhig über den Schnee das große Licht der Gaststube. Ein rettender Stern. Nochmals höre ich den Winterschnee rascheln und die Melodie der fliegenden Eiskörnchen summen, Lawinen grollen, dicke Flocken sehe ich im Schneesturm um uns wirbeln und zischend auf der Laterne zergehen, bis wir in tiefer Nacht die Freiburger Hütte hoch oben am Formarinsee gefunden und ausgegraben hatten.

So steigen sie auf, jene goldenen Erinnerungen. Und schön ist's, ohne Beschwerden ihren poetischen Gehalt zu kosten, ihr inneres Erlebnis noch einmal zu erleben. Keine einzige jener schweren und doch so schönen Stunden möchte ich missen. Du Leuchten des Mondes mit deinem Flimmern im Tann, hab Dank . . .

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen  
Verkünden schon die feierlichste Stunde;  
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,  
Das später sich zu uns herniederwendet.

Jetzt zu der Alpe grünesenkten Wiesen  
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gesendet,  
Und stufenweis herab, ist es gelungen; —  
Sie tritt hervor!

SAUWIPFEL, 2922 m, UND  
HIRBERNOCK, 3007 m ■ ■

Fürwahr eine Fauststimmung, eine emportragende Osterstimmung war es, die mich ergriff. Im Schneesturm verlebte ich einst die nahende Osterzeit auf dem Arlberg, wie Weihnachten kam's mir vor, aber jetzt schien mir Ostern angebrochen, und ich empfand weinende Freud' und glückliches Weh. Droben hingen die Wolkenfahnen am Ruthnerhorn. Weiß und rein. Darüber wölbte sich ein blauer Himmel. So blau wie eine Gentiane. Wie es flimmerte dort oben in scharfgerissenen Linien, wie sie so stahlhart mir entgegentraten und doch wieder lockten in ihren weichen Formen wie eine sinnenberückende Schönheit. O, auch die Berge haben ihre Schönheiten. Du siehst sie, und du liegst in ihrem Bann. Reich ist die Geschichte an jenen Bergen, die nur geschaut den Wanderer lockten mit unüberstehlicher Macht, bis er sie gewonnen oder bis er ihr Opfer geworden. „Und es ruft aus den Tiefen: Lieb Knabe bist mein! Ich locke den Schläfer, ich zieh ihn herein.“

Die Älpfer gehen zur Kirche. Am Werktag! Gesang ertönt aus dem Kirchlein und Orgelklang. Dort unten am Reinbach, der wie eine Silberlocke des alten Bergriesen durch das Tal fließt, glänzend weiß, Spiegelglas, dort unten treibt ein Hirtenbub seine Ziegen. Über uns bewegt sich langsam eine rotfarbige Rinderherde. Da trifft die Sonne die tausend und abertausend Tautropfen auch bei uns im Tale; wie Tränen glänzen sie, geweint von der Erde; wie Sterne funkeln sie, Sterne der Hoffnung eines neuen Morgens. Sechs Uhr ist's, da tritt ein Trauerzug aus der Kirche, da tragen sie einen auf den stillen Gottesacker der Kirche, einen, der auch still geworden ist. Immer noch glitzern die Tränen der Erde, immer noch gießt die Sonne ihr Licht darüber, und da begraben sie einen Müden. Die Männer haben brennende Kerzen in ihren Händen, während die Sonne dort oben ihre Kerzen ansteckt: die leuchtenden Gletscher und Firne. Wohl leuchten sie ihm nicht, der da ausgerungen hat in diesem Tränenal, wohl scheinen sie ihm nicht mehr bei seiner Arbeit, aber wie eine Erlösung überkommt's mich, da ich seiner gedenke, wenn ich die Fruchtfelder betrachte, die von der Mure Gewalt verwüstet daliegen.

Da hüpf't in lustigem Lauf ein Bächlein herunter, singend und murmelnd, ein

rechter Bergeselle, fröhlich, heiter, harmlos. Und doch liegen ihm zu beiden Seiten breite Strecken, steinig, tiefaufgerissen, vernichtet. Zum tosenden Wildbach ist es geworden, hat alles vermurt. Der arme Äpler hat alles mit ansehen müssen, dann ist er wieder hinausgezogen und hat die Steine zusammengelesen, auf Haufen geschichtet und wiederum versucht, dem Boden sein kärgliches Brot abzugewinnen. Aber ganz hat seine Kraft nicht gereicht. Noch liegen ganze Strecken verwüstet da, und öde und traurig schauen sie den Wanderer an. Schlaf wohl, du Stiller auf dem Friedhof dort hinten mit seinem spitztürmigen Kirchlein, schlaf wohl, deine Arbeit ist vorüber und die Berge halten dir Wacht. Und sie sind treu wie Tirolerherzen. Treu wie auch deines.

Gerade wie gestern, als unter Regenschauern, Nebeltreiben und Donner plötzlich ein Sonnenstrahl ins Knuttental sich stahl und die Wiesen leuchtend vergoldete, so liegt auch heute die Landschaft wunderbar modelliert da. Weiße Wolken heben sich allenthalben von den Gipfeln, und ein Hochgebirgsmorgen zieht herauf, so tief und so wunderbar. Ein Hochgebirgsbildchen ist es, so rein und unberührt, so zart und samten. Wie ein Dörfchen liegt die Knuttental da, die weißen Streifen der Bächlein ziehen sich hinein in die Täler, blau fast liegen die Schatten der Berge auf den Gletschern, und es geht ein Klingen und Singen durch die Luft von Morgenjubel und Hochlandszauber. Indes da unten einer den ewigen Schlaf schläft, beginnst du da oben den Kampf von neuem.

Hoch oben auf luftiger Gratscheide. 10 Uhr 45 Min. brechen wir auf, dort wo die Plattenwand von gestern jäh emporschießt. Bald wird's schwierig. Drei Gratköpfe sind jetzt überwunden. Über eine Wand ist der erste erklettert, ein schwindlichter Grat führt hinüber zum zweiten. Ein heruntergestürzter Felsblock überbrückt eine Scharte. Vorsichtig tastend gelange ich hinunter. Ein paar Meter abseilen, dann durch einen Riß hinauf auf den letzten Gratkopf. Nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden haben wir die Schwierigkeiten hinter uns. Auf einer leichten Graterhöhung steht eine Vermessungsstange. Dann geht es über breite Rücken der Buinlandscharte, über die Erhöhung des P. 2786 zum Sauwipfel. Er sieht schwieriger aus, als er ist. Zuerst benutzen wir ein breites Schuttband und gelangen so auf eine Schulter. Von dort scharf auf dem Grat kommen wir auf den nur wenige Meter niedrigeren Vorkopf, der vom Reintal aus gesehen die eigentliche Spitze vollständig verdeckt. Ein großer Steinmandel kündigt nun von unserer Ersteigung. Dann turnen wir steil hinab in die Scharte, von dort zuerst einige Schritte rechts, dann durch eine gut sichtbare Rinne hinauf. Vorsichtig und behutsam wegen der gewaltigen Platten, die nicht fest sind. 2 Uhr 35 Min. stehen wir auf dem eigentlichen Gipfel des Sauwipfels, 2922 m. Beim Zusammentragen der Steine zu einem Steinmann finden wir gebleichte Holzreste von einem früheren Vermessungszeichen. Von hier können wir jetzt sehen, daß der leichteste Aufstieg auf den Sauwipfel von der Schulter des Vorkopfs wagrecht weiter führt bis zu einer von unten sich hinaufziehenden grünen Rinne, in der man in die Scharte gelangt.

Vom Sauwipfel geht's in schnellem Lauf in den tiefen Sattel hinab. Eine Viertelstunde und wir sind dort. Dann geht's wieder aufwärts, und die Kletterei hebt von neuem an. Ein turmgekrönter Grat wieder ist es, der unsern Marsch merklich verzögert. In der Richtung unseres Anstiegs sind diese Türme immer treppenartig gestuft, während sie auf der andern Seite in jähen, glatten Platten sich niedersenken. Um sie zu überwinden, benutzen wir die Reibung der Kleider und hängen meist nur am Pickel. Weil das Gestein fest ist, unterlassen wir es, uns anzuseilen, und so geht's doppelt so rasch. Allmählich hören die Türme auf, und der Grat verliert seine Schärfe. Über große, mächtige Steinblöcke steigen wir hinan. Ein Riß führt uns ziemlich mühsam auf den Vorkopf des

Hirbernock, der nach hinten hin eben verläuft und keine Schwierigkeiten bietet. In dem steilen Schutt, der jetzt folgt, rutschen wir immer die Hälfte des Erstiegenen zurück. Wollten wir nicht auf dem Grat den Hirbernock ersteigen, so kämen wir wohl am schnellsten und leichtesten hinauf, wenn wir am Sauwipfel unter den Türmen auf der Reintalseite gequert hätten bis zum eigentlichen Massiv und dort durch eine grüne Rinne angestiegen wären. Gerade 2½ Stunden waren verflossen, seit wir auf dem Sauwipfel standen, und jetzt betreten wir die Spitze des Hirbernock, 3007 m. Wie eine Felsbastei sieht sie aus, die geborsten ist und vom Feinde eingenommen. Die Riesenmauern sind gefallen. Die Zeit hat gesiegt. Da oben steht jetzt der Wanderer und freut sich, den Riesen bezwungen zu haben, der so stolz und doch so schwach. Lange ruhen wir da oben. Es ist, als ob wir ahnten, die Abschiedsstunde sei gekommen. Als ob wir es wüßten, zum letztenmal für ein Jahr stehst du da oben. Lebe wohl, Durreck! Über den Südwestgrat ging's abwärts, die Gamskarschneid, 2939 m, ward noch erstiegen, dann mußten wir der Nacht weichen. Des andern Tags kam schon am frühen Morgen ein Gewitter; darauf folgte ein Wetterumschlag.

Auf der Landstraße durch Taufers war's. Noch ging damals keine Bahn. Nun schritt ich durch die wogenden, goldenen Kornfelder, die ich so oft gesehn, mit Sehnsucht geschaut. Nach Bruneck.

Den Wanderhut schwenk' ich nach scheidender Art  
 Und allzeit gedenk ich der fröhlichen Fahrt,  
 In Freude, in Leide, in Wonne, in Weh —  
 Ich wandere, ich scheid' und rufe Ade.

So sang ich mit Baumbach. Und gar manchmal blickte ich zurück zu den mir lieb gewordenen Bergen. Und siehe, sie treten mir entgegen, wie ich sie immer sehen werde: Hoch ragte der Mostnock und die Durreckspitze, um sie aber toste ein Gewitter, und schwarz legte sich's auf ihre Seiten. Schwer hingen die Wolken tief ins Tal.

**ÜBER P. 2944 ZUM  
 MOSTNOCK, 3062 m**

Hoch droben, dort wo im steilen Aufschwung mit launischen Zacken und Spitzen und Türmen ein Grat zwischen dem Großklausen- und Kleinklausental hinaufstürmt zu seinem Herrn und Gebieter, dem P. 2944, stehen drei Bergfahrer. Sie stehen und stehen. Dann und wann stecken sie die Köpfe zusammen, dann wieder tun sie die Schädel auseinander, um hinaufzustarren und bald bedächtig, bald energisch die bewußten, edlen Körperteile zu schütteln. Dann wieder hängen sie ebendieselben über die Wand herunter, als ob's dort was Besseres gäbe. Es muß auch nichts sein, denn schon schauen alle drei wieder in die Höhe. Einer schaut aber auch schon ganz verdächtig nach rechts hinab ins Kar. Er wird doch nicht umkehren wollen? Nein, jetzt tut er wieder das selbe, was die andern beiden so eifrig mit großem Erfolg pflegen: er äugt hinauf. Aber ach, es ist noch immer der selbe handbreite Grat, der plötzlich so ganz ohne weitere Begründung in ein ausgebauchtes Wandl übergeht, das glatt und wohlwollend heiter hinabschießt, griff- und trittlos.

Als die drei anscheinend ganz überzeugt sind, daß kein Seil von oben herabgelassen wird, auch sonst keine der so oft zitierten Bergfeen den schimmernden Saum ihres Gewandes herablasse oder eine Flechte ihres stets goldenen Haares, als sie offenbar auch sicher sind, daß kein Bergnixerich seinen Hinterfuß helfend herabstreckt, da fassen sie doch einen Entschluß. Den Mittelmann sieht man

aus seiner Seilschlinge schlüpfen, der vorderste zieht seinen Schnerfer ab, der hinterste legt eine Seilschlinge um einen Gratzacken und paßt scharf auf. Noch einmal sagt einer, kehren wir um! Da steht der erste schon auf der handbreiten Schneide und streichelt das rundliche Ding, das Wandl. Grad als wolt er ihm schmeicheln. Dann patscht's auch ein paarmal, und jetzt hebt sich langsam der erste Fuß, dann der zweite; hinten dran sagt einer irgend was, da wetzen auch schon wieder die Kletterschuh; ganz rechts draußen sucht nun einer sich an einem winzigen Vorsprunge festzubohren, der linke findet ein wackelndes Moosbüschelchen in schneeigem Riß. So gut es geht, putzt nun diese unmögliche Gestalt, deren Verrenkungen zu berechnen jedem Mathematiker helle Freude hätte machen müssen, jedes winzige Vorsprünghen von Neuschnee der letzten Nacht. Platt angelegt an dieses herzige Wandl liegt er da, und in heiterem Frohsinn unschuldiger Jugend fließen ihm die lustig rinnenden Wässerlein gerade in die Ärmel und in den Hals hinein. Doch der merkt nichts davon. Unter Keuchen und mit raupenartiger Langsamkeit erringt er jetzt den moosigen Riß. Jetzt kann er wieder stehen. Er redet mit den Gefährten. Schnauft ein wenig aus. Dann wieder weiter nach links zu, zu einer Art Altane, die Sicherung verspricht. Da ruft ihm der letzte zu: noch drei Meter! Vorsichtig dreht er sich ein wenig. Was! drei Meter nur noch! Und jetzt schießen ihm die Gedanken wirbelnd und toll durchs Gehirn: Abseilen, allein weiterklettern, nachkommen lassen, alles wird sofort wieder verworfen. Ist ja Unsinn! Aber eins steht fest: umkehren kann er nicht, da hinunter wieder mit den jetzt nassen Kletterschuhen kann er nicht. Lang, lang steht er dort oben, bis er auf dem winzigen Tritt nicht mehr stehen kann, langsam gleitet er zurück zum Moosriß. Aber nunmehr da hinunter? Es muß doch noch eine andere Lösung geben! Es gibt keine andere. Da schmiegt er sich dann wieder recht innig an das nasse Gestein, die unten dirigieren seine Füße und glücklich — steht er nun wieder auf dem schmalen, schneidigen Grat. Aber er ist nicht zufrieden. Da schaut, da links führt ein fingerbreites Gesimse herum, vielleicht da? Die beiden anderen schütteln wieder ihre Häupter und zeigen auf die Uhr.

Unterdessen ist aus dem Ahrntal herauf ein einsamer Wanderer gekommen und ist hinaufgestiegen auf den grünen Vorkopf des Grates, von dem man den ganzen Verlauf übersehen kann. Er hat die drei Berggesellen da oben vor ein paar Tagen drunten in Steinhaus getroffen und gleich gehaut, daß die wohl „Originalturen“ vorhaben. Drum ist er heute heraufgestiegen, der Kooperator aus dem Tal, der so „scharpf predigen kann“, wie die Bäuerin auf Großklausen sagt, und stets hinzufügt: „und das ischt guit so“. Nun hört er in den Wänden unterm Grat da oben die Steine krachen und sieht sie wohl auch, die drei Berggesellen. Da verschwindet er dann wieder und verkündet drunten: halt schiach in den Wänd umadam krallen tuin sie.

Die drei Berggesellen sind unterdessen durch die Wand hinunter ins Kleinklausenkar geklettert, haben noch einmal einen giftigen Blick hinaufgeschickt in die Plattenwände und sind dann im Blockwerk verschwunden, bis sie plötzlich wieder am kleineren See des Kleinklausentales erscheinen, ihre Rucksäcke abwerfen, dann ihre Kleider, und jetzt springen sie und schwimmen sie in dem stillen See herum, daß der gar nicht weiß, wie ihm wird, und ängstlich mit seinen Wellen bei den großen Blöcken in der Runde Hilfe sucht. Die schauen mit der Ruhe und Würde der Jahrtausende auf die ängstlichen Dinger, die aufgeregten Wellchen, und rühren sich nicht. Rühren sich auch nicht, als die gebräunten Gestalten auf ihnen sich niederlassen, des schönen Tages, der warmen Sonne, der lauen Luft zu genießen.

Des schönen Tages! Was hatten wir heute alles für Stimmungen durchgekostet, für Freuden erlebt! In der Nacht fegt in kurzen Stößen der Gewittersturm durch unseren Stadl, bewirft uns mit Heublumen, grelle Blitze zucken durch, gewaltiges Donnernrollen, und dann platscht der Regen auf das Dach und bei seiner eintönigen Melodie versinken wir wieder in festen Schlaf. Mit der trostreichen Gedankenreihe: Landregen, Ausschlafen, Ausruhen, Spätaufstehen. Und dann war's doch schön geworden! Abmarsch 7 Uhr. Das Hochtal hinauf zu P. 1920. Was für eine Osterstimmung ringsum! Die Wasser scheinen fröhlicher zu murmeln als bisher, die Zillertaler mit ihren mächtigen Wolkenfahnen heller zu leuchten. Weiß wie die Dentblanche schaut die Durreckspitze mit ihrem blendenden Morgenrock von Neuschnee herab. Sei uns begrüßt! Und dann war eine herrliche Kletterei gekommen, voll Schwierigkeiten und voll Kletterkunststückchen, voll Sonnenschein und frohen Wagens.

Und jetzt saßen wir drei Abgewiesenen an den Ufern des Seeleins und — lachten und waren froh und freuten uns der herrlichen Landschaft und der lieben Sonne. Meine Freunde F. Schaufler, O. Primus und ich. Allmählich wurden wir stiller, der Abend kam ins Hochtal. Vom Seelein eben talauswärts querend auf gut erkenntlichem Steig, waren wir dann zu P. 2103 gekommen, der am weitesten ins Ahrntal hinausgeschobenen Ecke unseres Grates. Da senkte sich gerade der große, stille Alpenabend auf die ganze Natur. Da zurück im Talwinkel die herrliche Durreckspitze, leise verglühend mit blauen Schatten auf dem schillernden Gletscher. Vor uns die Zillertaler, deren leuchtende Schneegrate in die klare Luft schossen. Da war es uns wie ein großer Friede, und als ob alle Sehnsucht gelöscht sei. Zögernd nur verließen wir diesen wundersamen Platz und tauchten in den Schatten des Großklausentales.

Und als ich nach ermüdendem Abwärtsspringen unten im Bergbach wieder badete, da wurde mir wieder so ehrlich, herzlich froh, und ich konnte ihm nicht mehr böse sein, dem lieben Trotzkopf, dem Durreck, das mich schon so manches Mal abgewiesen, so manches Mal verlacht. Und wie merkwürdig, es kam mir wie eine ferne Zeit vor, ganz fern, daß ich da oben gegangen an winzigen Griffen und geschaut hatte, wohin ich falle, wenn es abwärts ginge. Daß ich gefragt, ob sich wohl dann das rettende Seil nicht an der Kante zerschneide. Daß ich dann mit Aufbietung aller Kräfte wieder hinunter gelangt war. Da war die Alm in der Tiefe unter uns uns gleichgültig geblieben, nur nach der Höhe strebten wir, die wir doch nicht erreichten. Aber der Kampf war so schön, und dann glaub ich sicher, den Schlüssel zum Grat mit mir zu tragen, und immer wieder kommt mir das Gesimse, die Leiste nach links in den Sinn. Ob sie wohl? Sie muß.

Rot leuchtet von allen Fernern der Abend herab. Ihr schillernder Silberschmuck des neuschneereichen Tages verwandelt sich — o Wunder! — in Gold. Und dann zieht der weiche, violette Mantel sich zusammen, und über uns blinken die Sterne ruhsam, friedlich, klar.

Drunten in der Stube beim Bauer von Großklausen sind die drei um die trauliche Lampe versammelt. Ob's wohl glücken wird? Der Bauer meinte zuerst, wenn er „zu dermachen wär“, der Grat, wär er wohl schon gemacht worden. Doch wir sollen noch einige Tage warten, dann wird's wohl glücken. Wenn der Neuschnee weg ist. Schließlich sag ich, daß ich's bestimmt versprechen könne. Die andern: Kannst du's garantieren? Ich garantier's! An jenem Abend beim traulichen Lampenschein in der Stube des Bauern auf Großklausen war der Nordwestgrat zum P. 2944 gefallen.

Wenige Tage darauf. Nicht wahr, du hast auch schon jene Tage gehabt, da man sich so jung fühlt, jünger noch als lachende Kinder, die mit der Eisenbahn

oder den Radfahrern zu Wette rennen wollen, da man vor Übermut auf alle Bäume klettern oder mit jemand sich solid verhauen möchte, da man aufwärts steigt, doppelt so schnell als die pustenden, schimpfenden Kameraden? Nicht wahr, solche Tage kennst du, da es wie ein Singen und Klingeln durch einen geht? So hatte auch ich einen. Und da hab ich dann meine Aufnahmen gemacht, wenn ich so auf einem schönen Punkt angelangt war und auf meine beiden Gefährten wartete; und weil ich doch da gerade das Notizbuch in der Hand hatte, hab ich gleich auch ein wenig hineingeschrieben, was so eine kalte Lichtplatte nicht so gut merkt, wie einer, dem's so froh ums Herz ist, als müßt er's jedermann sagen, und als müßt jedermann auch so froh werden.

So will ich denn nun mein Notizbuch reden lassen und will's überschreiben als

□ □ MOMENTBILDER VON  
EINER MOSTNOCKFAHRT

Auf P. 2103. Heilige Morgenstille du, die du den Menschen so stark machst und doch so stilldemütig. Zwischen leise schwankenden, grünen Ästchen zierlicher Lärchen schwimmen leuchtende Wölkchen im Blau des Himmels. Heute war kein scheues Flügelschlagen erschreckter Vögel bei nachfrüher Wanderung durch dunkeln Wald. Wie ein Gesang ist's, jetzt ein großer, tiefer Choral aus der Urwelt heiligem Drang losgelöst, über das All schwebend von Berg zu Berg, von Gipfel zu Gipfel, von Herz zu Herzen. Die rosigen Wölkchen haben sich zwischen den fein verästelten Lärchenzweiglein zu einem goldigen Kranz zusammengefügt, einem leuchtenden Wunder. Düstere Wolkenbänke kauern in den Bergeschatten, jetzt springt auch auf ihre grau gewellten Kämme das Licht über, und ein goldiger Schein fällt in die düsteren Kare. Darum lieb ich euch, ihr Berge, weil ihr stets so andere seid. Andere an dem einen Tag, andere am nächsten; andere schon in der nächsten Stunde. Kein Bild kommt euch gleich, ihr ewig Wechselnden, ewig Gleichen.

Unter einem schlichten Holzkreuz, einem Luginsland, sitz ich da auf dem Vorkopf. Bis hierher reicht der Hirten ruhsam Walten. Und da hab ich mich hingesezt in stiller Morgenstunde und warte nun auf das große Wunder, bis es klingt im blitzenden Schein von Spitze und Firn: es ist Tag. Erst hab ich mich im Kreis herumgedreht und nicht gewußt, wie ich schauen soll; so schön war es in der Runde. Doch jetzt sitze ich still und schaue unverwandt gegen Osten; schaue, bis sie kommt, die Fülle des Lichts: die Sonne. Schon flimmert's und zuckt's und gleißt's um die Gratkanten des „Schwarzen Spitz“. Es brennt in den Augen. Jetzt! wie ein Posaunenstoß, und das unendliche Licht flutet über die Gipfel!

Nun stehen sie da mit unerhört, nie geschaut scharfen Konturen, die zerackten Grate im Osten, dahinter blau und weiß und weiß und blau die Gletscherberge der Tauern; drüben über dem Tal sprüht im Licht des vollen, frühen Alpensonnentags der Zillertaler firngeschmückte, stolze Reihe; auf ihren weich gewellten, sanften Gletschermänteln der kühnen Bergeshäupter blaue Schatten.

Nun kann ich nicht mehr gegen Osten schauen, die blendende Fülle ist zu groß für eines Menschen Auge. Gläubig und demütig neige ich meine Blicke zu den goldigen Köpfchen der Arnika, den rotleuchtenden Alpenrosen und zu den feinen Orchideen. Sie dürfen des goldnen Morgenlichts in vollen Zügen trinken, bis sie satt sind und still dann uns ihre Schönheit schenken. Die Wände im Osten zeigen keine Gliederung mehr, keine Zeichnung. Blau und grau schießen sie hinab in die Kare und warten und harren des goldenen Lichts. Drunten das Tal mit den so seltsam blaugrünen Wiesen und den weißen Häuschen dazwischen, wie kleine Gedichte, es schläft noch, aber bald wird es erwachen, und der geschäftige Lauf eines arbeitsamen Tages nimmt seinen Gang. Auch um dich,

Durreck da droben, mit deinen Flanken, weiß von Neuschnee wie im Winter, beginnt ein eigen Leuchten. Jetzt springt es auf den Gratkopf vor mir, und jetzt, jetzt steh auch ich im Licht, und mein Schatten wandert über tauglitzernde Wiesen. Jetzt tönt auch das große Atemholen aus dem Tal herauf, das Rauschen der Wasser. Ein hoher Sommertag ist erwacht, und in Sonne und Licht schwimmt eine Welt voll Schönheit, Kraft und Herrlichkeit.

Lebe wohl für eine kurze Spanne Zeit, Durreck da droben, mit deinen weißen Wölkchen, die mit deinen schimmernden Flanken spielen so lieb und weich und schmeichlerisch wie eine liebe Mädchenhand. Noch einmal muß ich hinein ins schattendunkle Tal, in das noch stundenlang kein Sonnenstrahl fällt. Noch einen Blick zurück ins goldige Licht, dann verschwinden wir im Schatten. Das eisharte Gras raschelt wie Glas; über Wasser, die in steilen Rinnen und unter mächtigen Blöcken singen und schwatzen und kichern, geht's hinein ins Kleinklausental . . .

Auf dem Grat. Aus dem kühlen Morgenschatten bin ich wieder emporgetaucht und sitze nun in Licht und Sonne und Wärme und Freude. Aus meinem Bart tropft der Reif herab, von den Schuhen schmilzt der Schnee; um mich ein strahlender Alpenmorgen. In den Gletschermulden der Zillertaler lagern nun weiche Wolken. Auf der Sonnenseite sind sie weiß. Hell schmiegen sie sich an die Gletscher, und wir streiten, ob's wirklich Wolken sind oder die Gletscher. Der Schatten des Hirbernocks fällt blau auf eine Wolkenwand. Rings um uns auf dem Grat beginnt es lebendig zu werden. Die ersten Steine schießen in die Tiefe. Vom Schmelzwasser glänzen alle Steine, und ein großes Rauschen dringt herauf. Schwarz noch türmt sich in gewaltigem Aufbau der Grat vor uns auf. Warte nur! Ein schönes Spiel hebt an. Berg Heil!

Beim Klettern. Und da sitz ich nun auf meiner luftigen Felskanzel. Zwischen meinen Beinen hindurch schaut unser lieber Bauernhof von Großklausen herauf. Tief, tief drunten liegt er, aber die Höhe über uns scheint immer noch die gleiche. Langsam fasse ich mit festem Griff halben Meter um halben Meter das eintaufende Seil. Unter mir Gepolter von stürzenden Steinen vermischt mit frommen Flüchen. Jetzt wetze ich die eine Hand etwas, um Wärme zu bekommen. Das Seil mit seinem Neuschnee ist auch übel kalt. Langsam sammelt sich Seilring zu Seilring. Jetzt kann er nicht mehr weit sein, schon hör' ich sein Pusten. Da erscheint keuchend Adolfs Kopf. „Deiß! Deiß! dö's hätt' ich nit als Erster dermachen wollen. Schiach.“ Er nimmt meine Stelle ein. Ich schiebe mich langsam weiter. Da, ein Überhang, ein Prüfen der Griffe, dann zappeln meine Beine in der Luft. Und jetzt — jetzt geht's nimmer. Der sakrische Schnerfer steckt. Zurück also. Den Rucksack runter und, weil nirgends ein Platz zum Verstauen, ihn am Pickel hinuntergereicht. Jetzt geht's. Durch ein Gratfenster krieche ich; und Welch ein Blick durch das Fenster! Über eine ungeheure, ganz glatte Wand, über der das Grauen kauert, schaue ich unvermittelt auf den Karboden; in der Tiefe der grüne See. Ich da oben aber in Sonnenfreude und Kletterlust. Ja, so eine herrliche Gratklettere! mit ihren Blicken ringsum in die Tiefe! Wolkenschiffe segeln stolz und lautlos in unser Tal, legen sich schmeichelnd um die Gratkanten und in die Scharten. Ach was, Wolkenschiffe, da hinauf mußt du, sag ich mir und pack von neuem ein Wandl an. Und doch schauen wir immer wieder hinunter in die stets tiefer sinkenden, blauenden Täler mit den liebgewordenen Stätten, hinüber auf den Klausenferner und hinauf zum Gipfel unseres Grates. Wird es glücken oder nicht?

Auf P. 2044. Hurra, es ist erreicht! Siegesfreude, Kraftgefühl, Sonnenjubel! Seliges Strecken der Glieder, Wiederaufspringen und Hinunterschauen. Dort der Bauernhof, den wir vor sieben Stunden verlassen haben. Die doppelte Zeit scheint

es zu sein, so viele Eindrücke haben wir erlebt. Das hat nicht in sieben Stunden Platz; nicht in sieben Taifwochen! Vier Stunden sind wir geklommen, haben wir gespreizt, gehangelt, gependelt, geschoben, gehoben, gerutscht, gestemmt, den wilden Grat da herauf. Juhu, Juhuhuu tönt's hinab, kommt's aus den Karen zurück.

Nun sitz ich da oben, schau hinüber in all den Neuschnee hinein zum Hochgall, zu den Zillertalern und juble und freue mich von Herzen. Schau noch einmal zum Grat. Gelt, mein lieber Grat, hast das auch nicht geglaubt, daß noch in späten Jahrtausenden Menschlein über dich hinaufkrallen. Danken dir auch recht schön dafür, mein lieber Grat, und wollen dich stets dankbar loben. Jetzt geht ein Sausen durch die Luft. Ei, da seid ihr ja auch, ihr Spielwölkchen am unendlichen blauen Himmel; habt einen gar feinen Tummelplatz erwählt, ihr leuchtenden Dinger! Ist beinah so schön wie der unsrige. Gar noch schöner, meint ihr? Aber sicher nicht fröhlicher. Juhu-Juhuu!

Auf dem Durreckkees. Über die Grattürme, die eine erboste Riesenfaust in den Grat gekerbt, sind wir weiter und dann durch die Wand hinab zum Durreckkees. Welche Glut ergießt sich vom strahlendblauen Himmel! Glühende Sonnenhitze flimmert über dem Firm. Der frische Schnee schießt spitze Pfeile. Fast unerträglich. Dein Geist hüpf wirr durch alle Geschehnisse, zupft da ein wenig an der Erinnerung, tippt dort ein wenig an, zerrt da ein vergessenes Gedenken herauf. Wie war es doch damals? Ja, ja; halt... oder doch nicht...? An was wollt ich doch eben noch denken?... Ja, richtig, das war's. Oder halt, nein das —. So zupft es an den Nervensträngen und nur ein Gedenken kehrt im gleichen Kreislauf zurück: nur vorwärts, vorwärts. Es ist etwas Wahnsinniges in diesem Gleichschritt über den flimmernden Firm mit brennenden Augen und doch wieder etwas Großes. Schritt für Schritt, Takt für Takt geht es weiter. Und irren die Gedanken einmal zu weit weg, gleich rutscht der Fuß auf dem grauen Eis, das feindselig, giftig unter der schimmernden Decke hervorschießt. In Sonnenglut und -Glast brütet der Ferner.

Auf dem Zwieselnöckl. Ein glänzend Gemälde, gemalt mit Blau und Weiß, Grün und Schwarzbraun und wieder Blau. Ein hohes Lied voll Jubel und Frohlocken, voll Höhen und Tiefen, voll Leidenschaft und überirdischer Abgeklärtheit. Ein strahlend Gedicht voll Glück und Frieden, voll stiller Trauteinsamkeit und wunschloser Schönheit. Eine gewaltige Symphonie von nie gehörten Melodien, von Orgelklang und silbern Glockenläuten und Steinschlagdonner. Wer vermöchte das Geschaute so wiederzugeben, wie er's da oben erlebt! Die Blicke in die Täler, auf die Höhen, in die rätselvollen Seen? Die Musik des stürzenden Wassers, des krachenden Eisbruchs, des knatternden Steinschlags und des tropfenden Schmelzwassers?

Fünf Ketten der Alpen schieben sich hintereinander. Welches Farbenspiel, welche Gewalt der Linie und Perspektive. Die nächste Kette gleich hinter Taufers scheint noch grün mit etwas blau, dann wird es immer zarter und duftiger, bis zuletzt die Ötztaler Gipfel blauen, aber so duftig blau, so überirdisch, so glücklich... In märchenhaften Silberstrichen, hingehaucht an ferne, blaue Himmelswand, spiegeln sie ihrer Gletscher wundersames Licht.

Von weiter, weiter Ferne gleitet der Blick zurück und wandert auf den zerackten Graten zu unserem herrlichen Plätzchen. Wie merkwürdig die drei wilden Grate auf uns zueilen. Die beiden, die das grüne, einsame Bojertal umrahmen, und der dritte, der von der Durreckspitze kommt. In dem Schnittpunkt dieser drei gelegen, scheint unser Luftschloß eigens dazu errichtet zu sein, die Größe der Bergwelt in sich aufzunehmen und als leuchtend Geschenk still ins Tal hinabzutragen. — Ein Steinschlag kracht unter uns in den Wänden; leb wohl und hab Dank für deine Schönheit.

Auf dem Mostnock. Am Ziel unserer Fahrt. Seine Aussicht ist berühmt. Doch was nützt es, der Gipfelschierendlose Reihe aufzuzählen. Nicht darin liegt das Große der Mostnockaussicht, daß man so viele Gipfel sieht, daß man so manchen seiner alten, lieben Freunde aus manchem harten Strauß wieder kennt und begrüßt, sondern in dem überwältigenden Einblick in das Konstruktive der



Abb. 1. Klausensee mit Gr. Löffler

Landschaft, in die Gegensätze des Landschaftscharakters. Die große Tauferer Furche, sich ganz eben mit ihren goldgelben Strichen der Saatenfelder dahinziehend, der Brixener Kessel und das langsame Ausklingen der Bergketten nach Süden. Das Farbenspiel der rot strahlenden Dolomiten, von denen manches Haupt den bräutlichen Schneekranz auf der Stirne trägt. Dann die gewaltige Urkraft, welche die Erhebungen rings um uns in die Höhe preßte. Die Wächtergrate und Firnschneiden der Urgebirge, ganz im Osten der Venediger, zur Seite die Rieserferner. Die stille, ruhige Klarheit der samtigen Alpentäler, des Knutentales,

Gamskarschneid  
P. 3053

Durreckspitze  
Zwieselnöckl

P. 2944

P. 2813

P. 2662

des Reintales und des Ahrntales. Die Lichtkelche der Zillertaler Berge mit ihren gewaltigen Karen und Hochtälern, eines neben dem andern, alle unter der gleichen Ursache entstanden, von den selben Bedingungen lebend.



Abb. 2. Blick von P. 2103 in den Abschluß des Groß-Klausentals mit Klausenkees (Sonnenuntergang bei Neuschnee)

Blickt man unter sich, ein Meer von Trümmern, draus sich wilde Grate heben. Schneehalden, einsame Seelein.

Da oben steh'n wir jetzt und singen und jubeln, rufen und schreien. Am Ziel, am Ziel! Die Schatten fallen schon blau ins Tal. Ein Abendwind weht. Wagrechte Silberstreifen schieben sich von Westen am Himmel herauf. Im Süden schwimmt's wie flüssig Gold. Im Taufers schimmern durch den Abenddunst der Täler ein wenig noch die goldgelben Ährenfelder. Ein silberheller Streifen zieht der Fluß sich durch. Nun rücken die Schatten in den Tälern höher, doch die besonnten Kämme scheinen mitzuwachsen. Mit Urgewalt schießt das Gebirg empor. Welch ein Abend! Blauer, lichtblauer Himmel, darinnen goldene Wolkenfetzchen; fern bei den Ortlerbergen ein violettes Leuchten. So zart, so warm und lieb . . .

Zwischen Tag und Nacht; am Rand des Bojertals. Nein, ich vermag es nicht, jetzt in des Tales Schatten zu steigen, jetzt, wo da draußen eine Welt in Farben brennt. Still sitzen wir nun nochmals da und starren unverwandt ins währende Wunder da oben. Weiße, duftig zarte Wolkenfetzchen, weit, lang gezogen, wie silberne Märchen; dann graue Wolkenbänke, mit goldigen Rändern umsäumt, und dazwischen glüht's und brennt's in Gelb und Orange, in Rosa und Seidengrün; und jetzt flammt sie auf, die ganze Alpenwelt. Wie von gewaltiger Faust gezwungen, zeigen die Wolken all nach einem Himmelspunkt, und zwischen ihren Maschen fließt des brennenden Himmels Licht herab, gleich roten Rosen, die zur Erde fallen. Violettes Licht flutet zwischen den Tälern und wird immer lichter, bis ganz fern die Wildspitze in rosigstem Lichte erglüht;

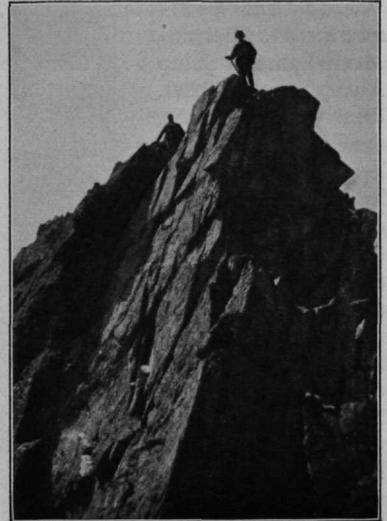


Abb.3. Auf dem Grat zum Zwieselnöckl

fern, wel-  
tenfern,  
heilig . . .

Nach  
langem  
Schweigen  
stiegen wir  
still ins Tal.

Auf der  
Bojeralm.  
Was tat's  
uns, daß wir  
durcheinen  
Wasserfall  
in der Däm-  
merung  
hindurch  
mußten;  
daß wir im-  
mer noch



Abb. 4. Blick vom Zwieselnöckl auf Gr. Mostnock und Taufers.

eine Talstufe hinunter mußten, schließlich fürchteten, wir möchten in der Nacht die Alm nicht finden. Wir trugen doch jenes Erlebnis als herrliches Geschenk mit uns ins Tal. Noch immer sehe ich das glühende Abendrot zwischen Hochferner und Hochfeiler und die violette Lichtwelle über die Gipfel fluten. Und wenn ich jetzt noch selig in die knisternde, zuckende Flamme des Herdfeuers schaue auf der traulichen Bojeralm, dann ist mir nur eines unerklärlich, schauernd rätselvoll: Wie soviel Freude, Glück und Schönheit wirklich in nur einem einzigen Tage Platz haben kann. Zu viel scheint es zu sein; zu groß; zu schön.

**EINE ÜBERSCHREITUNG DER  
DURRECKSPITZE VOM GROSS-  
KLAUSENTAL INS REINTAL** □

Der Wecker surrte: es war 3 Uhr. Ringsum die Stille der Nacht. Da begann ich mit Macht zu predigen. Auf ihr Schläfer, zu Taten. Und wirklich, ich hatte Erfolg.

Ein paar Minuten nachher kroch einer nach dem andern von uns aus dem Heu, tastete sich zur Bodenlucke hin und kletterte die Leiter hinunter. Im Freien konnten wir dann die funkelnden Sterne sehen, dazwischen verdächtige Wölkchen. Dann gingen wir hinüber ins Wohnhaus, stiegen hinab zur Küche und bald knisterte das Feuer auf der steinernen Herdstatt, leckte zügelnd an den mächtigen Pfannen auf dem Dreifuß und warf unsere unruhig zitternden Schatten an die Wand. Punkt vier Uhr verließen wir unser gastlich Standquartier von Großklausen. Die Luft war weich und warm. Langsam kamen wir auf dem sumpfigen Steig in die Talmitte, und durch noch dunkeln Tann ging's stetig aufwärts. Kein Vogel war zu hören, nur dann und wann ein ängstlich Flügelschlagen. Der Wald bleibt allmählich zurück, wir kommen in den mächtigen Karkessel hinein, in dem zu oberst der Klausenferner lauert. Dessen Bach entlang steigen wir nun aufwärts; sowie zu seiner Rechten die ersten vorgeschobenen Felsen der unteren Wandstufe des Klausenferners erscheinen, überschreiten wir den Bach und steigen links hinauf einem Bächlein entlang, das von dieser Seite herabrauscht. Unter der Wandstufe geht's nun in ermüdendem Gerölltreten so hoch als möglich hinauf. Dann steht man vor einer eiserfüllten Steilrinne, über die der Gletscher blau herabschaut. Die große Schuttreterei ist nun glücklich vorbei. Manches Ach und Weh nunmehr vergessen. Den Wunsch, wären wir doch im Heu geblieben, hat natürlich jetzt nie einer von uns drei geäußert. Nur die Tatsache bleibt bestehen, daß Freund Schaufler doch schon nach der Zwiebel verlangt hat, dem Allheilmittel gegen Müdigkeit und Ermattung. So hat sie nämlich der Kooperator im Ahrntal gerühmt.

Drüben in den Zillertalern sind zwischen mächtigen Wolkenschwaden die Sonnenstrahlen hindurchgehuscht, haben strahlende Inseln rosigen Goldes auf die Gletscherfelder gezaubert; die wandern langsam weiter über Gletscher, Eisbrüche, über Bergwände, und schließlich versinkt alles wieder in trübes Grau.

Jetzt wird die Steilrinne angepackt. Das ist doch was Schöneres als zwei Stunden Talwanderung. Von den schwarzen Felsen rieseln allenthalben Schmelzwasser herab, und unter dem grauen Eis gurgelt und gluckst das Gletscherwasser. Die erste interessante Stelle erfordert mancherlei Beinverrenkungen, und Freund Primus entfährt gar manches „Deiß, Deiß“. Dann geht es über Stufen im Eis weiter, und jetzt muß ich mich in eine Rinne zwischen dem Eis und Felsen drängen. Eigentlich mehr unter dem Eis. Es geht ganz gut, nur das Herauskommen ist nicht leicht. Ein Block mit guten Griffen bringt uns nach einigem Zappeln hinaus. Nach einer Stunde war die Rinne überwunden und der Grat war erreicht, der uns als Erste auf den P. 3053 führen soll. Ob wir wohl da hinaufkommen?

Auf fingerbreiten Simsens wird die Gratschneide erreicht, über glatte Platten weitergeruscht. Die schönste Kletterei. Ein Überhang folgt, eine kleine Hangel-

stelle; nur immer aufwärts. So, wie ich um eine Gratkante herum bin, die einen Ausblick auf den weiteren Verlauf zu bieten verspricht, rufen die beiden unter mir fast einstimmig, wie geht's? Wie schaut's aus? O fein, ruf ich dann voller Freude hinab, und zieh dann so schnell das Seil ein, daß sie's kaum erschnaufen. Und die Augen, die ein jeder macht, sowie er wieder ein Stück weit sehen kann.

Langsam sinkt alles unter uns in die Tiefe. Auch der gespenstisch beleuchtete Ferner. Plötzlich ein Krachen: drüben am Zwieselnöckl geht ein Steinschlag hinunter. Zuerst schießt er nur in einer Rinne hinab, weiter unten bestreicht er dann krachend und berstend eine ganze Wand. Und noch lange hört man das Rauschen des Schnees, der nachrieselt. Eine senkrechte Stelle im Grat nötigt uns, etwas nach links in die Wand auszuweichen. Ein Versuch, den wir bei dem Neuschnee mit manchem unangenehmen Augenblick und manchem unfeinen Quergang bitter bezahlen müssen. Steine, die ausbrechen, hüpfen ein paarmal auf, dann hört man lange nichts mehr, bis sie ganz unten im Kar berstend aufschlagen. Da bleib ich dann gern auf dem Grat. Bald geht er in ein Geröllfeld über, auf dem wir in froher Arbeit zu unterst ein mächtiges Steinmandl errichten.

Frisch „gestärkt“ durch einstündiges Steintragen machen wir uns vor 12 Uhr wieder auf, haben bald das Geröllfeld unter uns und sind schon wieder in herrlicher, froher Kletterei begriffen. Tief unter sich das Geröllfeld, in das die brüchigen Steine hinabsausen, ist es ein herrliches Ringen mit dem Felsen, so an luftiger Gratkante sich an einem Griff über einen Überhang hinaufzuschwingen. Und wenn man glücklich oben ist, hat man so deutlich das wonnigliche Gefühl, schon wieder den Berg um eines seiner Hindernisse überlistet zu haben. Schon sind die beiden anderen Gratkanten unseres Gipfels uns auf einen Steinwurf nahe gerückt, die Spitze kann nicht mehr weit sein. Um 2 Uhr war P. 3053 erreicht, der Sieg errungen, die Zweifel besiegt. Doch jetzt drohte eine bleierne Leere über mich zu kommen. So viele Stunden war ich vorausgeklettert, hatte für jeden gesorgt, jeden gesichert. Jetzt war das Ziel sicher. Der Grat, der sich so steil da aufschwang, war besiegt, das Problem war gelöst. Da kam eine große Müdigkeit über mich. Was galt mir jetzt die Durreckspitze. Ins Tal möchte ich, sorglos im weichen Gras liegen und Träumer sein; den Wolken zuschauen und den summenden Käfern. Doch nach einer Rast mit ausgiebiger Stärkung war alles wieder vorbei. Ich hatte im Eifer des frohen Kletterns vergessen, seit den letzten sechs Stunden etwas zu essen.

In einer Stunde standen wir dann auf der Durreckspitze. Wir rühmten den schönen Tag, die herrliche Aussicht, die spannende Kletterei. Wir konnten gar nicht glauben, daß wir erst heute morgen von Großklausen da drunten weg seien, soviel der Eindrücke hatten wir empfangen. Das was wir so oft kritisch betrachtet, was wir immer wieder bezweifelt hatten, was ich immer wieder, selbst doch ungewiß, so fest versichert hatte, war erreicht: wir waren über den nördlichen Begrenzungsgrat des Klausenkees' heraufgekommen und standen auf der Spitze.

Nun drängte sich das Erlebnis aus der Tiefe der Seele herauf, das beglückende Gefühl des Sieges durch eigene Kraft im Kampf auf Leben und Tod, und ein Strom des Dankes ergoß sich über unser liebes Durreck, das so wunderbar dalag, umschlossen von smaragdgrünen Tälern mit stillen Dörflein, umrahmt von lichtstrahlenden Schneebergen, den Zillertälern, über die schon rötliche Scheine huschen, den Rieserfernern mit ihren blassen Wänden und den fernen Zaubergebildern der Dolomiten.

Nun galt's, eiligst hinabzukommen, um noch bei Tag Rein zu erreichen. Noch einen langen, langen Blick in der Runde, als müßt ich alles in mich aufnehmen können, einen Blick des Dankes in all die Täler, auf all die Gipfel, von denen keiner mir unbekannt, jeder lieb und wert geworden, dann klettern wir auf dem

Hauptgrat, dem Nordgrat, zurück und entschließen uns, gerade durch die Flanken hinabzuklettern. Kommen natürlich an ganz unangenehme Stellen. Besonders anmutig ist eine rotgelbe Abbruchstelle eines noch jungen Bergsturzes. Bis wir uns da durchgeschwindelt hatten! Nach drei langen Stunden atmeten wir froh auf, als wir auf dem Firnleck unten standen. Schaufler meinte, das Klettern in der Wand der Parseierspitze sei lang nicht so schwer.

Nun kam das Hinabrutschen, Springen zwischen mächtigen Trümmerblöcken; als es schon Nacht war, noch einmal das Durchklettern einer Wandstufe, bei der zur besseren Unterhaltung ein fröhlich Wasserlein dieselbe Rinne benutzte; ingrimmig Fluchen hinter mir. Ein abenteuerliches Abfahren über glatte Bergwiesen und endlich, endlich zwischen den Tannen hindurch die ersten Lichtlein von Rein. Seid uns gegrüßt, ihr liebliche Boten! Noch ein Stolpern durch den Wald, wütender Kampf mit Bodenwurzeln, ein Überklettern der verschiedenen Zäune, Durchschleichen durch Ährenfelder, und jetzt sind wir an der Kirche, wo nach alter Regel und auch nach meiner Erinnerung das Wirtshaus stehen soll. Das Haus steht noch, aber die Wirtschaft ist verschwunden. Nach einer weiteren Viertelstunde haben wir das zweite Gasthaus entdeckt.

Und jetzt kommt auch der befreiende Humor, daß wir recht herzlich lachen müssen, nach Ersteigung des Durrecks noch einen solchen Kampf führen zu müssen mit Baumwurzeln, Zäunen und der Verschlafenheit eines schon zu Bett gegangenen Dörfleins. Und dann kommt auch wieder die goldige Erinnerung an die ganze Tur, den reinen Neuschnee, die weißen Platten, die scharfe Kletterei und die schönen Tiefblicke, und mit Dank schauen wir noch einmal hinauf, dorthin, wo unter funkelnden Sternen die hohe Spitze dämmert. Ihr Berge, habt Dank!

#### ZUM ABSCHIED

Und nun leb wohl, mein lieb Durreck! Wir müssen scheiden. In schwerem Wogenschlag hat Welle auf Welle schwarze Wolken heraufgeschoben und ich liege hier auf dem „Bödele“, einer fast ebenen Baumwiese des Kammes zwischen Bären- und Großklausental. Und da lieg ich und schau hinaus und hinein in die Schönheit und stille Schwermut meines lieben Durrecks. In düsteren, schwarzen Wänden mit Runzeln und Rinnen steh'n sie um mich herum und schauen zwischen den Tannen hindurch auf mich herab, die trotzig wilden Gesellen, mit denen ich so manchen frohen Tag gestritten, so manchen sonnigen Tag friedlich verlebt. Und still sehen sie mich scheiden. Da schau, da stiehlt sich noch einmal ein Sonnenstrahl zwischen dem schwarzen Wolkenwogenschlag hindurch. Gleich glänzen im Tal die Wasser, deren rhythmisch Rauschen bis herauf zu mir dringt, feine, weiße Sprühlinien scheinen die Gletscher der Zillertaler einzufassen, und auch an die Wände des Durrecks kommen warme Lichter. Einsam hab ich heute den Tag mit euch zugebracht, ihr stillen Berge und verschlossenen Täler, allein über eure Höhen bin ich gestiegen, durch eure Täler gewandert, und eure stille Schönheit zog mir von neuem ins Herz. Die dunkelernsten Tannen und die grünen, feinästeligen Lärchen rauschen leise; die Gräser zittern mit ihren Lichtpünktchen über dem Boden, und fernher dringt der Herdenglocken melodisch Geläut. Weit draußen fegen schwarze Wolken ins Ahrntal, schon stürzen sie sich auf die äußersten Berge des Durrecks. Die Wolken über mir tragen leuchtende Säume um ihre schwarzen Mäntel.

Soviel Tage und Wochen bin ich jetzt unter euch gewelt, ihr Berge des Durrecks, und alle seid ihr mir zu guten Freunden geworden, die ihr Untreue und Falschheit nicht kennet, zu lieben Gefährten. Ein Ausschütten von Schönheit der Welt und ihren Wundern war's, ein selig Genießen und glühenderes Leben. „Dann erst genieß ich meines Lebens recht, wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute.“ Lebendiger hab ich gelebt.

Jetzt öffnet sich der schwarze Wolkenteppich noch einmal, und ein Blick tut sich auf! Ein Blick! Ein Stückchen lichten, blauen Himmels mit weißen Wölkchen drin, in unerreichbaren Höhen schwebend! So blau, so licht, so rein! Wie dein ganzes Bild, Durreck! Etwas Reines, jungfräuliches, etwas Unberührtes liegt über deiner ganzen einsamen Landschaft ausgebreitet. So müssen die ersten Bergfreunde die ganze Alpenwelt vorgefunden haben. So einsam, ruhig und still.

Nun kommen die tiefen, schwarzen Wolken auch zu mir, und die leuchtenden Lichter an den furchtbaren Plattenwänden werden scharf und kalt. Einsam wird es um mich auf meiner Wieseninsel, und ich gedenke der lieben Menschen, die ich da oben gefunden. Wie in den alten, so fernen Tagen der Gastfreundschaft hat uns der Schweigerbauer auf Großklausen aufgenommen, und gar manch traute Stunde sind wir beim Lampenschein im Herrgottswinkel zusammen gegessen; gar manche fröhliche Überraschung haben wir in seiner Küche bei den ungeahnten Produkten unserer Kochkunst erlebt. Und auch gar manche weniger erfreuliche. Aber es waren doch so schöne Stunden, verlebt mit treuen, aufrichtigen Freunden, lieben Berggefährten.

Wie eine fürsorgliche, liebende Mutter für ihre Kinder, so ist das Durreck für die Menschen, für die Bergfreunde. Für jeden hat es etwas. Der eine will nur schöne Aussicht genießen, keine Fährlichkeiten, nicht zu große Mühen auf sich nehmen: da ist der Mostnock, der „Schwarze Spitz“. Der andere will waghalsige Kletterstückchen: er wähle die Seitengräte ins Ahrntal. Der dritte will nur Spaziergänge: er gehe in die wunderschönen Hochtäler, besuche die stillen Seelein. Ja, die Seelein im Durreck! Tief atmen sie unter dem Bergwind, der von der Höhe kommt, und leise raunen sie sich zu von stiller Einsamkeit der stillen Täler. Wie liebe Mädchenaugen sind sie, so lieb, so verschlossen und so rätselhaft. Und wer ihre Rätsel lösen wollte, hätte wohl auch ihren Zauber zerstört. Denn da oben ist ein Zauberland. Ein stiller Frieden zieht in jedes Herz und doch ein heißer Drang zum Leben. Das Leid verebbt, die Sehnsucht schweigt und heißes Weh verflischt. Bestehen bleibt der goldenen Erinnerung lebender Schatz.

Nun will ich wieder zu euch hinabsteigen, ihr Täler und weißen Häuschen; zu meinen Lieben weit draußen will ich frohgemut wandern mit leuchtenden Erinnerungen, bis wieder ein Jahr um ist und mein Pickel fröhlich zu wandern anfängt. Habt Dank, ihr Berge des Durrecks!

Durreck! Könnte ich deine Weise erfassen und könnte ich sie wiedergeben, den Grundton und die Grundharmonie deines Wesens. Wie ein schlichtes, deutsches Volkslied bist du, das man singt im Frühling und Sommer, wenn der Feierabend still ins Tal hereinlugt; leise, schwermütig, lieb. Und doch klingt mit dem violetten Schimmer der Rieserferner und mit dem roten Leuchten der fernen Dolomiten eine fremde Weise mit, sonnig und frohlockend. Stets hell und rein, licht und klar, wie ein Madonnenbild mit seligem Lächeln, so tratet ihr mir entgegen, ihr Berge und Himmel des Südens. Du aber kamst mir entgegen wie die deutsche Muse, mit wehenden Haaren, still und verschlossen, und tief birgst du deinen Reichtum und groß scheint dein Auge aus deinen Seen auf mich. Wenn der Sturm um die Jöcher heulte und Regenschauer uns entgegtrieb, habe ich dich betreten, aber auch wenn zwischen gewaltigen Wolkenbänken der Strahl der Sonne leuchtend und vergoldend in den Talgrund fiel. Wenn in das Knattern des Donners Felsstürze krachten und mein Pickel im Hochgewitter summt und knisterte. Und wenn dein Bild in einsamen Tälern über einsamen Seen mir erschien, so still, so traut und lieb, dann hab ich gehant und gefühlt, was du bist, Durreck!

## AUS DER OFENPASSGRUPPE. BEITRÄGE ZUR ERSCHLIESSUNG DER ENGADINER DOLOMITEN

□      VON Dr. GÜNTER DYHRENFURTH      □

Ofenpaßgruppe, Münstertaler Alpen, Engadiner Dolomiten, das sind wohl die drei üblichsten Namen für das weite Bergland zwischen dem Unterengadin und dem Obervinschgau. Die erste Bezeichnung — Ofenpaßgruppe — ist die im Schweizer Alpenklub gebräuchliche<sup>1)</sup> und dürfte wohl auch die relativ beste sein, denn der zentral gelegene Ofenpaß und die durch die ganze Gruppe quer hindurchziehende Ofenpaßstraße sind in der Tat für unser Gebiet von der größten Bedeutung. Der z. B. im „Hochtourist“ angewandte Name „Münstertaler Alpen“ paßt nur für den östlichen Teil unserer Gruppe wirklich gut, und auch die Bezeichnung „Engadiner Dolomiten“, die dem Geologen besonders nahe liegt, ist nicht frei von gewissen Schwächen (vergl. S. 243).

Nach altem, gutem Brauch kann ich es nicht vermeiden, die Umgrenzung der Ofenpaßgruppe kurz anzugeben: Im Nordwesten der Inn, und zwar etwa von Scanfs bis Finstermünz; im Osten und Südosten die Linie Finstermünz—Reschen-Scheideck—Malser Heide—Santa Maria im Münstertal—Wormser Joch—Brauliotal; nur im Süden oder genauer im Südsüdwesten macht die Abgrenzung größere Schwierigkeiten. Valle di Fraele (Adda)—Alpisella-Paß—Livigno—Fuorcla Trupchum—Val Trupchum—Scanfs, das ist die Südgrenze, die ich als die relativ beste hier vorschlagen möchte.<sup>2)</sup> In dieser Weise begrenzt, bedeckt die Ofenpaßgruppe eine Fläche von nahezu 1000 km<sup>2</sup>.

Die Einteilung unseres Gebietes in großen Zügen ist recht einfach: Nördliche und Südliche Ofenpaßgruppe, getrennt durch die ungefähr west-östlich verlaufende Ofenpaßlinie. Bei genauerer Betrachtung freilich zeigen die Engadiner Dolomiten eine weitgehende orographische Gliederung in eine größere Anzahl von zum Teil reich verzweigten Untergruppen, doch glaube ich mir deren Aufzählung hier sparen zu können und möchte statt dessen vorläufig nur auf die kleine Kartenskizze (S. 242) verweisen. Der höchste Gipfel der Ofenpaßgruppe und zugleich der einzige, der sich über 3200 m erhebt, ist der sehr exzentrisch gelegene Piz Sessvenna, 3207 m; die meisten Gipfel liegen zwischen 2900 und 3200, sehr viele zwischen 3000 und 3100 m. Das Gesetz von der Konstanz der Gipfelhöhe ist in diesem Gebiet also ziemlich deutlich ausgeprägt.

Die hydrographischen Verhältnisse scheinen schon bei flüchtiger Betrachtung ziemlich verwickelt. Obgleich auf allen Seiten von höheren Gruppen umgeben, liegen die Engadiner Dolomiten doch im Zuge der alpinen Hauptwasserscheide. Der Nordwesten und Westen wird vom Inn und seinem mächtigen rechten Nebenfluß, dem Spöl, entwässert, der eine lange Strecke parallel zum

<sup>1)</sup> Vergl. z. B. „Exkursionskarte der Ofenpaßgruppe“, 1:50 000.

<sup>2)</sup> Ich darf allerdings nicht verschweigen, daß die Südgrenze — besonders in ihrem östlichen Teile — mit den geologischen Verhältnissen nicht genau übereinstimmt. Die Kette der M. delle Scale und der Cime di Plator liegt zwar südlich des Fraeletales, gehört aber geologisch noch zu den Engadiner Dolomiten; trotzdem erscheint es mir aus morphologischen Gründen wünschenswert, das oberste Adattal als Grenze zu benutzen. Wenn ich also auch hier der Morphologie den Vorzug gebe, so kann ich mich doch

als Geologe nicht dazu entschließen, die Ferro- und Quaternalsgruppe von der Hauptmasse der Engadiner Dolomiten abzutrennen und mit der Langardgruppe zu vereinigen, wie dies häufig unter einseitiger Berücksichtigung der Hydrographie (Acqua del Gallo und Spöl) geschieht. Geologisch und auch landschaftlich gehören Ferro- und Quaternalsgruppe ganz fraglos zu den Engadiner Dolomiten und bilden also den Südwestflügel der Ofenpaßgruppe. Darum nehme ich für die vorliegende Arbeit die oben angegebene Linie (südlich von der Quaternalsgruppe) als Grenze an.



Lischanna und Vadret da Sesvenna; die übrigen Gruppen der Engadiner Dolomiten dagegen bergen nur Hängegletscher von recht bescheidenem Ausmaß, wenn auch in nicht unerheblicher Anzahl. Ähnlich steht es mit den Seen unseres Gebietes; an Fläche sind sie fast verschwindend, an Zahl nicht unbedeutend.<sup>1)</sup> Da die Ofenpaßgruppe ein relatives Senkungsfeld innerhalb der alpinen Zentralzone darstellt und von höheren (niederschlagsreicheren) Gruppen umgeben wird, kann es nicht überraschen, daß sie verhältnismäßig arm an Niederschlägen ist. Auch die geringe Ausdehnung der Gletscher ist dadurch ohne weiteres verständlich.

Vielleicht hat sich der eine oder andere geduldige Leser dieser Einleitung bereits im stillen gewundert, daß ich so häufig — als wäre dies ganz selbstverständlich — von den „Engadiner Dolomiten“ spreche. In der Tat verdient unser Gebiet, oder mindestens ein großer Teil davon, die Bezeichnung „Dolomiten“ mit demselben oder größerem Recht, als die seit langem unter diesem Namen bekannten Alpengebiete. Ein sehr bedeutender Teil der Ofenpaßgruppe baut sich aus dem der Obertrias angehörenden „Hauptdolomit“ auf. Trotzdem aber würde ich es nicht für zweckmäßig halten, den Namen „Engadiner Dolomiten“ als offizielle Bezeichnung für das ganze Gebiet einzuführen (vergl. S. 241); denn die nach Nordwesten vorgeschobene, im Innkie liegende Nunagruppe muß fraglos zur Ofenpaßgruppe gerechnet werden, obgleich sie aus Kristallin (Gneiß, Granit usw.) besteht und geologisch zur Silvrettagruppe gehört. Auch das höchste Massiv des ganzen Gebietes, der Piz Sesvenna, sowie ein mäßig breiter Streifen im Osten (entlang dem Etschtal) sind kristallines Urgebirge und können demnach in den Begriff „Engadiner Dolomiten“ nicht gut einbezogen werden. Der Kern unseres Gebietes aber und der bei weitem größte Teil, zugleich derjenige, mit dem ich mich am meisten beschäftigt habe, besteht tatsächlich aus Dolomit. Ohne irgendwelche Unterbrechung setzt sich diese Dolomitmasse nach Südosten in die Ortlergruppe fort, um den ganzen Nordwestflügel dieser Gruppe (bis zum Königsjoch) aufzubauen; man kann also diesen Teil der Ortlergruppe, so paradox es auch klingen mag, geologisch als ein Anhängsel der Engadiner Dolomiten bezeichnen. Von hohem Interesse sind die gewaltigen tektonischen Bewegungen, die unser Gebiet betroffen haben; im wesentlichen handelt es sich dabei um bedeutende Überfaltungen und Massenbewegungen, die etwa von der Gegend des heutigen oberen Etschtales und unteren Münstertales aus gegen Nordwesten, Westen und Südwesten gerichtet waren und stellenweise (als Reste ehemaliger Decken) kristalline Kappen auf triadischem Sockel zurückgelassen haben.<sup>2)</sup>

Wie die Ofenpaßgruppe geologisch dem Grenzgebiet zwischen West- und Ostalpen angehört, so ist dies auch botanisch der Fall; dank dieser interessanten pflanzengeographischen Stellung ist sie gerade in jüngster Zeit Gegenstand außerordentlich genauer und ausführlicher botanischer Untersuchungen geworden.<sup>3)</sup> Vor allem verdient der außerordentliche Waldreichtum des Gebietes hervorgehoben zu werden. So z. B. kommt der Waldbesitz der Gemeinde Zernez dem Kanton Zug an Größe gleich. Eine besondere Zierde der Engadiner Wälder

<sup>1)</sup> Hier wären zu erwähnen: Die Quellseen der Adda (Südgrenze der Ferrogruppe), Lago Cornacchia und Lai da Rims (Murtaröl-Umbrailgruppe) im Süden, ferner die zahlreichen kleinen Seen der Lischannagruppe, der Lai Nair und der Tarasper See im Norden, endlich noch die Seengruppe im Macun-Kessel (Nunagruppe) im Nordwesten.

<sup>2)</sup> So naheliegend und so verlockend es auch für mich wäre, an dieser Stelle auf die Geologie der Engadiner Dolomiten genauer einzugehen, so muß ich es mir doch verweigern. Wer sich für diese Fragen interessiert, den möchte ich, solange die abschließenden Arbeiten von Herrn Dr. Spitz und mir noch nicht beendet sind, vorläufig ver-

weisen auf: W. Schüller, Geologische Untersuchungen im südlichen Unterengadin. I. Lischannagruppe. II. Piz Ladgruppe. Bericht d. naturforsch. Gesellschaft zu Freiburg i. B. 1904 und 1906, und ferner Albrecht Spitz und Günther Dyhrenfurth, 1. und 2. Vorbericht über die Tektonik der zentralen Unterengadiner Dolomiten. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in Wien, Sitzung d. math.-naturwissenschaftl. Klasse vom 7. November 1907 und vom 11. November 1909.

<sup>3)</sup> „Die Flora des Ofengebietes (Südost-Graubünden)“ von Dr. S. E. Brunles. Jahresber. d. Naturforschenden Ges. Graubündens, Chur 1906.

sind die hier recht häufigen Arven, vielfach prächtige alte Recken, knorrig, wetterfest und charaktervoll.

Die Tierwelt ist in den Unterengadiner Bergen reichlicher vertreten, als in vielen anderen Gebieten der Schweiz, eine Tatsache, die z. B. dem Gemsjäger wohlbekannt ist. Außer den noch jetzt sehr zahlreichen Gemsen und Murmeltieren spielten früher auch die Bären hier eine gewisse Rolle; jetzt freilich sind sie so gut wie ausgerottet, doch sei immerhin als Kuriosum erwähnt, daß noch vor wenigen Jahren im Scarlat ein Bär von Schulser Jägern erlegt wurde.

Die Bevölkerung der Ofenpaßgruppe ist im wesentlichen rätomanisch (ladinisch), nur ganz im Süden (Livignotal) italienisch, im Osten nahe dem Etschtal deutsch. Im ganzen sind es in „Alt fry Rhaetien“ nur noch etwa 36000 Menschen, die ladinisch sprechen, eine recht bescheidene Zahl, die sich von Jahr zu Jahr noch langsam verringert. Naturgemäß aber halten sie zähe an ihrer Muttersprache fest; so gibt es z. B. eine rein ladinische Zeitung, auch lernen die Kinder in der Schule zunächst rätsch, erst im vierten Schuljahre kommt deutsch als Fremdsprache hinzu. Überhaupt sind die Schulverhältnisse etwas eigentümlich. So ist z. B. Herr Giamara in Zernez Gastwirt, Lehrer, Versicherungsagent und Ökonom in einer Person, was nur dadurch möglich ist, daß er seinen Lehrberuf nur im Winter auszuüben braucht, denn vom Mai bis Oktober sind Ferien, der Feldarbeit wegen. Die Bevölkerungsdichte der Ofenpaßgruppe ist außerordentlich gering. Die Konfession ist im allgemeinen protestantisch; nur Tarasp, das sich lange im österreichischen Besitze befand, bildet eine katholische Enklave, auch die Umgebung von Ardez sowie das Münstertal zeigen stärkere katholische Beimischung.

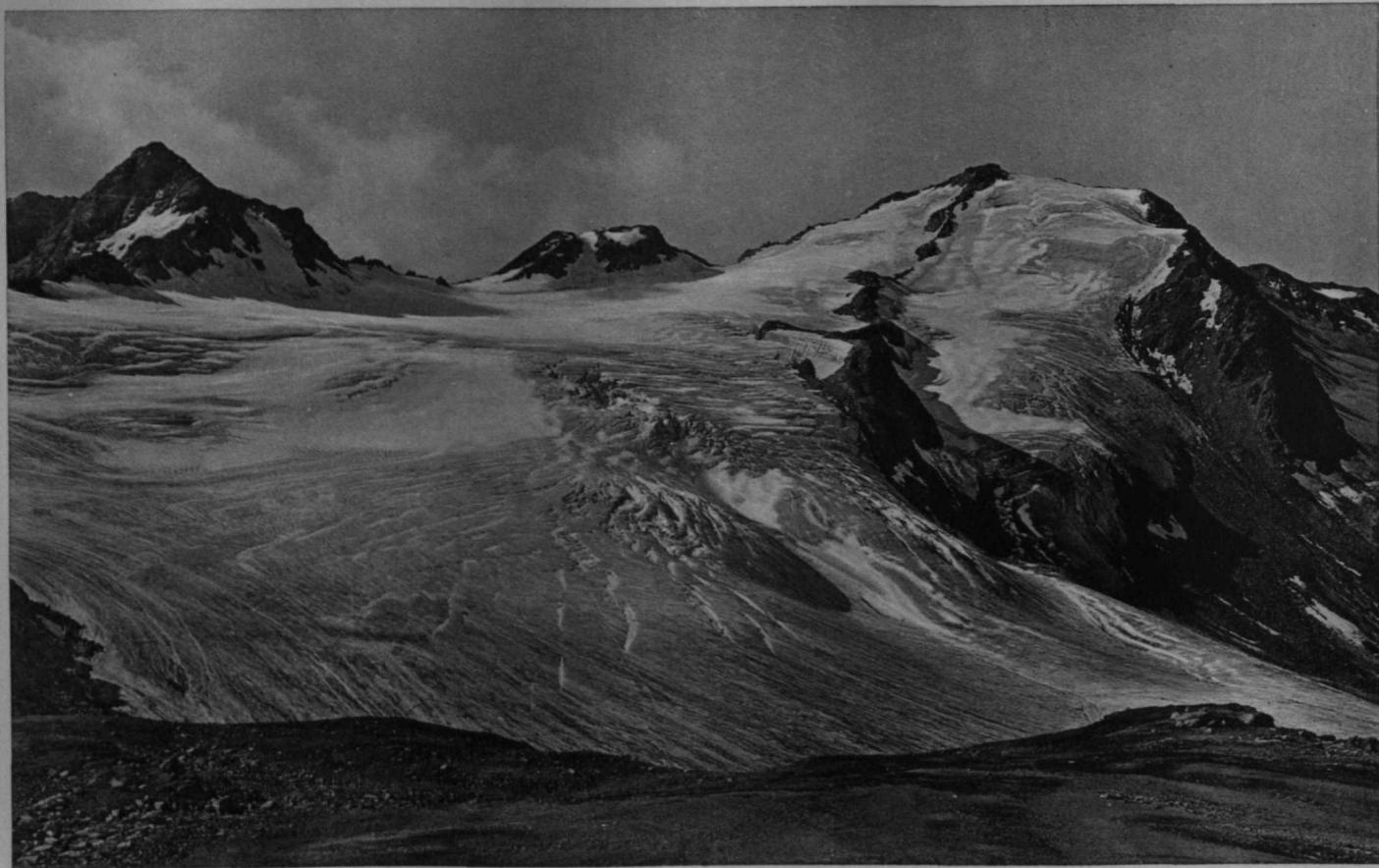
Den landschaftlichen Charakter einer größeren Gruppe objektiv zu schildern, ist meist nicht ganz einfach, auch wenn man das Gebiet genau kennt. Denn durch längere wissenschaftliche oder touristische Beschäftigung kommt man allmählich „seinem“ Gebiet gegenüber zu einem sich immer persönlicher gestaltenden förmlichen Freundschaftsverhältnis, man gewinnt „seine“ Berge wirklich lieb. Was zunächst als störend, vielleicht sogar als direkte Unannehmlichkeit empfunden wurde, das wird allmählich zu berechtigten Eigentümlichkeiten der betreffenden Gruppe, an die man sich vollständig gewöhnt hat. Trotz dieser psychologischen Schwierigkeit, deren ich mir wohl bewußt bin, möchte ich versuchen, den landschaftlichen Typus der Engadiner Dolomiten in aller Kürze und möglichst objektiv zu skizzieren.

Wer einmal von Sent oder von Schuls aus die Lischannagruppe (und auch die Pisocgruppe) betrachtet hat, der wird den Namen „Engadiner Dolomiten“ nicht nur geologisch, sondern auch landschaftlich für sehr treffend halten. Während sich nordwärts sanfte, begrünte Schieferhänge zu den Vorbergen der Silvretta hinaufziehen, erheben sich im Süden — fast 2000 m über dem Inn — trotzige, schroffe Dolomitgestalten, die in der Tat sehr an die Südtiroler Dolomiten erinnern. Steigt man nun aber, z. B. durch die Val Lischanna, zum Lischannagletscher hinauf, so ändert sich das Bild sehr wesentlich: Die von vorn (das heißt Norden) so stolzen Gipfel imponieren hier bedeutend weniger und lassen sich auf dieser Seite ganz leicht, größtenteils über Schutt erreichen. Das gewählte Beispiel ist besonders kraß, aber bezeichnend, denn auffallend viele Berge der Ofenpaßgruppe haben eine ausgeprägte „Rückseite“, die zwar selten so „mugelig“ ist, wie in der Lischannagruppe, die aber immerhin häufig überraschend leichte Anstiegswege ermöglicht. Es gibt daher viele schwere Routen, aber wenige wirklich schwere Berge, das heißt Gipfel, die auf allen Seiten schwierig zu erreichen sind; dementsprechend gibt es auch nur wenige Berggestalten, die die Kühnheit ihres Baues

Montpitschen

Piz Forratrida

Piz Sesvenna



Verlag von J. Feuerstein in Schuls

Bruckmann repr., Schaeffelens Pfr.-Korn-Pap.

Sesvennagletscher

auf allen Seiten behaupten. Im allgemeinen also — das muß ohne weiteres zugegeben werden — bleiben die Engadiner Dolomiten an Kühnheit der Gipfelbildung hinter den Südtiroler Dolomiten zurück; dasselbe gilt auch für die durchschnittliche technische Schwierigkeit der Kletterturen. Dafür aber zeichnen sich die Engadiner Berge vielfach durch eine ganz ungewöhnliche Brüchigkeit des Gesteins aus, ein vollwertiger, doch nicht sehr angenehmer Ersatz für größere Schwierigkeit.

Da ich nun einmal gerade beim „Tadeln“ bin, so will ich diese Seite der Kritik gleich fortsetzen und zu Ende führen. Da ist vor allem das Geröll zu erwähnen. Wohl nirgends in den Alpen gibt es so zahlreiche, durchaus erstklassige „Schuttschinder“, wie in der Ofenpaßgruppe. Geröllschinder, die sich in den Nördlichen Kalkalpen allgemeiner Hochschätzung erfreuen, können bei einem „Engadiner Schuttspezialisten“ nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Nicht nur touristisch, auch landschaftlich ist dieser überwältigende Geröllreichtum der Ofenpaßgruppe entschieden wenig erfreulich. Manche Täler sind von so gewaltigen Schuttmassen erfüllt, daß das Wasser spurlos darin versinkt und erst weit unten wieder ans Tageslicht kommt; derartige Talstrecken (z. B. Val Sassa, Val del Diavel usw.) — ohne Wasser, ohne Vegetation, nur Geröll, nichts als Geröll — machen einen unsagbar öden, traurigen Eindruck. Auch die Grate scheinen manchmal förmlich zu ertrinken in diesen Schuttmassen, die vielfach bis zu den niedrigeren Scharfen hinaufreichen. In solchen Fällen hat sich der Grat in eine Reihe von Türmen aufgelöst, die relativ selbständig aus den riesigen Geröllhalden herauswachsen.

Und doch kann man dieses Gebiet wirklich lieb gewinnen. Ich will hier nur flüchtig andeuten, daß die Ofenpaßgruppe ein nahezu ideales Aussichtsgebiet darstellt, wie es sich bei ihrer geographischen Lage eigentlich von selbst versteht. Die Engadiner Dolomiten bilden ja, wie bereits erwähnt, eine relative Depression, die fast auf allen Seiten von höheren Gruppen umgeben ist: Im Nordwesten die formenschöne Silvrettagruppe, im Osten die vergletscherte Massenerhebung der Ötztaler Alpen, im Südosten die herrliche Ortlergruppe, im Süden die wenig besuchten Grosinaalpen (Piazz-Dosdè-Gruppe), im Südwesten endlich die majestätische, schimmernde Berninagruppe.

Mag man nun das ästhetische Moment, mag man diese selten schöne und harmonische Rundschau auch noch so hoch bewerten, für mich steht etwas anderes fast noch höher, das ist der Reiz der Ursprünglichkeit. Auf der großen Engadiner Straße rollt Wagen auf Wagen dahin, durchs Tal der Etsch schnaubt qualmend das Dampfroß, und auch auf der Ofenbergstraße herrscht ein ziemlich reger Verkehr; doch fast alle eilen achtlos an unseren Bergen vorüber. Trafoi, Sulden, Meran und Bozen auf der einen, Schuls-Tarasp, Pontresina, St. Moritz auf der anderen Seite, das sind die großen Zentren des Fremdenverkehrs, denen der Strom der Reisenden zuflutet. Auch der Hochturist kümmert sich im allgemeinen um die Ofenpaßgruppe herzlich wenig; rings herum, in der Silvretta-, Ötztaler-, Ortler- und Berninagruppe winken ja lohnendere oder wenigstens bekanntere Aufgaben.

Dazu kommt noch die Unterkunftsfrage. An „Eintrittsstationen und Standquartieren“ ist gewiß kein Mangel,<sup>1)</sup> dagegen sind „Berggasthäuser und Unterkunfthütten“ im Innern der Engadiner Dolomiten recht spärlich gesät. Ziemlich weit nach Osten — noch auf österreichischem Boden — liegt die Pforzheimer Hütte, 2250 m, außer ihr sind noch das Gasthaus Alpina in Scarl, 1813 m,

<sup>1)</sup> Vergl. „Hochtourist“ 1910 I, S. 390. Ich möchte hier erwähnen: a) Im Engadin: Scaunfa, Cinuskel, Brail, Zernex, Süs, Lavin, Ardez, Tarasp, Schuls, Sur En, Martinsbruck. b) Im Osten: Nauders, Reschen, Graun,

St. Valentin, Mals, Glurns. c) Im Münstertal: Taufers, Münster, St. Maria, Valcava, Fuldera, Lü, Cierfa. d) Im Südosten und Süden: Ferdinandshöhe, Ill. Cantoniere, Bormio, Livigno.

das Ofenberggasthaus Il Fuorn, 1804 m, und San Giacomo di Fraele, 1947 m, zu erwähnen. Endlich kommt noch eine größere Anzahl von Alpen in Betracht, auf deren Aufzählung ich aber hier verzichten möchte; bei der Schilderung unserer Turen wird sich dazu noch die Gelegenheit finden. Aber auch bei größter Bescheidenheit, das heißt bei möglichster Benützung der Alpen, bleiben noch immer viele Turen außerordentlich lang; größere Gratwanderungen, Kombinationen mehrerer Gipfel sind vielfach nicht ohne Notbiwak durchzuführen.

Aus allen diesen Gründen ist es nicht wunderbar, daß die Ofenpaßgruppe stets turistisch stark vernachlässigt wurde und nicht sehr viele Liebhaber gefunden hat; auch jetzt noch wird ein Bergsteiger beinahe als eine Kuriosität betrachtet. Dementsprechend ist die Zahl der tüchtigen Lokalführer außerordentlich gering, ganz besonders gilt dies für die südlichen Teile der Engadiner Dolomiten. Von Alpinisten, die sich in neuerer Zeit mit unserem Gebiet beschäftigt haben, möchte ich hier nur erwähnen<sup>1)</sup>: E. Imhof<sup>2)</sup>, W. Flender<sup>3)</sup>, E. Schenkel<sup>4)</sup>, J. Gallet<sup>5)</sup>, W. Leaf, G. W. Prothero, O. Schuster<sup>6)</sup>, E. Pühn und H. Cranz<sup>7)</sup>, eine verhältnismäßig recht bescheidene Anzahl.

Im Winter 1905/06 entschlossen wir uns — mein Freund Herr Dr. Albrecht Spitz, Wien, und ich — die Ofenpaßgruppe zu unserem geologischen, in zweiter Linie aber auch turistischen Arbeitsgebiet zu machen.<sup>8)</sup> Ursprünglich auf zwei bis drei Jahre veranschlagt, stellte sich unsere Aufgabe, wie dies ja nicht gerade selten geschieht, allmählich als viel umfangreicher heraus und hat uns nun schon fünf Sommer hindurch beschäftigt. An der touristischen Seite unserer Arbeit beteiligten sich noch: meine Freunde Herr Dr. Alfred von Martin und Herr Dr. Hermann Rumpelt, ferner Herr Dr. Robert Großmann und Fräulein cand. geol. Marianne Möller.

Als wir im Sommer 1906 zum erstenmal in der Ofenpaßgruppe erschienen, waren die meisten Gipfel, vor allem die Hauptgipfel unseres Gebietes, zwar schon erstiegen, doch gab es immerhin noch eine größere Anzahl von Spitzen, zum Teil wirklich selbständige, kotierte und seit langem benannte Gipfel, die noch nicht betreten waren; zahlreiche Grate, nicht nur sekundäre Gratrippen, sondern lange Strecken in den Hauptgraten waren noch nicht begangen. So war es vor fünf Jahren; seitdem hat sich allerdings manches geändert, da ich mit meinen Freunden inzwischen im Unterengadin eine ziemlich lebhaft alpine Tätigkeit entfaltet habe. Doch ist die touristische Erschließung noch immer nicht vollständig beendet, auch jetzt ist noch mancherlei „Neues“ zu machen.<sup>9)</sup>

Unser Hauptquartier war Zernez, an der Einmündung des Spöl in den Inn gelegen, zugleich der Punkt, wo die Ofenpaßstraße von der Engadiner Straße abzweigt; hier war ich im „Adler“ bei den freundlichen Wirtsleuten (Giamara) stets gut aufgehoben. Außerdem benützte ich das sehr günstig, zentral gelegene Ofenberggasthaus (Besitzer J. Graß) und das Hotel Aurora (Arquint) in Ardez mehrfach für längere Zeit als Standquartiere; beide kann ich in jeder Beziehung außerordentlich rühmen.

Von vornherein waren wir uns darüber klar, daß wir unsere wissenschaftlichen und touristischen Aufgaben nur mit Zelt, Träger und Schlafsack lösen konnten,

<sup>1)</sup> Da ich keine Monographie der Ofenpaßgruppe, sondern nur eine Schilderung meiner Turen in diesem Gebiet geben möchte (vergl. S. 247), so kann ich auf eine genaue Aufzählung und Berücksichtigung der bisherigen Literatur wohl verzichten. Immerhin beschränke ich, am Schlusse der ganzen Arbeit ein kurzes Literaturverzeichnis zu geben.

<sup>2)</sup> E. Imhof, Itinerarium des S. A.-C. für 1896.

<sup>3)</sup> W. Flender, Jb. d. S. A.-C. 1899.

<sup>4)</sup> E. Schenkel, Jb. d. S. A.-C. 1899.

<sup>5)</sup> J. Gallet, Jb. d. S. A.-C. 1898.

<sup>6)</sup> O. Schuster, Ö. A.-Z. 1896 u. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901.

<sup>7)</sup> H. Cranz, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1903 und Ö. A.-Z. 1906.

<sup>8)</sup> Als kartographische Unterlage benützten wir hauptsächlich die Blätter 420, 421, 424, 425, 428, 429 vom Topographischen Atlas der Schweiz (Stegfriedatlas) bzw. die Exkursionskarte des S. A.-C. „Ofenpaßgruppe“.

<sup>9)</sup> Dem rühmten Bsp. des Herrn Prof. H. Cranz (Ö. A.-Z. Nr. 716) folgend, will ich am Schlusse jeder Gruppe die mir bekannten neuen, noch zu machenden Turen kurz erwähnen.

und so haben wir uns an dieses Leben immer mehr gewöhnt, das Zelt ist uns fast zur zweiten Heimat geworden. Wohl muß man manche kleine Unannehmlichkeit in Kauf nehmen — Kälte, hartes Liegen auf der bloßen Erde, Konservenkost, Platzmangel, schwere Rucksäcke beim Marsch zum Zeltplatz usw. —, doch was bedeutet alles dies gegenüber dem ganz eigenartigen, schwer zu beschreibenden Reiz des Zeltlebens! Wer sich einmal daran gewöhnt hat, der ist für „Normalturen“, für überfüllte Hütten, für Modeberge kaum mehr zu brauchen!

Ehe ich jetzt zur Schilderung meiner Turen übergehe, sei mir noch ein kurzes Wort über die Behandlungsweise und Gliederung des Stoffes gestattet. Trotz meiner ziemlich genauen Kenntnis der Engadiner Dolomiten liegt mir der Gedanke an eine „Monographie der Ofenpaßgruppe“ vollständig fern, wie ja schon aus dem Titel meiner Arbeit hervorgeht. Bei der bedeutenden Größe des Gebietes — nahezu 1000 km<sup>2</sup> — würde eine Monographie außerordentlich umfangreich und sowohl für den Leser (soweit überhaupt jemand eine derartig lange Arbeit liest) wie für den Verfasser wenig erfreulich werden. Daher beabsichtige ich, im wesentlichen nur meine Bergfahrten zu schildern<sup>1)</sup> und zwar möchte ich dabei nicht chronologisch, sondern geographisch vorgehen, das heißt eine Gruppe nach der anderen behandeln. Die Turen des Sommers 1906, die bereits an anderer Stelle ausführlich beschrieben sind,<sup>2)</sup> will ich dabei nur flüchtig streifen, ich werde mich also hauptsächlich auf meine Bergfahrten in den Jahren 1907 bis 1909 stützen.

**LADGRUPPE UND LISCHANNA-SESVENNAGRUPPE<sup>3)</sup>**

Diese beiden Gruppen, die man auch als „Schlinigpaßgruppe“ zusammenfassen kann, bilden den Nordostflügel der Ofenpaßgruppe und werden durch das Clemgia-(Scarl-) Tal, den Cruschettapaß und das Avignatal vom zentralen Teile der Engadiner Dolomiten abgetrennt. Zwar enthält die Schlinigpaßgruppe in dem Granitstock des Piz Sesvenna den höchsten Gipfel (3207 m) und im Vadret Lischanna und Vadret da Sesvenna die beiden größten Gletscher des ganzen Gebietes, doch an Kühnheit der Gipfelbildung bleibt sie hinter anderen Gruppen der Engadiner Dolomiten zurück. So zeigt z. B. der Grenzkamm zwischen der Schweiz und Tirol sehr sanfte Formen, auch Rims-spitz, Piz Cristannes, Piz Cornet usw. sind recht „zahn“; Piz Madlain, Piz San Jon, Piz Lischanna, Piz Triazza und Piz Ajüz, 2797 m, die Gipfel der eigentlichen Lischannagruppe, sind Kämme, die vom Lischannaplateau aus nach verschiedenen Richtungen ausstrahlen. Selbständiger sind Piz Schalambert, Piz Ajüz, 2754 m,<sup>4)</sup> und Piz Lad, der nördlichste Berg der Engadiner Dolomiten. Seit langem sind die Gipfel der Lischannagruppe als herrliche Aussichtswarten berühmt, ganz besonders der Piz Lischanna und der Piz Lad, aber auch der Piz Sesvenna und andere mehr. Aus diesem Grunde, dem sich die guten Unterkunfts-verhältnisse (Pforzheimer Hütte, Scarl, Schuls-Taras) sowie die leichte Erreichbarkeit der meisten Gipfel noch zugesellen, wird dieser Nordostflügel der Ofenpaßgruppe zwar nicht absolut, aber relativ viel von Touristen besucht, jedenfalls

<sup>1)</sup> Auf genaue Routenbeschreibungen möchte ich im allgemeinen verzichten und verweise statt dessen lieber auf unsere „Turenberichte“ in der Österreichischen Alpenzeitung: Nr. 739 (1907), Nr. 767 (1908), Nr. 783 (1909) und 1910.

<sup>2)</sup> „Beiträge zur touristischen Erschließung der Ofenpaßgruppe“ von Günter Dyhrenfurth und Dr. Alfred von Martin. Jb. d. S. A.-C. 1907, S. 129—153. Ferner „Auf unbetretenen Pfaden. Neue Turen in den Engadiner Dolomiten“ von Dr. Alfred von Martin. Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Sektion Lausitz des D. u. Ö. A.-V.

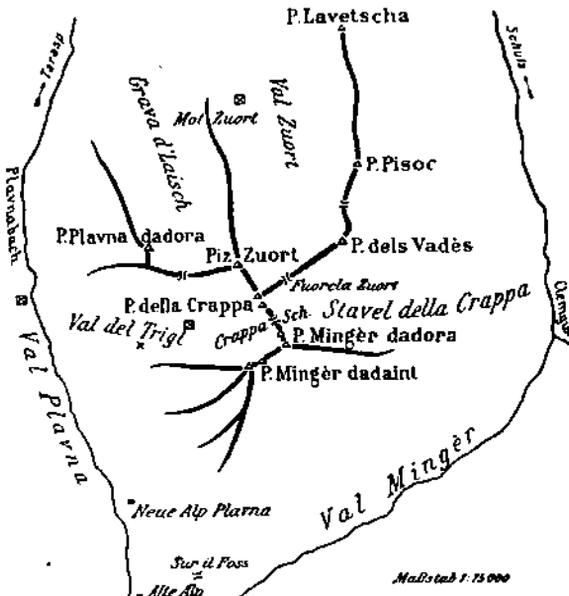
<sup>3)</sup> Siehe alpine Gipfel Führer „Sesvenna und Lischanna“ von Ad. Wirzenmann, 1907.

<sup>4)</sup> Derselbe Name, Piz Ajüz, wird also in einer Gruppe für zwei verschiedene Berge angewandt. Diese Artmut an Namen, die Wiederholung der selben Bezeichnungen in den verschiedenen Gruppen, ist überhaupt für diese Gegend, d. h. für das rätio-romansche Sprachgebiet, sehr typisch. So gibt es, um nur einige Beispiele herauszugreifen: zwei Cluozaitler, das eine bei Schuls, das andere bei Zernez; zwei Piz Lad, den einen ganz im Norden, den anderen in der Umbrailgruppe; zwei Piz Nair, den einen bei Ardez, den anderen beim Ofenpaß usw.

ungleich mehr, als die ganzen übrigen Engadiner Dolomiten zusammengenommen.<sup>1)</sup> Daher sind diese Gruppen schon seit längerer Zeit verhältnismäßig gut bekannt, und zwar nicht nur touristisch, sondern auch geologisch;<sup>2)</sup> wir hatten also in diesem Teile der Ofenpaßgruppe nicht viel zu suchen und beschränkten uns auf einige Orientierungsturen.

Als außerordentlich lohnend will ich hier nur die Besteigung des Piz Sesvenna<sup>3)</sup> von der freundlichen, gut bewirtschafteten Pforzheimer Hütte aus erwähnen; besonders die Gratwanderung Fernerspitz—Montpitschen—Forratrida—Piz Sesvenna—Piz Plazèr, 3106 m, ist sehr zu empfehlen. Im übrigen aber möchte ich — meinem Programm gemäß — bei diesem mir nur flüchtig bekannten nordöstlichen Teile

der Ofenpaßgruppe nicht länger verweilen.



**PISOCGRUPPE** Wer von Schuls-Tarasp aus auf möglichst bequeme Weise, d. h. ohne Hochtur, einen guten Einblick in die Bergwelt der Engadiner Dolomiten gewinnen will, dem ist die landschaftlich großartige Umwanderung der Pisocgruppe sehr zu empfehlen. Zwischen grauen Riesenwänden, im Westen die Pisoc-, im Osten die Lischannagruppe, kämpft sich die schäumende Clemgia in wilden Schluchten hindurch zum Inn; durch die freundliche, arvenreiche Val Mingèr steigt man hinauf zum Passe Sur il Foß, von wo aus sich ein herrlicher Blick auf die stolze Pyramide des Piz Plavna dadaint auftut, um dann durch die

Alpkütle ■ Zeltplatz ■ Bivakplätze ✕ Scharre ▲ Gipfel  
Pisocgruppe

Val Plavna, fraglos eines der schönsten Täler der ganzen Ofenpaßgruppe, nach Tarasp zurückzukehren.

Schon den zweiten Sommer weilten wir im Engadin, und noch immer hatten wir die trotzigsten Zacken und Hörner der Pisocgruppe nur aus der Entfernung bewundert; jetzt war es an der Zeit, sie näher kennen zu lernen. Am Abend des 12. August 1907 hatten wir allgemeines Stelldichein im Hotel Aurora in Ardez. Der erste, der zur Stelle war, war Herr Dr. Albrecht Spitz, der von Osten, von Scarl, herbeigeeilt war. Kurze Zeit später kam ich mit meinem Tiroler Träger,

<sup>1)</sup> Diese Erscheinung prägt sich auch in der alpinen Literatur recht deutlich aus; verhältnismäßig viele Arbeiten beschäftigen sich ganz oder zum großen Teile mit der Lischanna-Sesvennagruppe. Um hier nur ein naheliegendes Beispiel anzuführen: Im „Hochtourist 1903“ sind dem Nordostfügel der Müosterialer Alpen sieben Seiten gewidmet; die ganze übrige Ofenpaßgruppe — ohne Ferro- und Quaternalsgruppe, aber mit Hinzurechnung des Clavateschammes — wird auf fünf Seiten behandelt. Selbst-

verständlich soll diese Feststellung keinerlei Vorwurf bedeuten; auch hat der soeben erschienene „Hochtourist 1910“ erfreulicherweise hierin einen sehr bedeutenden Fortschritt aufzuweisen (S gegen 18 Seiten).  
<sup>2)</sup> W. Schiller, Geologische Untersuchungen im östlichen Unterengadin. I. Lischannagruppe. II. Piz Lad-Gruppe. Ber. d. naturf. Ges. z. Freiburg i. B. 1904 und 1906.  
<sup>3)</sup> Vergl. besonders „Sesvenna und Lischanna“ von Ad. Wilzenmann.

Serafin Gabl aus Serfans, von Süden aus der Val Sampoio, und bei hereinbrechender Nacht endlich langten Dr. Hermann Rumpelt-Dresden und Dr. Robert Großmann-Pollerskirchen von Norden, vom Fluchthorn kommend, an. Den Vormittag des 13. August widmeten wir dem jeder Zeltexpedition vorausgehenden riesigen Packen; zunächst wurden unsere Sachen im großen Tanzsaal des Hotels Aurora ausgebreitet, dann ging's an das Sichten und Ordnen der zahllosen warmen Kleidungsstücke, Konserven, Zeltutensilien, Seile, Kletterschuhe usw.: Einen Teil wollten wir heute in die Val Zuort mitnehmen, einen zweiten Teil sollte Serafin am nächsten Tage zum Zeltplatz hinaufschaffen, der Rest endlich sollte als Depot in Ardez bleiben. Den Abschluß bildete die Verteilung des heutigen Gepäckes auf fünf Rucksäcke, wobei Freund Rumpelt, ein fanatischer Gegner des Schleppens, wie üblich einen außerordentlich zähen, hartnäckigen Widerstand leistete.

Am zeitigen Nachmittage brachte uns ein Leiterwagen auf der nach Schuls-Tarasp führenden Straße bis zur Bonifaziusquelle, wo wir — sehr widerwillig — die bisherige bequeme Beförderungsart aufgeben mußten. Schwer bepackt setzte sich unsere kleine Karawane in Bewegung, überschritt auf breitem Laufsteg den Inn und stieg auf bequemem Waldwege zu dem malerischen Dörfchen Fontana am Fuße der Burg Tarasp hinauf. Der kleine Tarasper See, die trotzige Burg Tarasp, die sich in ihm spiegelt, die dunklen Nadelwälder und die stolzen Zinnen der Lischanna-, Pisoc- und Plavnagruppe, alles dies vereinigt sich zu einem harmonischen Gesamtbilde von seltenem Reiz. Heute freilich hatten wir für die rein ästhetische Betrachtung nicht viel Zeit übrig, eilig bogen wir in die Val Zuort ein und stiegen in scharfem Tempo in diesem Tale hinauf, zuerst durch dichten Wald, dann durch die Knieholzregion und endlich über Geröll. Bei beginnender Dämmerung, um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr, erreichten wir oberhalb einer charakteristischen Talstufe eine nahezu ebene, allerdings etwas steinige Wiese beim letzten Wasser, in einer Höhe von etwa 2250 m. Mein Träger Serafin, der den Auftrag hatte, noch an demselben Abend bzw. in der Nacht nach Ardez zurückzukehren und am nächsten Tage mit frischem Proviant zum Zelt heraufzukommen, schüttete rasch seinen Rucksack aus und sprang in mächtigen Sätzen hinunter.

Wir vier, die wir zurückblieben, widmeten uns dem Aufschlagen des Zeltes. Dafür hat sich bei uns allmählich eine fast militärisch organisierte Arbeitsteilung eingebürgert:

1. Stadium: Einer hat von dem gewählten Platz etwaige Steine zu entfernen und die Unebenheiten zu beseitigen; ein Zweiter sucht spitze Steine zum Spannen der Zeltleinwand; befindet sich der Zeltplatz noch in der Waldregion, so beschäftigt sich dieser Zweite statt dessen mit der Herstellung von Holzpflocken. Der Dritte und Vierte haben das verantwortungsreiche Amt, die beiden Zeltstöcke in einem Abstände von 2 m so tief in den Boden einzubohren, daß sie noch 1,30 m emporragen, nicht mehr und nicht weniger, sonst spannt sich später die Leinwand nicht ganz straff. Ist der Boden weich, so wird das Einrammen der Zeltstangen beinahe ein Vergnügen; häufig aber muß man mit Hilfe der Pickel und Hände tiefe Löcher in den harten, steinigen Untergrund graben, eine Aufgabe, die eines chinesischen Erdarbeiters würdig wäre. Stehen die Zeltstöcke glücklich, so beginnt das

2. Stadium: Die Zeltunterlagen,  $2 \times 4 = 8$  qm Fläche bedeckend, werden ausgebreitet, die vier Zeltblätter, die stets zusammengeknöpft bleiben, werden über die beiden Stöcke gelegt und mit Hilfe von Steinen oder Pflocken gespannt. Einer hat sich inzwischen damit beschäftigt, mit dem Pickel große Rasenpolster abzuheben; diese werden nun unten ringsherum auf den äußeren Saum der Zeltleinwand gelegt und noch mit Steinen beschwert, um das Eindringen des Windes zwischen Zeltleinwand und Erdboden zu verhindern. Das Zelt steht fix und fertig. Nun geht's an das

3. Stadium: Es folgt die Inneneinrichtung. An einem Zeltstock wird die Laterne aufgehängt, jedem wird sein Platz angewiesen, sämtliche Sachen werden hineingereicht und drinnen auf die verschiedenen Plätze verteilt, und während man noch mit der Nachttoilette beschäftigt ist, tritt der Spirituskocher bereits in Aktion. Wenn man dann Schwitzer, Lederweste usw., kurz seine sämtlichen Kleidungsstücke angezogen hat, was bekanntlich eine schwere Arbeit bedeutet, und, von dieser Anstrengung erschöpft, faul daliegt, wenn das Zelt bereits von innen zugeknöpft ist und von der Laterne schwach erleuchtet wird, dann fühlt man sich unsagbar wohl und behaglich. Ob das Zelt in einer Höhe von 3700 *m* mitten auf einem Gletscher steht <sup>1)</sup> oder im öden Felskar der Valle Tranzera oder auf schwellender Waldwiese in der Val Cluozza oder endlich auch in der Val Zuort, das empfindet man dann gar nicht mehr, man weiß es kaum noch, man ist eben einfach „im Zelt“, d. h. zu Hause.

Als ehrlicher Mensch muß ich nun freilich erwähnen, daß es gerade diesmal nicht so ganz glatt und programmäßig verlief. Im Sommer 1906 hatten wir uns mit einer nur aus zwei Zeltblättern bestehenden kleinen Behausung (4 *qm* Basis) beholfen, jetzt zum ersten Male wollten wir uns ein größeres Heim (8 *qm* Grundfläche) errichten. Daß es nun aber mit dem bloßen Aneinanderknöpfen der vier Zeltblätter nicht getan ist, daß dabei vielmehr ein bestimmtes System erforderlich ist, das merkten wir sehr bald. Nach kurzem Nachdenken verlegten wir uns in großer Eile — es begann bereits zu dunkeln — aufs Probieren, doch wollte uns unser architektonisches Kunstwerk nicht recht gelingen. Schon wurde ganz resigniert vorgeschlagen, zwei kleine Zelte nebeneinander zu errichten, da plötzlich zeigte sich Rumpelt, der Physiker und Mathematiker, auf der Höhe der Situation. Bisher hatte er in tiefem Sinnen abseits gestanden, jetzt demonstrierte er der staunenden Korona, wie man die Zeltblätter aneinanderlegen und knöpfen müsse; nun war das große Werk bald getan. Rasch wurde abgekocht, jeder schlüpfte in seinen Schlafsack und „Stille wird es nach und nach, Friede herrscht im Schlafgemach“.

Am nächsten Morgen dauerte es, wie gewöhnlich, ziemlich lange, bis das Frühstück beendet, die überflüssigen warmen Hüllen abgelegt und die Rucksäcke gepackt waren. Zunächst galt es dem Piz Pisoc, und zwar auf dem üblichen Führerwege. Es begann gerade zu dämmern, als wir über Schuttfelder und Geröllhalden zum Zuortgletscher hinanstiegen; eine Weile ging's an seinem östlichen Rande entlang, dann über einen Schuttkegel hinauf und in eine Geröllrinne hinein, die zu einer tiefen Scharte südlich vom Piz Pisoc, d. h. zwischen Piz Pisoc und Piz dels Vadès, hinaufführt. Eine steile Geröllrinne mit einigen wenigen leichten Kletterstellen, größtenteils von feinem, rutschigem Schutt erfüllt, 400—500 *m* Höhendifferenz! Freund Spitz, der sich meines Erachtens um die Weltmeisterschaft auf Schuttschindern bewerben könnte und daher bei uns den ehrenden Beinamen „Schinderhannes“ führt, zeigte sich nun wieder einmal in voller Glorie. Von Anfang an legte er trotz aller Proteste ein beängstigend scharfes Tempo vor, und wie ein gutes Rennpferd erst im Endspurt seine volle Leistungsfähigkeit zeigt, so auch Spitz, der mühelos mit bedeutendem Vorsprung die Scharte zwischen Piz Pisoc und Piz dels Vadès erreichte.

Über das tief eingeschnittene Tal der Clemgia schweifte der Blick hinüber zur Lischannagruppe. Nach kurzer Rast wandten wir uns nordwärts und stiegen in leichter, hübscher Kletterei hinauf zum Gipfel des gewaltigen Piz Pisoc, mit seinen 3178 *m* die mächtigste Berggestalt, die die Engadiner Dolomiten gegen das Inntal vorschieben. Herrlich war's, im warmen Sonnenschein stundenlang

<sup>1)</sup> Vergl. Minell. d. D. u. Ö. A.-V. 1906, Nr. 20 und 21.

da oben zu liegen und zu schauen. Immer wieder aufs neue fesselt der Gegensatz zwischen dem grünen, dorfreichen Engadin zu unseren Füßen und den uns auf drei Seiten umgebenden trotzigen Dolomitgipfeln, die sich über unsagbar einsamen, öden Karen und Tälern erheben. Auf der gegenüberliegenden Seite des Inns liegt in unmittelbarer Nähe die Kette der Silvretta vor uns ausgebreitet, mit der wuchtigen Pyramide des Piz Linard, mit Verstanklahorn, Kleinem und Großem Buin und der Prachtgestalt des Fluchthorns. Im Osten leuchtet die Kuppel der Weißkugel und das feine Trapez der Venter Wildspitze zu uns herüber, doch können sich die Ötztaler Alpen nicht recht durchsetzen gegenüber der formenschönen, schimmernden Ortlergruppe. Klar und scharf zeichnen sich all unsere lieben alten Bekannten da drüben, Ortler, Thurwieser, Trafoier Eiswand, und wie sie alle heißen mögen, gegen den blauen Himmel ab; fast glaubt man mit dem Fernrohr die zahlreichen Partien zu sehen, die auf dem „Kuhweg“ zum höchsten Punkte Tirols hinauf wallfahrten. Auch die Cima di Piazza, der höchste Gipfel der Grosinaalpen, ist — besonders von Norden aus gesehen — mit ihrem Hängegletscher eine prachtvolle Erscheinung. Und nun gar die Krone der ganzen Aussicht, die majestätische Berninagruppe! Heute betrachten wir sie mit ganz eigenen Gefühlen, wollen wir doch in wenigen Tagen dem schimmernden Eisriesen da drüben den Fuß aufs Haupt setzen. Piz Julier, die Bergünen Kalkberge, Piz Kesch und Piz Vadret, die Gruppen, die zur Silvretta überleiten und den Ring schließen, sind zwar auch stolze Gipfel, doch machen sie nach dem Blick auf die Berninagruppe keinen tiefen Eindruck mehr. Aus weiter Ferne grüßen die Berner Alpen und das Zackengewirr der Dolomiten herüber. Es war ein Tag von einer ganz seltenen Klarheit, wie er auch dem, der viel im Hochgebirge weilt, nicht oft beschieden ist.

Stunden lagen wir so in Schauen versunken und konnten uns nicht losreißen, und Mittag war vorüber, als wir endlich den Gipfel des Piz Pisoc verließen. Da wir heute noch viel vorhatten, war Eile jetzt dringend geboten. Rasch ging's zur Scharte zurück, ein unmittelbar südlich von ihr gelegener kecker Gratturm wurde auf ziemlich exponierten Bändern der Ostseite umgangen, dann längere Zeit über Schutt, zuletzt in leichter Kletterei zum Gipfel des Piz dels Vadès, 3133 m, hinauf; der erste Gratübergang vom Pisoc zum Vadès war beendet,<sup>1)</sup> wir waren erst die dritte Partie (nach Oskar Schuster und Ernst Pühn) auf dieser Spitze. Da uns bei unserem Abstieg nach Westsüdwest die genaue Verfolgung der Gratkante zu viel Zeit gekostet hätte, hielten wir uns etwas rechts (nördlich) von ihr und erreichten so mit Benützung einiger Schutterrassen ohne ernstliche Schwierigkeit die Zuortscharte.<sup>2)</sup> Schon stand die Sonne bedenklich tief, nur noch auf 1½ Stunden Tageslicht war zu rechnen.

Wir befanden uns nun in einer recht schwierigen Lage. Um zu unserem Zelte zu gelangen, mußten wir nach Norden über einen kleinen Gletscher in die Val Zuort absteigen. Nun ist der Zuortgletscher trotz seiner Kleinheit das gerade Gegenteil von harmlos; in seinem sehr steilen mittleren Teile löst er sich, von mächtigen Spalten durchzogen, in eine förmliche Eiskaskade auf. Dieser Gletscherbruch scheint früher nicht existiert zu haben oder wenigstens nicht so auffällig gewesen zu sein; es ist dies also wohl eine Folge der bekannten Ausaperung,

<sup>1)</sup> Am 23. August 1901 war Prof. H. Cranz aus Zeitmangel unter dem Gipfel des Piz dels Vadès durchtravertiert (vergl. Mittell. d. D. u. Ö. A.-V. 1903, Nr. 1). Übrigens ist der Name „Piz dels Vadès“ meines Erachtens der Bezeichnung „Südgipfel des Piz Pisoc“ entschieden vorzuziehen; denn es handelt sich nicht um zwei Gipfel desselben Berges, sondern um zwei durch eine tiefe Subarre getrennte, ziemlich selbständige Berge, unabhängiger von

einander, als viele andere Gipfel, die von jeher verschiedene Namen getragen haben.

<sup>2)</sup> Die Zuortscharte schließt die Val Zuort südlich ab und vermittelt den Übergang in das Kar Stavel della Crappa. Sie ist engesankt zwischen dem Piz dels Vadès und dem doppelgipfligen Piz della Crappa, nicht zwischen Piz dels Vadès und Piz Zuort, wie der Siegfriedatlas fälschlich angibt, bereits Herr Dr. Schuster richtig stellte.

die mit dem warmen Sommer 1904 einsetzte und — besonders in den Jahren 1906 und 1907 — vielfach bedeutende Veränderungen hervorrief. Schon seit einer Reihe von Stunden, während der Gratwanderung vom Pisoc zum Vadès, hatten wir uns diesen Gletscherbruch sorgenvoll betrachtet und darüber debattiert, ob es überhaupt möglich sein werde, da hinunter zu kommen. Bei so vorgerückter Stunde und noch dazu ohne Steigeisen — denn in den Engadiner Dolomiten nehmen wir meist keine Eisen mit — einen Abstieg durch die Eiskaskade zu erzwingen, war zum mindesten ein recht schwieriges Unternehmen.

Das Ergebnis eines kurzen Kriegsrates war folgendes: Spitz und Großmann sollten durch den Gerölltobel Stavel della Crappa nach Scarl absteigen, dort übernachten und am nächsten Morgen auf dem selben Wege zur Zuortscharte zurückkehren, wo wir uns mit ihnen wieder vereinigen wollten. Rumpelt und ich dagegen legten Wert darauf, wenn irgend möglich noch an diesem Abend zum Zelte zu gelangen, da Serafin uns bestimmt erwartete und anderenfalls zu befürchten war, er werde eine Rettungsexpedition auf uns hetzen. Außerdem, wenn ich ganz ehrlich sein will, es reizte uns, unsere Kräfte mit diesem Gletscherbruch zu messen, zu sehen, ob wir ihn meistern würden.

Ein kräftiger Händedruck, ein „Glück auf“, und wir, Rumpelt und ich, trennten uns von unseren Freunden in ernster Stimmung; schweigend begannen wir den Abstieg. Am 25 m-Seil gingen wir angeseilt, weitere 50 m Seil und 20 m Rebschnur lagen in unseren Rucksäcken zur Verwendung bereit. Das oberste Stück des Zuortgletschers ist sanft geneigt und recht friedlich, doch ließen wir uns dadurch nicht täuschen, wir wußten genau, was unser wartete. Schon begann die Neigung zuzunehmen, da stieß mein vorsichtig sondierender Pickel durch eine dünne Schicht erweichten Schnees hindurch auf hartes Eis. Quergang nach rechts hinüber zum östlichen Rande, wo wir in tieferem Schnee ein paar Seillängen ganz gut hinunterkamen. Nun war's aber mit dem Umgehen vorbei, vor uns dräute der Gletscherbruch: „Hic Rhodus, hic salta“, jetzt zeige einmal, was du kannst!

Rumpelt blieb auf dem Schnee zurück, rammte den Pickel tief ein, ließ das Seil um ihn laufen und sicherte mich so; dann trat ich den Gang an. Wenige Schritte, und vor mir lag ein jäher Hang von glashartem, schwarzem Eis. Da gab's Arbeit für die treue Eisaxt!):

Ich bin nicht Liebe, die sich ewig sehnt,  
Ich bin kein Traum mit wandermüden Flügeln,  
Ich bin die Kraft, die Eisenketten dehnt,  
Und alle Ziele ruh'n in meinen Zügeln.

Kristall'ne Perlen gräbt dir jeder Schlag,  
Der deinem Fuß im Fira den Weg bereitet,

Ein jeder Schwung von mir ist wie ein Tag,  
Der deine Seele nach der Heimat leitet.

Wach werden sollst du mir aus dumpfem Schlaf,  
Hell wie der Stahl, aus dem man mich geschmiedet,  
Klar wie das Eis, das meine Spitze traf,  
Rein wie der Fira, der meine Welt umfriedet. —

(Oskar-Erich Meyer.)

Klirrend rieselten und sprangen die Eissplitter den Hang hinunter, Stufe um Stufe wurde dem harten Materiale abgerungen, 80—90 Hiebe für jeden Tritt! Die Steilheit nahm allmählich noch zu, obendrein mußte ich die Stufenreihe jetzt schräg abwärts legen; um von einer Stufe in die andere übertreten zu können, mußte ich daher noch außerdem immer Griffe für meine linke Hand in das spröde Eis förmlich hineinmeißeln. 25 Minuten schwerster Arbeit; dann hatte ich das schwarze Eis hinter mir und stand in einer in den Hang eingesenkten Grube, einer flachen Spalte; Rumpelt konnte nachkommen.

Das Schlimmste stand uns aber noch bevor. Unter uns lag eine steile, von mehreren mächtigen Klüften durchrissene Eiswand, die nach flüchtiger Berechnung mindestens eine Stunde Stufenarbeit erforderte, und in einer halben Stunde war es

1) „Gesang der Eisaxt“ in „Sucht und Sehnen“, Breslau 1906.

Nacht! Auf normale Weise kamen wir da also auf keinen Fall hinunter, was tun? Da blieb nur eines noch übrig: abseilen! Freilich — so alltäglich dieses Hilfsmittel beim Felsklettern ist, einen Gletscherbruch hatten Rumpelt und ich auf diese Weise noch nicht bewältigt, das war uns beiden neu, „das hatten wir noch nicht gehabt“, wie die Schuljungen zu sagen pflegen. Da

diese Entschuldigung aber auf den Gletscher nicht den leisesten Eindruck gemacht hätte, mußten wir uns zum Versuch entschließen. Um einen großen Eisblock legte ich eine mächtige Rebschnurschlinge, Rumpelts 20 m langes, 13 mm dickes Tau wurde daran gebunden, der Tanz konnte beginnen.

Von mir gesichert beginnt Rumpelt, sich am Abseiltau festhaltend und die Füße gegen die Eiswand stemmend, hinunterzusteigen, doch schon nach wenigen Schritten ruft er mir zu: „Es wird wohl nicht gehen, ich komme direkt in eine Spalte

hinein.“ „Versuch's nur, schlimmstenfalls halte ich dich ja“, ist meine Antwort. Noch einen Augenblick betrachtet mein Freund die Situation mit sichtlichem Mißvergnügen und überlegt, dann schiebt er sich über eine Eiskante hinaus und hinunter ins Leere. Lange Minuten vergehen, in denen ich nur seinen Pickel arbeiten höre, bis er mir endlich zuruft, er habe sich in die Spalte hinein abgeseilt, auf der anderen Seite hinaufgehackt und stehe jetzt auf dem jenseitigen Rande der Kluft. Nun kommt die Reihe an mich. Noch einmal gleitet mein prüfender Blick am Seile entlang, da! — ist nicht da unten eine Stelle schadhaft geworden? Gerade will ich fragen, da ruft Rumpelt von unten herauf: „Das Seil hat sich an der Kante bis auf wenige Fasern durchgerieben!“ Rasch hole ich mein 30 m langes Reserveseil aus dem Rucksack heraus, binde das eine Ende an der Rebschnurschlinge fest und werfe die lockeren Schlingen mit

P. dellas  
Plattas

P. P. Plavna  
Cranz dadaint

Ils P. P.  
Cuogns Sampuoir Ftur



Abb. 1. Plavnagruppe und Laschadurellagruppe vom Piz Stragliavita (Text S. 264)

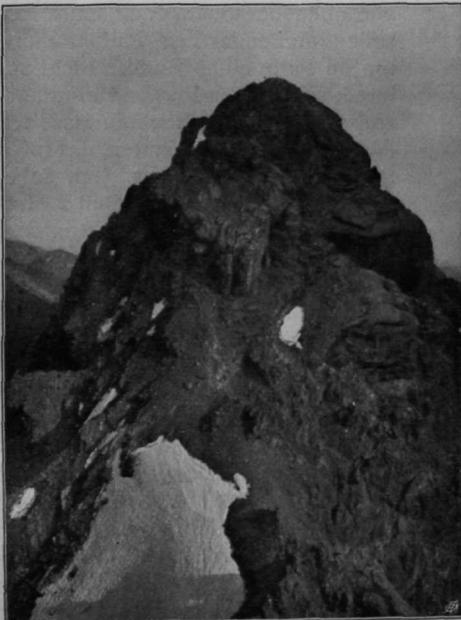


Abb. 2. Piz Mingèradora vom Piz della Crappa (Text S. 262)

mächtigem Schwunge hinab. „Liegt das neue Seil richtig?“ „Jawohl“, tönt es von unten herauf. „Achtung, ich komme.“ Nach wenigen Metern begreife ich Rumpelts Zögern; es erfordert allerdings eine gewisse Selbstüberwindung, sich über die scharfe Kante, an der ich einige Hautfetzen meiner rechten Hand zurücklasse, hinüberzuschieben und in die Spalte hinein zu klettern.

Ein Weilchen pendle ich frei in der Luft, dann lande auch ich auf dem jenseitigen Rande neben Freund Rumpelt.

Noch haben wir nicht gewonnen. Zwar läßt sich eine zweite Spalte ohne große Schwierigkeit überspringen, aber aller guten Dinge sind drei, und diese dritte ist fraglos die schlimmste von allen. Ich bleibe bei der zweiten Kluft zurück,

halte mit der linken Hand das lange, von oben herabhängende, zum Abseilen dienende Tau umklammert, um im Falle eines Ruckes nicht sofort kopfüber die Eiswand hinunterzufliegen, mit der Rechten lasse ich das Seil langsam auslaufen, das mich mit Rumpelt verbindet. Ich sehe, wie die Eiswand nach unten zu immer steiler wird, wie sich Rumpelt, um dauernd ungefähr senkrecht zur Eisoberfläche zu stehen, nahezu horizontal legt: „Seil locker lassen, ich muß springen.“ Ich nehme drei große Schlingen in die rechte Hand, „fertig“. Rumpelt ist verschwunden und ruft sichtlich befriedigt herauf: „Ich bin drüben, nachkommen, aber paß gut auf, die Stelle ist etwas eigenartig.“ Es war ein merkwürdiges Gefühl, als ich, mich mit den Händen am Abseiltau festhaltend, mich immer flacher legen mußte, um nicht mit den Füßen von der immer steiler werdenden Eiswand abzugleiten. Jetzt liege ich

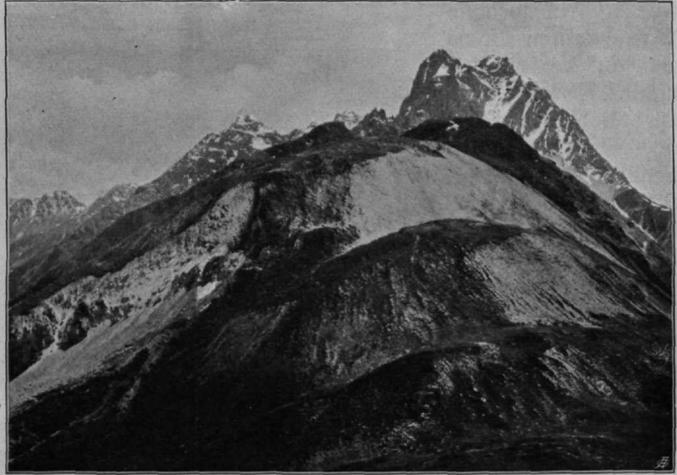


Abb. 3. Blick vom Crap Putèr auf Piz Plavna dadaint und Piz Nair

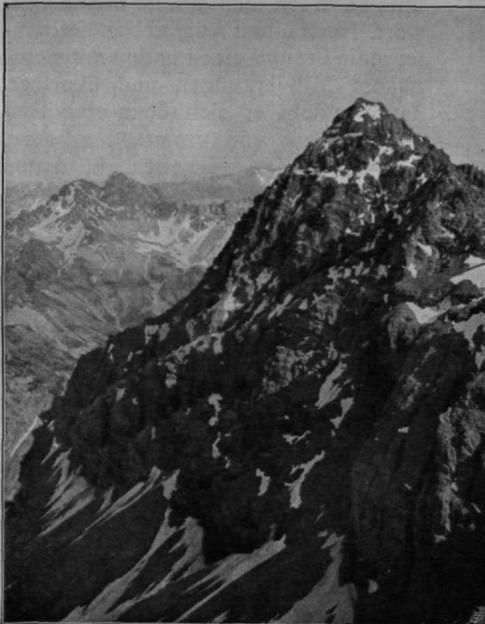


Abb. 4. Piz Plavna dadaint vom Plattas (Text S. 269)

P.  
Sampuoir P. Ftur



Abb. 5. Piz Plavna dadaint vom Mingèrgrat (Text S. 264)

fast horizontal, unter mir die grünliche Tiefe einer mächtigen Kluft; ich stoße mich mit den Beinen kräftig ab und werfe mich nach hinten, Rumpelt reißt das uns verbindende Seil ein, und auch ich lande auf dem jenseitigen Rande der Spalte. Schon beginnt es zu dunkeln, in wenigen Minuten ist es Nacht, und noch immer liegt ein bedeutendes, an riesigen Spalten reiches Stück des Gletscherbruches unter uns. Da sehe ich, daß wir auf einem Bande nach rechts in die Felswand ausweichen und von dort aus den ebenen unteren Teil des Gletschers erreichen können. 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends ist es, da blicken wir befriedigt auf den bezwungenen Gletscherbruch zurück. Eine halbe Stunde später sind wir beim Zelt, wo uns Serafin bereits in größter Sorge erwartet.

Nach einer ziemlich lange ausgedehnten Nachtruhe brachen wir erst gegen 8 Uhr auf; Serafin hatte den Auftrag, einen Teil des Gepäcks nach Ardez zu schaffen und mit dem übrigen abends in der Alp Plavna zu sein. Eilig strebten wir auf dem uns nun schon bekannten Wege der Zuortscharte zu und lieferten unserem lieben Gletscherbruch wieder ein längeres Gefecht. Wenn uns auch das lange Seil, das wir gestern hängen gelassen hatten, die Sache sehr erleichterte, so war es trotzdem

gar nicht einfach, über die Spalten zu der um den Eisblock gelegten Rebschnurschlinge hinauf zu gelangen. Während wir hier Seil und Rebschnurschlinge einrollten und in den Rucksack steckten — denn schenken wollten wir dem Gletschernichts —, sahen wir voll Sorge, daß der Quergang über den schwarzen Eisgang hinüber zum weichen Schnee von einem fast ständigen

gar nicht einfach, über die Spalten zu der um den Eisblock gelegten Rebschnurschlinge hinauf zu gelangen. Während wir hier Seil und Rebschnurschlinge einrollten und in den Rucksack steckten — denn schenken wollten wir dem Gletschernichts —, sahen wir voll Sorge, daß der Quergang über den schwarzen Eisgang hinüber zum weichen Schnee von einem fast ständigen

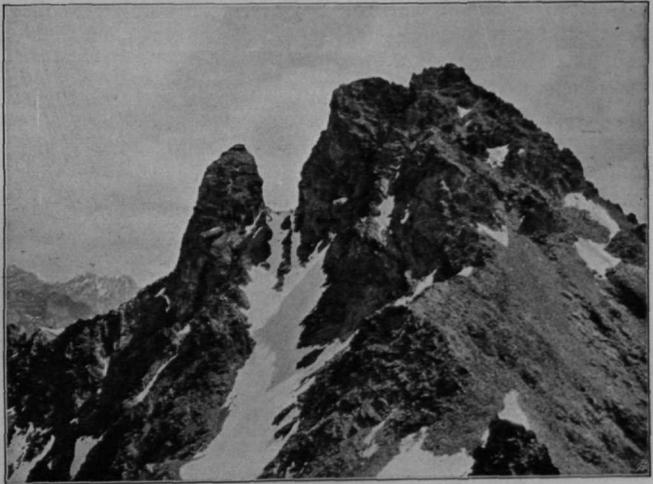


Abb. 6. Piz Stragliavita und Piz Nuna (Text S. 276)

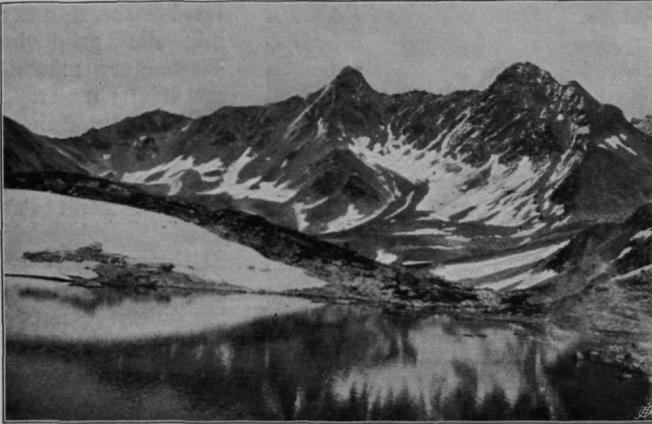


Abb. 7. Piz dels Lais und Piz della Baseglia vom Macunplateau  
(Text S. 273)

te es uns, mit größter Beschleunigung in der gestern geschlagenen Stufenreihe hinüberzurrennen; eine halbe Stunde später waren wir in der Zuortscharte, wo uns Freund Großmann bereits erwartete.

Spitz hatte wegen eines plötzlichen Unwohlseins unten in Scarl bleiben müssen. Auch Großmann zeigte heute keine rechte Tatenlust; er hatte ja auch bereits eine große sportliche Leistung hinter sich, nämlich den höchst ansehnlichen Schuttschinder von Stavel della Crappa.<sup>1)</sup> Außerdem wollte ich an diesem Tage nur den Piz Zuort und vielleicht noch den Piz della Crappa erledigen, das heißt Gipfel, die bereits erstiegen waren und die auch sonst nichts Besonderes boten, die ich aber als pflichtgetreuer Aufnahmsgeologe nicht auslassen durfte. Vor allem aber waren die Wetteraussichten recht ungünstig, der Wind hatte nach Südwest gedreht, mein Barometer war über Nacht stark gefallen, kurz es stand fraglos ein großer Wetterumschlag bevor. Großmann hatte also gar nicht so unrecht, daß er kurz entschlossen wieder durch Stavel della Crappa hinunterlief. Eigentlich wäre ich seinem Beispiel gern gefolgt, doch der stets sehr tatenlustige Rumpelt setzte mir hart zu. „Nachdem wir uns heute wieder durch den Eisbruch heraufgearbeitet hätten, seien ein oder zwei Gipfel nur eine reichlich verdiente Belohnung dafür. Der Wetterumschlag werde ja kommen, aber vielleicht erst in der Nacht oder

<sup>1)</sup> Dieser Gerölltobel ist fraglos recht steil; immerhin ist die Angabe von Herrn Manuel de Soto (65–70° Neigung!) selbstverständlich eine starke Übertreibung; 40–45° dürfte der Wahrheit näher kommen.



Abb. 8. Piz Murtèra (Text S. 282)

Steinhagel bestrichen wurde. Gestern abend hatten wir von dieser Gefahr nichts gemerkt, da die Steine durch den Frost festgelegt waren. Schon stand ich in der zweiten Stufe des Querganges, da sah ich einen Block in mächtigen Sprüngen von oben heruntersausen, rasch war ich wieder im Schutze unseres kleinen Seraks. Beim zweiten Versuche aber glück-



Verlag von J. Feuerstein in Schuls

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Scarl mit der Pisocgruppe

gar erst am nächsten Tage, und käme er zeitiger, so mache das auch nicht viel aus, denn Piz Zuort und Piz della Crappa seien ja ziemlich harmlos, wir könnten also stets die Tur abbrechen und nach der Val Plavna absteigen.“ Erst nach längerem Sträuben gab ich nach.

Über Schnee und Schutt stiegen wir zur Scharte südlich vom Zuort, also zwischen Piz Zuort und Piz della Crappa, hinauf und von hier aus über plattige Felsen ohne Schwierigkeit auf den Gipfel des Piz Zuort, 3122 m. Da wir noch ziemlich viel Zeit hatten und auch das Wetter noch ganz leidlich schien, entschlossen wir uns, den doppelgipfligen Piz della Crappa, ca. 3125 m, gleich mitzunehmen; auch hier waren wir die dritten Ersteiger. War der Aufstieg auf den nördlichen Hauptgipfel ganz unschwierig gewesen, so brachte uns jetzt wenigstens der Abstieg zur Scharte zwischen den beiden Crappagipfeln eine kleine Abwechslung; die letzten zehn Meter überwandten wir durch Abseilen. Vom Südgipfel senkt sich der Grat tief hinab zur Crappascharte, die also zwischen dem Piz della Crappa und dem Piz Mingèr dadora eingeschnitten ist; in mäßig schwieriger, ganz anregender Kletterei gelangten wir hinunter. 6 Uhr abends war's, als wir in der Crappascharte standen, wir hatten also noch fast zwei Stunden Tageslicht vor uns und in dieser Zeit nur noch den Abstieg in die Val Plavna zu erledigen, alles schien glatt und programmäßig zu verlaufen.

Rasch ging's durch eine steile Schnee- und Geröllrinne nach Westen in die Val del Trigl hinab, wobei ich geologisch mancherlei zu beobachten hatte. Die Val del Trigl, ein östliches Seitenkar der Val Plavna, hat die unangenehme Eigentümlichkeit, daß sie unten durch eine Steilwand abgesperrt wird. Da wir zu großen Kletterkunststücken heute keine Zeit mehr hatten, klügelten wir auf Grund der Siegfriedkarte eine Route aus, auf der wir diese Wand vermeiden wollten. In südwestlicher Richtung querten wir schräg aufwärts aus der Val del Trigl hinaus zu einer Gratrippe, von der aus, der Karte nach, ein Geröllhang zum Plavnatale hinunterziehen sollte. Kurz vor 8 Uhr abends kamen wir auf dieser Gratrippe an und — die sonst so vorzügliche Siegfriedkarte war falsch, <sup>1)</sup> sie ließ uns im Stich, statt einer sanften Schutthalde hatten wir wilde Wände unter uns. Ins Triglikar zurückzukehren war auch nicht mehr möglich, denn schon brach die Nacht herein. Also — Notbiwak, in einer Höhe von 2500 m, ohne jeden Windschutz, auf einem Grasbuckel unserer Gratrippe! Es war doch sonderbar, am vorigen Abend hatten wir eigentlich ein Notbiwak im Gletscherbruch verdient und auch schon damit gerechnet, und heute, wo wir kaum an die Möglichkeit gedacht hatten, heute verwirklichte es sich, gleichsam als Sühne für unser gestriges Glück. Ich möchte aber nochmals betonen: Wenn die Karte diesen für uns verhängnisvollen Fehler nicht enthalten hätte, wären wir um 9 Uhr abends in der Alp Plavna gewesen.

Das Wetter verschlechterte sich jetzt zusehends, der Wind setzte mit sturmartigen Stößen ein, es begann heftig zu regnen. In größter Eile zogen wir alles an, was wir an warmen Kleidungsstücken im Rucksack hatten. Sehr viel war es allerdings nicht, gut, daß wenigstens jeder von uns einen Batistanzug — Optimisten nennen ihn wasserdicht — zum Darüberziehen hatte. Allmählich wurde es immer ungemütlicher, der Süd Sturm fegte die Wand des Mingèrmassivs entlang, der Regen prasselte auf uns herab; bald schüttelte uns die Kälte am ganzen Körper. Um uns wieder etwas zu erwärmen, machten wir uns Bewegung

<sup>1)</sup> Überhaupt enthält die kartographische Darstellung der Pizgruppe mancherlei Ungenauigkeiten. Ich erwähne bereits, daß die Zuortscharte zwischen dem Piz della Crappa (nicht Piz Zuort) und Piz dels Vadts eingesenkt ist; ferner

wird die Val del Trigl von einem Bach durchflossen, der auf der Karte fehlt, auch ist die Verteilung von Gras und Schutt in natura wesentlich anders. Besonders schematisch ist die Wiedergabe der südlichen Mingèrgruppe (vgl. S. 263).

und verwendeten diese zweckentsprechend dazu, eine etwa  $\frac{3}{4}$  m hohe und 3 m lange Steinmauer zu errichten, die uns vor dem Südwind einigermaßen schützte. Gegen Mitternacht hörte der Regen auf, auch der Wind ließ nach, die Wolken zerteilten sich und die Sterne wurden sichtbar; freilich wurde es nun schneidend kalt. Wir nahmen daher beim Scheine einer Laterne eine größere Mahlzeit ein, die erste seit 15 Stunden.

Gerade war ich trotz der Kälte für ein paar Minuten eingeschlafen, als Rumpelt mich aufweckte, um mir die freudige Mitteilung zu machen, ein mächtiges Gewitter zöge herauf. Lange dauerte es, bis es kam — doch es kam, und gegen 2 Uhr brach ein fürchterliches Unwetter los. Spitz und Großmann erzählten uns später, sie, die um diese Zeit in den warmen Betten von Scarl lagen, seien durch das tobende Unwetter aufgeweckt worden; das feste Haus habe unter dem Druck des Sturmes in allen Fugen gezittert. Da habe Spitz in einer plötzlichen Ahnung gesagt: „Hoffentlich haben Dyhrenfurth und Rumpelt die Alp Plavna erreicht!“ Doch Großmann habe ihn beruhigt. Um diese Zeit also klebten zwei schutzlose Menschen in der Wand des Mingërmassivs.

Die Blitze blendeten das schmerzende Auge, der Donner brüllte so andauernd, daß wir uns kaum noch verständigen konnten, die elektrische Spannung war ganz ungewöhnlich. Wir hatten die Pickel seitwärts deponiert und lagen flach ausgestreckt im Geröll, trotzdem knisterten am ganzen Körper die Funken, und von der Spitze meiner Kapuze strahlte ein faustgroßes Lichtbüschel aus. Wenn man die Hand nur ein wenig hob, schmerzten die Finger, so kräftig waren die Funken; wenn man den Kopf etwas aufrichtete, fürchtete man ohnmächtig zu werden. Und diese schrecklichen Perioden der Spannung! Immer länger wurden die Funken und die Lichtbüschel, immer unerträglicher das Gefühl im Kopf, dann gab es eine gewaltige Entladung, mit ohrenbetäubendem Krachen schlug der Blitz in der Nähe ein, und man atmete erleichtert auf. Doch schon nahm die Funkenlänge wieder zu, die Spannung wurde immer größer, es folgte eine neue Entladung. So ging es stundenlang fort. Der Wind war umgesprungen, aus Süd war ein Nordsturm geworden, der Regen hatte sich in Schnee verwandelt. Wenn wir nur wenige Minuten ruhig lagen, waren wir mit einer mehrere Zentimeter hohen Schneeschicht bedeckt. Und die grimmige Kälte! In der ersten Hälfte der Nacht hatte uns der Regen vollständig durchnäßt, in unseren Schuhen stand das Wasser; jetzt verwandelte es sich allmählich in Eis. Wenn wir wenigstens hätten aufstehen und herumgehen können! Doch das war ja wegen der elektrischen Spannung ganz unmöglich. Die ägyptische Finsternis, die nur durch das grelle Licht der Blitze und das auch von allen Steinen ausstrahlende Elmsfeuer ein wenig erhellt wurde, die furchtbare elektrische Spannung, der Nordsturm, die schneidende Kälte, der Neuschnee — es ist ein ganz vergebliches Bemühen, diese Stunden schildern zu wollen.

Wenn man Monate oder Jahre später im warmen Zimmer am Schreibtisch sitzt, dann liegt die Gefahr bekanntlich sehr nahe, daß man unbewußt die Wahrheit fälscht, daß man Stimmungen und Gefühle konstruiert, die man damals nicht gehabt hat. Im vorliegenden Falle glaube ich diesen Fehler vermieden zu haben, — auch wenn ich mein genaues Tagebuch nicht besäße — stehen doch diese Stunden mit ihren kleinsten, unwichtigsten Einzelheiten in einer Klarheit und plastischen Deutlichkeit vor mir, als ob ich sie erst gestern durchlebt hätte. Wenn man nicht in einer flüchtigen Augenblickslaune, sondern nach ruhiger, vielfach nachgeprüfter Überlegung und im vollen Bewußtsein der Gefahren nicht nur die Schönheit, sondern auch den Kampf mit den Bergen sucht, dann hat man, nach meinem Empfinden, kein Recht mehr zu murren, dann muß man auch

die Kraft haben, für die Folgen seines Tuns einzustehen. Was nützen dann die törichten Selbstanklagen „ach wäre ich doch nicht . . .!“ „ach hätte ich doch nicht . . .!“; sie rauben nur die Tatkraft.

Die Reue ist des Narren! Nur das Ist Ardens wert,  
Im Tod noch auszuharren beim Groll, beim Stolz, beim Schwert.

(Felix Dahn)

Fast höre ich noch die Worte, mit denen wir uns damals über die Größe der Blitzgefahr unterhielten, eine Frage, für die Rumpelt als Physiker sozusagen Fachmann war. Auch der Zustand unserer Füße, die gewaltigen Neuschneemassen, die das Triglkar unten abschließende Steilwand sowie die Aussichten für unser Durchkommen beschäftigten uns stark und wurden in aller Ruhe genau erörtert.

Endlich, endlich begann es zu dämmern, das Gewitter zog ab, die elektrische Spannung ließ nach. Beim grauen, trüben Morgenlicht sahen wir erst, was für Schneemassen gefallen waren; unsere Rucksäcke waren vollständig verschneit, und dabei schneite es rastlos weiter, während der Nordsturm noch immer die Wand entlang fegte. Nach halbstündigem Stampfen kehrte das Gefühl allmählich in unsere Füße zurück; überhaupt stellten wir zu unserem Erstaunen fest, daß wir körperlich leidlich auf dem Posten waren. Wir durchwühlten den Schnee, bis wir alle unsere Sachen aufgefunden hatten, und banden uns mit erstarrten Fingern an das hartgefrorene Seil. Um 5 Uhr warfen wir noch einen Abschiedsblick auf die von uns errichtete Mauer, verließen den Biwakplatz und querten vorsichtig in die Val del Trigl zurück. In dieser ging's nun hinunter, die Steilheit nahm allmählich zu, wir näherten uns dem Abbruch, die Kletterarbeit begann. Eine ganze Nacht untätig alles über sich ergehen zu lassen und warten zu müssen, ist qualvoll; jetzt aber traten wir aus unserem passiven Abwarten heraus, jetzt hatten wir einen Feind vor uns, den wir greifen, mit dem wir fechten konnten. Über steile Grasbänder und mäßig schweren Fels kletterten wir einige Zeit abwärts, wegen des Neuschnees und des rieselnden Schmelzwassers mit größter Langsamkeit und Vorsicht; öfters mußten wir die Hände in die Taschen stecken, um die erstarrten Finger wieder beweglich zu machen. Nun folgte eine 15 m hohe Steilwand, die wir in freier Kletterei nicht bewältigen konnten; ich legte um einen Zacken eine Rebschnurschlinge, das 30 m lange Reserveseil trat in Aktion, wir seilten uns ab. 7 Uhr morgens — die Wand lag hinter uns.

Dicht neben unserem Ausstiege, wenige Schritte rechts von uns, mündete eine Geröllrinne, die, wie wir später feststellten, recht bequem ins Triglkar hinaufführt. Wie einfach wäre es gewesen, uns unser Notbiwak zu ersparen! Um 8 Uhr waren wir in der Alp Plavna. Meine ersten Worte waren: „Serafin, zwei Kochkonserven, aber rasch!“ Dann schiefen wir im Heu wie die Toten.

Freund Rumpelt und ich waren nicht die einzigen, die in diesen Wettersturz vom 15. zum 16. August 1907 gerieten, und nicht alle sind so glimpflich davongekommen wie wir. Ich erinnere nur an die Partie Helbling, Imhof, Spörry am Matterhorn, wobei der arme Spörry im Gewitter und Schneesturm sein Leben einbüßte.

\* \* \*

Fast drei Wochen waren seitdem verstrichen, da stiegen Rumpelt, Serafin und ich am 5. September wieder einmal schwer bepackt von der Bonifaziusquelle nach Fontana hinauf; diesmal aber bogen wir nicht in die Val Zuort ein, sondern wanderten in der schönen Val Plavna auf bequemem Wege aufwärts. Der Himmel machte ein recht griesgrämiges Gesicht, und als wir auf der prächtigen Waldwiese etwas südlich von der Ausmündung des Tobels Iis Platuns anlangten, begann es schwach zu regnen. Während Serafin nach Ardez zurückkehrte, schlugen

Rumpelt und ich das Zelt mit liebevoller Sorgfalt auf, am Rande der Lichtung und noch im Schutze der Bäume. Da wir beide augenblicklich die einzigen Bewohner unseres großen Heimes waren, hatten wir Platz in Hülle und Fülle und richteten uns behaglich ein.

Am nächsten Morgen war das Wetter wider Erwarten ganz leidlich; wir entschieden uns daher für die Besteigung des schönen, selten besuchten Piz Plavna dadora. Dieser Berg gehört nicht zur Plavnagruppe, wie man nach seinem Namen annehmen sollte, sondern er ist der westlichste Gipfel der Pisocgruppe. Weil seine kühne Gestalt mit dem wirklichen Piz Plavna, das heißt mit dem Piz Plavna dadaint, eine gewisse Ähnlichkeit besitzt und sich unmittelbar über der Val Plavna erhebt, trägt dieser talauswärts gelegene Gipfel den Namen „Piz Plavna dadora“, das heißt äußerer<sup>1)</sup> Piz Plavna.

Das erste Stadium seiner Ersteigung bildet die Erreichung des Triglkars. Rasch hatten wir von unserem Zeltplatz die Mündung des kleinen Tälchens erreicht und näherten uns der drohenden Steilwand, über die wir damals abgestiegen waren. Mit einer gewissen Spannung vertrauten wir uns der ziemlich weit links, das heißt nördlich hinaufziehenden Geröllrinne an und gelangten so in der Tat ohne jede Schwierigkeit in das Triglkar. Hier hielten wir uns von Anfang an ziemlich weit links, stiegen über steile Grashänge bequem hinauf und benützten erst für die letzten 100 m eine allerdings etwas mühsame Schuttrinne, durch die wir die tiefste Scharte zwischen Piz Zuort und Piz Plavna dadora gewannen. Es folgte nun eine sehr hübsche und genußvolle, mittelschwere Kletterei, meist über Wandln und Bänder der Nordostwand; daß wir uns zuletzt direkt auf der Gratkante hielten, bedeutete eine nicht unwesentliche Erschwerung unserer Aufgabe. Auf dem zuerst von Pühh erstiegenen luftigen Gipfel, 2982 m, gönnten wir uns eine lange Rast, um die Plavnagruppe zu bewundern; auch der Tiefblick ins grüne Plavnatal war von hohem Reiz. Am Nachmittag waren wir wieder unten beim Zelt, wo Serafin inzwischen mit frischem Proviant eingetroffen war. Freund Rumpelt, dessen Zeit abgelaufen war, marschierte noch an diesem Abend nach Ardez und reiste ab. Ich dagegen blieb noch einige Zeit im Plavnazelt, um nach zwei geologisch verbrachten Tagen zusammen mit Freund Spitz einen neuen Angriff auf den spröden Piz dels Platuns zu unternehmen. Doch davon später.

\* \* \*

Ein volles Jahr später war's, nämlich am 8. September 1908, als Spitz und ich uns wieder der Pisocgruppe zuwandten. Der sich dem Ende nähernde Sommer hatte uns durch ungünstiges und unbeständiges Wetter ein reichliches Maß von Ärger gebracht, jetzt schien er sein Unrecht einzusehen und uns noch eine Reihe schöner Tage bescheren zu wollen. Diese wollten wir auf die Pisoc- oder genauer Mingèrgruppe verwenden, um so mit dieser Gruppe endgültig fertig zu werden. Für die Mingèrgruppe, das heißt also für das Gratstück zwischen der Crappascharte und dem Passe Sur il Foß, schien mir der geeignetste Ausgangspunkt ein Zeltlager in der oberen Val del Trigi, diesem mir so wohl bekannten Kar; allerdings verhehlten wir uns nicht, daß der in Aussicht genommene Zeltplatz vom Ofenberggasthaus, unserem augenblicklichen Standquartier, recht weit entfernt und unbequem zu erreichen war. Am Vormittage wurden alle Vorbereitungen für eine mehrtägige Zeltexpedition getroffen: Die vier Zeltblätter mit Unterlage, die Schlafsäcke, sämtliche warmen Kleidungsstücke, die ganze alpine Ausrüstung, Proviant für vier Tage usw., es war eine geradezu überwältigende Fülle von Gegenständen, die wir in unsere Rucksäcke hineinstopften bezw., soweit sie drin nicht Platz

<sup>1)</sup> Dadaint und dadora (rom.) = der innere und der äußere; im Französischen dedans und dehors.

hatten, außen anhängen. Neugierig schleppten wir unser Gepäck zur Wage und stellten fest, daß mein armer Serafin 33 kg zu schleppen hatte, ich 25, Spitz 18 kg; wir drei zusammen beförderten also mehr als 75 kg. Als wir das freundliche Ofenberggasthaus um 12 Uhr mittags verließen und uns langsam und schwerfällig in Bewegung setzten, da war es uns einfach rätselhaft, wie wir mit diesen Lasten auch nur eine halbe Stunde gehen sollten, an sieben bis acht wagten wir erst gar nicht zu denken. Obendrein war es, um unser Glück voll zu machen, merkwürdig warm, einer der heißesten Tage des ganzen Sommers 1908.

Nach viertelstündigem Marsch auf staubiger Straße bogen wir links, nordwärts, ab und wanderten auf schönem Waldweg in die Val del Botsch hinein; hier gelangt man in sehr mäßiger Steigung bis in den Hintergrund des Tales, um zuletzt allerdings 500 m ziemlich steil zur Furcla del Botsch hinaufzusteigen. Langsam wuchs die symmetrische Prachtgestalt des Piz Murtaröl über der grünen Hochfläche von Giufplan empor; doch mehr noch als dieses stolze Bild beschäftigte uns die Hitze und das Gepäck und weckte in Spitz und mir die Erinnerung an einen ähnlichen Schinder am gleichen Ort, den wir vor nunmehr zwei Jahren absolviert hatten.<sup>1)</sup> Die Langsamkeit unseres Tempos wurde allmählich geradezu beängstigend, alle zehn Minuten mußten wir uns für einen Augenblick setzen, um uns von der Riesenlast unserer Rucksäcke auszuruhen. Schließlich hatten wir unser erstes Ziel aber doch erreicht und standen in der Furcla del Botsch, 2678 m;<sup>2)</sup> vor uns lag das schöne Plavnatal, links von der Plavna-, rechts von der Pisocgruppe eingefaßt. Rasch gelangten wir über Schnee und Geröll hinab, bargen in den Ruinen der alten Alphütte<sup>3)</sup> einen Teil unseres Proviantes und wanderten, auf diese Weise ein wenig erleichtert, an der neuen Alp Plavna vorüber und auf bequemem Waldwege nach Norden zu. Immer wieder flog der Blick zum Piz Plavna dadaint, Piz dellas Plattas und Piz Plavna dadora hinauf, während wir rasch vorwärts eilten, um möglichst noch bei Tageslicht zum Triglikar zu gelangen. Bald war die Stelle erreicht, wo der Plavnabach verschwindet und wo das Tal in seiner ganzen Breite zu einem weiten, ebenen Geröllfeld geworden ist; wir bogen rechts ab und stiegen in der Val del Trigl hinauf. Immer unangenehmer wurde der Druck der Rucksackriemen auf die schmerzenden Schultern empfunden, doch hatten wir keine Zeit mehr zum Rasten und arbeiteten uns voll Ingrimme in der bekannten Schuttrinne aufwärts. Allmählich begann es zu dämmern; als wir die Steilwand hinter uns hatten, brach die Nacht herein, und noch immer waren wir im Anmarsch zum Zeltplatz begriffen und stiegen in der Dunkelheit über Grashänge hinauf. Alle drei hatten wir den heutigen riesigen Gepäckschinder gründlich satt, und auch Spitz' Vorschlag, uns in Zukunft als „alpiner Viechsklub zur zerrissenen Sammethose“ zu bezeichnen, konnte uns nur für kurze Zeit erheitern. Eine bössartige Ironie des Schicksals wollte es, daß wir in der Finsternis zu weit liefen und wieder ein paar Schritte zurück mußten bis zu der Stelle, wo das letzte Wasser aus dem Geröll herausquillt. Bald war hier mit Hilfe der Laterne ein leidlich geeigneter Platz gefunden (bei etwa 2510 m), und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung legten wir unsere Lasten nieder.

Sonst ist es bei uns Sitte, sofort nach dem Erreichen des Zeltplatzes mit dem Aufschlagen des Zeltes zu beginnen; heute aber mußten wir erst eine kleine Rast einschieben, bevor wir die neue Arbeit in Angriff nahmen. Im allgemeinen haben wir uns einen stoischen Gleichmut auch gegenüber den schlimmsten Schin-

<sup>1)</sup> Vergl. „Beiträge z. turkist. Erschließung der Ofenpaßgruppe“. Jahrb. d. S. A.-C. 1907, S. 147.

<sup>2)</sup> Dieser kürzere und absolut unzweideutige Name ist der schwerfälligen Bezeichnung „Fureletta della Val del Botsch“

entstehen vorzuziehen.

<sup>3)</sup> Die Ruine der alten Alphütte liegt an der Stelle, wo die Alp Plavna auf der Karte verzeichnet ist; die neue Alphütte befindet sich etwa nördlich davon bei P. 2083.

dern angewöhnt, heute aber war es doch gar zu arg gewesen, selbst mein stets vergnügter, braver Serafin war ziemlich erschöpft und verstimmt. Nach meiner festen Überzeugung erfordert ein derartiger Gepäckmarsch — ganz besonders beim Großstädter — ein größeres Maß von Willenskraft als manche erstklassige Tur. Recht umständlich war es, beim Schein einer Laterne den gewählten Platz von den unangenehmsten Steinen zu säubern und die Zeltstöcke in den steinigten Boden hineinzubringen; dank unserer Übung in derartigen Arbeiten gelang es uns aber schließlich doch. Als das Zelt fix und fertig war und wir um den Kocher herumlagen, da waren die Mühen der letzten Stunden vergessen und die übliche behagliche Stimmung sowie der nie versiegende „Zelthumor“ stellten sich ein.

Dieser mit dem Zeltleben untrennbar verknüpfte Humor, der über so viele Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten hinweghilft, läßt sich nachträglich schwarz auf weiß schlecht schildern, ohne dadurch trivial zu werden. Bald dreht sich die Laterne trotz ihrer kunstvollen Befestigung mit beharrlicher Bosheit so, daß fast das ganze Zelt im Schatten ist; bald beginnt die Kerze zu tropfen, was bei denen, die nicht gerade darunter liegen, lebhaftere Schadenfreude erregt. Dann hat wieder jemand einen wichtigen Gegenstand verlegt, den er unter den massenhaft aufgestapelten Sachen verzweiflungsvoll sucht. Ist das vermißte Objekt — während der Mahlzeit — ein Löffel, Messer oder Gabel, so wird die augenblickliche „Kampfunfähigkeit“ des einen Gegners von den andern schleunigst dazu benützt, sich einen möglichst großen Vorsprung im Essen zu sichern; allerdings gilt dies nur für empfehlenswerte Gerichte. Handelt es sich um Spargelköpfe, Erdbeeren oder ähnliche Delikatessen, so ist ein besonders beliebter Kunstgriff, die anderen durch einen guten Witz zum Lachen zu reizen und dadurch für kurze Zeit außer Gefecht zu setzen. Streng verboten ist, beim Essen auf die Zeltunterlage zu tropfen; wer sich gegen dieses Gesetz der Reinlichkeit vergeht, wird durch Stimmenmehrheit zum kleinen oder großen Zeltferkel ernannt, in besonders schlimmen Fällen zum „*Sus alpinus horribilis*“. So jagt ein heiterer Scherz den anderen. Natürlich wurde es heute recht spät, bis wir zur Ruhe kamen.

Am nächsten Morgen brachen wir erst gegen 7 Uhr auf und strebten zunächst der Crappascharte zu. Durch die mir schon vom Abstiege her bekannte Schuttrinne arbeiteten wir uns langsam und mühselig bis dicht unter die Scharte hinauf und bogen dann in die Felsen rechts ab, um den Nordgrat des Piz Mingèr dadora dicht über der Crappascharte zu erreichen. Hier öffnete sich ein überraschend schöner Blick auf Piz Pisoc, Piz dels Vadès, die Lischannagruppe und das grüne Scarltal mit den kleinen Häusern von Scarl, die aus der Tiefe zu uns heraufgrüßten. Der Nordgipfel des Piz Mingèr dadora ist auf allen Seiten schön, mag man ihn nun vom Pisoc, von Scarl oder vom Trigkar aus betrachten; ganz besonders stolz und abweisend aber sieht er von Norden aus (Abb. 2, S. 253), d. h. auf der Seite, auf der wir ihn jetzt angingen, der Route Sotos und Schusters folgend. Doch ist die Besteigung ziemlich unschwierig, auf plattigen Bändern der Westseite gelangten wir rasch zum Gipfel, 3108 m. Lange freuten wir uns an der prächtigen Aussicht, die zwar weniger umfassend ist, als vom Pisoc, aber reich an reizvollen Nahblicken.

Den Erlebnissen der nächsten Stunden sahen wir mit Spannung entgegen; wir hatten nämlich die Absicht, den noch nicht gemachten, von manchen Schulser Führern für unmöglich erklärten Übergang vom nördlichen Hauptgipfel des Piz Mingèr dadora zum niedrigeren Südgipfel zu versuchen. Wenn wir diesen Übergang, bei dem es sich vor allem um den Abstieg von unserem Gipfel nach Süden zu handelte, auch für durchführbar hielten, so erwarteten wir doch größere

Schwierigkeiten zu treffen und rechneten mit mehrmaligem Abseilen. Unsere hochgespannten Erwartungen verwirklichten sich aber nicht; in mäßig schwerer, hübscher Kletterei<sup>1)</sup> gelangten wir zur Scharte zwischen den beiden Gipfeln hinunter und auf der anderen Seite hinauf zum Südgipfel des Piz Mingèr dadora, ca. 3080 m, der zuerst von Prof. Cranz erstiegen worden ist. Zu einem förmlichen Spaziergange gestaltete sich die nun folgende Gratwanderung nach West-südwest<sup>2)</sup> zur Scharte zwischen dem Südgipfel des Piz Mingèr dadora und dem Ostgipfel des Piz Mingèr dadaint,<sup>3)</sup> von wo aus wir einen hübschen Blick auf die kühne Pyramide des Piz Plavna dadora hatten. Über Schnee und Geröll gelangten wir in wenigen Minuten zum Zelte hinab, das wir eifrig mit Regenrinnen umgaben, so drohend hatte sich das Wetter gestaltet. In der Tat erwiesen sich diese Regenrinnen als ein vorzüglicher Schutz, nämlich es regnete infolgedessen nicht einen Tropfen. Nach einiger Zeit kam auch Serafin an, der einen Teil unseres zurückgebliebenen Proviantes von der alten Alp Plavna heraufgeholt hatte. Bisher hatten wir noch nicht Muße gehabt, die schöne Lage unseres Zeltplatzes gebührend würdigen zu können, jetzt erst kamen wir dazu: Auf drei Seiten umgab uns die Umrahmung unseres Kares, der Piz Plavna dadora, Piz Zuort, Piz della Crappa, Piz Mingèr dadora und Piz Mingèr dadaint; auf der vierten Seite endlich grüßte unsere liebe Plavnagruppe (vom Piz Plavna dadaint bis zum Piz Nair) über das Plavnatal herüber.

Am folgenden Tage, dem 10. September 1908, galt es dem noch nicht begangenen Gratstück Piz Mingèr dadaint—Sur il Foß; da diese Tur ziemlich lang zu werden versprach, brachen wir beim ersten Morgengrauen auf. Serafin hatte den Auftrag, sämtliche zurückgebliebenen Sachen, auch das Zelt, im Laufe des Tages zur neuen Alp Plavna zu schaffen und uns dort zu erwarten. Das Wetter versprach nicht viel Gutes: Der Himmel überzog sich mit feinen Fadenwolken, die Wärme jetzt in der Frühe war höchst verdächtig, auch war mein Barometer während der Nacht stark gefallen. Es stand also offenbar wieder einmal ein Wettersturz bevor; es handelte sich nur darum, wer rascher war, wir oder das Wetter. Denn nachdem wir die Mingèr-Expedition mit so großem Aufwand an Zeit und Mühe unternommen hatten, hätte es uns sehr leid getan, das Gratstück Piz Mingèr dadaint—Sur il Foß, das einzige, das uns noch fehlte, für diesen Herbst aufzugeben und für das nächste Jahr zu lassen. Schweren Herzens entschlossen wir uns also dazu, eine lange, noch unbetretene, zum Teil wahrscheinlich schwierige Gratsrecke trotz des drohenden Wetters in Angriff zu nehmen, doch mußte der Versuch gewagt werden. „Hoffentlich wartet Serafin heute abend nicht vergeblich auf uns!“ Das waren meine Gedanken, als wir das Zelt verließen.

Der Geröllschinder, den wir auch am Beginn der heutigen Tur pflichtschuldigst absolvierten, war zwar wenig erfreulich, immerhin aber nicht annähernd so unangenehm wie der gestrige. Nach einiger Zeit kamen wir auf Neuschnee, der uns den Aufstieg zunächst bedeutend erleichterte; später wurde der Schnee pulvrig, so daß man durch ihn hindurch auf Eis oder Felsen trat. Einige Stellen erforderten daher eine gewisse Vorsicht. So gelangten wir zu der Gratrippe, die das Triglar im Süden begleitet, und stiegen auf dieser hinauf zum Westlichen Hauptgipfel des Piz Mingèr dadaint, ca. 3050 m.<sup>4)</sup> Hier errichteten wir einen Steinmann, ließen unsere Rucksäcke zurück und gingen in mäßiger Kletterei hinüber

<sup>1)</sup> Genaue Routenbeschreibung Ö. A.-Z. Nr. 783 (1909), S. 83.

<sup>2)</sup> Der Grat verläuft hier nicht nach Südsüdwest, wie die Karte fälschlich angibt, sondern nach West-südwest weiter zum Piz Mingèr dadaint.

<sup>3)</sup> Ich möchte hier auf die Nomenklatur und Topographie der Mingèrgruppe nicht näher eingehen und verweise statt

dessen nur auf die Kartenskizze (S. 248) sowie auf meine genaue Darstellung in der Ö. A.-Z. 1909, S. 83.

<sup>4)</sup> Diese Gratrippe verschwindet in natura nicht in der Westwand des Piz Mingèr dadaint, wie die Karte fälschlich angibt, sondern zieht scharf ausgeprägt bis zum Gipfel hinauf. Vergl. Ö. A.-Z. 1909, S. 83.

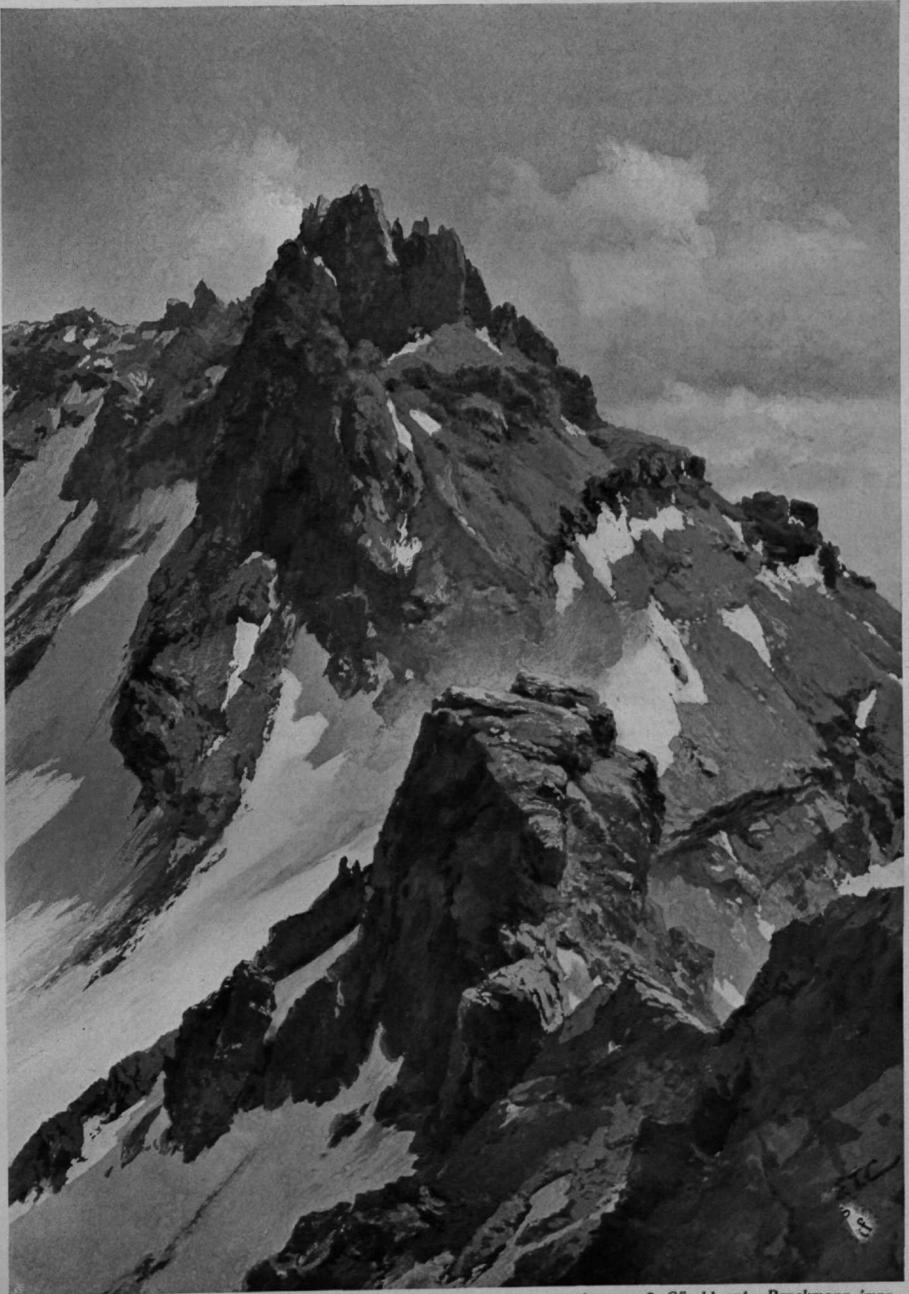
zu dem etwas niedrigeren, turmförmigen Ostgipfel, wo wir einen Steinmann von Prof. Cranz vorfanden. Rasch ging's zum Westgipfel zurück. Nur wenige Augenblicke freuten wir uns an dem schönen Blick auf die stolze Gruppe des Piz Plavna dadaint (Abb. 5, S. 255), auf Laschadurella- und Tavrügruppe und ins Plavna- und Mingertal; dann traten wir in größter Eile die Wanderung auf dem langen, noch unbetretenen Hauptgrate zum Passe Sur il Foß an. Das Wetter hatte zeitweise recht drohend ausgesehen, jetzt aber hatte es sich aufgeklärt, offenbar durch unsere Frechheit gänzlich verblüfft und eingeschüchtert.

Die folgenden Stunden brachten im allgemeinen wenig Erfreuliches; nur ein trotziger Gratturm, den wir in hübscher, mittelschwerer Kletterei von Süden her erreichten, bildete eine Ausnahme. Im übrigen folgten senkrechte Wandln, über die wir uns zweimal abseilten, unangenehme Traversen auf abschüssigen Schuttbändern, brüchige Schrofenkletterei und steile Rinnen in raschem Wechsel aufeinander. Auf eine möglichst genaue Überkletterung der Gratkante mußten wir aus Zeitmangel verzichten, denn das Wetter begann sich allmählich von dem „Bluff“ zu erholen und Ernst zu zeigen. Infolgedessen artete das scharfe Tempo, das wir seit dem frühen Morgen innehielten, allmählich in eine wilde Hetzjagd aus, die dazu führte, daß wir uns mehrfach gegenseitig ernstlich gefährdeten. Das eine Mal wurde Spitz nur durch das um die Brust geschlungene Reserveseil vor einer Verletzung durch einen kopfgroßen Stein bewahrt; ein anderes Mal mußte ich mich mit dem Rucksack gegen einen ganzen Steinhagel nach Möglichkeit decken. Endlich hatten wir auch die letzte Turmgruppe hinter uns und liefen über Grashänge zum Passe Sur il Foß und von da aus zur Alp Plavna hinab, wo wir noch am zeitigen Nachmittag eintrafen. Der über unsere frühe Ankunft höchst erstaunte Serafin kochte uns ein reichhaltiges Mahl; dann krochen wir ins Heu und ließen uns durch das jetzt losbrechende Unwetter in unserem wohlverdienten Schlaf nicht stören. Auch am nächsten Morgen hatte sich das Wetter noch nicht ausgetobt, doch rührte uns sein zweckloser Grimm jetzt recht wenig; wir hatten unsere Turen in der Pisocgruppe beendet.

Zum Schlusse möchte ich, wie bereits erwähnt, in jeder Gruppe auf etwaige noch zu machende neue Turen aufmerksam machen. In der Pisocgruppe dürften die Erstersteigungen des Piz Plavna dadora von Norden und des Piz Zuort von Norden (von Mot Zuort über den Grat) lohnende Aufgaben für solche sein, die gern auf unbetretenen Pfaden wandeln.

**PLAVNAGRUPPE** Die Plavnagruppe ist eine kleine, aber formenschöne Gruppe zwischen der Val Plavna und Val Sampuoir, die im Süden durch die Plavnascharte mit der Laschadurellagruppe (Piz Sampuoir) verknüpft ist. Mit Recht schreibt Imhof im Itinerar: „So klein die Plavnagruppe ihrem Umfang nach ist, so sehr imponiert sie durch die Höhe und Kühnheit ihrer Gipfelformen. Der Piz Plavna dadaint insbesondere zählt zu den augenfälligsten und schönsten Gestalten des Unterengadins . . .“ Nach meinem Empfinden gibt es in der ganzen Ofenpaßgruppe überhaupt nur einen einzigen Berg, der es — allerdings in ganz anders garteter Schönheit — mit dem Piz Plavna dadaint aufzunehmen vermag, das ist der Piz Murtaröl (Cima la Casina). Während dieser aber von Norden betrachtet werden muß, um seine volle Herrlichkeit zu ersehen, kann man beim Piz Plavna dadaint im Zweifel sein, auf welcher Seite diese Pyramide den stolzesten Anblick gewährt. Aber auch die bisher ganz vernachlässigten übrigen Gipfel der Plavnagruppe sind reich an Schönheit.

Am 29. August 1906 waren Freund Spitz und ich vom Ofenberggasthaus aus mit schwerem Gepäck über die Furcla del Botsch, durchs Kar Pischa dadaint



*Gezeichnet von E. T. Compton*

*Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

*Piz Craz von Norden*

und über die Plavnascharte zu unserem Zelte marschiert, das in der oberen Val Sampuoir<sup>1)</sup> auf dem linken Ufer des Baches in einer Höhe von etwa 2350 m aufgeschlagen stand. Am folgenden Tage hatten wir uns dem süßen Nichtstun ergeben, Sonnenbäder genommen und uns der schönen Lage unseres Zeitplatzes gefreut; der 31. August aber war für den Piz Plavna dadaint bestimmt. Nachzeitigem Aufbruch überschritten wir den Sampuoirbach und stiegen zum kleinen Plavnagletscher hinan; von hier aus zieht eine außerordentlich steile Schuttrinne zum Südwestgrat hinauf und mündet in einer Scharte etwa 100 m unterhalb des Gipfels. Diese Geröllrinne ist nicht sehr hoch, gehört aber fraglos zu den ärgsten Schindern, die man sich in der ganzen Ofenpaßgruppe leisten kann; stellenweise verzweifelt man fast daran, überhaupt hinaufzugelangen. Übrigens erfordert auch die Gefahr des Steinschlags eine gewisse Aufmerksamkeit. Von der Scharte, in der wir wenige Augenblicke ausruhten, kletterten wir über steilen, mäßig schwierigen, aber recht brüchigen Fels hinauf zum Gipfel des Piz Plavna dadaint, 3169 m. Die Aussicht ist wohl eine der schönsten in den ganzen Engadiner Dolomiten, da sich reizvolle Nahblicke (z. B. hinunter auf die grünen Matten der Alp Plavna) mit einer durch die große Höhe des Berges bedingten umfassenden Fernsicht vereinen. Der Abstieg ging so rasch von statten, daß wir schon am zeitigen Nachmittag wieder beim Zelte waren.

Fast drei Jahre vergingen, bis wir uns wieder einmal dem Piz Plavna dadaint widmeten. Es tat uns nämlich leid, diesen stolzen Gipfel bisher nur auf einer so wenig erfreulichen Route bestiegen zu haben; wir wollten daher versuchen, einen neuen, schönen, schweren Kletterweg zu eröffnen, und hatten uns dafür den wilden Nordwestgrat ausgesucht. Wieder ging (am 31. Juli 1909) ein angenehmer Rasttag voraus, ein Tag, an dem Spitz, Großmann und ich absolutester Faulheit fröhnten; nur der vierte Teilnehmer unserer Expedition, Fräulein Marianne Möller, entwickelte eine sehr dankenswerte, fieberhafte Tätigkeit, indem sie zahlreiche Löcher stopfte und zerrissene Kletterschuhe flickte. Wer den Piz Plavna dadaint von Südwesten oder Nordosten aufmerksam betrachtet, dem fällt die von zwei Türmen flankierte Scharte auf, die den Nordwestgrat vom eigentlichen Gipfelaufschwung trennt. Die beiden ersten Phasen der Tour, die Erreichung des Sattels zwischen Piz Cranz und Piz Plavna dadaint<sup>2)</sup> und die Begehung des gezackten Nordwestgrates bis zur erwähnten, sehr markanten Scharte,<sup>3)</sup> wurde rasch und glatt erledigt; dann aber wurden wir durch die vollständige Vereisung der sonst entschieden aussichtsvollen Nordwand in die Südwestwand gedrängt, wo wir stecken blieben und durch ungewöhnliche Schwierigkeiten zum Rückzug gezwungen wurden. „Entsagen mußt du, mußt entsagen.“ Wir hatten gewiß unser möglichstes getan und den Mißerfolg nicht verdient; doch was half's, der heutige Tag war verloren. Jedenfalls sind gerade am Piz Plavna dadaint noch mehrere große alpine Probleme zu lösen. (Vergl. S. 270.)

In der Zeit zwischen diesen beiden hier nur kurz angedeuteten Bergfahrten, der geglückten und der mißlungenen Besteigung des Piz Plavna dadaint, liegen unsere sämtlichen übrigen Touren in dieser Gruppe. Am 4. August 1907 verließen Spitz und ich wieder einmal das Sampuoirzelt und stiegen zum Plavnagletscher hinauf und von hier aus über einen Geröllhang zu dem breiten Sattel

<sup>1)</sup> Bedeutend rascher gelangt man vom Ofenbergsthaus li Fuorn in die obere Val Sampuoir durch die Val Furr und über die Scharte zwischen Piz Furr und Piz Sampuoir, doch kannten wir diesen Weg damals noch nicht.

<sup>2)</sup> Diesen Sattel (nicht die Platasscharte) erreichte Mr. J. J. Withers mit Adolf Andenmatten und Andreas Anthamatten aus dem Karet Pische dadora; er stieg zum Plavnagletscher ab (Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs,

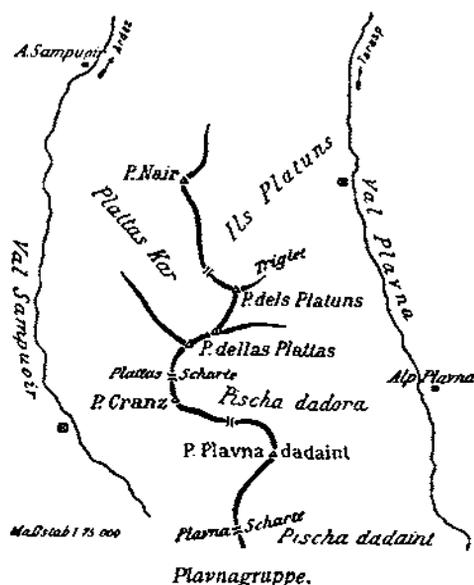
Bd. 39, Seite 341).

<sup>3)</sup> Wir erreichten nicht genau die Scharte, sondern selten uns in die Rinne ab, die von der Scharte aus nach Südwest zum Plavnagletscher hinabzieht. Diese Rinne benötigten wir denn später zu unserem Rückzuge in die Val Sampuoir; man kann hier also ziemlich bequem bis an den Fuß des eigentlichen Gipfelaufschwungs des Plavna dadaint herankommen.

(laut Aneroid etwa 2925 m), der zwischen dem Piz Plavna dadaint und dem nordwestlich gelegenen Piz Cranz eingesenkt ist. Ohne ernstliche Schwierigkeit — nur das letzte Stück erforderte infolge der Brüchigkeit des Gesteins eine gewisse Vorsicht — gelangten wir auf diesen zweithöchsten Gipfel der Plavna-Gruppe, den wir dem um die Erschließung des Gebietes hoch verdienten Herrn Prof. Cranz zu Ehren „Piz Cranz“, ca. 3055 m, taufte. Der Nahblick auf den doppelgipfligen Piz dellas Plattas, ins öde Hochkar Pischa dadora und auf den erhabenen Piz Plavna dadaint, der fast an ein gotisches Kunstwerk erinnert, war von wilder Großartigkeit.

Beim Abstiege nach Norden zu wurden wir durch zwei mächtige, glatte Abbrüche zu einer bedeutenden Umgehung auf der Westseite gezwungen, um die tief eingeschnittene Plattas-Scharte, etwa 2890 m, zu erreichen.

Ohne Aufenthalt stiegen wir auf der anderen Seite empor und näherten uns dem Westgipfel des Piz dellas Plattas, dessen Anblick allmählich einem Kirchturm immer ähnlicher wurde. Wir waren daher bereits einigermaßen neugierig, wie und wo wir da hinaufgelangen würden; sicher war nur das eine, daß ein Versuch von vorn, d. h. auf der Gratkante, nicht empfehlenswert war. Daher verließen wir die Kante, die sich nach und nach zum Reitgrat entwickelt hatte, und führten auf der rechten Seite einen längeren, exponierten Quergang aus, der uns zum Beginne einer Schlucht brachte. Steile Wandstufen und bequeme Schuttplätze lösten hier einander ab,



und fröhlich turnten wir in anregender Kletterei hinauf zum luftigen westlichen Hauptgipfel des Piz dellas Plattas, 3033 m, der merkwürdigerweise noch unerstiegen geblieben war.<sup>1)</sup> Damit war uns auch die zweite Erstersteigung dieses schönen Tages gelungen. Schon stand die Sonne bedenklich tief, darum war Eile dringend geboten. Rasch war ein kleiner Steinmann errichtet, rasch stiegen wir zur Scharte zwischen den beiden Plattasgipfeln ab, um von hier aus in wilder Jagd ins Plattaskar hinabzurennen. Es war bereits Nacht, als wir unten in der Val Sampuoir am brausenden Bache standen. Durch einen glücklichen Zufall trafen wir hier Serafin, der auf dem Wege zur oberen Alp Sampuoir war und uns aus dem Plattaskar hatte absteigen sehen. Wir verabredeten mit ihm, er solle in der oberen Alp (Margum Sampuoir) nächtigen, am nächsten Morgen zum Zelte heraufkommen und unsere Sachen zur Alp Plavna hinüberschaffen; wir dagegen beschlossen, noch an diesem Abend zum Zelte hinauf zu gehen, um morgen dort fortzufahren, wo wir heute aufgehört hatten, d. h. um den Piz dellas Plattas und den Piz dels Platuns zu erledigen. Nach einer langen und anstrengenden Tur am Abend wieder steigen zu müssen, ist bekanntlich kein Hochgenuß; wir waren daher herzlich froh, als wir — nach einer ziemlich abenteuerlichen Überschreitung des Baches — um 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr bei unserem lieben Zelt eintrafen.

<sup>1)</sup> Vergl. die genaue Routenbeschreibung und Ersteigungsgeschichte in meinen Tourenberichten Ö. A.-Z. Nr. 767 (1908, S. 175).

Am nächsten Morgen mußten wir zunächst längere Zeit talauswärts wandern, um in das Plattaskar hinaufsteigen zu können und von hier aus über einen höchst ansehnlichen Geröllschinder zur Platunsscharte, die zwischen dem Piz Nair und dem Piz dels Platuns eingesenkt ist. Leider gestaltete sich das Wetter immer ungünstiger; auf einen kleinen Regenschauer während des Aufstiegs schien jetzt eine zweite verbesserte Auflage zu folgen, so daß wir uns in der Platunsscharte eiligst unsere Billroth- und Mosettigsachen anzogen, um die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Nach halbstündigem Warten waren alle Zweifel verfliegen, für heute mußten wir die geplante Tur aufgeben und durch Ils Platuns in die Val Plavna absteigen. Größere Strecken abfahrend, gelangten wir durch diesen ziemlich steilen, schneeerfüllten Tobel rasch hinunter und waren am zeitigen Nachmittage in der Alp Plavna, wo der Senner, durch Serafin auf unsere Ankunft vorbereitet, uns freundlich empfing und uns ein bequemes Heulager im Kuhstall als Schlafstätte anwies. Frieren konnten wir hier nicht, allerdings mußten wir dafür Stallgeruch, Kuhlockengebimmel, Lärm beim Melken, beim Hinein- und Hinaustreiben des Viehes usw. in Kauf nehmen, doch ließen wir uns in unserer Nachtruhe dadurch nicht stören.

Wer sich auf Erstersteigungen verlegt, der braucht neben manchen anderen Eigenschaften vor allem auch eine gehörige Portion Beharrlichkeit und Ausdauer. So marschierten wir also am nächsten Morgen (den 6. August 1907) geduldig durchs Plavnatal hinab und stiegen durch Ils Platuns wieder zur Platunsscharte hinauf. Nach kurzer Frühstücksrast verbanden wir uns durchs Seil und gingen an die Arbeit. Durch eine eiserfüllte Rinne der Südwestseite gewannen wir die Höhe des ersten Gratturmes und kletterten dann in der Nordostwand (sehr brüchiges Gestein) ziemlich schwierig schräg aufwärts, um den Grat in einem Scharfel am Fuße eines sehr markanten Abbruches wieder zu erreichen. Diese etwa 20 m hohe Wandstufe erregte gleich mein tiefstes Mißtrauen, und in der Tat überzeugte mich der erste schüchterne Versuch, daß mir ihr nicht zu spassen war. Daher ließ ich Rucksack und Pickel zurück, steckte mir Rebschnur ein und zog die Kletterschuhe an, der Tanz konnte beginnen. Ungünstige Bankung des Gesteins, infolgedessen große Armut an Griffen, ungewöhnliche Brüchigkeit und Bedeckung der Platten mit lockerem, rutschigem Schutt, alles dies hatte sich hier vereint und gestaltete die Kletterei zu einem wenig erfreulichen, erbitterten Kampf. Lange dauerte es, bis ich mich etwa 15 m zu einem ausnahmsweise einmal festen Block hinaufgearbeitet hatte und einige Augenblicke rasten konnte. Der weitere Weg war mir klar vorgezeichnet: Ein Quergang schräg links aufwärts zur nächsten Scharte. Je länger ich mir diesen Quergang betrachtete, umso unsympathischer wurde er mir. Ich legte daher um den Block eine Rebschnurschlinge, band mich vom Seile los, zog das freie Ende durch die Schlinge und seilte mich wieder an; in der Tat war der Quergang das schwerste und unangenehmste Stück der ganzen Wandstufe. Als ich drüben in der Scharte war, galt es, die Rucksäcke und Pickel heraufzubefördern, eine Arbeit, die wohl niemand als Hochgenuß betrachtet, die aber diesmal direkt zur Qual wurde. Trotz aller List und ungewöhnlicher Kraftentfaltung klemmten sich diese Ungeheuer derartig fest, daß Spitz, von mir an einem zweiten Seil gehalten, zu ihnen hinaufklettern mußte, um sie wieder zu befreien und vor sich her zu schieben. Endlich war's uns aber doch gelungen, und alles (Spitz, ich, beide Rucksäcke und beide Pickel) in der Scharte glücklich vereint.

Während der ersten Arbeit der letzten Stunde hatten wir uns um das früh strahlend schöne Wetter wenig gekümmert; jetzt sahen wir voll Sorge, daß schwere, drohende Gewitterwolken heranzogen. Da es ja möglich war, daß es sich nur um ein rasch vorübergehendes Unwetter handelte, beschlossen wir zu warten; wir

deponierten also die Pickel und Geologenhämmer der Blitzgefahr wegen oben am Grat und stiegen auf der Südwestseite etwa 20 m ab, wo wir eine Höhle oder richtiger einen bedeutenden Überhang entdeckten. Nach außen zu errichteten wir einen kleinen Steinwall, legten uns dahinter und warteten in Ruhe der Dinge, die da kommen sollten. Lange brauchten wir nicht zu warten, dann brach ein Wetter los, das für den bescheidenen Bedarf vollständig ausreichte.

Bekanntlich gibt es nach einem Gewitter zwei Möglichkeiten: entweder es wird wieder schön oder es bleibt schlecht; hier trat leider der zweite Fall ein, der prasselnde Regen und der tobende Südweststurm machten gar keine Miene aufzuhören oder auch nur nachzulassen. So mußten wir uns um 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends schweren Herzens zu einem taktisch geordneten Rückzug entschließen, zum zweiten Male hatte uns der spröde Platuns im Bunde mit dem Wetter abgeschlagen; „aber wir kommen wieder!“ Rasch waren wir wieder oben in der Scharte bei unseren Pickeln und betrachteten mißmutig den Steilabbruch, über den wir uns vor einigen Stunden heraufgearbeitet hatten; jetzt bei Regen und Sturm da hinunter zu gelangen, war jedenfalls eine Aufgabe, die vollste Aufmerksamkeit verlangte. Frei hinabzuklettern wagte ich als Letzter nicht; auch zum Abseilen war die Stelle — wegen des Quergangs — recht ungeeignet, was tun? Da verfiel ich auf den naheliegenden Ausweg, hier ein fixes Seil zurückzulassen, wodurch wir uns zugleich unseren nächsten Besteigungsversuch wesentlich vereinfachten; ein altes Seil von mir, das mir schon mehrere Jahre treu gedient hatte, mußte also auf dem Felde der Ehre geopfert werden. Spitz kletterte, von mir gesichert, zu dem erwähnten Block hinüber, und nach vieler Mühe — der Sturm erschwerte die Verständigung zwischen uns beiden außerordentlich — gelang es uns, zwischen der Scharte und dem Sicherungsblock ein festes Seilgeländer zu spannen, mit dessen Hilfe ich mühelos zu meinem Freunde hinabgelangte. Da wir nur etwa ein Drittel meines alten Seiles dafür verbraucht hatten, so reichte der uns bleibende Rest (etwa 15 m) bis zum Schartel am Fuße des Abbruches; wir banden also das eine Ende am Sicherungsblock fest und kletterten am einfachen 10 mm-Seil hinunter. Eine Viertelstunde später standen wir in der Platunsscharte und kehrten auf dem hinlänglich bekannten Wege durch Ils Platuns und Val Plavna zur Alp Plavna zurück.

Reichlich vier Wochen vergingen, bis wir uns zum dritten Sturm auf den Piz dels Platuns anschickten. Vor einigen Tagen hatte mich Freund Rumpelt verlassen, ich war daher einsam und allein im Plavnazeltlager, als Spitz am Abend des 8. September, von der Furcla del Botsch kommend, bei mir eintraf. Wird's morgen endlich gelingen? Qui vivra, verra! In der Frühe des nächsten Tages gingen wir wieder einmal geduldig zur Platunsscharte hinauf — diese lakonischen Worte bedeuten einen reichlich 800 m hohen, zum Teil recht mühsamen Anmarsch —, stiegen nach kurzer Frühstücksrast in die Felsen ein und gelangten bald zu dem damals hingengelassenen fixen Seil. Ein kräftiger Zug mit meinem ganzen Gewicht, es hält; rasch turnen wir hinauf und haben somit den Gratabbruch, der uns damals so viel zu schaffen machte, mühelos überwunden. Heute läßt auch das Wetter nichts zu wünschen übrig, heute oder nie muß es gelingen! Ein leichter Quergang und bequeme Schrofenklettere<sup>1)</sup> bringen uns zu einer griffarmen Platte, über die wir nicht ganz leicht eine Schuttrasse erreichen.

Jetzt naht die Entscheidung: über uns erhebt sich die Schlußwand. Schon längst habe ich meinen Rucksack auf Kosten des armen Spitz stark erleichtert, der als zweiter auch meine schweren Nagelschuhe bekommen hatte; jetzt aber ist selbst der leichteste Rucksack vom Übel, ich lasse ihn mit dem Pickel zurück

<sup>1)</sup> Vergl. meine Tourenberichte Ö. A.-Z. Nr. 767 (1908), S. 176.

und packe die Schlußwand in einem etwas rechts von mir gelegenen überhängenden Kamin an. Stemmend und spreizend arbeite ich mich hinauf, doch erscheint mir der Ausstieg allzu gewagt, so daß ich hier den Rückzug anrete; vielleicht geht's anderswo besser. Auf abschüssigem Schuttband queren wir nach links in die Nordostwand hinaus, wo die Wandstufe nur noch 10 m hoch ist, aber vollkommen glatt und senkrecht. Nur eine einzige Stelle kann hier in Betracht kommen, ein enger Riß, der oben durch einen mächtigen Überhang gesperrt wird. Lange betrachte ich ihn zweifelnd, doch was nützt da alles Grübeln, versucht muß es werden, denn kommen wir auch hier nicht hinauf, so haben wir uns am Nordwestgrat des Platuns die dritte und die entscheidende Niederlage geholt.

Vorsichtig steige ich über das steile Schuttband in Kletterschuhen zum Einstieg und arbeite mich langsam in dem unten „nur“ senkrechten Riß bis unter den Überhang empor. Mit dem linken Fuß und Unterarm bin ich im Riß verklemmt, während die rechte Körperhälfte draußen an der Wand nach Rauigkeiten sucht. Bald ist ein kleiner Tritt für meinen rechten Fuß gefunden, auch die rechte Hand entdeckt hoch oben, allerdings stark seitwärts, einen winzigen Vorsprung. Wird's gehen? Langsam zieht der rechte Arm an und der Körper schiebt sich aufwärts, doch vergeblich sucht die tastende linke Hand oberhalb des Überhanges einen Griff. Nein, noch nicht! Langsam lasse ich mich also hinab und bin froh, meinen linken Arm wieder im Riß verklemmen und mich so sichern zu können. Doch bald versuche ich's zum zweiten Mal. Wenige Zentimeter kann ich mich noch im Riß hinaufschieben, weiter geht's nun aber beim besten Willen nicht, da mich der Überhang zu stark nach außen drängt. Widerwillig ziehe ich die Hand aus dem sichernden Spalt heraus, und während der Körper sich langsam emporwindet, suche ich von neuem nach einem Griff oberhalb des Überhanges. Da endlich ist der ersehnte gefunden, „hurra, es lebe die Armkraft!“ Die Arme ziehen an, das rechte Knie stemmt sich gegen die Wand, ein Ruck, und ich liege keuchend oben in einem kleinen Schartel. Nach kurzer Rast ziehe ich die an die Mitte des Seiles gebundenen Rucksäcke und Pickel zu mir herauf; nun kann auch Spitz folgen. Noch eine letzte Seillänge über Schutt, und wir stehen auf dem heiß erkämpften Gipfel des Piz dells Platuns.

In glücklicher Zufriedenheit widmeten wir uns dem Mittagessen sowie dem Erbauen eines Steinmannes und stiegen dann über den Südwestgrat ab. Hier sind die Schwierigkeiten im Vergleich zur Nordwestroute gering; in mäßig schwerer, hübscher, stellenweise exponierter Kletterei gelangten wir zur Scharte zwischen Platuns und Plattas. Unverzüglich ging's auf der anderen Seite — größtenteils über Schutt, zuletzt in leichter Kletterei — hinauf zu dem bereits von Ernst Pühn erstiegenen Ostgipfel des Piz dellas Plattas, der hinter dem westlichen Hauptgipfel an Höhe wie an Kühnheit der Form zurückbleibt. Scharf zeichnete sich die Turmgestalt des Westgipfels gegen den hellen Abendhimmel ab. Schon vergoldeten die letzten Sonnenstrahlen Abschied nehmend den erhabenen Gipfel des Piz Plavna dadaint, der über das öde Kar von Pischadadora herübergrüßte (Abb. 4, S. 254) und uns seine wilden Nordwände zuehrte, schon lagen in den Tälern tiefe Schatten, drum rasch hinab! Als wir in der Scharte zwischen den beiden Plattasgipfeln standen, ging die Sonne unter; in wilden Sprüngen jagten wir durch eine steile Schuttrinne nach Pischadadora hinunter und liefen über endlose Geröllhalden ins Plavnatal hinab und zurück zum Zelt. Hier veranstalteten wir zur Feier der gelungenen prächtigen Bergfahrt mit Serafins Hilfe ein großes Diner, das ich als eines der glanzvollsten während unseres ganzen Engadiner Zeltlebens erwähnen möchte:

Plavnazeltlager, den 9. September 1907.

## MENU.

Krebsauppe  
Würstel mit Kraut  
Huhn mit Reis und Champignons

Rindszunge mit Erbsenpüree  
Rebhuhn in Speck  
Spargelköpfe

Erdbeeren  
Kuchen mit Konfitüren  
Schokolade.

Der nördlichste Berg der Plavnagruppe ist der Piz Nair, der dem Inntal seine stolze Seite zuwendet und deshalb, von Ardez, Fetan oder auch Schuls aus gesehen, einen imponierenden Eindruck macht. Dagegen ist er von Süden, von der Platussscharte, ziemlich leicht erreichbar. Lange hatte ich seine Besteigung vor, doch kam ich erst im Sommer 1909 dazu, und zwar wollte ich ihn überschreiten. Ich konnte mich nämlich unter keinen Umständen dazu entschließen, noch ein viertes Mal zur Platussscharte hinaufzusteigen; außerdem lockte mich die steile Nordwand des Nair, die ich schon oft von der Engadiner Straße aus mit verlangenden Blicken gemustert hatte. Schon seit mehreren Tagen war ich meiner geologischen Kartierung wegen in der Alp Sampuoir. Am Morgen des 23. Juli 1909 überschritt ich (zusammen mit meinem getreuen Serafin Gabl) den Sampuoirbach und stieg durch eine gegenüber der Alpe ausmündende steile Schlucht zu der Geröllhalde nördlich des Piz Nair hinauf. Von hier aus benützten wir eine schräg rechts aufwärts (südsüdwestlich) ziehende, allmählich immer steiler werdende Schneerinne und erreichten — schon hoch oben — eine Grat-rippe nordwestlich vom Gipfel und kurze Zeit später in nicht allzu schwerer Kletterei die Spitze des Piz Nair, 2939 m. Seine erste Ersteigung von Norden<sup>1)</sup> hatte uns weniger Mühe gemacht, als erwartet. Auch der Abstieg zur Platussscharte und durchs Plattaskar in die Val Sampuoir ging rasch von statten.

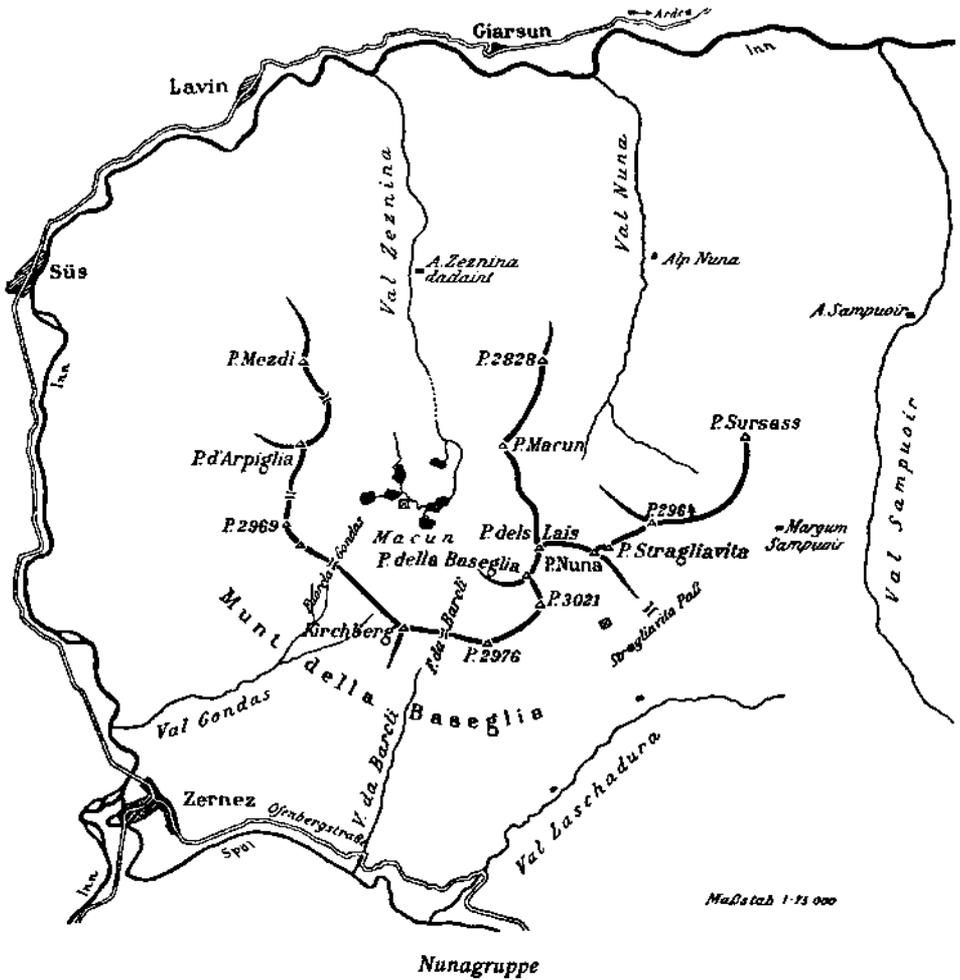
Zum Schlusse will ich wieder, ohne irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, eine Liste der wichtigsten, noch zu machenden neuen Touren geben, betone dabei aber ausdrücklich, daß ich mich natürlich nicht in jedem Falle für die Möglichkeit der angegebenen Routen verbürgen kann und daß manche Touren an die alpine Leistungsfähigkeit recht hohe Anforderungen stellen dürften: 1. Piz Nair über die Nordostkante. 2. Piz d'els Platuns über Triglet. 3. Piz dellas Plattas von Osten (über Cuogn lung). 4. Piz Plavna dadaint von Nordwest (vergl. S. 265). 5. Piz Plavna dadaint über die Nordwand. 6. Piz Plavna dadaint über die Ostwand.

**NUNAGRUPPE** Die Nuna-Macun-Gruppe, die die Nordwestecke der Ofenpaßgruppe bildet, baut sich aus Gneissen und kristallinen Schiefnern auf und ist demnach geologisch ein Stück des Silvrettamassivs, das mit der „Nordwestlichen Randlinie“<sup>2)</sup> an die Engadiner Dolomiten angrenzt. Da die Nunagruppe aber durch den hier ein scharfes Knie bildenden Inn von der Silvretta abgetrennt ist, so muß sie der Übersichtlichkeit halber natürlich zur Ofenpaßgruppe gerechnet werden; ihre Grenzen sind also Inn, Spöl, Val Laschadura, Stragliavitapass und Val Sampuoir. Der erwähnte geologische Gegensatz prägt sich auch landschaftlich recht deutlich aus: In der Nunagruppe im allgemeinen

<sup>1)</sup> Vergl. Tourenberichte Ö. A.-Z. Nr. 817 (1910), S. 203. Übrigens waren wir nach dem Erstersteiger Direktor Ernst Pöhn die erste Partie auf diesem Gipfel. Diese merkwürdige Tatsache — bei einem auffallenden, leicht erreichbaren und aussichtsreichen Berge in unmittelbarer Nähe der Engadiner Straße (Ardez) — beweist die touristische Vernachlässigung unseres Gebietes deutlicher als viele Worte.

<sup>2)</sup> Diese wichtige tektonische Linie, die stellenweise in eine senkrechte Verwerfung übergeht, zieht durch die Val Laschadura und über den Stragliavitapass. Vergl. den 1. Vorbericht von Dr. Spitz und mir über die Tektonik der zentralen Unterengadiner Dolomiten (Anz. d. Kaiserl. Akademie d. Wiss. in Wien, Nr. XXII, Sitzung v. 7. November 1907).





sich zu bessern; wir stiegen daher nach Lavin ab und kehrten nach Zernez zurück, doch hatten wir das Zelt oben auf dem Macunplateau gelassen.

Zwei Tage später, am 18. August, verließen wir wieder einmal mein liebes Gasthaus „Adler“ in Zernez und stiegen durch Wald und endlose Grashänge zur Fuorcla Gondas hinauf, von wo aus wir einen prächtigen Blick auf den Macunkessel hatten, der „einem gewaltigen Krater ähnlich sieht und mit mehreren kleinen Seen aufs lieblichste geschmückt ist. Aber ein Krater ist es natürlich nicht, vielmehr ein alter Gletscherboden, wo man Moränen, Rundhöcker, Gletscherschliffe und gekritzte Steine studieren kann. Es ist eine ganz eigenartige Landschaft, wie sie im weiten Exkursionsgebiet sich nicht wiederholt.“<sup>1)</sup> Außer den sechs auf der Karte eingetragenen Seen existieren noch viel andere — wenn ich mich recht erinnere, etwa 14 — zum Teil nur unbedeutende Wasseransammlungen, zum Teil aber auch tiefe, kleine „Meeraugen“, die den erwähnten sechs

<sup>1)</sup> Imhofs Itinerar der Ofenpaßgruppe, S. 204.

Piz Vallatscha

Piz Tavrü

Piz Nügliä

Piz Foraz

Piz Nair  
Piz Murtaröl



Aufnahme von H. Cranz

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

*Tavrügruppe vom Piz Mingèr*

Seen an Größe nicht viel nachstehen. Am ehesten könnte man den weiten Kessel von Macun mit manchen Karen der Hohen Tatra<sup>1)</sup> vergleichen — hier wie dort eine prachtvolle alte Glaziallandschaft mit Talstufen, Moränen, Rundhöckern, Seen und Gletscherschrammen — doch sind die Tatrargrate im allgemeinen ungleich schroffer und wilder als die Ringmauer (vom Piz d'Arpiglia bis zum Piz Macun), die das Macunplateau umzieht. Von der Gondasscharte gelangten wir rasch in den Kessel hinab und, an mehreren Seen vorbei, zu unserem Zelte. Der Piz Nuna selbst war von hier aus nicht sichtbar, doch wurden wir dafür durch die beiden Gipfel entschädigt, die ihn verdeckten, Piz dels Lais und Piz della Baseglia (Abb. 7, S. 256).

In der Frühe des nächsten Tages wanderten wir am Westufer eines schönen Sees, wohl des größten der ganzen Gruppe, entlang und in nordwestlicher Richtung auf den Piz Mezdi, 2924 m, los, dessen Gipfel wir über Gras und Schrofen ohne jede Schwierigkeit erreichten. Besonders hübsch war der Blick ins Inntal hinab und auf den stolzen Piz Linard. Dann ging's über den Südostgrat hinunter und auf der anderen Seite in ganz leichter Kletterei hinauf zum Gipfel des Piz d'Arpiglia, 3031 m, dessen Besteigung seiner prächtigen Aussicht wegen wirklich warm empfohlen werden kann. Auf der einen Seite das tief eingeschnittene Engadin mit den sich eng zusammengdrängenden Häusern von Süs, auf der anderen Seite der mächtige Macunkessel mit seinen zahlreichen blitzenden Seen, über denen sich der Piz della Baseglia und Piz dels Lais erheben, und darüber hinwegschauend der Piz Nuna mit dem wilden Piz Stragliavita. Auch der Abstieg über den Südgrat bis zur Scharte zwischen Piz d'Arpiglia und P. 2969 war ein förmlicher Spaziergang; dann aber trafen wir plötzlich auf unerwartete Schwierigkeiten, die uns zwangen, das Seil zu nehmen. In mittelschwerer Kletterei arbeiteten wir uns in der Westwand schräg aufwärts, wobei sich der massenhafte Neuschnee sehr störend bemerkbar machte, und gewannen durch einen engen Riß, der mit einem Überhang endigte, die Gratkante. Damit waren die Schwierigkeiten aber noch nicht überwunden, besonders ein Gratzacken machte uns noch ziemlich viel zu schaffen; im ganzen brauchten wir eine volle Stunde von der letzten Scharte bis auf den Westgipfel des Munt della Baseglia, P. 2969. Jetzt wurde der Grat wieder ganz leicht, in raschem Tempo liefen wir über einen wenig ausgeprägten zweiten Gipfel hinüber und zur Gondasscharte hinab, von wo aus wir zum Zelte zurückkehrten.

Am nächsten Morgen erhielt Serafin den Auftrag, sämtliche zurückgebliebenen Sachen zusammenzupacken und nach Zernez zu schaffen. Herr B. und ich stiegen wieder zur Gondasscharte hinauf und wanderten von hier aus in südöstlicher Richtung, größtenteils über mächtiges Blockgeröll, zum Gipfel des Zernezker Kirchberges, 2980 m, der uns einen reizvollen Tiefblick auf das Dorf inmitten seiner grünen Wiesenflächen vermittelte. Dieser hübsche Höhen Spaziergang, der uns weiterhin über die Fuorcla da Barci zum P. 2976 führte, erhält ein eigenartiges Gepräge durch das (im Gegensatz zum feinen Dolomitschutt) aus mächtigen Blöcken bestehende kristalline Geröll, über das man dauernd hinwegbalanciert. Nach längerer Mittagsrast setzten wir unsere Wanderung fort. Für kurze Zeit nötigte uns der hier stellenweise ziemlich scharfe Grat zu einer leichten Kletterei, die für uns eine erwünschte Erholung bedeutete; dann aber kamen wir wieder auf Blockgeröll und erreichten so den P. 3021 und kurze Zeit später den Piz della Baseglia, <sup>2)</sup> 3062 m. Mit großem Interesse betrachtete ich den Piz dels Lais und Piz Nuna sowie den noch nicht begangenen Verbindungsgrat

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1906, S. 155—156.

<sup>2)</sup> Erstersteigung dieses Gipfels durch meine Freunde

Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1910

Herrn Dr. Alfred von Martin und Dr. Hermann Rumpelt am 1. September 1906. Siehe Jb. d. S. A.-C. 1907, S. 152.

zwischen diesen beiden Gipfeln; dann warfen wir noch einen Abschiedsblick auf die Seen des Macunkessels und stiegen zur Scharte zwischen Piz della Baseglia und Piz dels Lais ab, und von hier aus durch ein kleines Kar in die Val Laschadura hinunter. Abends trafen wir in Zernez ein.

\*     \*     \*

Ein knappes Jahr später, am 27. Juli 1909, marschierten Freund Großmann, Serafin und ich, schwere „Zeltrucksäcke“ auf den geduldigen Rücken, von meinem Standort Zernez ab und wanderten auf dem mir schon hinlänglich bekannten Wege Ofenbergstraße—Val Laschadura hinauf. In dem kleinen „Laiskar“, das vom P. 3021, Piz della Baseglia, Piz dels Lais und Piz Nuna umschlossen wird, schlugen wir in einer Höhe von etwa 2600 m das Zelt auf. Leider hatten wir uns, in Ermangelung von Gras, mit Geröll begnügen müssen: wir mußten daher zunächst eine Weile arbeiten, um uns eine zwar nicht gerade weiche, aber wenigstens leidlich ebene Lagerstätte zu bereiten. Doch war diese Mühe ganz vergebens, denn in der Nacht schlug das Wetter um, so daß wir die geplante Tur Piz dels Lais—Piz Nuna am nächsten Tage nicht ausführen konnten. Wir packten deshalb zusammen und gingen über den Stragliavitapäß nach Margum Sampoio hinüber, wo wir uns behaglich einrichteten, wenigstens so weit dies der Zustand der Hütte zuließ. Dann legten wir, Großmann und ich, uns auf das leider etwas spärlich vorhandene Stroh und schliefen wie die Murmeltiere, während Serafin mit leerem Rucksack nach Ardez hinunterlief, um Fräulein cand. geol. Möller abzuholen und aus meinem Ardezer Depot frischen Proviant heraufzubringen. Am Nachmittage langten die beiden in strömendem Regen bei uns an.

Noch in der Nacht trommelte der Regen auf das morsche Dach herab, doch am Morgen heiterte es sich plötzlich auf, so daß wir gegen 8 Uhr aufbrechen konnten; Serafin blieb in der Hütte zurück. Wir gingen etwa drei Viertelstunden durch das Stragliavitälchen hinauf, bogen dann rechts ab und erreichten, zuletzt über ziemlich steile Gras- und Schutthänge, den Grat nordöstlich vom Piz Stragliavita, jenem stolzen Turm dicht neben dem Piz Nuna, auf dessen Erstersteigung<sup>1)</sup> ich vor drei Jahren infolge eines unglücklichen Zufalls<sup>2)</sup> leider hatte verzichten müssen. Jetzt wollte ich, meinem dreijährigen Wunsche gemäß, wenigstens die zweite Partie auf diesen kühnsten Kletterberg der ganzen Ofenpaßgruppe hinaufführen. Wo die eigentliche Kletterei beginnt, machten wir eine längere Frühstücksrast; das Wetter hatte sich in der Nacht ausgetobt, wir hatten einen prachtvollen Tag bekommen. Im warmen Sonnenschein bequem ausgestreckt, betrachteten wir mit staunender Hochachtung unseren wilden, in unmittelbarer Nähe sich erhebenden Gegner; vorläufig sahen wir auch nicht die leiseste Möglichkeit, über die nahezu senkrechte, plattige und durch Überhänge gesperrte Wand (Nordostseite) hinaufzukommen. Martins Turenbericht hatte ich in weiser Voraussicht in Zernez gelassen, im Kopfe hatte ich ihn auch nicht, wir waren also ganz auf uns selbst angewiesen. Selbst der kleinste Riß, die seichteste Verschneidung wurde immer wieder geprüft, doch immer wieder mit dem Ergebnis: Unmöglich! Auch auf der rechten, dem Vadret da Nuna zugewandten Seite schien jeder Versuch von vornherein aussichtslos; über die rückwärtige, dem Piz Nuna zugekehrte Wand unseres Turmes ging es erst recht nicht, wie ich vom Nuna her gesehen hatte. Folglich konnte nur die linke, die Ostseite, in Frage kommen.

Sorgfältig trafen wir unsere Vorbereitungen: Meine liebe Kletterjacke (aus Englischedler) trat in Aktion, wir zogen die Kletterschuhe an und verbanden

<sup>1)</sup> Erstersteigung des Piz Stragliavita durch die Herren Dr. Alfred von Martin und Dr. Hermann Rumpelt am

1. September 1906. Vgl. auch Ö. A.-Z. 1907, S. 128.  
<sup>2)</sup> Siehe Jb. d. S. A.-C. 43, S. 148 und 150.

uns durch ein 30 m langes Seil — ich an der Spitze, Fräulein Möller in der Mitte, Großmann am Schluß —, außerdem hatte ich noch ein zweites, ebenso langes Seil für etwaige Mauerhakenoperationen an meinem Gürtel festgebunden und zog also zwei Seile hinter mir her. Dann versah ich mich noch mit Hammer, Mauerhaken und Rebschnur, während Freund Großmann als letzter einen kleinen, leichten Rucksack übernahm; alles übrige ließen wir beim Frühstückspatz zurück. Als scharfe Schneide schwingt sich der Grat zu einem kleinen Vorzacken auf; hier hielten wir uns links von der Kante und stiegen in einem engen, gutgriffigen Riß über eine mächtige Platte empor. Von der Höhe des Vorzackens aus hatten wir rasch die schwache Stelle des Stragliavita erspäht, einen mächtigen, unten rinnenartigen, oben durch Überhänge gesperrten Kamin in der Ostwand, der bis dicht unter den Gipfel hinaufzieht. Wenige Minuten mäßig schwerer Kletterei brachten uns zum Einstieg hinüber.

Der untere, rinnenartige Abschnitt hielt uns nicht lange auf, doch nahmen die Schwierigkeiten allmählich zu; es folgte eine Steilstufe, die mir bereits etwas Zeit kostete, schon deshalb, weil ich mich bemühte, möglichst „sauber“ zu klettern, möglichst wenig Steine loszumachen. Doch ließ es sich beim besten Willen nicht ganz vermeiden; das arme Fräulein Möller, das ohne jede Deckung wenige Meter unter mir im Kamin klebte, mußte eine ganz ansehnliche Menge von Steinen (bis zu Faustgröße) über sich ergehen lassen, und sie tat oder vielmehr litt dies mit einer wahren Engelsgeduld, ohne ein Wort des Unmuts, um mich beim Klettern nicht zu stören. Als ich diese Steilstufe passiert hatte, querte ich ein paar Schritte nach rechts hinüber auf eine kleine Terrasse; Fräulein Möller und Großmann folgten nach. Auf dieser Terrasse fanden wir eine von Martin und Rumpelt herrührende Rebschnurschlinge, die offenbar von oben hierher herabgefallen war. Dadurch wurde ich zu der Ansicht verleitet, man müsse in oder neben dem Kamin, d. h. also direkt in der Fallinie, zum Gipfel emporklettern, ein schwerwiegender Irrtum, denn später sahen wir, daß meine beiden Freunde sich damals vor drei Jahren nur beim Abstiege hier abgeseilt hatten, beim Aufstiege dagegen hatten sie die obersten Überhänge auf der linken Seite umgangen.<sup>1)</sup> Wenn diese Umgehung auch nicht gerade einfach ist, so ist sie doch, verglichen mit der Bezwingung der Überhänge, beinahe ein Kinderspiel.

Ich wunderte mich zwar über das abschreckende Aussehen der Überhänge, doch war ich fest davon überzeugt, es müsse hier hinaufgehen und packte zuversichtlich an. Den untersten Überhang konnte ich noch im Kamin überwinden, beim zweiten, mittleren, gelang mir dies aber trotz wiederholter Versuche nicht, da ich durch eine vorspringende Felsnase zu weit hinausgedrängt wurde. Ich spreizte daher nach rechts in die Wand hinaus und trieb hier zu meiner Sicherung einen Mauerhaken ein, durch dessen Ring ich das eine Seil zog; so gelang es mir unter großen Schwierigkeiten, bis zum dritten Überhänge vorzudringen. Nun nahte die Entscheidung. Die Wand über mir schied aus dem Kreis der Möglichkeiten von vornherein aus; ich mußte also versuchen, wieder in den Kamin hineinzugelangen. Freilich merkte ich sehr bald, daß dies, wenn überhaupt möglich, ganz außerordentlich schwer war, denn ich wurde dabei durch den mächtigen dritten Überhang weit hinausgedrängt, ohne irgend einen Griff, ohne irgend einen Stützpunkt zu finden. Ich entschied mich daher für einen zweiten Sicherungsring und hatte bald einen geeigneten Ritz gefunden. War es schon unten beim zweiten Überhang außerordentlich schwierig gewesen, ohne Benützung der Hände im labilen Gleichgewicht am Fels zu kleben, so

<sup>1)</sup> Siehe Ö. A.-Z. 1907, S. 128. Wenn man die richtige Route verfolgt, d. h. also unter den Überhängen nach links hinüber quert, so bietet der Piz Stragliavita (wie auch aus

Martins Bericht hervorgeht) keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten und kann etwa mit dem Groß Litzner verglichen werden.

war dies jetzt noch ungleich schwerer. So passierte es, daß ich mit meinem schweren Hammer den Mauerhaken einmal verfehlte und mir kräftig auf den Zeigefinger der linken Hand hieb, ein wenig angenehmes Gefühl, und noch dazu an dieser Stelle! Zunächst konnte ich mich freilich nicht darum kümmern, sondern hämmerte grimmig weiter, bis der Stift bis zum Ringe eisenfest im Gestein saß. Wieder sichere ich mich, indem ich mich von dem einen Seil losbinde, das freie Ende durch den Ring ziehe und mich wieder anseile; in gespannter Aufmerksamkeit sehen Fräulein Möller und Großmann zu mir herauf, bereit, im Falle des Sturzes das Seil rasch einzuziehen. Noch einmal hole ich tief Atem — — Achtung, jetzt! Hier nützt die Armkraft wenig, hier kommt's vor allem auf Gleichgewicht und Reibung an. Langsam winde ich mich um eine Ecke herum und schiebe mich unter einem Überhänge auf eine grifflose, schuttige Platte hinauf, ein Augenblick atemloser Spannung — Großmann gestand mir später, er habe bisher nie gefürchtet, daß ich ausfallen könne, aber in dem Augenblick habe er es geglaubt — da! ein winziger Griff für die Fingerspitzen meiner linken Hand, der Arm zieht an, ich richte mich auf — gewonnen! Noch ein paar Meter leichter Kletterei und ich hatte einen Platz erreicht, wo ich die Nachkommenden vorzüglich sichern konnte; und das erwies sich auch als nicht ganz unwichtig. Fräulein Möller hatte die drei Überhänge — mit rein psychischer Seilhilfe — elegant absolviert und saß bereits neben mir, die Reihe war nun an Freund Großmann. Da — ein Ruf, ein polterndes Krachen, ich fasse fest zu, „Großmann hängt!“ Ein Block, den sowohl ich wie Fräulein Möller trotz seiner Unzuverlässigkeit benützt hatten, war, dadurch gelockert, unter dem Gewicht des dritten ausgebrochen und hatte ihn hinausgeschleudert. Endlich war auch Großmann bei uns angelangt und wir stiegen, froh des schwer errungenen Sieges, die letzten Schritte zum Gipfel des Piz Stragliavita, ca. 3080 m, hinauf, zu dem kleinen Steinmann, den Martin und Rumpelt damals errichtet hatten.

Lange lagen wir in wunschlosem Glück da droben auf unserer luftigen Spitze und schauten hinüber auf die düstere Plattenwand des Piz Nuna und hinunter auf den strahlend weißen Nunagletscher. Doch endlich hieß es scheiden. Oberhalb der Überhänge brachte ich eine Rebschnurschlinge an, durch die wir 60 m Seil zogen; so gelangten wir rasch und bequem mit einmaligem Abseilen durch den ganzen Kamin hinab. Am Nachmittage waren wir wieder in Margum Sampuoir.

Der folgende Tag, der 30. Juli 1909, war für die Gratwanderung Piz dels Lais—Piz Nuna bestimmt. Wir wanderten daher über den Stragliavitapass hinüber und — ungefähr in der Isohypse südlich unter dem Piz Nuna vorbei — ins Laiskar hinein, von wo aus wir, zuletzt etwas mühsam, zur Scharte zwischen Baseglia und Lais hinaufstiegen. Hier wandten wir uns rechts, um die erste Ersteigung des Piz dels Lais, ca. 3050 m, über den Südgrat auszuführen, die sich an Stelle der erwarteten scharfen Kletterei als ein harmloser „Gemütsbummel“ entpuppte. Wieder, wie vor einem Jahre, entzückte mich der Blick auf die vielen Seen des Macunkessels, nach denen Martin und Rumpelt, die Erstersteiger, den Gipfel als „Seenspitze“ bezeichnet haben. Auch der stolze Piz Stragliavita (Abb. 6, S. 255) wurde mit großer Freude begrüßt. Der nun folgende erste Gratübergang hinüber zum Piz Nuna war ebenfalls von recht friedlicher Art, stellenweise benützten wir ihn als „Kletterschule“, indem wir uns durch genaue Begehung der Gratkante mutwillig Schwierigkeiten schufen. Von der tiefsten Scharte zwischen Lais und Nuna aus absolvierten wir noch einen ganz guten Geröllschinder hinauf zum Nuna und stiegen dann über den Stragliavitapass nach Margum Sampuoir ab. Als lohnende neue Tur kann ich in der Nuna-Macun-Gruppe nur die Kombination Piz Stragliavita—Piz Nuna erwähnen. Allerdings halte ich die Nordostwand

des Piz Nuna für nicht sehr aussichtsvoll; die Durchführbarkeit dieser Tur ist also höchst zweifelhaft.

**LASCHADURELLAGRUPPE** In den „Beiträgen zur turistischen Erschließung der Ofenpaßgruppe“<sup>1)</sup> hatte ich, dem Beispiel des Professors H. Cranz folgend, die lange Bergkette, die die Ofenpaßstraße nördlich begleitet, als „Ofenberge“ zusammengefaßt. Diesen Namen, den ich damals als „wenig schönen Verlegenheitsausdruck“ bezeichnete, glaube ich jetzt entbehren zu können, denn die „Ofenberge“ werden durch die Furche Val del Botsch—Furcla del Botsch—Val Plavna in zwei scharf gesonderte Gruppen zerlegt, in die (westliche) Laschadurellagruppe und die (östliche) Tavrügruppe. Die Umgrenzungen beider Gruppen gehen aus den Kartenskizzen wohl klar genug hervor.

Bereits im Sommer 1906 beschäftigten wir uns mit der Laschadurellagruppe ziemlich eingehend, doch will ich mich bei diesen bereits ausführlich geschilderten Turen auf eine kurze Aufzählung beschränken:<sup>2)</sup>

Erste Ersteigung des Piz del Botsch, 3014 m, über den Ostgrat, Abstieg über den Nordwestgrat, am 27. August 1906, A. v. Martin, H. Rumpelt, A. Spitz und der Verfasser.

Besteigung des Piz Sampuoir, ca. 3040 m, über den Ostgrat, 1. Abstieg in die Val Sampuoir, am 27. August 1906, A. v. Martin (allein).

Erste turistische Ersteigung von Ils Cuogns, 2906 m, am 28. August 1906, A. v. Martin, H. Rumpelt, A. Spitz und der Verfasser.

Erste Ersteigung des Piz Laschadurella über den Nordwestgrat, am 1. September 1906, A. Spitz und der Verfasser.

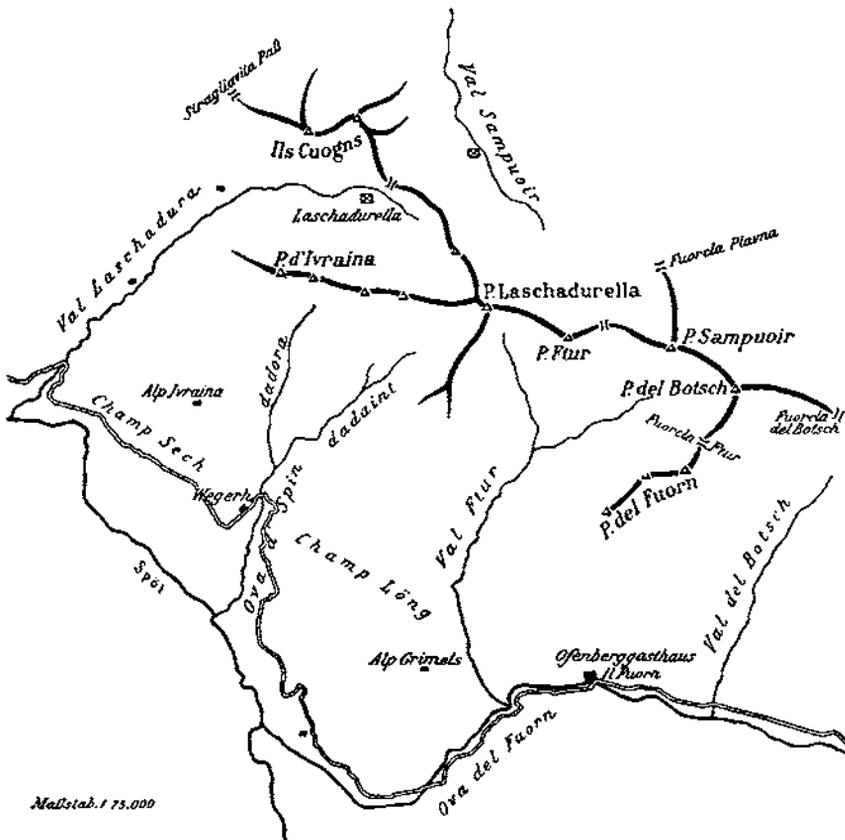
Auch in dem folgenden Sommer (1907) widmeten wir der Laschadurellagruppe ziemlich viel Zeit und erledigten nahezu alles, was uns hier noch fehlte. In der Frühe des 18. Juli 1907 verließen Freund Spitz und ich das Ofenberggasthaus, wanderten auf dem alten Ofenpaßwege wenige Minuten entlang und bogen dann rechts ab, um über steile Grashänge (Il Dösott), Geröll und eine schneeerfüllte Rinne den Gipfel des Piz del Fuorn, ca. 2910 m,<sup>3)</sup> zu erreichen. Es war ein herrlicher, klarer Tag, so daß wir einen prächtigen Blick hatten auf die breite Gestalt des Piz Laschadurella, die edle, scharfkantige Pyramide des Piz Ftur, den gezackten Piz Sampuoir und den langgestreckten Piz del Botsch; im Westen die öde Val Ftur, im Osten die Täler Botsch und Stavelchod, über denen sich unser lieber Bekannter, der Piz Nair, erhebt; im Süden zu unseren Füßen das schmale weiße Band der Ofenbergstraße, die sich durch das Dunkelgrün gewaltiger Wälder und über frische Wiesenflächen zum Ofenpaß hinaufzieht, und drüben jenseits des Spöl die vielgestaltige Quaternalsgruppe. Die nun folgende Wanderung<sup>4)</sup> über einen nicht kotierten Mittelgipfel und den hübschen, turmförmigen Ostgipfel, 2844 m, des Piz del Fuorn zur Fuorcla Ftur hinüber war eine jener typischen Gratklettereien, die meist nicht eigentlich schwierig sind, aber dank der Brüchigkeit des Gesteins eine gewisse Vorsicht erfordern. Steile Wandln, heikle Quergänge auf abschüssigen Schuttbändern und bequemes Geheterrain lösten sich in raschem Wechsel ab. Von der Fuorcla Ftur ging's über Schnee und Geröll hinab in die Val Ftur, die von der stolzen Berggestalt des Piz Ftur beherrscht wird, und zum Ofenberggasthaus.

<sup>1)</sup> Jahrb. d. S. A.-C., Bd. 43 (1907).

<sup>2)</sup> Vergl. S. 247 dieser Arbeit.

<sup>3)</sup> Die Kote 2881 bezieht sich auf den nach Süden vorgeschobenen niedrigeren Vorgipfel des Piz del Fuorn.

<sup>4)</sup> Erste Begehung des Fuorngrates, verbunden mit der Ersteigung des Piz del Botsch, durch Herrn Dr. Oskar Schuster mit Führer Moser am 24. September 1897.



Laschadurellagruppe

Drei Tage später bestieg ich mit Serafin Gabl den Piz Laschadurella, 3054 m, zum zweiten Male, und zwar diesmal aus der Val Ftur und über den Südwestgrat. Wieder, wie vor einem Jahre, freute ich mich der herrlichen Rundschau, die dieser Gipfel bietet; besonders der Piz Plavna dadaint da drüben jenseits des Sampoirtales fesselt den Beschauer immer wieder aufs neue. Zum Abstieg wählten wir den Ostgrat und gelangten von der Scharte zwischen Laschadurella und Ftur schnell in die Val Sampoira hinunter.

Am 29. Juli waren Serafin und ich schwer bepackt von Zernez durch die Val Laschadura ins Laschadurellakar hinaufgewandert und hatten dort auf einer schön gelegenen ebenen Wiese dicht unter dem Laschadurellapass (in einer Höhe von 2570 m, nahe dem Bach) das Zelt aufgeschlagen; am nächsten Tage kehrten wir bei strömendem Regen betrübt nach Zernez zurück. Am 1. August bezogen wir das Laschadurellazelt zum zweiten Male, und diesmal mit besserem Erfolg, denn am folgenden Tage konnten wir bei recht günstigem Wetter den Piz d'Ivraina, 2893 m, besteigen, der uns durch interessante geologische Ergebnisse sowie durch einen hübschen Blick auf die Nunagruppe für den geduldig absolvierten Schuttschinder reich entschädigte. Der Westgipfel des Piz d'Ivraina,

der in seinem ganzen oberen Teil aus Rhätkalken (der obersten Trias) besteht, ist ein sanft geformter richtiger „Mugel“; dagegen erhebt sich östlich von ihm ein etwa 40 m höherer, kühner Dolomitturm,<sup>1)</sup> der merkwürdigerweise weder einen Namen noch eine Höhenkote trägt. Für diesen Gipfel dürfte sich die Bezeichnung „Ostgipfel des Piz d'Ivraina“ ca. 2935 m, empfehlen. Seine Besteigung und Überschreitung ist bedeutend leichter, als man nach seinem trotzigen Aussehen erwarten sollte. Zum Zelte zurückgekehrt, packten wir zusammen und marschierten über den Laschadurellapaß zum Sampuoirzeltplatz hinüber, wo wir mit Spitz zusammentrafen.

Am folgenden Tage, den 3. August 1907, erstiegen wir von der Fuorcia Plavna, ca. 2800 m, aus den Piz Sampuoir, ca. 3040 m, über seinen noch unbegangenen Nordgrat<sup>2)</sup> und gingen dann zum Piz Ftur, 3050 m, hinüber, wobei wir zuletzt am Ftur durch eine sehr hübsche, mittelschwere Kletterei erfreut wurden. Mit besonderem Interesse betrachteten wir die nördlich vom Piz Plavna dadaint gelegenen Gipfel dieser Gruppe, mit denen wir uns an den nächsten Tagen zu beschäftigen gedachten (siehe „Plavnagruppe“). Am Nachmittage waren wir wieder unten beim Zelt.

Zum Schlusse möchte ich noch die erste Überschreitung von Ils Cuogns, 2906 m, vom Stragliavita- zum Laschadurellapaß (durch den Verfasser und Serafin Gabl am 21. September 1907) erwähnen, sowie eine dritte Überschreitung des Piz Laschadurella und eine zweite des Piz Ftur. Lohnende neue Touren sind mir in dieser Gruppe nicht bekannt.

### TAVRÜGRUPPE

Bei dieser Gruppe kann ich mich noch kürzer fassen als bei der vorangegangenen, denn die neuen Touren, die wir hier ausgeführt haben, fallen sämtlich bereits in den Sommer 1906. Ich zähle kurz auf:<sup>3)</sup>

Erste Ersteigung des Piz Nair<sup>4)</sup> über den Nordwestgrat am 26. August 1906, A. v. Martin, H. Rumpelt, A. Spitz und der Verfasser.

Erster Abstieg vom Piz Nair durch die Westwand, am 26. August 1906, A. Spitz und der Verfasser.

Erste Ersteigung des Piz Nügälia, ca. 3000 m, über den Südgrat, am 30. August 1906, A. v. Martin und H. Rumpelt.

Erster Abstieg vom Piz Foraz, 3095 m, über den Südwestgrat, am 4. September 1906, A. v. Martin und der Verfasser.

Ich habe dem nicht mehr viel hinzuzufügen, nämlich nur eine einzige Bergfahrt. Am 7. September 1908 marschierten Spitz und ich in früher Morgenstunde — es war noch vollständig Nacht — vom Ofenberggasthaus in östlicher Richtung, am Wegerhaus Buffalora vorbei, und bogen nach links in die Val Nügälia<sup>5)</sup> ein. Diese gehört fraglos zu den relativ bequemen Tälern der Ofenpaßgruppe, denn sie wird von einem Wege durchzogen; doch hat dieser Steig eine merkwürdige Eigentümlichkeit: Beim Rückwege findet man ihn immer bis hinunter zur Straße; wenn man aber von der Straße her kommt, so verliert man ihn regelmäßig nach kurzer Zeit und muß dann eine Weile durch dichten Wald kriechen, um ihn erst später wieder zu treffen. Schon mehrmals war es uns so gegangen und auch heute waren wir in dieser Beziehung nicht erfolg-

<sup>1)</sup> Erste Ersteigung dieses Gipfels sowie Begehung des ganzen Grates vom Piz Laschadurella zum Piz d'Ivraina durch Herrn Dr. Oskar Schuster mit Führer Moser am 25. September 1897.

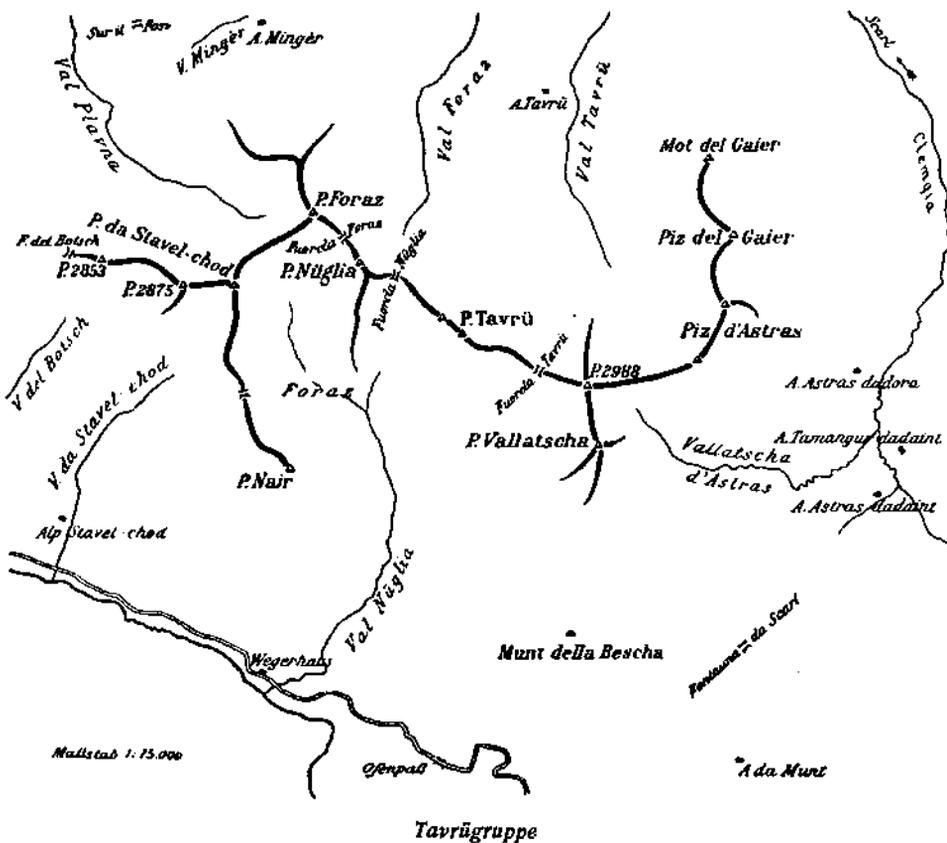
<sup>2)</sup> Siehe „Turenberichte“ Ö. A.-Z. 1906, S. 174—175.

<sup>3)</sup> Vergl. „Turenberichte“ Ö. A.-Z. 1907, S. 126—129, Jb. d. S. A.-C. 1907, S. 138—149. Feestschrift zum 25-jährigen

Bestehen der Sektion Lausitz.

<sup>4)</sup> Dieser Gipfel ist nicht zu verwechseln mit dem Piz Nair, 2939 m, der Plavnagruppe.

<sup>5)</sup> Val Nügälia = „Nichtatal“, weil es keine Weidestüben enthält. In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß Val del Borsch „Widdertal“ bedeutet, Val da Stavel-chod „Tal des warmen Stalles“.



reicher. In der Val Nüglia wanderten wir nun längere Zeit aufwärts. Links hatten wir den Piz Nair mit seiner schönen, noch nicht erstiegenen Ostwand, vor uns den mächtigen doppelgipfligen Piz Tavrü. Nach einiger Zeit kam auch der schwere Südgrat des Piz Nüglia zum Vorschein, der mit seinem letzten kühnen Gratturnm weit ins Tal hinein vorspringt und den Forazkessel östlich abschließt. Über einen steilen Grashang ansteigend, erreichten wir das kleine Schuttke zwischen dem Südgrat des Nüglia und dem Tavrü und bald darauf die Fuorcla Nüglia (laut Aneroid etwa 2880 m). Hier ließen wir die Rucksäcke zurück, wandten uns westlich und erstiegen über Schutt und leichte Felsen ziemlich mühsam den Piz Nüglia, ca. 3000 m, von wo aus wir einen prächtigen Nahblick auf Piz Nair, Piz da Stavel-chod und Piz Foraz hatten, vor allem aber auf den Piz Tavrü, einen der mächtigsten Berge der Ofenpaßgruppe, der hier ein Bild erhabener Großartigkeit bietet.

Zur Fuorcla Nüglia zurückgekehrt, begannen wir den Aufstieg auf den Tavrü über den Nordwestgrat, wieder einmal eine jener normalen Engadiner Gratklettereien, die uns schon hinreichend genau bekannt sind. Von einer Schilderung dieser weder besonders schwierigen noch sehr interessanten Tur kann ich um so eher absehen, als sie bereits mehrfach vor uns ausgeführt und auch schon beschrieben worden ist.<sup>1)</sup> Über den nordwestlichen Vorgipfel hinüber erreichten

<sup>1)</sup> H. Cranz, „Turen im Untereengadina“, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1903, S. 13.

wir also gegen Mittag die Spitze des Piz Tavrü, 3170 m. Bei prachtvollstem Wetter — es war heute fast ebenso klar, wie vor einem Jahre auf dem Pisoc — hatten wir wieder einmal einen wunderbar schönen, umfassenden Rundblick. Dank seiner bedeutenden Höhe und der ziemlich zentralen Lage innerhalb der Ofenpaßgruppe ist der Piz Tavrü fraglos einer der günstigsten Aussichtspunkte für die Engadiner Dolomiten und die Fernsicht! Auch ein genauer Kenner des Gebietes wird durch sie immer wieder von neuem gefesselt und kann sich nicht losreißen. Besonders die Ortlergruppe macht hier einen überwältigenden Eindruck. Der Abstieg in die Val Nügüla ging sehr rasch vonstatten, sodaß wir am Spätnachmittage wieder im Ofenberggasthaus waren.

Die östlichen Gipfel der Tavrügruppe, Mot del Gaier, 2811 m, Piz del Gaier, 2882 m, der doppelgipflige Piz d'Astras (Nordgipfel 2920 m, Südgipfel 2983 m), P. 2988, Piz Vallatscha, 3023 m, und Munt della Bescha, 2775 m, sind harmlose, leicht ersteigbare Aussichtsberge, die Spitz als Aufnahmegeologe dieses Gebietes sämtlich allein erstiegen hat.

Als lohnende neue Tur erwähne ich: Piz Nair, 3009 m, über die Ostwand.

### STARLERGRUPPE

Die Starlergruppe ist die letzte und kleinste Gruppe in der Nordhälfte der Ofenpaßgruppe (nördlich der Ofenpaßstraße) und besteht nur aus drei Bergen, dem Piz Starler<sup>1)</sup>, 3077 m, Piz Murterà, 2998 m, und der Urtiolaspitze, 2912 m. Trotz ihrer Kleinheit ist sie, wie aus der Kartenskizze (S. 282) hervorgeht, recht selbständig und kann weder zur Sesvenna- noch zur Tavrügruppe gerechnet werden, von denen sie durch tiefe Pässe, 2316 m und 2251 m, getrennt ist. Die Urtiolaspitze (Piz Terza) sowie der Piz Starler sind ganz hervorragende Aussichtsberge, die sich auf den verschiedensten Routen leicht oder wenigstens ohne ernstliche Schwierigkeit besteigen lassen, dagegen ist der Piz Murterà sportlich entschieden interessanter. Alle drei Gipfel hatte Dr. Spitz, zum Teil bereits mehrmals, besucht, als er mir den Vorschlag machte, wir sollten den Piz Murterà über seinen noch unbegangenen und wahrscheinlich schweren Nordostgrat erklettern.

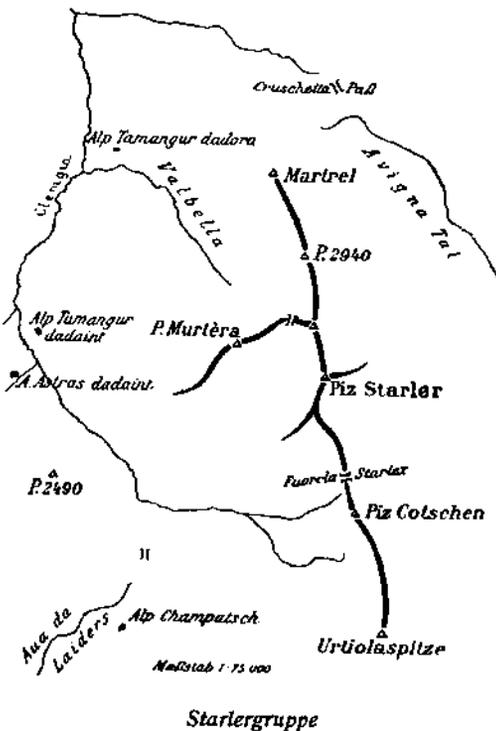
Am zeitigen Nachmittage des 3. September 1909 fuhren wir, Spitz, Serafin und ich, in einem kleinen Wagen unseres liebenswürdigen Wirtes, des Herrn Graß, von Fuorn über den Ofenpaß hinüber bis zur ersten Serpentine jenseits des Passes, stiegen hier aus und wanderten über Fontauna da Scarl zur Alp Tamangur dadaint, wo wir freundlich aufgenommen wurden. In der Nacht regnete es, oben fiel etwas Neuschnee, wir konnten daher am nächsten Morgen erst gegen 7 Uhr aufbrechen; Serafin blieb in der Alpe zurück. In ostnordöstlicher Richtung stiegen wir über bequeme Grashänge hinauf und gingen so unter den Wänden des Murterà entlang, bis wir oberhalb des Tälchens Valbella waren; hier schwenkten wir nach Südosten, um die Scharte zwischen dem Piz Murterà und dem Starlerkamm zu erreichen. Es war bitter kalt, so daß der Schutt durch den Frost vollständig festgelegt war. Anfangs freuten wir uns darüber, denn so lange die Neigung des Hanges nicht sehr groß war, kamen wir auf diese Weise ganz gut vorwärts; als es oben aber immer steiler wurde, entwickelte sich der Anstieg allmählich zu einem geradezu greulichen Schinder. Oft fühlte man sich versucht, in den hart gefrorenen Erd- und Schutthang hinein Stufen zu schlagen, doch war dies natürlich beim besten Willen ganz unmöglich. Wir waren daher herzlich froh, als wir endlich Schnee betreten und auf diesem das letzte Stück zur Scharte emporsteigen konnten. Diese ist nicht sehr tief ein-

<sup>1)</sup> Wie ich dem Büchlein „Sesvenna und Lischanna“ von Ad. Wizenmann entnehme, heißt der Berg eigentlich nach der darunter liegenden Tiroler Stieralpe „Stierler“, dia-

lektisch Starler. Aus dem r wurde durch einen Druckfehler auf der Schweizer Karte ein x und nun ein scheinbar romanisches, sinnloses Wort (Piz Starlex).

gesenkt, der Piz Murtèra hängt also mit dem höheren Starlergrat orographisch sehr eng zusammen.

Der Nordostgrat des Murtèra<sup>1)</sup> (Abb. 8, S. 256) beginnt mit zwei mächtigen Türmen und verläuft dann nahezu horizontal zum Hauptgipfel hinüber. Wider Erwarten hielt uns die Überkletterung des ersten Gratturmes, der nur etwa 30 m niedriger ist als der Gipfel, nicht lange auf; dagegen ist der zweite ein bedeutend wilderer Geselle. Von der Scharte zwischen den beiden Türmen querten wir Stufen schlagend (Eisrinne) nach rechts, um dann — etwa in der Falllinie — in frischer, fröhlicher Kletterei zur Spitze des zweiten Turmes hinaufzukraxeln. Schon glaubten wir, durch unsere bisherigen leichten Erfolge übermütig geworden, den Murtèragrat „in der Tasche zu haben“, doch rasch wurden wir eines Besseren belehrt; denn als wir uns vorbeugten, um den Abstieg von unserem Turme nach Südwesten zu betrachten, da sahen wir eigentlich nur Luft, viel Luft, und tief unten, etwa 40—50 m unter uns, die Schutt-scharte, zu der wir hinabgelangen mußten. „Das kann ja nett werden“, dachte ich im stillen, während ich die glatte Wand sorgfältig musterte. Ohne komplizierte Abseilmanöver kamen wir da auf keinen Fall hinter, soviel war sicher; es konnte



sich also nur darum handeln, in freier Kletterei möglichst tief hinabzukommen. Indem wir zunächst auf unserer Aufstiegsroute zurückkehrten und dann (im Sinne des Abstiegs) nach links schräg abwärts querten, gelang es uns in der Tat, die obersten 15 m des Abbruches zu umgehen. Allerdings hatten wir dafür einen schwerwiegenden Nachteil eingetauscht, wir befanden uns jetzt nicht mehr senkrecht über der Scharte, sondern das schmale Band, auf dem wir standen, endete vorher (nördlich von der Scharte) in der Wand. Je weiter rechts wir uns abseilten, umso höher wurde die Wand unter uns, da von der Scharte aus eine ziemlich steile Rinne nach Nordwesten hinabzieht. Ich verfolgte daher, von Spitz gesichert, das Band bis zu seinem äußersten Ende und trieb dann, mich weit vorbeugend, in einen engen Ritz möglichst weit links einen Mauerhaken ein. Furchtbar schwer und langsam ging der Stift hinein, und mir wurde der Arm fast lahm vom Schlagen; da mir aber trotz aller Mühe die Zuverlässigkeit des Mauerhakens nicht ganz zweifellos erschien, so sicherte ich ihn zunächst durch eine Rebschnurschlinge und zog dann erst das Seil durch den Ring.

Wie die Abseilstrecke war, ließ sich von oben aus nicht sicher beurteilen, doch war es in diesem Falle von großer Wichtigkeit, sich vorher über die Situa-

<sup>1)</sup> Siehe „Tourenberichte“ O. A.-Z. 1910, Nr. 817, S. 204 ff.

tion vollständig klar zu werden. Daher nahm ich Abseilschluß und ließ mich über den obersten Überhang bis zu einem schlechten Stande hinab, von wo aus ich, mich weit hinausbeugend, die kommenden Genüsse in Ruhe besichtigen konnte. Unter meinem Stande ein gelbroter Überhang, darunter ein schmales Gesims, das nach links zu einem Kamin führt; in diesem würde man dann wohl bis zu einer Schutтерrasse hinabgelangen können; von dort aus wahrscheinlich noch eine zweite „Abseilfuhr“ — „leicht wird die Geschichte nicht sein, aber doch wohl möglich.“ Als ich mit meinen Betrachtungen so weit war, kletterte ich, von Spitz gezogen, wieder zu ihm hinauf und setzte ihm meinen Plan auseinander. Nun konnte es losgehen. Ich blieb also beim Mauerhaken zurück und sicherte meinen Freund, der sorgfältig Abseilschluß faßte und dann die Luftreise antrat. Als er mir zurief, er stecke glücklich im Kamin, folgte ich ihm nach; langsam ließ ich mich über die erwähnten beiden Überhänge bis zum Gesims hinunter und schob mich auf diesem bedächtig nach links hinüber zum Kamin. Unleugbar war der Platz hier etwas beschränkt, Spitz mußte mir deshalb schleunigst das Feld räumen und den Abstieg zur Schutтерrasse fortsetzen. Jetzt ergab sich ein Übelstand, den ich allerdings bereits vorausgesehen hatte: Infolge des Quergangs (auf dem Gesims) befand ich mich nicht mehr senkrecht unter dem Mauerhaken; daher hing das Abseiltau, nachdem Spitz daran hinabgeklettert war, etwa 3 m von mir entfernt. Immer wieder versuchte er, das doppelte Seil zu mir herüberzuschleudern, bis ich es endlich, wohl beim zehnten Versuch, mit dem ausgestreckten Pickel einfangen und zu mir herüberziehen konnte. Nun stand auch ich bald unten auf der Schutтерrasse, und rasch war das Seil nachgezogen. Wenige Schritte nach links und es folgte eine zweite Abseilstelle, nur etwa 10 m hoch, aber fast vollständig frei durch die Luft; da sie aber im übrigen „ohne alle Finessen“ war, hielt sie uns nicht lange auf. Von der Scharte am Fuße unseres Turmes betrachteten wir staunend den soeben bezwungenen Abbruch, der hier einen überwältigenden Eindruck machte; wenn wir's nicht selber eben erlebt hätten, wir hätten einen Abstieg kaum für möglich gehalten.

In gehobener Stimmung, uns noch öfters umdrehend, setzten wir die Gratwanderung fort. Die folgenden Zacken teils umgehend, teils überkletternd, rückten wir in scharfem Tempo bis zur Gipfelwand vor, die aus der Ferne ziemlich böse ausgesehen hatte, sich aber nun als recht harmlos herausstellte. Etwas links von der Gratkante stiegen wir in unschwieriger Kletterei hinauf zum Gipfel des Piz Murtèra,<sup>1)</sup> 2998 m. Es war bereits 6 Uhr abends, wieder einmal stand ein Wetterumschlag bevor. Zwischen den düsteren Wolkenmassen warf die tief stehende Sonne grelle Lichter auf das wilde Spitzengewirr der Engadiner Dolomiten; es lag eine ganz eigenartige, unruhige, drohende Stimmung in diesem selten schönen Landschaftsbild. Zu unserem eiligen Abstiege wählten wir die „übliche“ Route, d. h. über den Südwestgrat (mit einigen Umgehungen) bis zum Vorgipfel und von hier aus — meist über Schutt, zuletzt über Gras — zur Alp Tamangur dadaint, wo wir bei Einbruch der Nacht ankamen.

Als neue Tur kann ich in der Starlergruppe nur die Besteigung des Piz Murtèra über den gesamten Südwestgrat angeben.

Damit verlasse ich den nördlichen Abschnitt der Engadiner Dolomiten und beabsichtige, mich nächstens mit den südlichen Gruppen zu beschäftigen.

<sup>1)</sup> Erste Besteigung des Piz Murtèra durch Teilnehmer der Botanischen Exkursion des Eidgenössischen Polytech-

nikums zu Zürich, in der Zeit vom 22. zum 28. Juli 1906; 2. Besteigung durch Herrn Dr. Albrecht Spitz (allein).

## SCHNEESCHUHFAHRTEN IN DEN MÜNSTER- TALER ALPEN. VON VIKTOR BAUMANN UND FRIEDRICH BERGER

(V. B.) Die sinkende Sonne wirft die letzten rotgoldenen Lichtfluten über die weißgebänderten Felswände und Grattürme der Tschengelser Hochwand. Blaue, kalte Schatten wandern die weiten, schimmernden Schneehänge hinauf, die vom Fuß der Wände hoch oben zu den dunklen, schweren Wäldern herunterfließen. Weit hinten über der Lucke des Trafoier Tals ragen unendlich hoch und fern die Schneegipfel der Geisterspitze, Payerspitze und des Cristallo in das fahle Goldgelb des Abendhimmels. Weiße, funkelnde Schneeflanken, tiefblau beschattete Eishänge gleiten gleich einem makellosen Hermelin von den lichten Höhen in die grauen, dämmrigen Talschlünde der hintersten, wildesten Winkel des Trafoier Bergkessels. Da und dort durchzieht feines, dunkles Geäder die gleichmäßig herabflutenden Schneewellen: die Seraks des Trafoier und Madatschferners. Dem Ortler hat der Wettergott eine graue, trübe Nebelkappe über sein ungeheures Eishaupt gestülpt. Über die unendliche, graugrüne Steppe der Malser Heide zittern leise und verklungen die letzten Töne der Abendglocken von Graun und St. Valentin.

Durch ein finsternes Torgewölbe hatte ich dann langsam mein Stahlrößlein in die engen, holperigen Gassen von Glurns geschoben. Nächtliches Dunkel hatte sich breit und aufdringlich in den engen Winkeln zwischen den hohen, wackeligen Häusern eingenistet. Ein merkwürdiges Städtlein, dieses Glurns. Hohe Mauern, Türme und Tore halten die Behausungen der paar hundert Einwohner in treuer Hut, wie ehemals in den wilden, kriegerischen Zeitläuften des Mittelalters. Kaum, daß außer erwelchen armseligen Hüttlein ein Haus sich außerhalb der Mauern angesiedelt hätte. Da und dort schauen die eisigen Märzwolken durch brandgeschwärzte Fensterlücken in die Gassen herunter. Wie oft mochte im Laufe der Zeiten in diesem Winkelwerk der rote Hahn mit höhnischem Prasseln von First zu First gehüpft sein. Frost und Hitze und die Jahrhunderte haben in den Mauern große Risse gezeichnet. Still ist es in dem abgelegenen Städtchen geworden seit den Zeiten, da der ganze Handel und Verkehr aus der Ostschweiz herüber ins Tiroler Land über den Ofenpaß ging.

Am nächsten Morgen bin ich dann die halbe Stunde Wegs hinaufgewandert zum Malser Bahnhof. Meine beiden Kameraden Berger und v. Gregory abzuholen, die der Meraner Morgenzug mitbringen sollte, was er auch getreulich getan hat. Unser Ziel für heute war Santa Maria im Münstertal, das uns schon 1909 als Standquartier für Schneeschuh-Hochtouren gedient hatte. Für die westliche Ortlergruppe (Monte Livrio, Geisterspitze usw.) ist dies die einzige Ortschaft, die — bequem von Norden erreichbar — einen einigermaßen lawinensicheren Zugang zur Vierten Cantoniera und zum Stifiser Joch ermöglicht. Von Glurns zieht die Münstertaler Reichsstraße, langsam nach Westen ansteigend, durch schütterte, schöne Lärchenbestände taleinwärts, überschreitet dann die Münstertaler Ache und führt entlang der linksseitigen, steilen Talhänge. Lange Gräben und Wälle

bemerken wir am jenseitigen Ufer auf einem mattenüberzogenen Murenkegel. Chalavaina heißen die Romanen des Münstertals diesen Ort. Vor langen Zeiten haben hier die Bewohner des Tals in Gemeinschaft mit den Unterengadinern ein Heer Maximilians I. nach blutigen Kämpfen wieder hinausgeworfen aus ihren seit alten Zeiten freien Tälern und Bergen.

Taufers ist die erste größere Ortschaft nach Glurns an der Straße Schluderns-Ofenpaß. Drei verfallene Burgen stehen hoch oben am kahlen, sonnverbrannten Hang. Die eine soll einmal den Churer Bischöfen als Sommerfrische gedient haben. Angenehm muß es sich schon gewohnt haben da oben in Licht und Luft und Sonne. Von den beiden andern weiß der Volksmund nur Schlimmes zu erzählen. Sie waren Raubnester der allerschlimmsten Sorte. Bis wohl eines Tages die Bauern im Mut der Verzweiflung die Burgen ihrer Peiniger gestürmt und den Stegreifrittern unter dem Jubel der ganzen Talschaft das Handwerk mit Brand und Mord gelegt haben. Heute sind die drei Schlösser zerfallen bis auf die Türme, deren graue Mauern stolz und ungebrochen den wüsten Trümmerhaufen entragen. Die nächste Ortschaft Münster, die dem ganzen Tal den Namen gegeben hat, liegt bereits auf dem Gebiet des schweizerischen Kantons Graubünden. Von hier ab wird die Bevölkerung und ihre Sprache taleinwärts romanisch.

Gegen vier Uhr erreichten wir Santa Maria. Den nächsten Tag wollten wir bereits gründlich ausnützen. Einen der herrlichsten Schiberge, die dieser Gegend in Überfülle beschert sind, hatten wir auf das Programm gesetzt.

**PIZ URTIOLA, 2951 m** Im Jahr vorher hatten wir ihn wohl acht Tage lang belagert. Und Tag für Tag schneite es und stürmte es, bis wir den Urtiola zum Teufel wünschten und uns hinüber in die Sessennagruppe trollten.

Über Valcava, das eine kleine halbe Stunde von Santa Maria taleinwärts an der Ofenpaßstraße liegt, wanderten wir am nächsten Morgen einen steilen Ziehweg aufwärts, der zu den wenigen dürftigen Bauernhöfen von Valpaschun führte. Die Mittagsonne hatte hier an den Südseiten bis hoch hinauf die Hänge bereits aper geleckert. Oben bei Valpaschun rasteten wir ein wenig. Und kaum hatten wir ein paar Minuten gegessen, kam drüben im Südosten die Sonne über den schwarzgesprenkelten Felsbau der Fürkelspitze heraufgestiegen, versilberte mit blendendem Glanze die weichen, fließenden Konturen des Piz Minschun und des Ciavalatsch, warf lange, breite, gerade Lichtbäche hinunter in die Kühle, Frische und den graublauen Morgendunst in den Talgründen, zündete an den ungeheuren Wächtenzungen am Turettas-Ostgrat silberflimmernde Brände an.

Die Alp Sot, die wir von Valpaschun in einer kleinen Stunde erreichten, steht am obern Ende einer breiten Waldlichtung, die sich viele hundert Meter fast bis zur Talsohle tief unter uns hinunterzieht. Lichter Arvenbestand nimmt uns auf. Zwischen den Bäumen kommen wir in den Bereich des Pulverschnees, so daß wir in einem kleinen Tälchen Felle und Schneeschuhe, die wir wegen des guten, tragfähigen Harstes bislang hinter uns hergezogen hatten, anschnallen. Die Uhr zeigt bereits die zehnte Stunde. Die Sonne ist längst am Südhimmel hochgestiegen und blinzelt durch das dichte Geäste und die Nadelbüschel der hohen Zirbelkiefern in unsre kleine Mulde herein, malt in duftigen, blauen Tinten die Umrisse der schweren Bäume auf den weichen, samtenen Pulverschnee. Gelbe Lichtkringel zittern leise darüber, wenn ein sachter Talwind aus den Tiefen heraufkommt und mit linden, sanften Fingern zwischen Gezweig und Äste greift. Über der kleinen Talfurche, in der unsere Spur zwischen den Stämmen wie eine blaue Perlenreihe heraufzieht, steht groß und ruhig die Pyramide des Piz d'Ora. Grauer Mittagssonnendunst ist aus den Taltiefen in die Bergluft heraufgestiegen und

mildert und umschleiert die harten, blendenden Lichter, die der herrliche Berg zu uns herüberwirft. Hoch über uns ragt sein Haupt noch frei in die Luft. Noch ist kein Mächtigerer, Gewaltigerer hinter ihm aufgestanden, um ihn langsam und unerbittlich seiner Herrlichkeit und angemäßen Herrscherstellung zu berauben und ihn niederzudrücken, bis er wieder verschwindet in dem unendlichen Meer seiner gleichwertigen Brüder.

Langsam fuhren wir im Grund des Tälchens aufwärts. Die Mulde läuft in einen Steilhang aus, den wir in wenigen Augenblicken unter uns haben. Vor uns öffnet sich eine weite, ebene Waldlichtung. Zur Linken steigen die Hänge zum Piz Urtiola steil an. Die Baumbestände haben sich in dieser Höhe bereits gelöst und die Arven klettern da und dort in Gruppen zu zweien und dreien die Steilhänge bergan. Die Stämme weisen manchmal ungeheuren Umfang auf, die Kronen dagegen sind licht und zerzaust, die Zweige zur Erde gerichtet. Große, dürre Äste greifen wild und drohend und gespenstisch gleich riesigen, verdorrten Armen aus dem dichten Nadelwirrwarr in die Lüfte.

Wir überschritten die Waldlichtung und querten in die steilen Hänge hinüber. Nach Überschreitung einer talwärts streichenden Rippe erreichten wir wieder bequemeres Terrain. Die letzten einsamen Arven sanken allmählich hinter uns in die Tiefe. Eine kleine Graskuppe bot uns einen Rastplatz, von dem die Sonne fein säuberlich den Schnee weggeleckt, den der schnaubende Bergwind nicht fortgeblasen hatte. Das Panorama der ganzen südlichen Münstertaler Alpen hatte sich vor unsern Augen entrollt. Tief unter uns lag Santa Maria. Von der Kreuzung der Ofenpaßstraße und des wilden Muranzino sind die Häuser allmählich immer weiter hinausgerückt, und so hat sich im Lauf der Zeit die Dorfanlage herausgebildet, die Santa Maria heute so auffällig von jeder andern Schweizer Ortschaft unterscheidet, die Anlage des ganzen Dorfes in Form eines Kreuzes mit vier gleichlangen Armen.

Gerade uns gegenüber öffnet sich die wilde Felsenschlucht des Muranzatals, aus dessen hinterstem Grund prächtige, edelgelformte Firnpyramiden und wilde Felsberge zu uns herüberblicken. Von dem schlanken, eleganten Kegel des Piz Ciavalatsch draußen an der Mündung des Münstertals ins Vinschgau bis zu den massigen Bauten des Piz D'Ora und Piz D'Aint am Ofenpaß machen uns alle Berge der südlichen Münstertaler Alpen ihre Aufwartung. Und diese ganze prächtige Berggruppe überragt in unerreichbarer Erhabenheit der hohe, wilde, firnübergossene Block des Ortlers an die neunhundert Meter. Die Eisfelder des obern Ortlerplateaus unterhalb des feinen, dünnen Gipfelzackens funkeln und flimmern im opalfarbenen Glanz der Mittagssonne. Die Geisterspitze, auf die uns einer der nächsten Tage führen sollte, baute sich gerade über der Talfurche auf, die der Muranzino im Lauf der Jahrtausende gegraben hat. Heute geht durch diese Schlucht eine moderne Kunststraße zur Vierten Cantoniera am Wormser Joch hinauf.

Gegen Mittag erreichten wir den Westgrat, der zum Sattel zwischen Urtiola und Muntet herunterzieht. Die einzelnen Graterhebungen, die oft von sonderbaren Felsbildungen gekrönt waren, umgingen wir bald auf der Nord-, bald auf der Südseite. Ein langsam zwischen Schneekuppen ansteigendes Hochtal führte uns rasch in eine breite, geräumige Mulde, die vom Gipfel des Piz Urtiola nur mehr einige zwanzig Meter überhöht wurde. Gegen 1 Uhr betraten wir den höchsten Punkt. Die unerträgliche Hitze, die uns die letzten Stunden des Aufstiegs so mühselig gemacht, wurde hier heroben durch einen leichten, kühlen Wind gemildert, der von den weiten Almrevieren von Astras und Champatsch über die felsigen Nordhänge heraufstrich.

Der unendliche Rundblick nach Norden und Westen war mit einem Male frei geworden, als wir von Süden her auf den Gipfelgrat hinaustraten. Tief unter uns breiteten sich die weiten, unberührten Arvenwälder von Astras und Tamangur aus. Fremde und unsagbar öde Hochtäler öffneten sich nach allen Seiten. Das ganze Gebiet eine fast völlige terra incognita.

Diese große, ausgedehnte Alpengruppe hat die Schweiz als Naturpark reserviert; sie will diese letzte, von den Errungenschaften moderner Kultur und Zivilisation verschont gebliebene Berglandschaft auch künftig vor deren Eindringen und ihren verderblichen Wirkungen auf die heimische Fauna und Flora mit allen gesetzlichen Mitteln schützen. Sonderbar berührt der Gegensatz, wenn man aus dem Engadin mit seiner Hyperkultur und seinem wie kaum wieder irgendwo in den Alpen entwickelten internationalen Verkehrs- und Badewesen in eine der finstern, wilden und öden Felsenschluchten dieser Berggruppe wandert, in denen der Bär und der Luchs, der Lämmergeier und der Steinadler ihre letzte Zufluchtstätte in den Alpen gefunden haben.

Eine der herrlichsten Berggestalten der Münstertaler Alpen steht uns gerade gegenüber, der Piz Murtera. Ein langer, schmaler, mit Gendarmen und Wächten besetzter Grat verbindet unsern Standpunkt mit dem Stierlerkopf, dem zweiten Hauptgipfel des Murteramassivs. Und dann ringsum die unendliche Reihe von Gipfeln. Wozu soll ich sie alle nennen? Unbekannt sind bis heute ihre Namen geblieben wie die Täler, über die sie ihre Häupter in einsamer, selten geschauter Pracht und Herrlichkeit erheben. Gleichmäßige Schneepyramiden erblicken wir, daneben runde, weiche Kuppen, die wieder von irgend einem Felsgipfel mit ungeheuren, schwarzen Wänden und zersägten Schneiden überragt werden. Dazwischen tief eingerissene, enge Täler, deren Flanken von Lawenzügen durchfurcht sind, breite, viele Quadratkilometer große, wellige Hochflächen, auf denen man in Nebel und Wettersturz tagelang herumirren kann, bis Hunger und Kälte oder eine barmherzige Lawine der Verzweiflung ein Ende macht.

Dann gingen wir zu den Schneeschuhen zurück. Zischend durchschneiden die Schispitzen des Ersten den lockeren Pulverschnee. Der Zweite verschwindet hinter einer Felsecke. Ich fege als Letzter den Spuren meiner Kameraden nach, die Mulde hinunter, die wir heraufgekommen waren. In einem Schneeloch hinter einer Wächte fand ich sie, behaglich die Glieder in der Gluthitze, die sich in dem windgeschützten Plätzchen eingenistet, streckend und dehnend. Ein Riesenstück Butterbrot und ein beinahe ebenso großes Stück Zucker bilden unser Mittagmahl. Wenige Minuten darauf fährt jeder von uns seinen eignen Weg in weiten Bögen die steilen Hänge hinunter. Wir hielten nach Westen dem Sattel zwischen Urtiola und Muntet zu, um über die Möglichkeit eines Übergangs nach Scarl ins klare zu kommen, da auf die Siegfriedkarte auch hier, wie an so vielen andern Stellen in den Münstertaler Alpen in den Details kein Verlaß ist. So viel wir vom Sattel aus sehen konnten, war ein Übergang an dieser Stelle ins Scarler Becken nicht nur möglich, die Abfahrt hinunter zur Astrasalp schien sogar einen ungewöhnlichen Genuß zu versprechen.

Vom Muntetsattel sausten wir die steilen, aber prächtig gleichmäßigen Hänge gegen die Steinhütte von Margun dell'Alp Sot abwärts, von wo wir dann in der Isohypse nach Süd-Osten zu unsrer Aufstiegsspur hinüberquerten. Wir erreichten sie auf der ebenen, großen Waldlichtung. Von der Terrasse springt gegen Süden ein Waldgrat aus den Hängen heraus, der sich zu einer selbständigen Kuppe, der Craischtaskuppe, aufschwingt. In einer Viertelstunde standen wir drüben auf der Kanzel und blickten zwischen den dicken Arvenstämmen tief hinunter in die Gassen von Valcava und Fuldera.

Zur Abfahrt wählten wir einen steilen Waldgraben, der in den Ostflanken unseres Berges auf einen ungeheuren Murenkegel ausmündet. Der Harst auf dieser Seite des Berges, die Steilheit der Hänge und der dichte Tannenwald beeinträchtigten den Genuß der Abfahrt erheblich, bis auf die untersten vierhundert Meter von der kleinen Ortschaft Pütschai abwärts, wo wir freies Gelände trafen. Gegen  $\frac{1}{2}$  7 Uhr abends schritten wir selbender durch die Gassen von Santa Maria. Noch am selben Abend hatte sich das Ereignis im ganzen Dorf herumgesprochen.

Einige Jahre vorher, so berichteten uns einige Leute aus Santa Maria, hatten der Herr Lehrer und der Herr Pfarrer der Ortschaft die erste Besteigung des Urtiola mit Schneeschuhen durchgeführt. Daraufhin, so behaupten böse Zungen, hätten sie schleunigst Schneeschuhe und alles was drum und dran hängt, für billiges Geld verkauft.

### GEISTERSPITZE, 3478 m

In endlosen Serpentinien klettert heute die moderne Kunststraße, die durch das Muranzatal zur Vierten Cantoniera und nach Bormio führt, die steilen Hänge bergan, mit denen der Piz Minschuns ins Münstertal absetzt. Ein fröhliches Schiheil ruft uns der schweizerische Zollbeamte zu, als wir tags darauf am frühen Morgen an seinem Häuschen vorbeiwandern. Hoch oben bei der letzten Kehre, bevor die Straße einbiegt in die Muranzaschlucht, halten wir die erste Morgensiesta. Ich kenne kaum ein Plätzchen in diesem herrlichen Winkel Graubündner Lands, von dem man ein ähnliches Talbild von solch vollendeter und abgeklärter Schönheit zu genießen Gelegenheit hat. Wenige hundert Meter unter uns das stattliche Santa Maria mit seinem schlanken, gotischen Kirchturm. Darüber der Piz Urtiola. Schwer und wuchtig walt sein dunkler Waldmantel zu Tal, seine weichen Schneehänge, die von der sanften Gipfelhaube herunterfließen, glänzen und schimmern samten im ersten Morgenstrahl der aufgehenden Sonne. Im Westen ragen die drei Wahrzeichen des Münstertals, Piz Turettas, Piz d'Ora und Piz d'Aint ruhig und stolz in das blendende, gelbe Licht des Wintermorgenhimmels. Weite Lärchen- und Arvenwälder begleiten den Bergkamm bis hinauf zu der breiten Einkerbung in dem Riesenrund von Gipfeln, dem Ofenpaß.

Im Lauf der Jahrtausende haben die tosenden Wildbäche aus den finstern Rüfenschluchten ungeheure Schuttkegel in den Talgrund hinaus geschoben. Sie legen sich wie breite Riegel bis zum jenseitigen Talhang vor und haben so bis hinauf zum Ofenpaß Terrasse um Terrasse in der breiten Sohle des Tales angeschüttet. Tief unter uns rauschen die Wasser des Muranzino unter Schnee und Eis durch die Felsenschluchten. Am jenseitigen Hang des Tals durchreißen ungeheure Lawinenrillen die Abstürze des Piz Lat auf viele hundert Meter. Die tiefeingefurchten Rinnen bilden die Abzugskanäle für die Schneemassen, die sich in den ausgedehnten Ostwandfluchten und Steilschrafen des Berges ablagern.

Kurz vor der Pont Teal, der ersten Brücke über den Muranzino, überschritten wir den Schneekegel einer ungeheuren Staublawine. Ein halbes hundert Meter über uns lag eine Tanne, ihr Stamm mochte gut dreiviertel Meter im Durchmesser aufweisen. Sie war abgeknickt wie ein Streichholz. Weit unten neben dem Bachbett ragten die Spähne des Stumpfes aus dem Schnee. Die eisernen Stützen, die zur Befestigung der Geländerbalken dienen, waren wie Strohhalme krumm und eckig gebogen, Eisenstücke, die die Stärke von Eisenbahnschienen besaßen.

Bei der Pont Teal mündet links das Costainastal ins Muranzatal. Ein Steilhang, der nicht allzu lawinensicher sein dürfte, erschwert im Winter den Aufstieg in die Hochmulde. Öd und ungastlich mag es im Hochsommer da oben in den Steinwüsten sein. Nun werden auch die Bäume seltener und verschwinden oberhalb

der zweiten Muranzino-  
brücke aus dem Landschaftsbilde. Allein noch Schnee und schwarzbraune Felsen ringsum, tiefblauer Himmel darüber. Vor uns tauchen weiße Schneekämme auf. Wir sind bei der Alp Muranza, bei der wir kurze Rast vor dem letzten,



Abb. 1. Westliche Ortlergruppe im Winter vom Monte Livrio (Text S. 292)

steilen Aufstieg zur Vierten Cantoniera zu halten gedenken. Ein leichter, kühler Wind war aufgesprungen und scheuchte uns in das Innere der Alphütte. Im Jahr vorher hatten wir hier vor dem wütenden, eisigen Südost kehrtmachen müssen. Heulend war er aus den Schluchten im hintersten Grunde des Muranzaltals herausgekommen, hatte von den weiten Firnfeldern droben zwischen Cristallo und Livrio Wolken scharfer, ätzender Eisnadeln auf seinen Flügeln mit heruntergetragen. Stundenlang hatten wir dem fürchterlichen Gegensturm und der bitteren Kälte Meter für Meter abgetrotzt, bis bei der Muranzaalp, in der wir nun beisamensaßen, uns die Kraft und der wilde Trotz zu verlassen begannen. Wenige Minuten Rast vor der damals völlig verschneiten Hütte hatten uns unsere Ermattung und die



Abb. 2. Ortler vom Turettaspaß (Blick gegen Südosten) (Text S. 295)

drohende Nähe der Gefahr des Erfrierens inschrecklicher Deutlichkeit erkennen lassen. Da waren wir umgekehrt. Und als ob sich der Sturmgott darüber freue und uns noch helfen wolle, sein Reich möglichst bald zu verlassen, schob er bei der Abfahrt kräftigst mit, was wir dankbar annahmen, da wir auf diese Weise rasch und mühelos, allerdings halb „per Schub“, wieder ins Münstertal hinuntergelangen.

Von der Alp Muranza erreicht man, im Anfang etwa andert-halb-hundert Meter ansteigend, eine tief in die Hänge eingeschnittene, im Grund fast ebene Mulde, die wir bis in den hintersten Winkel verfolgten. Der streckenweise völlig verwehten Straße am rechten Talhang nachzufahren, hatten wir keine Lust, da die Hänge größtenteils ver-herrscht waren und stundenlanges, mühseliges Queren erfordert hätten. Der letzte

jäh Hang hinauf zum Wormser Joch kostete noch einige Anstrengung. Er verliert allmählich an Steilheit und geht in ein fast ebenes Schneefeld über. Vor uns taucht eine regelmäßige Reihe von Steinpfosten auf. Wir betreten die Straße von Bormio hinauf zum Stilsfer Joch.

Die Vierte Cantoniera stak auf der Nordwestseite bis über das Dach unter einer riesigen Schneehaube, und vor dem Tor auf der Südseite war eine wohl zehn Meter hohe Schneedüne angeweht. Gegen vier Uhr schnallten wir in dem großen Vorraum, den man durch das Haupttor betritt, die Schneeschuhe ab. Dann begann die Suche nach etwaigen menschlichen Bewohnern. Durch eine Unmenge von Türen, Toren, Remisen, Ställen und Kammern entdeckten wir schließlich eine Treppe. Hier kam uns der Wegwärter entgegen, der im Winter auf der Cantoniera haust und der eben

nachsehen wollte, was die Ursache des Klapperns und Rumorens da unten in den Vorhallen bedeuten mochte.

Aufgehoben waren wir bei den Leuten, Italienern aus Bormio, ausgezeichnet. Sie konnten leider kein Wort Deutsch und wir drei zusammen nicht viel mehr Italienisch. Nun, Spaghetti haben wir am Abend doch bekommen und auf unsere Mahnung: „muolti,



Abb. 3. Oberes Münstertal und Ofenpaß

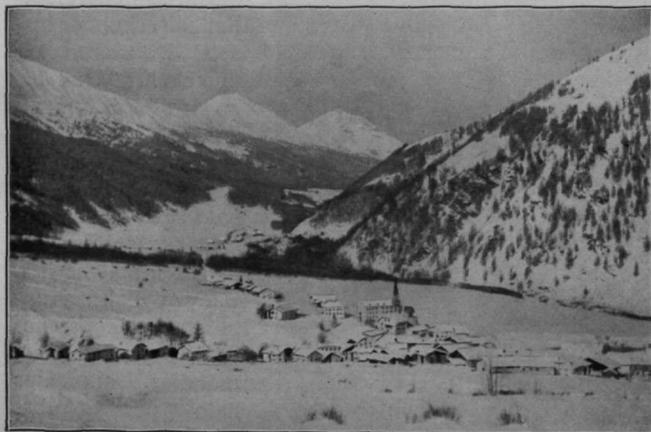


Abb. 4. Santa Maria



Abb. 5. Pforzheimer Hütte (Text S. 301)

grandi, muoltissimi“, hatte die gute Frau des Wegmachers uns fast einen Waschzuber voll von den appetitlichen Nudeln vorgesetzt.

Vor dem Abendessen waren wir noch einmal hinausgefahren, um für den Morgen des nächsten Tages bis zum Stelviopaß hinaufzuspuren. Von Ferdinandshöhe waren wir dann beim letzten Schimmer der sinkenden Sonne zur Dreisprachenspitze durch

tiefen Schnee hinaufgewatet. Unvermittelt fällt hier der Blick hinunter in die schattigen, blauen Tiefen des Trafoiertals. Da unten macht sich schon die Dämmerung breit, kriecht langsam die steilen Schluchten und Kare und Eisrinnen herauf gegen die Kämme, Schneiden und Gipfel, die die Sonne mit schimmerndem Rotgold überkleidet. Schier ungeheuerlich und erdrückend lastet die Wucht des Ortlermassivs auf der ganzen Gegend. Kaum, daß daneben die zierlichen Fels- und Eisgebilde der Thurwieserspitze, der Trafoier Eiswand, des Cristallo und wie sie alle heißen, sich noch ein bißchen Geltung zu verschaffen vermögen. Weit drunten im Südwesten ragen drei einsame Pyramiden hoch über das Gipfelgewirr der Alpen von Livigno heraus. Einige leuchtende rote Lichtreflexe werfen ihre Eisflanken zu uns herüber. Bernina, Palü, Roseg sind die Namen der fernen Berge. In wenigen Minuten waren wir dann wieder hinuntergefahren zur Cantoniera.

Die aufgehende Sonne des nächsten Morgens sah uns oben an dem Stilfer Joch. Vom Hotel Ferdinandshöhe querten wir den Steilhang des Grats, der vom Monte Scorluzzo herunterstreicht, und fuhren dann auf die weite, langsam ansteigende Schneefläche des Ebenferners hinaus. Wir hielten uns ziemlich rechts, um den Spalten, die der Monte Livrio auf

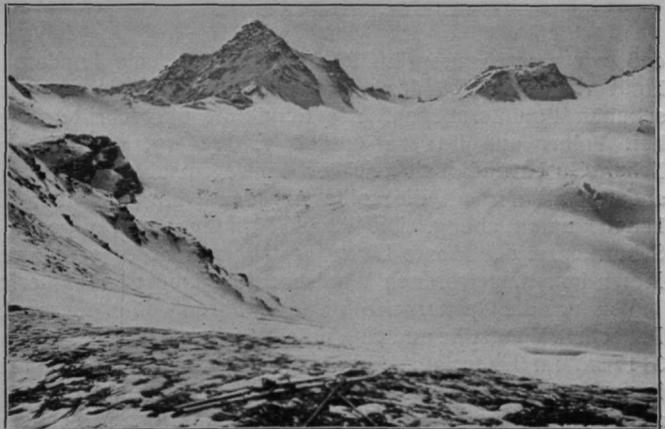


Abb. 6. Montpitschen u. Piz Forratrida von der Fuorcla Sesvenna aus (Text S. 301)

dieser Seite zeigt, nach Möglichkeit auszuweichen. Langsam sinkt die Doppelkuppe des Scorluzzo hinter uns tiefer und tiefer. Vom Sattel zwischen Monte Livrio und Naglerspitze geht es dann fast eben nach Südosten, wo sich das breite, schöne Dreieck der Geisterspitze aus dem sanft abwärts fließenden Firnstrom aufschwingt. Hinter der Naglerspitze wird der Blick auf die Hohe Schneide und den Cristallokamm frei. Ungeheure Eisklumpen hängen absturzbereit über ihre steilen Nordflanken herunter. Tief in die Hänge eingegraben windet sich die Vedretta Vitelli wie eine Riesenschlange vor ihm zu Tal. Breite, tiefe Spalten durchreißen da und dort den gleichmäßigen Fluß des Eisstroms.

Fünfundzwanzig Meter unterhalb der Randkluft der Geisterspitze schnallten wir ab. Die Kluft selbst bot nur insofern einige Schwierigkeit, als mehrere Meter unter- und oberhalb blankes Eis zutage trat und meine Kameraden lediglich mit ungenagelten Schistiefeln versehen waren. Außerdem hatten sie das Mitschleppen eines Pickels vorsorglicherweise mir überlassen. Mit Hilfe einiger Stufen, etwas Seilziehens

und einigen wenigen ziemlich unchristlichen Gesprächen Bergers, unseres Mittelmannes, ging die Überschreitung glatt vonstatten. Der Genuß der Gipfelrast wurde uns durch den Schatteneiner dicken Wolke und durch eisigen Nordwind erheblich beeinträchtigt, so



Abb. 7. Sesvennagruppe von der Raßasspitze aus (Text S. 301)

daß wir unsern ursprünglichen Plan, noch die hundert Meter zur Payerspitze hinüberzugehen, abänderten und nach wenigen Minuten wieder zu unsern Schneeschuhen hinunterstiegen. Die Randkluft überschritten wir diesmal der Einfachheit halber auf die Weise, daß v. Gregory, am Seil gesichert, mit beträchtlicher Geschwindigkeit darüber hinwegrutschte und uns dann einen nach dem andern, als wir auf die selbe Art den Übergang über die Kluft bewerkstelligt hatten, unten abfing. Die Abfahrt hinüber zu der gegen Trafoi vorspringenden Schuttkanzel des Monte Livrio gestaltete sich der stellenweise über einen halben Meter hohen, gefrorenen Windschaukeln wegen wenig erfreulich.

Was uns die Geisterspitze nicht gewähren wollte, ein sonniges, warmes, bequemes Plätzchen, Windstille und eine prächtige Aussicht, genossen wir vom Monte Livrio, 3117 m, im Übermaß. (Abb. 1, S. 289.) Gerade unter uns stürzt der Madatschferner tausendfältig in Spalten und Eiswände und dünne, wackelige Seraks zerissen in die Tiefe. Finster ragen die schwarzen, schneegebänderten Felsbauten der drei Madatschspitzen gegenüber aus den Eisfluten. Links neben der Geisterspitze hat sich eine wundersam weich, fein und elegant aufgebaute Schneepyramide



*Aufnahme von Friedrich Berger*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Fuldera d'Ora mit Piz Lad*

aus dem Gipfelwirrwarr geschält, die Tuckettspitze, einer der schönsten Berge der Ortlergruppe. Und dahinter türmen sich die Gratschneiden und die blanken, glitzernden Eisfluchten der Thurwieserspitze und der Trafoier Eiswand auf, eine wilder, eine unnahbarer wie die andre. An den Gendarmen und Flanken des zersägten Bäckmanngrates ist kaum etwas Schnee haften geblieben. Fast senkrecht schießen seine Nadeln und Wände aus den Brüchen des Unteren Ortlerferners. Jenseits der Abgründe des Trafoier Tals baut sich der Ortler auf mit unsagbarer Wucht. Durch lange Rinnen fließen die Eiskaskaden des Unteren und Oberen Ortlerferners vom flachen Gipfelplateau in die Tiefe. Und über all die Herrlichkeit hat die Mittagssonne blendendes, gleißendes Silber aus dem Füllhorn ihrer Lichtfluten gegossen. Fast müde von all dem Schauen fahren wir auf dem Rücken, den wir gekommen sind, hinüber zur Naglerspitze, 3259 m. Oben zwischen den Felsen der Gipfelzacken halten wir ein Stündlein Mittagsrast und lassen uns die wohlige Wärme der Märzsonne durch die Glieder rieseln.

Dann sausen wir hinunter, der eine da, der andre dort, jeder, wo er den bessern Schnee zu finden hofft, zum Col di Vitelli, zwischen Naglerspitze und Monte Scorzuzzo. Je tiefer wir kommen, desto besser wird der Schnee, desto kleiner und nachgiebiger die tückischen Windschneifen. Freund v. Gregory lehnt es ab, uns noch auf die beiden Monti Scorzuzzo, 3094 m, zu begleiten. Er hat in der Nacht auf der Vierten Cantoniera kaum geschlafen und so raten wir ihm, hinunterzufahren und „muolti grandi Spaghetti“ zu bestellen. Wie wir auf den Nordgipfel des Scorzuzzo, ca. 3000 m, hinaustraten, konnten wir den Freund wohl fünfhundert Meter unter uns als kleinen Punkt die Hänge vom Stifiser Joch zur Cantoniera in weiten, eleganten Bögen hinuntersausen sehen.

Oben vom Hauptgipfel wurde heute das erste Mal das Panorama der Südtiroler, der italienischen und Schweizer Alpen frei. Brenta, Presanella, Adamello, das ganze ungeheure Gebiet der Livignaner Berge lag vor uns, deren Mitte wild und zerrissen und einsam die Cima di Piazza entragte. Und weit, weit draußen im Südwesten, vom Mittagssonnendunst grau umschleiert, recken fremde, hohe Bergeshäupter ihre Eisschneiden in den blauen Märzhimmel. Monte Rosa, Strahlhorn und manche andere.

In rasendem Laufe waren wir eine Viertelstunde später an Ferdinandshöhe vorbei auf herrlichem Pulverschnee zur Cantoniera hinuntergesaust. Eine unergründliche Schüssel Spaghettisuppe erwartete uns. Gegen 3 Uhr nachmittags brachen wir in das Muranzatal auf. Herrlich war die Fahrt, die fast ununterbrochen durch das Bachbett des Muranzino hinunter zur Alpe und in wenigen Minuten von da an der obern Brücke vorbei zur Pont Teal führte. Die übrige Strecke von Teal bis hinunter nach Santa Maria ließen wir uns Zeit. Wir hielten noch einmal bei dem Häuschen, wo die ersten Serpentinaen beginnen, eine halbe Stunde Rast, warfen noch einen Blick auf die Wälder und Fluren und Dörfer des gesegneten Münstertals und schauten hinüber zum wächtengekrönten Ostgrat des Turetts, auf dessen Scheitel uns vor einem Jahr Stunden seligen Genusses beschieden waren. Dann warfen wir auch einen Blick hinüber zu den sanften Kuppen des Piz Minschuns bei Cierfs und seines Zwillingsbruders, des Murtera da Cham-patsch, auf deren Hochflächen wir im vergangenen Jahr im wütendsten Schneesturm einen halben Tag herumgeirrt waren.

Dann sind wir langsam die vielen Serpentinaen der Umbrailstraße nach Santa Maria hinuntergefahren. Und siehe da, auch unser alter Freund, der Zollbeamte, kommt schleunigst aus seinem Häusel gerannt und bietet uns mit einem herzlichen Grüßgott den ersten Willkomm in Santa Maria.

**SANTA MARIA UND  
DAS MÜNSTER TAL**

(F. B.) Es war ein Tag von seltenschöner Art. Hemdärmelig durchfahren wir die Hänge überm Münstertal, atmeten mit Hochgenuß die reine, eisigkalte Luft, und dampften in der Märzsonne und ob der vielen Schwierigkeiten des stark verworfenen Geländes wie jene Riesenrösser, die schwer und wuchtig in der Heimatstadt das „edle“ Naß befördern. Schwung kam auf Schwung und Sprung auf Sprung, und als es nicht mehr ging, standen wir beim Wasserwerk und sahen in das weite Land. Wie schön das heute war! Klar wie Kristall der Himmel über uns; so heimatlich die Berge fern und nah, wie man sie nur an Sonnentagen und voll von Lebenslust erschauen kann. Ein feiner Arvenduft, der durch die Luft zog, und jene warme Farbe, die neues Leben im Gehölz verrät, ließ uns im tiefen Schnee den nahen Frühling ahnen. Das lockt und — holdriohühü! Schon rast der eine schnurgerade und fahrend, fliegend, hüpfend, springend durchs freie Feld hinunter bis zum Dorf, um dann gemächlich wieder aufzusteigen und — holdriohühü, schon windet sich ein anderer in kunstgerechter Bogenfahrt durch alle die Hindernisse auf der anderen Seite. Schwung kam auf Schwung und Sprung auf Sprung, bis wir dann später wieder hoch oben auf dem Wasserwerke die Schönheit eines alten Tales lautlos, voll tiefer Herzensfreude zu lieben und zu schätzen wußten. — Fernhin zieht sich der weite Grund. Doch von den Wasserwerken sieht man den höchsten Punkt Sü Som und unter ihm den Talabschluß bei Ora som Cierfs; man sieht von dort den steilen Grund bei Valcava und man erblickt Santa Marias Wälder, und zwischendrein die schönste Flur im Münstertal; darunter Münster mit dem alten Klosterbau, den Karl der Große einst im Wettersturm am Stilsfer Joch dem ersten Tal versprochen haben soll, das er gerettet und mit heiler Haut betreten werde. Bei Taufers, tief im untern Tal, dort bei dem schmalen Loch, durch das der Rambach sich ins freie Land hinunterstürzt, schließt sich das Bild, das man in seiner Art, still, einfach, groß und voller Macht wohl kaum an irgend einer Stelle wiederfindet. Santa Maria, so schön der Name klingt, so edel ist das Habit dieser alten Stätte. Ein seltenes Gemisch von sanften Hügelfluchten und riesenhaften Berggestalten. Seltsam in ihrer Art sind auch die Menschen, die das Tal bewohnen. Romanisch teils, und teils ein Kunterbunt von Eingewanderten aus aller Herren Länder. Dann wiederum, ganz unabhängig von der Abstammung, ein feiner, edler Typus auf der einen Seite mit schönen, scharfen Zügen und angeborener Kultur, die sich in allem, in der Klarheit ihrer Sprache und in der Sicherheit des Wesens, wie überhaupt im ganzen Handeln offenbart, und auf der anderen Seite ein dekadentes, an Geist und Körper leidendes Geschlecht, Kretins und Krüppel und blöde Unglücksmenschen. Es ist der fürchterliche Gegensatz von hoch und tief, von sanft und wild, von alter Selbstkultur und krasser Lebensnot, der dieses Tal lebendig und so menschlich macht. „Dieu con nus!“ — stolz, selbstgewiß klingt es im Munde jener Glücklichen: Gott war mit uns, Gott ist mit uns. „Dieu con nus!“ — zum jammervollen Schmerzensschrei verwandelt sich die Inschrift in der alten Kirche Santa Marias auf den Lippen jener Unglücksmenschen, die sich im körperlichen Elend und in Geistesnot durch dieses Leben schleppen. Durchwandert man die alten Stätten, so staunt man ob der edlen Kunst, die hier, die Eigenart des Tales mit prächtigem Empfinden meisternd, fast jedes Haus in seiner Art zu bauen und trotz alldem ein jedes recht unauffällig in das Ganze einzureihen wußte. Die tiefgelegenen und finstern Mauergänge, der freie Treppenaufbau vor dem Haus, das Fehlen jeder Zierlichkeit, das Wirkenwollen mit der großen Linie, der rauhe Kalkverputz, die hohen Gartenmauern, die schmale Straßenflucht — kurz all das raffinierte Sichanschmiegen an den zwiespältigen Charakter dieses Tales packt und erregt

und fesselt jeden, der zu lesen weiß. Es ist das Ahnen einer hohen Selbstkultur, die Achtung will und sie verdient. Es ist ein Wissen um das edelste Gefühl, das sich hier offenbart, das nur für seinesgleichen merkbar ist und dem profanen Auge sich ganz von selbst verschließt, indem es ihm unfaßbar bleibt. Man sehe Fuldera, man sehe auch die großen Häuser Valcavas, das alte Kloster Karls des Großen und manches kleine Haus, das still beiseite steht, und man begreift, was man in Worten schwerlich fassen kann.

**TURETTASGRUPPE** Am Ostersonntag um die Mittagszeit betraten wir die Sadraalpe, 2050 *m*, am Nordhang der Turettasgruppe und sahen in das Münstertal, das sich als Riesenmulde, mit hohem, festverschlossenem Gebirge rechts und links, in großem Bogen von Westen über Süd nach Osten zog. Die stark verworfenen, teils waldbedeckten, teils freien Faistashänge benützten wir als Aufstieg von Fuldera d'Aint, 1650 *m*.

Hoch über uns erglänzten in der Mittagssonne die riesenhaften Lahnenzüge der drei Turettasgipfel, 2960, 2750, 2612 *m*. Ein Schiterrain, waldfrei und wild verworfen, wie man es kaum zum zweiten Male wiederfindet, zog sich nach rechts hin zum Turettaspaß, 2570 *m*, der den Piz d'Ora, 2951 *m*, und den d'Aint, 2970 *m*, von der Turettaskette trennt. Hier eine langgestreckte, feste Kette, dort kecke Pyramidengipfel, die für den Schneeschuh unbetretbar scheinen, tatsächlich aber zu den schönsten Turen dieses Tals zählen. Im Vorjahr hatten wir erstmals den westlichen Turettas und seinen Partner mit Brettern mühelos bezwungen und wir gedachten damals lange noch der einzig schönen und wunderbaren Abfahrt nach Fuldera d'Aint, die sonderbarerweise, wie überhaupt die ganze Gruppe, bislang als Schigebiet vollständig unbekannt geblieben war.

Dieweil ich von der Sadraalpe direkt zum Fuße des Piz d'Ora aufwärtsstieg, benutzten die Genossen den schönen Sonnentag, um auch den Muntet (= kleiner Berg), 2465 *m*, aufzusuchen. Den Lahnenhängen der Turettas nach Norden vorgelagert, hoch über jenem Riesentobel, durch den die „Lawiners“ des wildzerfressenen Gehänges zur Val Ruina abwärtsführen, gewährt er einen imposanten Blick, besonders in der Morgen- und in der Abendsonne, da sie durch Licht und Schatten die eigenartige Gestaltung des mächtigen Turettashanges sehr deutlich sichtbar werden läßt. In großen Serpentinenaufwärtssteigend, durchfuhr ich langsam in der Richtung auf den Piz d'Ora die oberen Las Jondas-Alpen bis zum Turettaspaß. Hier setzt der Ostgrat des Piz d'Ora an, den wir besteigen wollten. Nach Norden hin sind ihm zur Seite und parallel zu ihm im Hang zwei deutliche Moränen vorgelagert. Zwei Mulden, die dazwischen liegen, ermöglichen den Anstieg bis zum Gipfel. Schon beim Turettaspaß (Abb. 2, S. 289) entfaltet sich ein Rundblick von ganz wunderbarer Art. Jenseits der tiefen Val Mora erheben sich die wilden Gipfel des Umbrail, 3033 *m*, und der Schumbraida, 3128 *m*, dann die Cornacchia, 3149 *m*, vor allem aber die Casina, 3184 *m*, die mit den Riesenwänden des Piz della Palas, 3005 *m*, besonders in das Auge sticht. Im feinen Dunst der lichten Ferne entdeckten wir auch diesmal wieder die prächtigen Gestalten des Morteratsch und des Bernina und neben ihnen den Palü. Darunter lagen, als finstere Banditen, verwegene, kühn und wild, und düster wie die Nacht, die Gipfel der Quater Vals (= 4 Täler) mit ihren Riesenmulden und starren, toten Felsgestalten. Im Osten — fern im Ötztal — verbarg, wie immer in der Mittagszeit im März und im April, das chronische Gewölk mit Schneesturm und mit Nebeltreiben die Gipfel. Sogar im Süden, in der Ortlergruppe, nahm uns ein schmaler Nebelstreif an dem sonst wunderbaren Tage die Aussicht auf die Berge. Nur eine Riesenkuppe ließ ihn weit unter sich. Unsagbar grandios wirkt vom Piz d'Ora und vom Turettas besonders

das mächtige Massiv des Ortlergipfels, indem es alle andern, Zebbru und Königspitze, und selbst den Cevedale, mit seinen Felsenflanken deckt und und sie dadurch unsichtbar macht. Allein ragt er als ungeheuerlicher Klotz gen Himmel und spottet all der Nebelfetzen, die ihn umhüllen wollen. Der Ferner auf dem oberen Plateau glitzert und gleißt im Sonnenlicht; ein Bild, das der Fata Morgana fremder und ferner Berge glich, die wir bisher bescheiden nur aus den Reisewerken berühmter Forscher kennen lernten. Es ist der freie Blick ins weite Tal und fern hin in das Land Tirol, der dieser Tur den eigentlichen Reiz verleiht. Es kommt der Gegensatz dazu, der dieses Land beherrscht: Hier, unter uns, das schon seit tausend Jahren bewohnte und bebaute Münstertal und wenig Schritte seitwärts, im Herzen von Europa, das einsamste, verlassenste und unbekannteste Gebirge der ganzen Alpenwelt; die Laschadurella- und Sasuragruppe, und weiter links die wilde Gruppe um die Quaternals. Trotzdem der Gipfel des Piz d'Ora 3000 *m* fast erreicht, glaubt man auf einem Vorberg mit 1700 oder 1800 *m* zu verweilen. Im eigentlichen Münstertal fehlt eben jede Schroffheit. Nichts ist vorhanden, durch das der liebliche und frohe Talcharakter und seine edle Harmonie gestört und nachteilig beeinflusst würde. Erst hinter seinen Bergen erheben sich die wilden Kampfgestalten, die unzweideutig, rücksichtslos das wahre Wesen dieser Gruppe offenbaren. Und dieser Übergang von edler Harmonie zu wildester Gestaltung wirkt oft so hart und übermächtig, daß man die winterliche Einsamkeit des Landes nicht mehr befreiend, vielmehr bedrückend und beängstigend empfindet. So wirkt die Landschaft auch vom Gipfel des Piz d'Ora. Blickt man nach Norden in das Münstertal, so überrascht der Liebreiz und die Heimlichkeit des Tales und seine ebenmäßige Gestaltung. Froh weilt das Auge auf den Fluren und auf den Wäldern in der Tiefe; und gleitet es empor, so sieht es freie Almgebiete und über ihnen stille und sanfte Berggestalten, zart ange deutete Gebilde, flach hingestreckte Kuppen. Der frohe Sinn des Ganzen, die klare Heiterkeit, die diesem Bild entströmt, löst jede Spannung und Befangenheit und wirkt beruhigend. Doch wie ein ferner Donnerschlag in schwüler Sommerszeit und wie das Heulen naher Steinlawinen, so wirkt der Blick hinüber in die Val Mora. Ganz unbewußt und instinktiv empfindet der Erfahrene in diesen steilen und starren Riesenwänden die drohende Gefahr, schreckt auf, wird angespannt und lauert ungewollt hinüber in die Einsamkeit des pittoresken Tales, das weiter draußen bei den Hängen von Las Palas als fürchterliche Lahnenfalle nach Giacomo und nach Italien führt. Wir waren von Fuldèra d'Aint erst gegen 11 Uhr aufgebrochen und hatten so den Gipfel sehr spät erreicht. Dadurch war unser Aufenthalt beschränkt. Bald fuhren wir zum Paß hinunter und durch die vielen Hügelreihen bis zu den Arvenwäldern, die bei der Sadraalpe standen. Ein leichter Harst, der beim Betreten brach, erforderte die größte Vorsicht und war bei jedem Schwung und selbst beim Bogenfahren hinderlich. So kamen wir um eine schöne und langersehnte Abfahrt. Daß wir den ersten Tag gerade, an dem der Hang verharstet war, in das Programm bekamen, war ausgesprochenes Pech. Er liegt nach Norden und trägt den ganzen Winter über Pulverschnee, es sei denn, daß eine Föhnperiode das Thermometer sogar im Schatten für lange Zeit auf Null und höher treibt. Dafür entschädigten wir uns auf dem wie Glas gefrorenen und spiegelglatten Firn des Tales durch eine schöne Abfahrt zum Fuorn, zu guter Letzt durch eine lange Fahrt südlich der Favagiatscha bis zum Puoz bei Valcava. Der Himmel hatte sich schon vorher überzogen und aufmerksam durchfahren wir die lange Strecke zum Puoz, oft über unsichtbare Stufen springend, oft langsam und gemächlich gleitend und in dem Talgrund Ausschau haltend. Ein feiner Nebel hing auf allem und ließ im trüben Abend die trauten Stätten noch heimlicher erscheinen, als

sie es sonst tagsüber waren. Santa Maria lag um eine Stufe tiefer im unteren Münstertale, und hie und da erschien der Kirchturm bei der Abfahrt inmitten all der Lärchengruppen, die, überall zerstreut, das weite Tal in einen Park verwandelten. In Valcava beendigten wir unsere Fahrt und wanderten auf der schon freien Straße, summend und singend, recht wohlgenut und froh im Herzen, hinunter ins Quartier, vom Wirt wie immer liebenswürdig und entgegenkommend aufgenommen und von der Wirtin bald nachher so überreichlich mit Trank und Speise aufgepäppelt, wie wenn sie uns in 14 Tagen beim großen Markte in Zernez als ganz besonders gute Ware dem Händler überliefern wollte.

Wie wohl tut nicht ein Ruhetag! Man wird geweckt, man schreit: „Ja!“ und wälzt sich dann mit Hochgenuß, „das“ Schillersche Zitat mit Wonnegrunzen murmelnd, hinüber auf die andere Seite. Um 8 Uhr wacht man wieder auf, um 9 Uhr ebenso, um 10 Uhr überlegt man sich, was man um 11 Uhr dann — vielleicht zustande bringt. Ein Frühstück in der warmen Sonne vor dem Hause, ein Bummel zur Post, ein ganz vergeblicher Versuch, die Schier anzuziehen, ein Schachspiel hie und da, zur Abwechslung ein reiches Mittagessen, gelegentlich auch noch Kaffee mit Tratsch und Klatsch, eins reiht sich an das andere, zu guter Letzt ein Sonnenbad, ein Schläfchen vor dem Haus, dieweil Santa Marias Jugend in weitem Halbkreis und in angemessener Entfernung die Münchener „Schiheroen“ und ihr Beginnen bewundert und achtungsvoll begafft, ein otium cum dignitate, ohne Zweifel; bis daß der kleinste aller Knirpse, ein urfideles Bürscherl, ein Manko irgendwo entdeckt und daraufhin die ganze Bande grinsend und schadenfroh sich zum Komplott zusammentut. Bald trifft ein wohlgezielter Wurf die Nasenspitze Baumanns, der seinerseits jetzt wutentbrannt mit Münchner Kraftausdrücken das ganze Pack zum Teufel jagt. Ein abendlicher Bummel zu den Wasserwerken kam noch mit Ach und Krach zustande und daraufhin, damit ich es um Gotteswillen nicht vergesse, der Hauptcoup dieses Tages: „Graf Kunibert von Eichenfels“, ein Drama, sehr schauerlich und sittlich — selbstverständlich; mit Räubern, Mördern, Kinderdieben, mit frommen, edlen, alten Patern und mit Gestank und Zank und Hader, mit Einigung und mit Moral und mit unendlich vielen Akten und mit unheimlich vielen Zwischenspielen, so vielen, daß ein Shakespearesches Genie solch reicher Fülle gegenüber als ärmlich erscheinen muß. Als Osterstück ward es im Saale des Hotels von eingewanderten Tirolern sehr tüchtig vorgemimt. Es war ein Kunst- und Hochgenuß. Man hatte uns drei Plätze reserviert und von den Kameraden, die bei der Probe schon das ganze Stück bewältigt hatten, war ich entsprechend präpariert und gegen ungezogenes Gelächter mit Taschentüchern recht reichlich ausgestattet. Der Saal war überfüllt, die Stimmung unbeschreiblich, ein Grammophon als „Musi“ engagiert. Daß der Musikdirektor sich in der Hitze des Gefechtes ein gutes Schöpplein Wein genehmigt hatte und daraufhin die Wahl der Platten nicht mehr sehr genau nahm, das tat dem Ganzen keinen Abbruch. Und wenn die Gräfin jederzeit, bei jedem Auftritt und bei jedem Wort, selbst in den fürchterlichen Szenen, in der man ihr die Nachricht von der Wunde ihres Herrn Gemahls und von dem Raube ihres Kindes überbringt, die Leistung eines Leierkastens spielend zu übertrumpfen wußte und dabei ohne Unterlaß mit ihren Händen die Oberschenkel krampfhaft und fürchterlich massierte, wohl glaubend, daß solche Instrumente sonst gänzlich zwecklos wären, so hat das auch nicht sonderlich geschadet; besonders, wenn das Grammophon auf solche Wahnsinnsszenen hin mit einem Schnaderhüpfel begann. Und trotz der vielen Komik ist es die andere Seite dieses Abends, die mich noch lange an ihn denken läßt. Es war ein sonniger Humor, ein tiefes menschliches Empfinden, das sich hier auf der Bühne und auch im Saal ungesucht und ohne jede

Mache zu geben wußte. Das Beste ohne Zweifel war, was jeder ganz aus sich und unbewußt an diesem Abend den anderen gegeben hat. Nachher begann ein großer Tanz und in das wirre Kunterbunt traumhafter Spukgestalten mischte sich noch lange das Juhuschreien und Toben kecker Burschen, der schrille Pfiff der Klarinetten, das mächtige Gestampf, ein Jubel ohnegleichen, so daß der lang-ersehnte Schlaf von neuem immer wieder floh und wir dem Treiben lauschten, dem erst am Morgen durch das Frühmettläuten ein Ziel gegeben war. Schlaftrunken kamen wir zum Frühstück. Auch hätten wir uns mit der größten Freude in die Klappen retiriert, wenn nicht fernab am Schlinigpaß zwei andere Kumpane sehnsüchtig auf uns warteten.

#### DAS SCARLER BECKEN

(F. B.) Lage dieses Ländchen bei Pontresina oder bei Davos, es wäre weltberühmt. Man könnte in das Tal der Clemgia an hunderttausend Fahrer schicken und einer würde höchstens hundert andere im weiten Umkreis sehen. Rund 100 km<sup>2</sup> des schönsten Schiterrains und 20 Gipfel nicht unter 2500 m stehen zur Verfügung, von denen wiederum ein halbes Dutzend das dritte Tausend überschreitet. Wir hatten dieses Schigebiet im Lauf der letzten Jahre erstmals betreten und uns wohlweislich ausgeschwiegen, bevor wir es nicht selbst vollständig durchgekostet hatten. Wer aber glaubt, daß es der „Trümpf“ der Münstertaler wäre, der täuscht sich. Er braucht nur auf das Wormser Joch zu fahren, um dann von dort die obere Val Braulio und all die Gipfel, die vom Stilsfer Joch erreichbar sind, vollständig „abzugrasen“, und er hat Arbeit für acht Tage und noch mehr; er braucht sich nur den Giufplan überm Ofenpaß, das Rinsplateau, das Schigebiet der Pforzheimer Hütte, das Rojental, das Chavalatschgebiet beschauen, und er ist überzeugt, daß das gesamte Münstertaler Berggebiet durchweg aus solchen „Trümpfen“ besteht.

Noch müde von der halbdurchwachten Nacht, marschierten wir von Valcava hinüber nach Lüsai und weiter auf die hochgelegene Terrasse von Lü d'Ora und Lü d'Aint. Das kleine Dorf liegt ungefähr 300 m überm Münstertal inmitten eines einzig schönen Schiterrains. Die ziemlich flachen Hänge, direkte Sonnenseite, sind spiegelglatt und immer stark verharstet und bieten so vorzügliche Gelegenheit zum Üben. Die Aussicht auf die mächtige Turettasgruppe und auf das Münstertal von Ofen bis nach Valcava ist einzig schön und läßt es nur bedauerlich erscheinen, daß in dem Ort ein Aufenthalt auf lange Zeit unmöglich ist, da die kleine Schenke nicht als Quartier dienen kann. Wir fuhren auf den Schiern vom Dorf fast wagrecht in das Tal der Alp Champatsch und über diese zum Scarler Paß, 2251 m, hinauf. Die Luft schien uns beim Aufstieg sehr schwül und auf den Bergen gegenüber lag ein auffallend grauer Ton, der uns gerade nicht das Beste in puncto Witterung versprach. Darüber kamen wir sofort ins Klare, als wir den Scarler Paß erreichten und sahen, wie von Scarl rasch ohne Unterlaß sich eine dunkle Wolkenbank zum Paß herüberzog. Wir überlegten lange, ob wir die Überschreitung zur Pforzheimer Hütte bei solchem Wetter wagen sollten. Denn Scarl ist eine Mausefalle. Man kommt sehr leicht hinein, indem man immerfort talabwärts fährt, gleichgültig, welchen Paß man vorher überschritten hat. Tritt aber Schneefall ein, solange man im Dorfe sitzt, so gibt es kein Entrinnen. Die Straße nach Scuolsot und Schuls ist dann auf zwei, drei Tage durch Staub- und Grundlawinen derart gefährdet, daß sie in dieser Zeit ungangbar ist. Und bei Unsichtigkeit und im Schneetreiben gerade die rechte Stelle der oberen Umrandung des Clemglatales zu entdecken, auf der man ohne Absturz den Weg ins Münstertal hinüberfindet, ist Zufallsache. Der Cuolmen da Plazèr, bei dem ein zufälliges Irregehen so ziemlich ausgeschlossen

wäre, ist dafür wiederum durch Staublawinen vom Plazèr gefährdet. Ein Aufenthalt im Dorf kann aber aus gewissen Gründen auch nicht empfohlen werden, wie man nachher erkennen wird. Am liebsten wären wir nach Valcava zurückgefahren. Doch auf der Hütte erwartete uns Herr Ad. Witzemann aus Pforzheim mit seinem Führer schon seit zwei Tagen, weshalb wir trotz alldem beschlossen, die Fahrt zur Hütte zu forcieren. Die Felle wurden abgeschnallt und wir fuhren so rasch, als es uns in dem Wetter möglich war, zur Alpe Tamangur. Bald darauf ließ der Schneefall nach, und als ein frischer Wind die Wolken seitwärts blies, entdeckten wir uns im Zentrum des riesenhaften Schiterrains. Kurz unterhalb der Alpe begann der erste, lichte Arvenwald, dazwischen lagen die schneebedeckten Matten der beiden Astrasalpen. Die Hütten selbst waren von tiefem Schnee vollständig zugedeckt und unsichtbar. Das einzige, was darauf schließen ließ, daß hier im Sommer Menschen hausen, das war an einer freigekehrten Stelle ein hoher Palisadenzaun, in dem das Vieh im Sommer der Bären wegen die Nacht verbringen muß. Sie kommen hie und da aus den fast völlig unbekanntem Tälern um Scarl herum und sind im allgemeinen als Pflanzenfresser vollständig ungefährlich. Sie sind sehr klein und nehmen Reißaus, sowie sie Menschen sehen. Gefährlich werden sie erst, wenn sie im Hunger sich am Vieh vergriffen haben. Sie merken sich den guten Bissen und setzen dann alles daran, baldmöglichst wieder einen gleichen zu erlangen. Sogar bis in das Inntal sind sie schon vorgedrungen. Ein Kurgast von Tarasp sah, als er, recht weltvergessen, im Wald spazieren ging, plötzlich einen Bären vor sich am Wege stehen. Er war so sehr entsetzt, daß er unfähig war, nur einen Schritt zu gehen. Doch auch der Zottelbär war ob des sonderbaren Wesens, er hatte wohl noch nie in seinem Leben ein menschliches Gesicht erblickt, so sehr erschrocken, daß er Hals über Kopf entfloh.

Um 1 Uhr mittags kamen wir in das im Winter unbewohnte Dorf. Der Himmel war gerade vom Winde freigelegt und in dem hellen Sonnenschein war alles wie im Märchenreich. Die Häuser standen sauber an der Straße, die Brunnen liefen, das Wasser tröpfelte vom Dach, genau wie anderswo. Doch war kein Mensch zu sehen, kein dumpfes „Muh“ kam aus den Ställen, kein Spitzerl drang mit wütendem Gebell auf die Gesellen ein, die staunend Umschau hielten und schließlich ganz verdutzt zum Pisoc hinaufschauten, der kühn das enge Tal beherrscht. Dann schnallten wir die Schier ab und saßen im warmen Sonnenschein stillschweigend auf der Bank und blinzelten umher, ob nicht doch irgendwo sich jemand zeigen würde. Richtig, im nächsten Haus, Wirtschaft „Zum weißen Kreuz“ ward es geheißt, erhob sich ein Rumoren, ein Poltern und Getue. Wir waren sehr gespannt, was für ein Geist erscheinen würde. Jetzt rüttelt jemand an der Tür und in dem Rahmen erscheint, genau so wie im Märchen, ein kleines, schiefes Rumpelstielchen, ein krüppeliges, altes Männchen, so ein Dreikäsehoch, das sich die Augen mit der Hand beschattet, voll Überraschung stehen bleibt und ein gedämpftes „Heh“ ausstößt, als es uns hier erblickt. Dann dreht es uns den Rücken zu und — weg ist's. Wir waren wie der Kurgast von Tarasp im ersten Augenblicke starr, dann aber sprangen wir, des wilden Hungers eingedenk, dem Stumpen nach und fingen ihn im finstern Gang. „He! gibt es was zu essen?“ schrie ich das Männchen an. Ein Schütteln mit dem Kopf — und weiter ging der Tropf. Das ging uns übers Bohnenlied. Wir traten einfach in die Stube ein und fragten nicht mehr lange. Warmes gab's nicht, der Kerl war viel zu faul, ein Feuer anzumachen. Schließlich bekamen wir zusammen nach langem Debattieren ein kleines Stückchen Magerkäse, so ungefähr ein Viertelpfund, ein Zehntel Butter, drei Stückchen Brot und einen Viertel Roten, ein sehr bescheidenes Diner nach einem straffen Marsch im Schnee-

sturm. Und märchenhaft war diese Bude. Der überzwerche Kerl, ein alter Ofen, etliche wackelige Stühle, ein zerrissenes Sofa und viele Fliegen — und eine Luft! Und märchenhaft vor allem war die Rechnung für obiges Diner: Vier Fränkli und noch einen halben — weil's gleich ist! wenn schon, denn schon! Uns traf beinahe der Schlag. Der Kerl verstand das Rechnen. Und alles Handeln half nichts. Wir mußten nolens volens zahlen; vorher bekamen wir die Schier nicht. Ingrimmig und auf alle Märchen pfeifend und halb belustigt nebenbei wanderten wir im Sesvennatal zur Alpe gleichen Namens aufwärts. Es war schon spät und Eile tat uns not. Im Westen über dem Pisoc erschien, kohlrabenschwarz und Übles prophezeiend, ein Schneesturm. Oft sahen wir zurück und sputeten uns so rasch, als es nur möglich war. Das obere Sesvennatal, besonders beim Sesvennagletscher, ist wild verworfen und ein Verirren in den charakterlosen Hängen fast das Naturgemäße. Wir hatten Marangun schon lange hinter uns. Die beiden Seiten und der Talabschluss stiegen sehr steil empor und alles schien im höchsten Grade lawinengefährlich. Nur eine kleine Mulde zieht sich gleich rechts vom Gletscher im hintern Tal zum Gletscherplateau aufwärts und ist allein beim Aufstieg mit Schiern zu benutzen. Das wußten wir und waren trotz des Wetters in guter Stimmung, als plötzlich ein wildes Brausen und Geheul begann, ein jäher Stoß uns beide mit Vehemenz zu Boden warf und nun der Wind mit wildem Toben durch den halben, runden Kessel fuhr. Haufenweise wurde der Schnee auf uns geworfen. Es war so dunkel geworden, daß man fast nichts mehr sah. In rasender Eile kamen die Wolken das Tal herauf und hüllten alles ein, als wir gerade am unteren Ende der schon erwähnten Mulde standen. Ein Rückwärts durch das Tal war ausgeschlossen. Wir mußten nun versuchen, zur oberen Sesvennascharte und damit in bekanntes Land zu kommen. In Kehren von 5 m, mehr auszubiegen wagten wir nicht mehr bei der nunmehr vollständigen Unsichtbarkeit, stiegen wir aufwärts, immer und immer wieder drehend und ständig von Schneewolken überschüttet, die von dem Gletscher kamen, so daß wir schließlich weiß wie die Weihnachtsmänner waren. Erst nach einer Stunde der schwersten Anstrengung erreichten wir das Gletscherende und schoben uns, vom Sturm, den wir jetzt, Gottseidank, im Rücken hatten, vorwärtsgetrieben, den 100 m hohen Absturz zur Linken, den Gletscher auf der Rechten, vorsichtig weiter in der Richtung nach Nordost. Wir hatten keine Ahnung, wohin wir fuhren, und waren der Erschöpfung nahe, als wir ganz unvermutet auf dem vom Sturm ganz glattgefegten Boden gefrorene Schispiuren trafen. Das war schon mehr wie Glück. Wir folgten ihnen möglichst rasch und mit dem letzten Schnaufer erreichten wir den Wegweiser auf der Sesvennascharte, der plötzlich vor uns stand. Nun war der Streich gelungen. Der eisigkalte Sturm ließ kein Bedenken zu; wir zogen beide gleichzeitig unsere Knicker aus der Tasche und schnipfelten so rasch als möglich die Felle von den Skiern. Jede Sekunde war jetzt am späten Abend von größtem Wert. Dann fuhren wir auf dem zwar wohlbekanntem, doch völlig unsichtbaren Boden zur Schlinigalpe abwärts. Baumann, der tags zuvor trotz meiner Warnung als Mittel gegen Nervenschmerzen Aspirin genommen hatte, litt jetzt nach stundenlanger, schwerster Anstrengung ganz furchtbar unter diesem Herzgift und kam kaum von der Stelle. In einem war ich sicher: war Witzenmann wider Verabredung des schlimmen Wetters wegen bereits nach Mals zurück, so gab es heute in meiner vieljährigen Bergpraxis den ersten Hütteneinbruch. Halbwegs nördlich des Follerkopfes versuchen wir, direkt zur Hütte abzufahren. Wie ich den Hang betrete, durchdröhnt ein dumpfes Rollen und Donnern den Boden und direkt unter mir bricht ein fast meterdickes Schneebrett ab und gleitet blitzrasch in den dunklen Abgrund. Da hilft kein Zetern,



*Aufnahme von Friedrich Berger*

*Bruckmann auf. et impr.*

*Paß Dössradont. Übergang von Santa Maria nach San Giacomo (Oberitalien)*

wir fahren rückwärts, um auf dem Umweg durch die Möser die Hütte zu erreichen. Vom Rimsplateau herüber rast der Sturm wie toll. Und wie zum Hohn lichtet sich noch einmal im Westen für Augenblicke der Himmel, als wir zum Schlinigpaß gelangen und dort gesichert waren. Die letzte Helle nach Möglichkeit ausnützend und von dem Sturm vorwärtsgetrieben, fahren wir in rasender Eile, ununterbrochen über angewehrte Schaufeln springend nach Osten in die Nacht hinein, bis wir ganz plötzlich vor einem grauen Etwas stehen. Hurra: Die Hütte! Und dreimal hurra! es brennt Licht! Nichts rührt sich. Der Sturm verschlingt das Rufen. Erst ein gellender Juchzer bringt Leben in die Bude. Witzenmann und der Führer Ladner vom Arlberg erscheinen bei der Türe, heißen uns willkommen, führen uns in die Küche und produzieren sich, als echte Alpinisten sofort und ungefragt den Sachverhalt erkennend, im „Tischlein decke dich“. Was wir in den letzten Stunden alles durchzumachen hatten, das sahen sie ja ohne Fragen an unserem Äußeren. Lautlos verschwand die heiße Suppe und müde und apathisch wie wir waren, begriffen wir nicht mehr so recht, wie wir eigentlich aus dem Scarlertal so plötzlich in die mollig warme Bude gekommen waren.

**PFORZHEIMER HÜTTE** (Abb. 5—7, S. 291 u. 292). Bei solchem Wetter war am anderen Tage jede Tur unmöglich, genau so wie im Jahre 1909; auch damals gelang uns erst nach mehrtägigem Warten der Aufstieg auf den Schadler, 2968 m, zum Forratrida, ca. 3140 m, Montpitschen, ca. 3200 m, und Fernerkopf, ca. 3000 m, und später auf den Gliasen, ca. 2455 m. Das eigentliche Schigebiet der Hütte, das Rimsplateau, blieb uns verschlossen. Ich will deshalb die wenigen Besteigungen, die bisher hier im Winter unternommen worden sind, kurz wiedergeben. Im Jahre 1907 bestiegen erstmals im Winter drei junge Wiener, chem. Pfannl und die Gebrüder Malcher, die Raßasspitze, 2946 m, nördlich der Hütte, den Piz Sesvenna, 3207 m, und den Schadler, 2968 m, von dem sie den im Winter anfangs leichten, dann aber ziemlich schweren Gratübergang zur Rimsspitze, 3069 m, unternahmen. Ferner erstiegen sie mit Schiern den Piz Cristannes, 3094 m, und den Lischanna, 3109 m, hinterm Rimsplateau, soweit dieser mit Schiern betreten werden kann. Eine genaue Wiedergabe ihrer Turen ist hier unnötig, da jeder, der die Hütte aufsucht, sie in dem Winterhüttenbuche finden wird. Das Schigebiet der Hütte ist damit selbstverständlich noch lange nicht erschöpft. Eine vollständige Beschreibung des großen und wunderbaren Schigebietes würde zudem den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, denn sie erfordert eine eigene Abhandlung, die wohl nicht lange auf sich warten läßt. Die Hütte wird ja mit der Zeit ein sehr beliebtes und vielbesuchtes, hochalpines Winterstandquartier werden. Der für erfahrene und für geübte Winterhochtouristen ganz ungefährliche Aufstieg, die kurze Entfernung von dem nächsten bewohnten Dorfe Schlinig, die Möglichkeit einer leichten Verproviantierung und last not least, die Mühewaltung und das sehr große Entgegenkommen der Eigentümerin, der Sektion Pforzheim, wird dieser leider noch ziemlich unbekanntem Gegend bald einen größeren Besuch verschaffen. Uns blieb nach einem untätig verbrachten Tag keine Möglichkeit, als in das Vinschgau abzusteigen. Nach einem fröhlichen Diner in Mals nahmen wir von Herrn Witzenmann und seinem Führer recht ungerne Abschied, um noch einmal nach Santa Maria aufzusteigen.

**GIUFPLAN** Sehnsüchtig schaut der junge Bursch im Münstertal die fernen Höhen am Sü Som. Oftmals hat ihm der Vater vom freien Schwyzerland erzählt und von der Schönheit dieses Landes, von reichen Städten, von Seen,

die des Himmels Blau, der Wolken Zug, und kecke Berggestalten widerspiegeln, von Menschen, die sich nicht in Ohnmacht mit den Naturgebilden schlagen müssen, sondern in Frohsinn und in Heiterkeit ein reiches Dasein führen. Seltsam erregt von solchen Worten sieht er hinüber zu dem Waldgebirge am Sü Som und bald eilt seine Sehnsucht weit über Berg und Tal in ferne, fremde Länder. Ein heißer Wunsch, ein inniges Verlangen keimt in ihm auf und läßt ihm keine Ruhe. Bald nimmt er Abschied von der Heimat, die ihm nichts mehr zu bieten hat, und zieht hinaus und sucht und sucht, um dann nach vielen Jahren still und enttäuscht vielleicht und trotzdem reich im Herzen, die Heimat wieder aufzusuchen und hier sein Leben abzuschließen. Mancher von ihnen kehrt nimmermehr zurück, er ist verschollen. Von manchem andern sagt man sich, er sei ein großer Herr geworden, und oft bestätigt eine reiche Spende aus fernem Land, die die Gemeinde eines Tages erhält, die Wahrheit des Gerüchtes und zeigt, daß auch das Münstertal noch nicht vergessen ist. Ein einsames Gebirge hinterm Ofenpaß trennt dieses Tal vom eigentlichen Heimatland. Noch unbekannte Täler und weite öde Hochplateaus verleihen dieser Zwischengruppe den eigenartigen Charakter und wecken das Gefühl der grenzenlosen Einsamkeit, dem man in ihr verfällt. — Abseits der großen Straße, und viele Stunden vom nächsten Dorf entfernt, stieg ich allein im Murtaröl empor. Der flache, weite Grund zieht sich vom Giolet nach Westen, prächtige Arven stehen überall auf sanften Hügelgruppen. Im Hintergrund erheben sich die Buffalora-Berge und zur Linken öffnet sich das Giufplateau, das seine Wasser teils zu der Ova del Fuorn, teils in die Valle Bruna und teils zur Val Mora entsendet. Langsam steigt der Giufplan bis zum Gipfel des Seraglio empor, den ich besteigen will. Der Sorge um den Weg bin ich dabei enthoben, der Plan ist überall befahrbar. Felswände erheben sich im Süden jenseits der nächsten Täler und immer staunender verweilt das Auge auf den schwarzen Riesenklippen, die aus der Erde tauchen. Immer düsterer und starrer werden sie im Wachsen, trotzdem ein klarer, wunderbarer Frühlingstag ringsum die Erde unendlich froh und heiter erscheinen läßt. Staunend betrachte ich ein Bild, das man in den Alpen vielleicht noch größer, doch niemals wilder finden kann. Selbst wenn ich das gewaltigste, was ich bis jetzt gesehen habe, die winterliche Monte Rosa-Ostwand daneben stelle, so ist die Wirkung, unter der ich damals stand, wohl mächtiger gewesen, doch niemals so unsagbar wild, wie hier vom Plan und von dem Gipfel des Seraglio das Quater-Vals-Gebirge. „Dämonisch“ ist vielleicht das Wort, das den Charakter dieser Gruppe am treffendsten bezeichnet. Wohl eine Stunde lag ich lautlos im Sonnenschein auf dem Seraglio und sah mit einer sonderbaren Scheu hinüber auf das starre Bild, nicht recht erfreut, seltsam berührt, bis ich dann plötzlich über den vertrackten Gipfel lachen mußte, mit dem ich nicht ins Klare kommen konnte. Rasch schnallte ich die Bretter an, fuhr zu dem Plan hinunter und hielt mich schadlos an den Hängen der Buffalora-Berge. Als ich dort von dem höchsten Punkt tief unten in der Val Fuorn die ferne Straße sah, da packte mich auf einmal das Verlangen, mit irgend jemanden zu reden, und mangels passender Gelegenheit trug ich den Bergen in der Runde manch frohes Lied vor, und ward fidel und fuhr zuletzt recht wohlgenut zum Ofenpaß hinüber. Frei von der sonderbaren Spannung begann ich jenseits von der „Höh“ die Abfahrt in das Münstertal, das schon im Schatten lag. Langsam verschwand die Sonne von den Bergen. Gemächlich fuhr ich in dem Frühlingsabend, in freier Abfahrt dem Telegraphen folgend, 3 km weit die glatten Hänge der Müfais hinunter, bis zu der Kirche in Cierfs. Von all den Bergen, die am Horizont verschwanden, nahm ich gleichzeitig Abschied für ein Jahr. In Cierfs verzichtete ich gerne auf den langen Marsch und bestieg die Post. Rasch

durcheilten wir das Tal. Der Postillon schien nicht gerade Abstinenz zu sein und fuhr in seiner Heiterkeit auf der teilweise noch vereisten Straße in einem Tempo, daß ich trotz des allmählich kühlen Abends nochmals ins Schwitzen kam. Das war schon eine Fahrt im wilden Westen, wie man sie im Buffalo Bill beschrieben findet. Der Kondukteur im Innern warf sich abwechselnd nach rechts und wiederum nach links, um so das Kippen zu verhüten; als wir den großen Berg bei Valcava erreichten, verzichtete der Schwager auf alles Bremsen und nahm den steilen Hang in einem Tempo, daß ich es bitterlich bereute, bislang noch nicht ein Testament verfaßt zu haben. Zufällig kamen wir trotzdem mit heiler Haut nach Valcava, woselbst der Schwager den Aufenthalt benutzte, um tüchtig nachzufeuern. Baumann, der schon von ferne den Wagen kommen sah, glaubte, die Pferde seien scheu geworden und stürzte schreckensbleich an das Fenster. Ich aber denke bei jeder schlechten Schiabfahrt an diese Postfahrt von Cierfs, und selbst der schlimmste Harst scheint bei der Erinnerung an diese Fahrt im wilden West nur noch ein Kinderspiel zu sein.

\* \* \*

Es gibt Zeiten, die wir lebendiger wie andere erleben, in denen alles prächtiger und unser Dasein schöner und inhaltsreicher als im Alltäglichen erscheint. Sie lassen uns die Farben glühender, die Freude tiefer und alles Große mächtiger empfinden. Sie sind die Höhepunkte unseres Bewußtseins und voll von wunderbarer Klarheit. So lebt auch diese Tur in mir. So lebt der Eindruck vieler, in ihrer Art gar wundersamer Tage weiter in der Erinnerung. Vielleicht nicht mehr der Wahrheit ganz entsprechend, denn die Erinnerung vergißt nur allzu leicht die Dinge, die ihr nicht recht gelegen sind. Doch ist das so Gewordene vielleicht begehrenswerter wie die Anschauung von ehemals. — Auch ich vermochte hier nur das neue Bild zu geben und es so wieder zu erzählen, wie es mir im Gedächtnis verblieben ist.

## ERSCHLIESSERISCHE NACHLESE IM NORDZUGE DER PALAGRUPPE

□      VON K. PLAICHINGER      □

Wenn des Winters strenges und doch so freudenreiches Regiment gebrochen und Schi und Rodel mit Bedauern in sommerlichen Ruhestand versetzt werden —, wenn der brausende Föhn mit unwiderstehlicher Wucht donnernd über die Höhen stürmt, daß der stämmige Hochwald wie im Schmerze stöhnt und ächzt —, wenn hoch oben an steiler Bergwand heimtückisch lauernde Schneemassen losbrechen und alles verheerend herniederstürzen ins enge Tal, des tosenden Wildbaches Lauf hemmend —, wenn Wies' und Flur in zartgrünem Flaume prangt und das Menschenherz in neuem Hoffen die drückenden Fesseln der Sorge sprengt —, dann durchzieht ein seltsam Klingen des Bergfreundes Brust, und wie goldig-gleißende Firngipfel durch dünne Talnebel schimmern, so umgaukeln ihn wohl dann lebensfrohe Bilder der Erinnerung, voll Himmelsblau und Sonnenglast — voll Gipfelfreude und Bergsieg!

Von solch frohen Tagen will ich erzählen.

Als ich in der „Zeitschrift“ vom Jahre 1903 A. v. Radios mustergültige Monographie des Pala-Nordzuges studierte, hatten mich bald die so anschaulich geschilderten Reize dieses herrlichen Bergreviers in ihren Bann getan und namentlich die Erwähnung ungelöster Probleme ließ in mir den glühenden Wunsch erstehen: Auf, in die Pala! — Die Erfüllung ließ aber geraume Zeit auf sich warten. Erst als die Münchener Alpinisten Hofmüller und Oertel in den „Mitteilungen“ (Jahrgang 1906, S. 41), über die Bezwingung der schauerlichen Vezzana-Westwand, der Bureloni-Nordwestwand und des Vierfingerturmes berichteten, stand mein Entschluß fest. Leicht konnte ich mir für dieses Unternehmen gute Gesellschaft sichern. —

In eitel Faulheit und landesüblichem „dolce far niente“ schwelgend, hatten H. T. und ich in Agordo die Strapazen einiger Zoldiner Bergfahrten gründlich wettgemacht und so zogen wir am 26. August 1906 wieder gestärkt aus, der Palagruppe zu. Die Abzweigung zur Forcella di Mièl hatten wir im Anschauen und Bewundern der Agnèrgruppe längst verpaßt, so wanderten wir, kurz entschlossen, im romantischen Tal von San Lucano weiter, zur Forcella Cesuretta. Schon vor Betreten des öden Palaplateaus eröffnete sich der Ausblick gegen West, rasch freier werdend, bis das Auge ungehindert die mannigfach gegliederte Zackenkante der ganzen Nordkette verfolgen konnte. Jenseits der tief eingeschnittenen Comelleschlucht ragten sie vor uns auf, die Zinken, Türme und Klötze, von den unter drohender Wetterwolke eng aneinander geschmiegt drei Campanile Lastei einerseits bis zur Krone des trotzigem Cimone andererseits, scharfe Arbeit und hohe Ziele weisend — für eine kurze Lebensspanne unser selbstbewähltes, wolkenverschleiertes Schicksal! —

Einen Abend später lauerten unweit des Rollepaßwirthshauses zwei verdächtige Gesellen auf die von Paneveggio kommende Post. Als der Wagen endlich unter Schellengeklingel die letzte Steilung heraufgekrochen kam, spielte sich ein Überfall ab, wie er sonst wohl nur in „Wildwest“ üblich ist! Der einzige Reisende, Freund B., wurde unter viel Geschrei aus dem Wagen gerissen und

stürmisch bewillkommt. Dann holten wir eilends den davongefahrenen Wagen wieder ein, schwenkten uns nach Brigantenart aufs hoch gepackte Dach und hielten so unseren Einzug in die Cantoniera. Sind wir schon selbst nicht gerade an leichte Rucksäcke gewöhnt, so übertraf das kugelig entartete Untier, das unser neu angekommener Freund nun herbeischleifte, unsere ohnedies hochgeschraubte Erwartung in schier unglaublichem Maße. Dafür spielte sich aber auch in den schon bereiteten Quartieren eine Szene ab, die mich lebhaft an die Szene in „Hänsel und Gretel“ erinnerte, in der der reich gepackte Vater Besenbinder seine Schätze ans Licht bringt! Auf zwei zusammengestellten Betten war bald ein Proviantlager aufgestapelt, das allen, auch den exotischsten Wünschen unserer spartanisch kasteiten Leiber gerecht zu werden versprach. In überraschend kurzer Zeit war die Teilung der leckeren Vorräte bewerkstelligt und deren Verstaung in der zugeteilten Kommodenlade mit liebevoller Sorgfalt vorgenommen, nur Reserveseil, Abseilschnüre, Mauerhaken und ähnliche, für den Augenblick recht zwecklose Dinge blieben unbeachtet liegen und mußten zwangsweise an den Mann gebracht werden!

In der gemütlichen Veranda gab's hierauf großen Klatsch und Neuigkeiten aller Art wurden mitgeteilt. Schließlich kamen auch die Pläne an die Reihe und es wurde als Orientierungstour die Besteigung des „Aus- und Einsichtsberges“ der Gruppe, der Cima del Mulaz, als erste Fahrt vereinbart; wenn möglich, sollte sich der Anstieg über eine sogenannte „gefehlte“ Seite vollziehen!

**CIMA DEL MULAZ,  
2906 m. I. BEGEHUNG  
DES NORDGRATES**

Als wir am nächsten Morgen, den 28. August 1906, gegen 6 Uhr die wellige Höhe des zum Castellazzo ziehenden Gratrückens erreicht hatten, zeigten sich die Nordrecken der Pala von ihrer stolzesten und schönsten Seite. Uns zu Häupten der schlanke Cimone, mit der wuchtigen Vezzana die grünlich schillernden Eismassen des furchtbar zerborstenen Travignogletschers umengend, erhob kühn seinen schmalen Scheitel im frühen Sonnengold und schien Heerschau zu halten über all seine Helden, während der breitklotzige Mulaz, etwas abseits von der Front liegend, in behäbiger Muße all die Schönheit seiner Brüder und Schwestern gleich uns zu bewundern schien. — Sein schön geschwungener Nordgrat verhiess uns einen spannenden Anstieg und es wurde sofort ein Versuch beschlossen. Doch der Weg zum Einstieg war weit, da hieß es schaffen!

Lustig sprangen wir die steilen Grashänge zum verfallenden Gemäuer der Vezzanaalm hinab und wanderten auf Viehsteigen, hie und da die pralle Westwand unseres Berges etwas kleinlaut musternd, zum Passo Vegnotta. Knapp vor seinem Erreichen setzten wir uns am Fuße der westlichen Gratfelsen zu einer halbstündigen Rast nieder, die nach der zweistündigen Morgenwanderung nicht unerwünscht kam.

Dann gab's endlich Arbeit! Über einen Graskamm stiegen wir zur Westseite des Gratansatzes empor und über steile Schrofen und eine schwarzerdige Rinne gelangten wir an den steileren Aufbau. Eine finstere Schlucht ließen wir zur Rechten und kletterten durch eine hübsche Verschneidung zu einem tiefen Kamin. In seinem tunnelartigen Spalt brachten uns die Rucksäcke oft in Verlegenheit und verschiedene Arten des Transportes wurden versucht, nur nicht die einfachste — mit dem Seil! Ein schmales Bändchen leitete uns dann ein wenig nach links in einen engen Kamin, der etwas ernster behandelt sein wollte, als sein Vorgänger. Dafür ließ er uns die Grathöhe erreichen; zwischen zersplitterten Zacken betraten wir eine Scharte, aus der sich der Grat breit erhebt. Zuerst schien die Fortsetzung der Tur durch den glatten Abbruch sehr in Frage gestellt,

aber bei näherem Zusehen fanden wir an der untersten Wandstufe kleine, aber feste Griffe genug, die, in bestimmter Reihenfolge in Anspruch genommen, uns nicht übermäßig schwierig guten Fels und höher oben den sanfteren Kamm gewinnen ließen. Mit dem „schneidigen Grate“ war es leider nichts! Nach den letzten, pikanten Kletterstellen wirkte der Anblick des grasigen, harmlosen Rückens unsagbar niederschlagend auf uns! Wer hätte auch auf dem Firste dieser prallen Westabstürze einen veritablen „Anger“ vermuten können! Nun mußte uns dafür die wahrhaft himmlische Fernsicht nach Norden den Anstieg lohnen und mancher Blick suchte die klassisch geformte Marmolatasüdwand mit ihrer sonnebeglänzten, reinweiß leuchtenden Gipfelblume.

Im gemütlichen Bummel gings absatzweise höher, hie und da gab's schmal eingeschnürte Schneiden und plötzlich standen wir auf einem Höcker, der unpässierbar zu einer Scharte abbrach. Wir mußten ein Stück zurück und in einer östlich gewandten Schleife über grasige Felsen in die Scharte. Und welch düsteres Bild bot diese dar! Eine schwarzbraun verwitterte Gesteinsschichte durchzieht hier den plattigen Kalk, von den Atmosphärrillen zur wüsten Schlucht und tiefen Scharte ausgenagt. — Gemächlich setzten wir den Höhenbummel fort, bis nach einigen Einengungen des Grates abermals eine tiefe Scharte Halt gebot. Da schien es doch noch zünftige Arbeit zu geben! Diesmal wählten wir die Westflanke des Gratkopfes zum Abstieg. Zu einem 20 m unter dem Grate befindlichen Bande stiegen wir vorsichtig hinab, worauf ich dann als Späher gegen die Scharte schlich; leider lag diese noch an 10 m unter mir und die steile Wandstufe wollte sich nicht leicht geben. Griff um Griff rang ich ihr ab, bis ich die Geduld verlor und mit stoßbereitem Pickel die letzten paar Meter in den weichen Schnee hinuntersprang, der Scharte und Schlucht erfüllte. Auch diese Kammscharte verdankt ihr Dasein einer dunkelfärbigen Urgesteinszunge, die, aus der Gruppe der Cima d'Asta in die Kalkzone herüber leckend, an ähnliches im Latemar erinnert. Bald hatten auch meine Freunde die abwechslungsreiche Stelle hinter sich und wir liefen durch die östliche Schuttrinne in einen kleinen Schneekessel hinab, um gleich wieder durch die nächste Rinne die folgende Scharte zu gewinnen. Der so umgangene Gratblock wäre allerdings auch in halber Höhe zu umklettern gewesen. Die Fortsetzung sah recht interessant aus. Einen trichterförmigen Absturz durchziehen mehrere Risse, während hoch oben ein riesiger Block, scheinbar nur schwach gestützt, schwebt. Bald rechts, bald links kletternd, bezwangen wir auch diese Stufe, die die letzte Schwierigkeit des Tages darstellte. Denn nur selten mußten wir während des Weiterweges einmal wieder zugreifen, desto öfter hielten wir an, um zu verschnaufen. Um 2 Uhr betraten wir die Spitze und bald waren alle in die gewöhnliche Gipfeltätigkeit vertieft.

Dann kam das Studium unserer Berge dran. Gipfel für Gipfel wurde bestimmt, seine Routen festgestellt und neue Möglichkeiten begutachtet. Da gab's auf einmal eine Aufregung! Daß die beiden kleinen Campanile Lastei noch unerstiegen, wußten wir; daß aber in der Umrahmung des Mulazkessels noch ein kühner Zacken seiner Bezwinger harre, war uns entgangen und erfüllte uns nun als frohe Überraschung. Der zweite Torre Farangole war's und gleich morgen sollte er fallen! In jugendlicher Voreiligkeit war die Route durch die Nordseite sofort festgestellt — die Aufgabe theoretisch gelöst! Morgen um diese Zeit trägt auch du einen Steinmann, mein Junge!

So manches andere wurde besprochen und erörtert, doch immer kehrten die Augen zum morgigen Ziel zurück. Auch als wir nach 1½ Stunden die Mulaz-Südspitze betraten, erfreute uns des Turmes schlanker Bau; leider ist er durch

seine Nachbarn etwas gedrückt. — Durch die „südlichen Kamine“ glitten wir flott hinab und fanden sie nur viel zu kurz. Dann gab's Schuttlauferei zum Passo del Mulaz hinab und in den schneerfüllten Kessel am Westfuß des Fiocobon-Massivs. Ein großer Steinblock war so liebenswürdig, alle drückenden Lasten in Verwahrung zu nehmen, denn die kommenden Tage wollte sich jeder von uns so viel wie möglich schonen!

Nach erquicklichem Tranke aus einem kleinen Quellteich sprangen wir, spärlich vorhandene Schneereste nach Tunlichkeit ausnützend, die steilen Schutthänge hinab und überschritten wieder die Weideböden der Vezzanaalm. Nicht immer mag es hier so still und öde gewesen sein und oft mag fröhliches Lachen, lustiger Gesang die nun zerstörten und gebleichten Mauern umflattert haben! Wie ein fröstelnder Hauch schwebte die ernste Mahnung an frühen Verfall und Auflösung über der feierlichen Öde. — Bleiche Nebelschwaden zogen auf und vollführten um die mattschimmernden Felsleiber wechselvolle Tänze, die wir belauschten, bis — die Orientierung verloren war. Mit starker Verspätung kamen wir um 7 Uhr 10 Min. im Heime an. —

**WIENERTURM, ca. 2916 m.  
ERSTE ERSTEIGUNG**

Vielfach empfindet der Bergwaller vor langen und mühevollen Zugängen mehr Schreck und Unlust als vor den Schwierigkeiten der eigentlichen Bergfahrt selbst. Geradezu niedergedrückt wird seine Unternehmungslust, wenn ihm die respektable Länge und notorische Eintönigkeit des bevorstehenden „Schinders“ genau bekannt ist! Nur irgend eine anregende Beschäftigung des Geistes kann über solche trübe Stunden hinweghelfen und das irdische Jammerthal vergessen machen! — Ausgehend von dieser Erkenntnis hatten wir vereinbart, daß täglich ein anderer eine spannende Konversation in die Wege zu leiten und zu erhalten habe, um so unsere „geschundenen Leichnämmer“ durch geistige Ablenkung über das Zugangselend hinwegzutauschen! Freund B. trat heute als erster in Tätigkeit. War auch der Vorteil dieser Einführung nicht zu verkennen, so muß ich doch gleich jetzt gestehen, daß im Laufe der sechstägigen Campagne hochgradigen Stoffmangels wegen mitunter nicht ganz einwandfreie Themata zur Sprache kamen; auch die „wissenschaftlichen Abhandlungen“ standen damals nicht auf der Höhe der Zeit!

Zu guter Stunde ward am 29. August unser Depot erreicht. Um 9 Uhr 10 Min. setzten wir uns wieder in Bewegung, durchquerten den Mulazkessel, überschritten die blankeisige Firnterrasse unter dem Vierfingerturm und standen um 10 Uhr in der engen Scharte zwischen den beiden Torre Farangole. Unsagbar wild und abweisend erheben sich aus ihr die Turmwände. Mit Rast, Klettervorbereitungen und Einstiegversuchen war es 11 Uhr geworden, als wir voll Spannung loszogen, das stolze Ziel zu erringen.

Der Plan war, den ganzen Anstieg durch die ungemein steile Nordwand durchzuführen, doch in der Mitte sah die Sache recht fraglich aus. Aber wir wollten sehen! — Ein paar Schritte östlich der Schartenhöhe wurde die steile, löcherige Wand 20 m hoch zu einer Terrasse durchklettert, ein kurzer Kamin mit überhängendem Einstiegsblock folgte und ein schönes Band war erreicht. Wenige Schritte rechts stiegen wir eine senkrechte Wand mit losgelöstem Block recht schwierig empor und standen in einer höhlenartigen Nische unter gewaltigen Überhängen — direkt vor dem Fragezeichen! Aus der rechten Ecke galt es einen scheußlichen Riß zu erklimmen, der in eine Kaminreihe hinaufleitet. Unser mit „Ambition“ am reichlichsten ausgestatteter Anmann B. erklärte die Stelle leider für „Stumpfsinn“, und da wir zwei auch nichts ausrichteten, zogen wir

schweren Herzens wieder ab bis auf das „schöne Band“. Wir nannten es deshalb so, weil es verlockend in die Ostseite des Turmes hinauszog. B. hatte auch bald herausbekommen, daß da „was zu holen“ sei, und wir gingen mit. Erst um eine Ecke biegend, dann unter gelben Überwölbungen durchschlüpfend, kamen wir gerade zum unteren Ende einer steilen Kaminrinne. Sie bildete für uns kein besonderes Hindernis, nur T.'s Kopf wurde von einem respektablen Steine auf seine Druckfestigkeit geprüft! Seine Klageode wurde aber von unserem herzlosen Vordermann mit Hohn zurückgewiesen: Wer den Schaden hat — hat auch den Spott! — Nach einem senkrechten Kaminstück mußten wir unter der gelben Gipfelwand über Platten wieder in unsere Nordseite zurückkehren; dort leitete uns ein schmales Bändchen in gewaltiger Exposition in die Schuttrinne, die zur Scharte zwischen den beiden Gipfelzinken führt. Über ein steiles Wandel erstürmten wir dann die linke, höhere Spitze. (1 Uhr 20 Min.)

Da wurde nun unter Rauchen und „Lenzen“ der Beschluß gefaßt, den kühnen Zahn unserer Sektion zu weihen, und feierlich vollzog sich die Taufe unseres auf 2916 m geschätzten Berges zum „Wienerturm“!

Nun, Aussichtsberg ist er ja keiner, dafür rücken ihm die beiden Nachbartürme zu nahe an den Leib: nördlich der Campanile di quattro ditta, eine vierkantige Riesensäule mit vier Gipfelzacken, und südlich der hahnenkammähnliche Campanile di Val Grande. Aber wenn vielleicht einmal im Mulazkessel eine Alpenvereinschütte steht,<sup>1)</sup> so dachten wir, dann ist diese Tur eine reizende, hinsichtlich der Schwierigkeit nicht zu verachtende Halbtagsleistung.

Zu einer Überschreitung fanden wir leider nirgends etwas Einladendes, so zogen wir, nachdem auch die niedrigere, scharfe Spitze mit einem Steinmann gekrönt worden war, um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr wieder ab. Tüchtig polterten da die Steine aus der Gipfelrinne in die enge Scharte hinab, wo aus dämmeriger Tiefe unsere Schnerfer heraufgrüßten. Wie wollten wir uns Speise und Trank schmecken lassen, wenn wir erst wieder unten wären bei ihnen! — Knapp eine Stunde später saß jeder vor seinem „Speiseschranke“ und vertilgte — gar nicht wählerisch — was ihm unterkam. Nur unser armer T. mußte wohl heute mit dem linken Bein zuerst aus dem Bette gestiegen sein, so verfolgte ihn das Pech. Von den zahlreich abgefallenen Steinen hatte einer, der besonders böswillig war, seinen Weg schnurstracks in der Richtung auf T.'s schlecht verwahrten Rucksack genommen und war dort nicht etwa einem zweipfündigen Nagelschuh an die Rippen gefahren, o nein! Mit unfehlbarer Sicherheit hatte er die wohlgefüllte Blechflasche ihres Hauptes beraubt und nun mußte ihr schwerkgeprüfter Besitzer sein Tafelgetränk — aus dem Rucksack schlürfen!

Um  $\frac{1}{2}$  5 Uhr verließen wir die „Wienerscharte“ und strebten dem Mulazkessel zu, Schnee und lockeren Schutt zu flotter Fahrt benützend. Da freuten wir uns wieder der kecken Gestalt des Wienerturmes und meldeten uns bei seinem „großen Bruder“ für morgen zum Besuche an. Weiter unten wurde eine kecke Route durch die noch unbezwungene Nordwestwand der Cima di Val Grande festgelegt, die viel versprach, denn die von einer eiserfüllten, grausen Kaminschlucht tiefgefurchte Wand bietet einen gar mächtigen Anblick. — Dann ging es weiter hinab auf die Vezzanaalpe und wieder hoch hinauf aufs grasige Plateau und endlich hinab zum lockenden Herd.

Ein prächtiger Abend goß seinen Glanz aus, in der pittoresken Zackenkette flammende Bilder hervorzaubernd, die in unserem Innern tausendfach wieder spiegelten — leuchtend und unverlöschlich.

<sup>1)</sup> Seit 1907 steht auf dem Passo del Mulaz eine Schutzhütte des C. A. I.

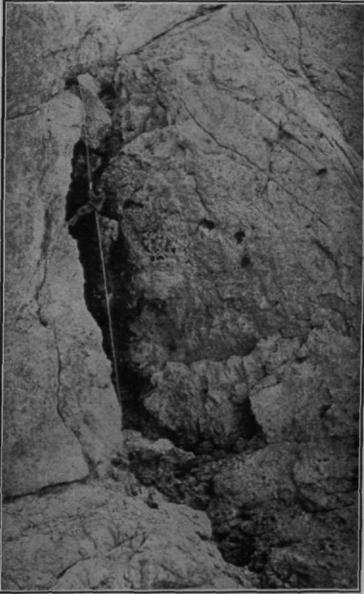


Abb. 1. Untere Abseilstelle am Vierfingerturm

armen Überhängen mehr als gebühlich auf. Der Kamin ist schön, nur könnte er länger sein — die heimtückische Schlußwand verriet es leider erst dem letzten von uns, daß sie sich auf nahezu leichte Art beschwindeln läßt! Der fabelhaft brüchige Gipfelturm (1 Uhr 40 Min.) bietet wohl wenig Raum zu wonniger Rast! Frohe Grüße galten den jüngsten Steinmännern auf dem Nachbar drüben und bewundernd flog der Blick in die Runde, westlich auf saftig grünende Matten, östlich auf die todesbleiche Hochfläche, das Ganze umrahmt von einem gewaltigen Ring tausendfach geformter Berge und Spitzen, durchfurcht von schleierdunstigen Tälern! —

Auch für heute war ein feierlicher Akt vorbereitet. Mit dem Konservmesser war T.'s Blechflasche ihres Halses entledigt worden und

<sup>1)</sup> Nach A. v. Radio beruht die in den „Mitteilungen“ 1900, S. 263, und Ö. A. Z. 1900, S. 311, erschienene Notiz der 1. Besteigung durch Th. Oberwalder mit Zecchini auf einem Irrtum.

CAMPANILE DI QUATTRO  
DITTA, 2920 m. ZWEITE  
ERSTEIGUNG □□□□□

Versprach die Besteigung des schönen Felsgipfels schon

von vornherein hochinteressant zu werden, so war unsere Erwartung durch den in den „Mitteilungen“ veröffentlichten Bericht über die erste Besteigung durch Hofmüller und Oertel-München aufs höchste gespannt.<sup>1)</sup> Und nicht mit Unrecht! Denn die Bergfahrt stellt unbedingt große und mannigfaltige Anforderungen. Vor allem der lange Zugang in den Mulazkessel; wir spürten ihn auch am 30. August wieder! Dann hieß es wie gestern: Stufenhacken. Ich besorgte dies Geschäft mit Absicht in „tiefgehender, breitester Gründlichkeit“!

Nun der Einstieg in die Westwand erreicht ist, beginnt die Felsarbeit. Leider machte sich damals schon die herbstliche Morgenfrische unangenehm bemerkbar, selbst B.'s „Eisenklauen“ wollten erstarren, und so hielt uns der sehr schwierige Einstieg mit seinen griff-

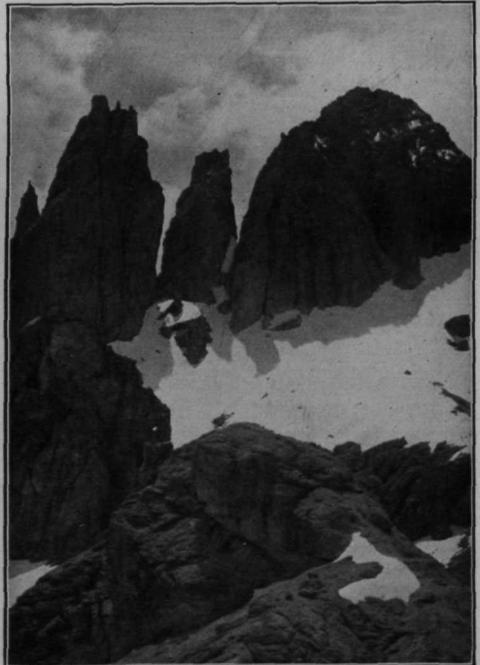


Abb. 2. Torre di Farangole (Vierfingerturm und Wienerturm) und Campanile di Val Grande

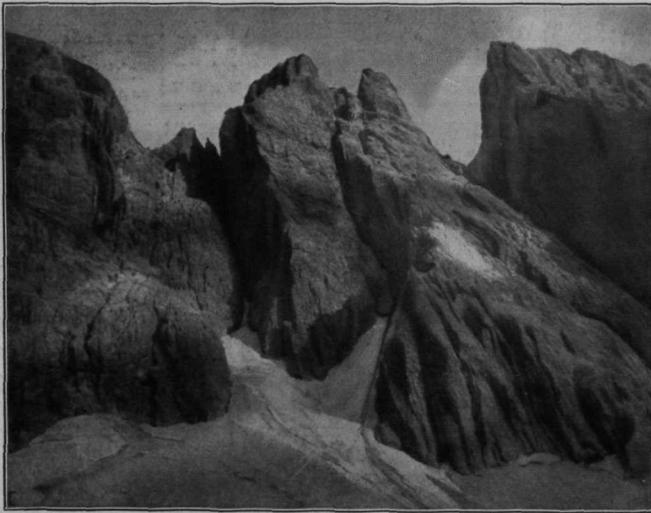


Abb. 3. Cima di Val Grande (NW.-Wand) und Cima di Bureloni

später auch die zweite. Freund B., der neben vielen anderen Eigenschaften auch die eines Lichtbildners hat, zwang mich, hier in der Mitte der 16 m hohen Luftreise eine Haltestelle einzuschieben. Wäre nicht zum Glück der vollständig freihängende Körper bald in kreisende Bewegung geraten, so hätte die Sache wohl noch länger gedauert. Einen Aufstieg von der Nordseite stellt nur diese Wandstelle in Frage und dies nach unserem Urteil nur infolge der schlammigen, nassen Felsen.

Nun standen wir auf dem Passo di Val Grande (4 Uhr 20 Min.) und unser liebenswürdiger

Freund T., dessen Nagelschuhe allein mitgegangen waren, holte unsere Säcke vom Einstieg und band sie an unser 50 m-Seil. Dabei kamen ihm die großen Stufen zustatten und wir hatten viel Schleperei erspart. Bald waren wir wieder im Kessel traulich vereint, nachdem vorher „Tandem-Abfahrt“ an einem Pickel geübt worden war.

Da tauchte die Frage auf: „Was

nun sollte sie, unsere und der Erstersteiger Karten bergend, als „Gipfelbuchbüchse“ ein neues Leben beginnen — frei und froh!

Das Gipfelstündlein wollte wieder gar kein Ende nehmen. Es war aber auch wirklich herrlich, in sorglosem Genießen so dahin zu träumen, wie in einer besseren Welt! Erst nach 3 Uhr stiegen wir nördlich ab. Dank der guten Beschreibung war bald die erste Abseilstelle erreicht und nicht viel



Abb. 4. Campanile Lastei und Cima Zopel vom Nordgrat der Cima del Mulaz (im Hintergrunde Monte Agnèr)

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1910*

Cima di  
Fiocobon

Campanile  
di Fiocobon

Passo di  
Val Grande

Campanile di  
quattro dita

Wienerturn

Campanile di  
Val Grande



*Naturaufnahme von Wilh. Lass-Wien*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Umrahmung des Mulazkessels*

morgen?“ — Die Antwort war bald gefallen! — Ja, dehne und recke dich nur in strahlendem Sonnenlicht, gewaltige Wand. Du hast uns schon betört und morgen gilt dir unser heißes Werben, du Hohe. Lächelst du Sieg, oder bietest du unbezwingbaren Trotz, Nordwestwand der Cima di Val Grande? —

**CIMA DI VAL GRANDE, 3020 m.  
ERSTE DURCHKLETTERUNG  
DER NORDWESTWAND**

Auch der 31. August brach mit unverändert herrlichem Wetter an und nach gewohnt zweistündigem Marsche rasteten wir am „Wasserplatze“ unweit unserer Wand, den Plan nochmals besprechend. Die Wand wird, wie schon früher gesagt, durch einen eminent steingefährlichen Eiskamin geteilt, dem wir nach Möglichkeit aus dem Wege gehen wollten; hoch oben dürfte es jedoch keinen anderen Durchschluß geben. Südlich unseres Berges zieht von der Scharte gegen die Cima di Bureloni eine breite, sehr steile Eisrinne herab und dicht hintereinander hüpfen und gleiten losgelöste Steine die glatte Bahn daher. Wir hielten uns knapp am Fuße der Wand nach rechts empor und betraten um 9 Uhr 15 Min. vom harten Firn weg die Felsen. Dicht neben einer rechts bleibenden Kante eilten wir durch glattgescheuerte, gestufte Rinnen und ein Kaminstück gerade empor. Ein breites, nach rechts in eine Schlucht ziehendes Schuttband lud zu einer Frühstücksrast ein (9 Uhr 55 Min. bis 10 Uhr 30 Min.). Der obere Teil der Wand war uns nun verborgen, doch ein Blick in die aufgenommene Skizze ließ den Weiterweg ganz klar erscheinen.

Noch weit vor dem Schluchtgrund erkletterten wir nun den linken Rücken, ließen eine durch Abbruch entstandene, weiße Wandstelle links unter uns, und bald konnten wir von der schmalen Gratrippe links hinabsehen in den bodenlosen, unheimlich düsteren Eisschlund. Ein kurzes Stück wurde die scharfe Rippe verfolgt, dann drängten ein paar bröckelige Zacken nach rechts und nun bildeten kurze Kamine und Rinnen unseren Weiterweg. Links ober einem Schneefleck brachte uns eine gut gekerbte Plattenmulde nach links an eine auffallend rote Wand. Hier öffnete sich ein Blick durch eine kurze Schneeklamm auf den zurücktretenden Gipfelgrat. Die rechte, glatte Plattenwand dieser Klamm zwang uns zur Anwendung des menschlichen Steighaums, dessen Opfer ich wurde; als aber auch der ehrgeizige, doch etwas kurz geratene, zweite Mann mit seinen schlamm- und schneetriefenden Nagelschuhen hinter meinem Hemdkragen krampfhaft nach einem Tritt sondierte, kommandierte ich: „Anziehen!“ und trat bescheiden zur Seite. Unter erregten Protestrufen langte er oben an. Schließlich erfolgte meine Beförderung nach edler „Mehlsacktechnik“. Die Erkletterung des folgenden, 4 m hohen, aalglatten Kamines wurde mir reserviert, dann war's mit den Schwierigkeiten wieder für eine Zeit aus.

Eine gewaltige Katastrophe muß einst unseren Berg heimgesucht haben, denn die ganze Umgebung unseres Standpunktes zeugte von einem ungeheueren Einsturz. Haushohe Klötze liegen scheinbar nur lose auf lockerem, brüchigem Geschiebe, in dem schmutzige Eiszungen emporlecken — finstere Spalten gähnen zwischen leicht verkeilten Blöcken und im Hintergrund umschließt die mächtig emporragende, grell gefärbte Wand des Vorgipfels senkrecht diesen unheimlichen Kessel — fürwahr, ein schauerlicher Tummelplatz zerstörender, ungeheurer Naturmächte. Hoch oben zieht als einziger Ausweg die Fortsetzung der wilden Eisklamm nach rechts zum Grat empor. Sie mußten wir erreichen.

Ziemlich mißtrauisch stiegen wir zu einem langen Riß empor, kletterten über die guten Stufen zu seiner Rechten hinauf auf einen schotterigen Schrofenhang und konnten dann über eine wackelige Naturbrücke oberhalb eines düsteren Schlundes

nach links in die Eisrinne queren, die ein recht bösartiges Äußeres hatte. Zum Stufenschlagen war zu wenig Eis und zu wenig Platz — die Rinne ist kaum  $1\frac{1}{2}$  m breit — und das Gestein war eigentlich gar kein Fels mehr; alles zermürbte und zerbröckelte unter Händen und Füßen. Erst nach 50 m höchst anstrengenden Spreizens konnten meine Freunde nachkommen. Dann ging es gleichzeitig etwas rascher vollends zur schmalen Scharte hinauf. — Hochauf jubelten wir drei angesichts des blauen Himmels, der lichten Sonne. Schwarz und drohend lag der besiegte Schlund hinter uns, während östlich eine harmlose Schuttrinne auf die obersten Firnfelder der Val Grande hinabzieht. Nach schaurig dumpfer Kerkerhaft war uns die goldige Freiheit wiedergeschenkt!

Um einer Meinungsverschiedenheit ein Ende zu bereiten, umkletterte ich den nördlich in der Scharte stehenden Zacken durch einen engen Spalt, lief über brüchiges Geklippe zum Steinmann hinauf und sah, daß unsere Beobachtung richtig war; der Gipfel lag jenseits (südlich) der Scharte und — trug keinen Steinmann. Bald war ich von dem Kundschaftergang zurück und auf die Mitteilung meiner Entdeckung lief alles Sturm, B. links — wir zwei rechts. Über Platten gelangten wir in einen 20 m hohen, schwierigen Kamin und oben nach rechts um eine ausgesetzte Ecke auf den Gipfel. Gleich darauf tauchte auch B. auf, der es schlechter getroffen hatte (2 Uhr 15 Min.). Zu unserer größten Verwunderung erwies sich der Gipfel tatsächlich als unbetreten, man hatte sich bis jetzt mit dem Vorgipfel begnügt, oder den etwas höheren, durch die schwierig überschreitbare Scharte getrennten Hauptgipfel nicht beachtet. Das hätten wir uns nicht träumen lassen, daß heute noch ein Gipfelsteinmann zu errichten sein werde, und dieses Siegeszeichen fiel auch dementsprechend imposant aus!

In malerischer Gruppierung lag nordwärts das Gewirre der zackengewaltigen Fiocobongruppe vor uns, zum eiserfüllten Kessel der Val Grande mit der wichtigen Cima di Bureloni und der firngepanzerten Cima Ziroccolo seltsam kontrastierend. Und draußen in näherer oder weiterer Ferne dehnte sich das gewaltige Gipfelheer im leichten Sonnendunst und weißblinkende Wolken zogen darüber hinaus — aus unserer Welt voll Glück hinüber über den zackigen Grenzwall in die unbekante Fremde. Grüßt uns, ihr Wolken, die fernen Spitzen, die gleißenden Firne! Grüßt alle, die in frohem Wagemut ihre Bollwerke erstürmt haben und nun das sehnlichst erhoffte Glück auf ragendem Gipfel in vollen Zügen und sorglosem Schwelgen genießen, gleich uns!

Fast feindselige Blicke erntet der vorsehende Mahner, der aus glückseliger Stimmung reißt. Wer weiß, ob sie sobald wiederkommt! Doch es hilft nichts! Wir müssen immer wieder zurückkehren aus wonnigen Träumen in unsere rauhe Wirklichkeit! — Frostige Wolkenschatten erleichterten uns den Abschied vom trauten Plätzchen (4 Uhr 30 Min.). Durch unseren Kamin klotzten wir wieder zur Scharte — ich glaube, wir seilten uns ab — und auf meinem Wege zum mit einem Steinmann gezierten Vorgipfel, bis auf den die Wegbeschreibung im „Hochtourist“ führt. Karten fanden sich keine vor.<sup>1)</sup> Dann folgten wir dem mit weichem Schuttgries bedeckten Kamme über eine Scharte hinaus bis zum steil aufstrebenden Campanile di Val Grande, den wir auf seinem östlichen Bande umgingen. Südgrat und Ostwand, noch Probleme, sahen uns nicht verlockend genug aus, einen Versuch zu beschließen. Von der Höhe der Wienerscharte eilten wir dann auf gut bekanntem Gebiete unserem „Wasserplatze“ zu und beehrten ihn mit einer halbstündigen Trinkrast (6 Uhr 15 Min. bis 6 Uhr 45 Min.). Nach tüchtigem Marsche erreichten wir unsere gastliche Stätte um 8 Uhr abends.

<sup>1)</sup> Vor uns dürften zwei Partien den Berg besucht haben.

<p>DIE NORDHÄLFTE DES NORDZUGES.</p>
--

Der folgende Tag, es war der 1. September, sollte uns endlich das längst ersehnte Morgenschlächchen bringen — er wurde als Rasttag bestimmt. Im gewöhnlichen Bürgerleben als ein Tag des Mammons gern gesehen, wurde er von uns zum Tage der Erholung von großen Strapazen gemacht; nur T. wanderte hilfesuchend hinunter nach San Martino, tiefen Groll im Herzen über die nachlässige Arbeit seines Schusters! — B. photographierte nach allen Himmelsrichtungen und ich bezog verschiedene Lungerplätzchen, die ich nach dem Stande der Sonne wechselte.

Der für morgen vorbereitete Feldzug sollte uns die beiden „jungfräulichen“ Lasteitürme bescheren und dabei wollten wir soviel als möglich von der nördlichen Hälfte des Nordzuges kennen lernen. Halb und halb rechneten wir mit einem Biwak. Trotzdem waren unsere Mundvorräte nicht sehr umfangreich, als wir am 2. September um 4 Uhr 10 Min. den Rollepaß verließen. In aussichtsreichem Gange gelangten wir über Vezzanaalpe und Vegnotapaß nach Durchquerung der äußerst „schäbig“ verwitterten Mulaznordosthänge auf den Fiocobonboden hinab, wo wir Wasser einnahmen und unsere Helden studierten (7 Uhr 5 Min. bis 7 Uhr 55 Min.). Gar kühn und mächtig erheben sie sich über den dahinsiehenden Fiocobongletscher, dem Beschauer nur abweisende Steilwände und finstere Eisschluchten zukehrend. Namentlich der Kleine Campanile Lastei, von uns mit Nummer III bezeichnet, schien uns mit seinen kolossalen Plattenstürzen zur Einsicht bringen zu wollen, daß es doch Zinnen gibt, denen mit allen Kniffen nicht beizukommen sei. Wir wollen es aber doch versuchen! Sieh dich vor, Recke, es gilt einen ersten Kampf!

Der mühselige Anstieg zum Passo Lucano kostete manchen Schweißtropfen und forderte gebieterisch eine kleine Rast (8 Uhr 55 Min. bis 9 Uhr 25 Min.). Dann begann das Spionieren! Bald lag die schwächste Position des Gegners, sein Ostgrat, offen vor uns und es handelte sich nur um einen praktischen Zugang. B. beschnüffelte die Nordflanke, während ich in der Schlucht südlich des Berges das Gesuchte erspürte. Um 10 Uhr standen wir vor dem Schneeloch in der Scharte zwischen Campanile III und II und stellten fest, daß der Radiosche Steinmann noch immer sein aussichtsreiches Plätzchen auf dem Brückenbogen behauptete. Leicht begriffen wir, daß jene Herren damals in der plattenwulstigen Nordwand des Mittelturmes nichts ausrichteten. Nach 35 Minuten machten wir uns an die Arbeit, den „kleinen Trotzkopf“ zu beugen.

Von einer kleinen Steinstufe etwas unter der Scharte kletterten wir die griffige Wand zum Ostgrat hinauf, den wir oberhalb eines Felskopfs in einer ebenen Scharte erreichten. Tückisch lächelnd wandte uns der Angegriffene sein glattes Felsgesicht zu. Doch wir rückten ihm ungeniert längs der stellen Gratkante zu Leibe. Durch Risse und Rinnen emporklimmend und zum Schlusse eine recht schwierige, grifflose Stelle zwingend, gelangten wir auf eine hübsche Plattform unter dem Gipfelabbruch, der uns schon von unten ziemlichen Respekt eingeflößt hatte. Von rechts lehnt sich ein etwa 7 m hoher Plattenkegel an die senkrechte Karrenplatte, deren Erosionslöcher die einzigen Haltepunkte versprachen. Zunächst gab es ein erfolgloses Probieren; über die Spitze des Felskegels kam nämlich keiner von uns hinauf! Es war auch gut, daß sich niemand in die Stelle „verbiß“, denn das Schlußstück sah wirklich sehr zweifelhaft aus. Dann schlugen wir uns in die Nordseite. Ein absteigender, sehr ausgesetzter Quergang über geneigte Platten brachte uns auf eine bequeme Terrasse, die nun unsere Operationsbasis bildete. Zum Glück fand sich eine ausgezeichnete Sicherungsgelegenheit, denn auch hier wehrte sich der schon halb bezungene Kämpfe. Unser Gesimslein zieht noch einige Meter in die schauerlich steile Nordwand hinaus und dort, wo es endet,

wollten wir gern auf einen aus der Wand ragenden spitzen Block hinaufgelangen. Aber das 4 m hohe Wandstück zwischen Gesimse und Block bot unverschämterweise nicht halb soviel an Griffen, als selbst noch so bescheidene Kletterer immerhin beanspruchen müssen. Alle Versuche schlugen auch hier fehl! Sollten wir unverrichteter Dinge abziehen müssen, bittere Enttäuschung im Herzen? Nein! Eines versuchen wir noch! Wo für den Hebel eiserner Kraft kein schmales Ritzchen zum Angriff sich bietet, hilft vielleicht List aus der Klemme! — Nun begann ein frohes Lassowerten nach dem uns unerreichbaren Block. Ha! das Seil hängt! Doch nein, es gleitet wieder ab! Ist so wenig Halt hinter dem Zacken, was nützt uns dann das Seil? Wieder folgte Versuch auf Versuch, bis endlich doch der glückliche Wurf gelang und wir mit Freudengeschrei das baumelnde Seil begrüßten. Es hielt tadellos fest.

Wer sollte nun Erster sein? Fürwahr das Hinaufhängeln am straff gespannten Seil ist durchaus kein sonderlich lockender Genuß! Bei einer kleinen Rundfrage behauptete T. siegreich den ersten Platz, indem er fünfzehn freie Aufzüge garantierte! Bald stand er auf B.'s Schultern, dann knisterte eine Weile das neue Seil — und dann leuchtete ein keuchendes, glückseliges Antlitz herab vom schmalen Postamente! Heil! Wir haben ihn! Kurze Zeit später hatte auch B., von mir unterstützt, die Stelle hinter sich, dann sah ich beide noch eine manns hohe, scheinbar gar nicht leichte Wandstufe erklimmen, worauf sie auf einem sich rasch verbreiternden Gesimse in beschleunigtem Tempo gegen den Gipfel hin verschwanden. Bald belehrte mich heller Jubelgesang, daß sie ihren Fuß dem niedergerungenen Gegner aufs Haupt gestellt, und ich fand ihre Freude erklärlich, ich nahm ja selbst daran teil. Denn schwer war der heutige Gang gewesen und länger hatte der ungewisse Kampf gewährt, als zu erwarten war. Daß sie aber meiner ganz vergaßen, mich an ihrem Gipfelglück nicht teilnehmen lassen wollten, nahm ich ihnen bald übel. Ich hatte nämlich die Absicht ausgesprochen, unter Sicherung von oben den direkten Gratabbruch versuchen zu wollen, um vielleicht doch noch einen ehrlichen Anstieg feststellen zu können. Als sich nun die Freunde auf mein energisches Drängen hin endlich doch ihrer Pflicht erinnerten, machte ich vorsichtig den Plattengang zurück auf die hübsche Plattform. Hier band ich mich an das herabbaumelnde Seil und packte die Sache an. Leider fiel der Erfolg nicht glänzend aus und ziemlich kleinlaut landete ich in nicht ganz einwandfreier Technik bei den lachenden Kumpanen. Eins war aber sichergestellt: Ohne Hilfe von oben gibt es hier keinen Aufstieg! — Über den sanftsteigenden Gratrücken liefen wir dann, endlich vereinigt, die wenigen Schritte hinauf zum schmalen Gipfel, der nach drei Seiten in verblüffend steilen Wänden abstürzt (12 Uhr 30 Min. — 2720 m.) Die Bezwingung der verhältnismäßig geringen Höhendifferenz hatte uns zwei Stunden gekostet.

Dafür hatten wir uns aber auch ein herrliches Plätzchen erobert. Als letzter Hochgipfel des Nordzuges weit in niedrigere Regionen vorgeschoben, ist unser Turm ein gar trefflicher Luginsland und lange würdigten wir die reizvolle Schau durchs sinnverwirrende Zackenheer der Dolomiten bis weit hinein ins Herz der Alpen. Gegen den Palastock zu ist allerdings der Blick durch die protzig aufstrebende Steilwand des Mittelturmes etwas behindert. Wird es uns gelingen, auch diesen Gipfel zu erreichen? Wenn ja, dann jedenfalls auch nur von der Südseite her!

Nach erquickender Rast begaben wir drei uns mit rührendem Eifer an die mühevollen Arbeit, einen gewaltigen Steinmann zu errichten, der unseren Sieg weiten Fernen verkünden sollte; dank der überreich gespendeten, mittägigen Sonnenwärme wurde uns das Werk recht sauer!

Dann hieß es wieder scheiden von „unserem Gipfel“, es harrten unser noch mancherlei Aufgaben! (1 Uhr 35 Min.) Ein fingerdicker Felschenkel bot treffliche Gelegenheit zum Abseilen über den Gratabbruch und von der Plattform weg folgten wir unserem Aufstiegswege, wobei sich der letzte, diesmal meine Wenigkeit, lange nicht von einer gewissen Stelle trennen konnte! Grifflose Stufen erheischen eben beim Abstieg immer peinlichste Sorgfalt! Von 2 Uhr 55 Min. bis 3 Uhr 15 Min. hielten wir in der Scharte Rast, stiegen dann die Schlucht östlich ab, um in der nächsten Schlucht zur zweiten Scharte emporzustreben. Vorher mußte aber noch einer erwartet werden, der irgendwo seinem vergessenen Tabaksbeutel nachjagte!

Inzwischen war bei einem Schneefleck eine herrlich frische Quelle entdeckt worden, an der wir uns entsprechend gütlich taten. Als wir dann in der Scharte zwischen großem und mittlerem Campanile Lastei standen (4 Uhr 15 Min.), konnte uns die Südflanke des letzteren nur ein mitleidiges Lächeln entlocken! Der Turm Nr. II hatte seinen Gipfel nur schlecht gegen zudringliche Bewerber verwahrt. Nach einer Pause von zehn Minuten stürmten wir los. Ein links hinanziehendes Plattenband brachte uns zu einer Steilstufe, die an ihrer niedrigsten Stelle erklimmen wurde, ein kurzes Band führte weiter nach links, von wo über einen überhängenden Block (einzige „bessere“ Stelle) und gute Stufen der Gipfel erreicht wurde (2780 m). Die Ersteigung hatte volle 3 Minuten beansprucht! Leider! sagten wir damals, denn mit unserem angeregten Appetit hätten wir viel lieber einige harte Nüsse mit ehrlicher Freude geknackt! So blieb uns nichts anderes übrig, als stolzen Auges hinunter zu spähen nach dem jüngsten der drei Brüder, auf dessen 60 m unter uns liegendem, schmalem Scheitel der formvollendete Steinmann waghalsig und verwegend balanzierte. Auch der Campanile II bekam sein Gipfelzeichen, dann stiegen wir in sieben Minuten zur Scharte zurück, um gleich hernach an die Eriedigung einer Ehrenpflicht zu gehen: Respektbesuch beim Senior-Turme (5 Uhr 5 Min.).

Der Anstieg ist leicht zu finden: auf abwechslungsreicher Linie wird die Ostflanke gequert und über den Südgrat der Gipfel erklimmen. Nach 15 Min. saßen wir beim Steinmale, 2850 m, und schauten hinaus in die sonnig glänzende Weite. Verwunderlich fanden wir, daß der Erstersteiger Th. Oberwalder-Wien mit Führer Zecchini erst in uns nach sieben Jahren seine ersten Nachfolger fand; der schöne Berg verdient wohl mehr Beachtung! — Gern hätten wir hier recht lange gewieilt und mit Muße dem langsamen Niederdämmern des Abends gelauscht, aber noch wußten wir nicht, wo wir heute unser müdes Haupt betten sollten, denn das Biwak war nun längst beschlossene Sache. Bald nach 6 Uhr stiegen wir also zur Scharte zurück, in der Schlucht wurden alle Flaschen gefüllt und an ihrem Ausgang war bald ein passendes Plätzchen gefunden — der Bau des „Hotel Lastei“ konnte beginnen (Seehöhe etwa 2500 m — 7 Uhr).

Im steil gegen Garès abfallenden Plattengehänge hatten die in seichter Rinne gesammelten Wässer ein prachtvolles Sandbecken ausgehoben, das gar wohl geeignet erschien, unseren müden Leibern ein gastlich Ruhelager zu bieten. Allerdings, Regen durfte keiner einfallen, sonst hätte sich die still-einsame Beiwacht in eine aufgeregte Wasserpantomime verwandelt, in der uns, dank der gelben Battistschlafsäcke, die wenig erquickliche Rolle der „dummen Goldfische“ zugefallen wäre. Die Mulde wurde notdürftig von größeren Steinen gesäubert, die gleichzeitig das Material für eine kleine Schutzmauer auf der Abgrundseite lieferten, dann wurde die Decke einer etwas unterhalb befindlichen Vegetationsinsel sorgfältig abgehoben und zu schwellender Auspolsterung unseres Heims verwendet. Der Kocher bekam seinen Aufstellungsplatz und die Laterne ihren

Nagel. — Rasch war dabei die Zeit enteilt, und als wir uns endlich in warmer Überkleidung zum Abendbrot setzten, da hatte der Vollmond schon solche Leuchtkraft gewonnen, daß er jedes künstliche Licht „in den Schatten“ gestellt hätte.

Keiner von uns hätte etwas zu klagen gehabt, alle hätten wir uns unsagbar wohl gefühlt, wenn nicht ein Übelstand aufgetaucht wäre, der die gehobene Stimmung einigermaßen beeinträchtigte: Unsere Expedition begann an Nahrungsmangel zu leiden! Wehmütig, voll Entsagung, legten wir mit unwillig knurrendem Magen je ein Wurst- und Weckenzipfelchen für morgen zur Seite. Immer wieder mußte zur Mäßigkeit gemahnt werden, nie geahnte Blicke nach fremden Proviantbeuteln wurden ertappt. In solcher Situation lernt man begreifen, wie bezeichnend der Stumme den Neid als ein Vöglein deutet, das am eigenen Herzen frißt, während das fieberisch glänzende Auge an den Gütern des Nächsten hängt. — Da half nur ein alter Freund den küsternen Magen betrügen: Tröster Tabak! In dichten Wölkchen und verschiedenen Qualitätsnuancen ringelte der Rauch in die stille Nachtluft empor, während wir, wohligh im Schlafsack dahingestreckt, des Sandmännleins harreten. Lange starrten wir noch hinaus in die verschwimmende Ferne, wo am Fuße schattenhafter Bergkolosse vereinzelt Lichtlein den Blick fesselten, bis unsere phantasievoll ausgestatteten Vorstellungen der angedeuteten Wohnstätten abgelöst wurden durch noch wohllichere, farbenprächtigere Bilder aus dem Traumlande.

Um Mitternacht mußte es gewesen sein, als ich einen Blick hinaustat in die kühle Nacht. Gerade lugte noch ein Stück der silbernen Mondscheibe hinter dem südlichen Bergprofil hervor und erzeugte im Geklüfte der Umgebung unheimliche Schattengebilde. Da eilte es noch nicht mit dem Weckruf und beruhigt zog ich mich wieder in die wärmende Behausung zurück. Doch nach wenigen Stunden wollte der Schlaf nicht mehr gelingen. Durch alle Fugen kroch uns die Morgenkühle ins Bett und machte den feuchtwarmen Körper erschauern. Bald wünschten wir sehnlichst den Morgen herbei, das heißt B. und ich, indes unser dritter, von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen, ruhig dahinschlief. Fröstelnd warteten wir auf das Kochen des wärmenden Frühstücks und versuchten nach Maßgabe des beschränkten Raumes unsere erstarrten Glieder in normale Wärme und Gelenkigkeit zu bringen. Endlich begann das Sternenheer zu erblassen, die Atmosphäre füllte sich mit wesenlos grauem Schein und bald entdeckten wir im fernen Osten einen schwach rötlichen Schimmer. Jetzt mußte auch T. „raus aus den Federn“, den Sonnenaufgang durfte er nicht verschlafen! Schlotternd und klappernd, die Hände tief in den Taschen vergraben, hockten wir in unserem schlecht geheizten „Hotel“, während unsere Blicke gebannt am östlichen Firmamente hingen. Rasch wuchs der rote Schimmer, er wurde zum flammenden Schein; wie neu belebter glühten die Gipfel der fernen italienischen Berge. Dann schoß ein goldiger Strahl empor und ganze Bündel folgten ihm, fast ruckweise tauchte der feurige Sonnenball über der zackigen Horizontlinie auf und bald darauf erhob er sich — losgelöst von allem Irdischen — ins reine Äthermeer, um auf stolzer Bahn sein goldenes Füllhorn segenspendend und belebend über die wonnig erglühende Erde zu führen. Heil dir, du junger Tag! Heil dir, Frau Sonne! Du bringst uns neue Kraft, entflammst in uns neuen Wagemut nach tatenlos verbrachten Stunden der Finsternis, gibst uns dem Leben wieder!

Als bald begann rührige Tätigkeit. Das Lager wurde abgebrochen und um 6 Uhr 35 Min. abmarschiert. Wohl war das Tempo noch ein sehr schneckenhaftes, aber allmählich bekam jeder seine etwas steifen „Spazierhölzer“ wieder in Gewalt. Die Cima Zopel, 2866 m, direkt von Norden zu versuchen, hatten wir keine Lust, umgingen sie vielmehr nach Radios Beschreibung östlich und

turnten dann, jeder in einem anderen Kamine, in der Südseite empor zum selten besuchten Gipfel (7 Uhr 35 Min.). Die Fernsicht bot gegen die des Vortages nur entgegengesetzte Lichteffekte in blässeren Tönen. Da T. nach seiner Aussage heute unbedingt „unterernährt“ war, wir überhaupt unsere Leistungsfähigkeit für etwas beeinträchtigt hielten, wollten wir so rasch als möglich die Fleischköpfe unserer Cantoniera erreichen. Aber die Cima di Campido wollten wir noch überschreiten, sie lag ja am Wege! Ihre nördliche Schneeterrasse spendete reichlichen Trunk und das rauhe Geklippe des steilen Nordgrates bot ein fröhliches Klimmen. Um 9 Uhr 20 Min. betraten wir ihren 3001 m hohen Scheitel, dessen Aussicht jener von der Cima Zopel ganz ähnlich ist; nur in den Nahbildern ist eine kleine Verschiebung eingetreten. Nach gemütlicher Rast wurde südlich abgestiegen (10 Uhr 5 Min.), und ehe eine Stunde um war, hatten wir die (vermutlich) erste Überschreitung des Berges hinter uns.

In der Scharte stellten wir fest, daß unser ein großer Umweg mit beträchtlichem Höhenverlust bevorstand, wenn wir über das Band „Banca delle Fede“ den Passo di Val Grande erreichen wollten. Dazu lockte die herrliche Nordostwand der nahen Cima di Fiocobon so gewaltig, daß T. leicht umzustimmen war. In ganz außerordentlich genußvoller Kletterei gewannen wir die scharfe Doppelspitze, 3056 m, und verweilten angesichts der reizvollen Aussicht gerne eine geraume Spanne auf dem hufeisenförmig gekrümmten Gipfelgrat (12 Uhr 30 Min. bis 1 Uhr 15 Min.). Leider waren uns die sonst üblichen äußeren Merkmale einer Mittagsrast vollständig versagt. — Der griffgesegnete, steile Südgrat entlockte uns Rufe des Entzückens, der enge Kamin weckte mancherlei Vergleiche und um 2 Uhr 25 Min. standen wir in der schmalen Forcella Bernard, von der eine scheußliche Eisrinne westwärts hinabzieht. Jetzt fehlte uns nur mehr der Campanile di Fiocobon, 2950 m, der als ungemein kühner Eckturm des Massivs mit dem ebenbürtigen „Vierfingerturm“ den Passo di Val Grande bewacht. Der mußte noch unser werden und zwar mußte die Sache rasch gehen. T. wollte lieber auf uns warten und übernahm einen Auftrag als Koch; in einer Rucksackfalte hatte sich nämlich noch eine Kaffeeconserven vorgefunden, die nun zubereitet werden sollte! Wir zwei „liefen“ ans Werk.

Erst mußten noch zwei große Grattürme überlistet werden, was nicht ganz einfach ging, dann turnten wir in herzerfreuendem Klettern, vom Freunde beobachtet, zum Gipfel empor. Die 50 Minuten hatten sich wahrlich gelohnt, denn, abgesehen von den Reizen der Tur selbst, bieten der Tiefblick gegen Süden und der Rückblick auf das Fiocobonmassiv des Mannigfaltigen und Erhabenen so viel, daß der kleine Abstecher als wohlbelohnte Mühe erscheint. Auch auf diesem Berge waren wir die zweiten Besucher und fanden Oberwalders Karte noch vor. Nur zehn Minuten Aufenthalt gönnten wir uns, um den Wartenden nicht ungeduldig zu machen, und ehe wir seinen Blicken entschwanden, bestellten wir etwas laut den Kaffee. Nach 40 Minuten konnten wir das nicht sonderlich aromatische Gebräu in unsere ausgetrockneten Kehlen gießen und um 4 Uhr 35 Min. ging's die Eisschlucht hinab. Radios Urteil über die Bösartigkeit dieser Klamm können wir vollinhaltlich bestätigen. Ihre Durchsteigung kostete auch uns eine knappe Stunde, wobei wir noch im unteren Teile durch Kamine rechts auskniffen, was aber mit einmaligem Abseilen endete. Endlich waren die Firnfelder des Mulazkessels erreicht und um 6 Uhr konnten wir uns am kleinen Quellsee zum letzten Male satttrinken nach Herzenslust!

Doch nicht lange weilten wir, denn gleich einem brüllenden Leu gebärdete sich der Magen; er trieb den unterworfenen Körper in rasender Eile dem Ziel seiner Sehnsucht entgegen! Nur wenig Gelegenheit bot sich, der herrlichen, liebe-

wonnenen Gebirgslandschaft die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken, trotzdem es eigentlich Abschied nehmen hieß, denn schon nach 1 1/2 stündigem Gewaltmarsche ließen wir uns in herablassender Würde vom aufmerksamen Wirtspersonale begrüßen. Küche und Keller boten reichlich vom Besten, um unseren, was die Quantität betraf, ungeheuerlichen Forderungen gerecht zu werden! An der reichbesetzten Tafel stellte nun jeder von uns nicht nur seinen Mann, sondern gewiß noch zwei weitere — zum großen Gaudium eines altitalienischen Pensionistenhäufleins, zum schmunzelnden Ergötzen der Wirtsleute!

Freudig und hell klangen da unsere Gläser aneinander, es war ja Scheidestunde! Freilich wollten wir noch nicht aus dem Gebirge fliehen; wir trugen noch mancherlei Pläne in uns für die kommenden Tage. Allein wie himmelhoch unterscheidet sich die Durchführung einer, wenngleich recht schwierigen, aber genau beschriebenen Modetur vom konzentriert selbständigen Emporringen im unbekanntem, unerforschten Bergrevier! Wie spannend gestaltet sich die Überwindung der einzelnen Schwierigkeiten ohne Kenntnis einer längst festgestellten Anleitung dazu, wie freut sich unser kampfesfroh geschwelltes Herz jedes errungenen Vorteiles, wie ungleich höher erscheint uns dann der glückliche Sieg!

Die schöne Zeit war nun dahingeschwunden, sittsam und manierlich wollten wir nun wieder in den abgeschliffenen Fußstapfen ungezählter Vorfahren wandeln, als könnte es nicht anders sein auf Erden. Unausgesprochen erstand da in unserer Brust das ernste Gelöbniß, untüchtig und unvergeßlich festzuhalten die Erinnerung an frohes Wagen und siegreiches Bezwingen, an eine ungebundene, dem Zufall anvertraute Lebensführung voll Romantik, an goldig glänzende Sonnentage im abgeschiedenen, einsamen Berglande!

*(Schluß dieses Jahrganges.)*

